

School of Theology at Claremont



1001 1411800

KIRCHLICHES JAHRBUCH

1972



The Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE
CLAREMONT, CALIFORNIA

KIRCHLICHES JAHRBUCH 1972

der evangelischen Kirche in Deutschland

1972

Herausgeber: Johannes Schneider

Herausgeberin: Christa Schneider

1972, 1973

DUITZSCHER VERLAG

DUITZSCH

KIRCHLICHES JAHRBUCH

für die Evangelische Kirche in Deutschland

1972

Begründet von Johannes Schneider

Herausgegeben von Joachim Beckmann

99. Jahrgang

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

GERD MOHN

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Inhalt

KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE 1972

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier	1
1. Volkskirche in der Diaspora — zwei Berichte	1
Bericht von Präses Lic. Immer (Auszug)	5
Bericht von Landesbischof Professor Dr. Lohse (Auszug)	5
2. Der zukünftige Weg der EKD-Struktur- und Verfassungsreform ..	7
a) Struktur- und Verfassungsberatungen der EKD-Synode	7
Bericht des Ratsvorsitzenden Landesbischof D. Dietzfelbinger (Auszug)	7
Bericht des Ausschußvorsitzenden Präses D. Dr. Raiser	14
EntschlieÙung zur Struktur- und Verfassungsreform	21
b) Gliedkirchliche Überlegungen und Stellungnahmen zur Struktur- und Verfassungsreform	22
A. Die Arnoldshainer Konferenz	22
B. Die Evangelische Kirche der Union	23
Bericht des stellvertr. Ratsvorsitzenden Präses D. Thimme (Auszug)	23
Stellungnahme der Synode der EKV zum Entwurf der Grundordnung	25
C. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands	26
Bericht des Leitenden Bischofs D. Wölber vor der Generalsynode (Auszug)	26
EntschlieÙung der Generalsynode	27
D. Der Reformierte Bund	27
Bericht von Moderator Professor D. Dr. Niesel (Auszug)	27
Stellungnahme des Moderaments	28
E. Die Evangelische Landeskirche in Baden	30
BeschluÙ	30
F. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern	31
Bericht von Landesbischof D. Dietzfelbinger (Auszug)	31
BeschluÙ der Landessynode vom 5./10. Mai 1972	33
BeschluÙ der Landessynode vom 31. Mai/3. Juni 1972	33
G. Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (West)	33
Stellungnahme der Synode	34
H. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Braunschweig	34
BeschluÙ der Landessynode	34

I. Die Bremische Evangelische Kirche	35
Beschluß des Kirchentages	35
K. Die Evangelisch-Lutherische Kirche im Hamburgischen Staate	35
Bericht von Bischof D. Wölber (Auszug)	35
Stellungnahme der Synode	36
L. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers	37
Erklärung der Landessynode	37
M. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau	38
Beschluß der Kirchensynode	38
N. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck	39
Beschluß der Landessynode	39
O. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Lübeck	40
Beschluß der Synode	40
P. Die Evangelisch-reformierte Kirche in Nordwestdeutschland	40
Beschluß des Landeskirchentages	40
Vorlage des Landeskirkenvorstandes (Auszug)	40
Q. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg	41
Beschluß der Synode	41
R. Die Pfälzische Landeskirche	41
Beschluß der Synode	41
S. Die Evangelische Kirche im Rheinland	41
Entschlieung der Landessynode	42
T. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche von Schaumburg-Lippe .	42
Stellungnahme der Landessynode	42
U. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holsteins . . .	43
Beschluß der Landessynode	43
V. Die Evangelische Kirche von Westfalen	43
Beschlüsse und Empfehlungen der Landessynode	44
W. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg	45
Stellungnahme der Landessynode	45
3. Die innerevangelischen Lehrgespräche	46
a) Lutherisch-reformierte Gespräche auf europäischer Ebene	46
Stellungnahmen zu dem Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“	46
A. Die Arnoldshainer Konferenz	46
B. Die Evangelische Kirche der Union	47
C. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands	48
Stellungnahme des Theologischen Ausschusses der VELKD	49
Entschlieung der Generalsynode und der Bischofskonferenz . . .	51

D. Reformierter Bund	52
E. Die Evangelische Landeskirche in Baden	52
F. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern	53
Rundschreiben an die Dekanate mit Leitfragen	53
Erklärung der Landessynode	54
Empfehlung des EKD-Ausschusses	56
G. Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (West)	56
H. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Braunschweig	57
I. Die Evangelisch-Lutherische Kirche im Hamburgischen Staate	58
Gutachten des Hauptpastorenkollegiums	58
Synodalbericht von Bischof D. Wölber (Auszug)	59
Beschluß der Synode	62
K. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers	62
Beschluß der Landessynode	62
L. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck	63
Beschluß der Landessynode	63
M. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Lübeck	64
Empfehlung des Theologischen Ausschusses des Geistl. Ministeriums	64
N. Die Pfälzische Landeskirche	65
Beschluß der Landessynode	65
O. Die Evangelische Kirche im Rheinland	65
Erklärung von Präses i.R. Professor D. Dr. Beckmann	65
Beschluß der Landessynode	65
P. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holsteins	66
Entschließung der Landessynode	66
Q. Die Evangelische Kirche von Westfalen	66
Stellungnahme der Landessynode	66
Stellungnahme des Theologischen Ausschusses	67
R. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg	68
Stellungnahme der Landessynode	68
S. Die Theologische Fakultät der Universität Erlangen	69
Gutachten	69
T. Die Augustana-Hochschule Neuendettelsau	76
Stellungnahme des Dozentenkollegiums	76
U. Stellungnahme einer theologischen Arbeitstagung	78
V. Die Kirchliche Sammlung um Bibel und Bekenntnis und verwandte Gruppen	79
Ratzeburger Thesen	79
Votum der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers	83

Stellungnahme der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der luth. Kirche	87
W. Aus Stellungnahmen Einzelner.	90
b) Lutherisch-reformierte Gespräche in der EKD	91
Stellungnahme der Kommission für das luth. ref. Gespräch in der EKD zu der Reaktion auf die Thesen zur Kirchengemeinschaft vom 4. Mai 1970	91
4. Theologie und Verkündigung	92
Bericht von Bischof D. Wölber auf der Generalsynode der VELKD (Auszug) . .	93
Erklärung des Moderamens des Reformierten Bundes	93
Erklärung von Professor D. Dr. Künneth (Zusammenfassung)	94
Bericht der Kirchenleitung der VELKD für die Generalsynode (Auszug) .	95
Beschluß der westfälischen Landessynode	98
Stellungnahme der Bischofskonferenz der VELKD „Kirchliches Amt und Ordination“	99
5. Seelsorge	102
Bericht von Bischof D. Wölber (Auszug)	102
Entschließung der Generalsynode der VELKD	104
6. Evangelisch-katholisches Verhältnis und Gespräch	104
Bericht von Landesbischof D. Dietzfelbinger auf der Generalsynode der VELKD	105
Stellungnahmen des Moderamens des Reformierten Bundes	110
Bericht von Präses Lic. Immer (Auszug)	111
Gemeinsame Erklärung der Diözesen und Landeskirchen in NRW	112
Bischof D. Wölber zur Interkommunion	113
Beschluß der Generalsynode der VELKD zur Offenen Kommunion . . .	114
Kirchenpräsident Hild zur Interkommunion	114
7. Der Beitrag der Kirche zu Fragen des politischen und gesellschaftlichen Lebens	115
a) Grundsätzliche Anfragen und Überlegungen zum politischen und gesellschaftlichen Engagement der Kirche	115
Bericht des Ratsvorsitzenden vor der EKD-Synode (Auszug)	115
Bericht von Bischof D. Wölber vor der Hamburgischen Synode (Auszug) . .	117
Stellungnahme von Bischof D. Vellmer	119
Stellungnahme von Bischof D. Scharf	121
b) Kirchliche Stellungnahmen zu den Ostverträgen	123
Erklärung des Rates der EKD	123
Pressemitteilung über die Sitzung der Kirchenleitung der VELKD . . .	124
Erklärung der 25	124
Antwort der Bundesregierung auf die Erklärung der 25	125
Erklärung württembergischer Pfarrer	125
Antwort der Bundesregierung	126
Stellungnahme des Leitenden Bischofs der VELKD	127

Erklärung der Notgemeinschaft evangelischer Deutscher	127
Erklärung von Hochschullehrern, kirchlichen Amtsträgern und Gemeindegliedern	127
Erklärung von Landesbischof D. Lohse	128
Stellungnahme des Rates der EKD (Pressemitteilung)	130
Schreiben von Bischof D. Wölber an Bundeskanzler und Fraktions- führer	131
Antwort des Bundeskanzlers	131
Antwort von Dr. Barzel	132
Rundschreiben von Bischof D. Dr. Harms	132
Stellungnahme der westfälischen Kirchenleitung	132
Offener Brief an die westfälische Kirchenleitung	133
Wort der Regionalsynode West der EKU	134
Erklärung westfälischer Theologen und Laien	134
c) Kirchliche Stimmen zur Bundestagswahl.	135
Erklärung des Rates der EKD	136
Schreiben des Leitenden Bischofs der VELKD an die Parteivorsitzenden	137
Aufruf von Bischof D. Wölber.	138
Rundbrief von Bischof D. Vellmer	138
Rundbrief der Bischöfe Dr. Hübner und Petersen	139
Rundbrief von Landesbischof D. Dietzfelbinger	141
Rundbrief von Landesbischof D. Lohse	142
Handreichung der Landesbischöfe D. Claß und Dr. Heidland.	142
Aufruf „Wider das Geschäft mit der Angst“.	148
d) Kirchliche Stimmen zur Reform des § 218 StGB	149
Erklärung des Rates der EKD	149
Aus dem Synodalbericht von Landesbischof D. Dietzfelbinger	153
Aus dem Synodalbericht von Präses Lic. Immer	154
Beschluß der württembergischen Landessynode	155
Bericht „Aus der Arbeit des Deutschen Evangelischen Frauenbundes“ .	156
e) Der Beitrag der Kirche zum kultur- und bildungspolitischen Gespräch und Geschehen	158
A. Allgemein Bildungs- und Schulpolitik	158
Beschluß der Rheinischen Landessynode	159
Bericht über Erwachsenenbildung vor der badischen Landessynode .	160
Beschluß der Westfälischen Landessynode zur Vorschulerziehung .	162
B. Zum Religionsunterricht	163
Brief des Ratsvorsitzenden an den Präsidenten der KMK	163
Vereinbarung der Kultusminister zur Neugestaltung der gymnasia- len Oberstufe in der Sekundarstufe II (Auszug)	163
Bericht über „Wichtige Probleme des heutigen schulischen RU vor der Badischen Landessynode“	164
Aus dem Bericht von Präses Lic. Immer vor der Rheinischen Lan- dessynode	167
Beschluß der Rheinischen Landessynode	168
Beschluß der Westfälischen Landessynode	169

C. Fachhochschulen in kirchlicher Trägerschaft	170
D. Die Studie „Konflikte im Erziehungsfeld“	170
f) Kirche und Handwerk	180
Gedanken und Vorstellungen zur Intensivierung der Zusammenarbeit	181
g) Kirchlicher Dienst im ländlichen Raum	184
h) Kirche und Sport	184
Studie „Sport, Mensch und Gesellschaft“	185
Aus Überlegungen des Rates der EKD	191
i) Kirchlicher Dienst an Recht und Rechtspflege	192
A. Thesen zur Eidesfrage	192
Ausarbeitung der evangelisch-katholischen Eidkommission	193
B. Vollzug der lebenslangen Freiheitsstrafe	196
Brief des Ratsvorsitzenden an Bundespräsident, Ministerpräsidenten und Justizminister der Länder	196
8. Weltweite Diakonie als Dienst an Frieden und Gerechtigkeit	198
a) Das Anti-Rassismus-Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen	198
Beschuß der Badischen Landessynode	198
Thesen zur Frage der „Gewalt“ im Zusammenhang mit dem Anti-Rassismus-Programm (Vorlage des Ökumenischen Ausschusses der Ev.-ref. Kirche in Nordwestdeutschland)	199
b) Der kirchliche Beitrag zur Entwicklungsarbeit	203
Bericht vom Landesbischof D. Dietzfelbinger (Auszug)	203
Schreiben von Bischof D. Kunst und Bischof Tenhumberg an den Bundeskanzler	205
c) Die Aktion „Brot für die Welt“	206
Aufruf zur 14. Aktion	206
d) Kirchliche Stimmen zur 3. Welthandelskonferenz	207
Erklärung des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz mit Anregungen einer Expertengruppe	207
Stellungnahme der EKD-Synode (Region West).	211
Entschließung der Arbeitsgemeinschaft der Ev. Jugend auf dem Lande	212
e) Zur Lage in Südafrika	213
Schreiben des Ratsvorsitzenden an den Ministerpräsidenten der Republik Südafrika	213
Empfehlungen des Zentralausschusses des ÖRK	214
Empfehlungen des Rates der EKD	214
Beschuß der EKD-Synode	215
Beschuß der Westfälischen Landessynode	216
f) Zur Lage in Vietnam	216
Beschuß der EKD-Synode	216

II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik	
Von Erwin Wilkens	217
1. Politischer Hintergrund	217
2. Kirche in Staat und Gesellschaft	220
a) Allgemeines	
Gesamtdarstellung der DDR von Kurt Sontheimer und Wilh. Bleek ..	220
Interview des epd mit Bischof D. Schönherr (Auszug)	223
Bericht von Fred Oldenburg: Aufwertung von Agitation und Propaganda	226
Aus dem Agitationsbeschuß des Politbüros des ZK der SED	227
Aus der Grußansprache von Prof. Albert Norden vor dem Parteitag der CDU in Erfurt	228
Kommentar vom Reinhard Henkys	229
b) Einzelfragen staatlicher Kirchenpolitik	231
Aus dem Bericht von Bischof D. Fränkel vor der Görlitzer Provinzial- synode	231
Aus dem Bericht der Kirchenleitung der Ev. Kirche in Berlin-Branden- burg (Regionalsynode Ost) auf der Synodaltagung	233
Ein Brief an junge Christen, die in ihren Bildungsmöglichkeiten Schwierigkeiten haben	235
Brief der katholischen Bischöfe in der DDR zur Frage der Jugendweihe	237
Kommentar aus der Bundesrepublik zu dem Brief	240
c) Kirchliche Verantwortung in Staat und Gesellschaft	242
„Christus befreit – darum Kirche für andere“	
Referat von Dr. H. Falcke auf der Bundessynode in Dresden	242
„Dresden 1972“ – Bericht in der Mecklenburgischen Kirchenzeitung ..	255
Synodalbericht der Kirchenleitung von Magdeburg (Auszug)	256
Über das spezifisch „Christliche“-Aufsatz von Carl Ordnung	260
Gesetz der DDR über die Unterbrechung der Schwangerschaft vom 9. 3. 1972	263
Durchführungsbestimmungen zu dem Gesetz vom 9. 3. 1972	264
Wort der Bischöfe der ev. Landeskirchen in der DDR	267
Erklärung der Berliner Ordinarienkonferenz	268
Gemeinsamer Beschluß zur Förderung der berufstätigen Mütter, der jungen Ehen und der Geburtenentwicklung (ZK der SED und FDGB)	269
3. Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR	271
a) Allgemeines	
Bericht der Konferenz der Kirchenleitungen an die Synode des Bundes	271
b) Tätigkeit der Organe des Sekretariats sowie der Kommissionen und Ausschüsse	280
Arbeitsbericht des Sekretariats des Kirchenbundes für das Jahr 1972 ..	280

c) Synodaltagung vom 30. Juni bis 4. Juli 1972 in Dresden-Strehlen . . .	292
Bericht des Sekretariates des Kirchenbundes über die Aussprache zu dem Hauptreferat	292
Stellungnahme der Synode zum Bericht der Konferenz der Ev. Kirchenleitungen in der DDR	293
Urteile über die Synodaltagung auf der Synode	295
Beurteilung eines westdeutschen Beobachters	296
d) Gemeinschaft der Kirchen, Reformbestrebungen und Lehrgespräche .	297
Bericht über den Stand des Lehrgespräches zwischen EKU und VELK zu einer europäischen luth.-ref. Konkordie	297
Dritter Werkstattbericht der Lehrgesprächskommission	301
Gemeinsame Stellungnahme der Ev. Kirchen in der DDR zum Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“	309
Kommentar zur Unterzeichnung der Gemeinsamen Stellungnahme . . .	312
Beschluß der Regionalsynode Ost der EKU betreffend „Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ und Lehrgesprächskommission	314
Schreiben der VELK an die EKU und Problemskizze „zur größeren Gemeinschaft“	315
e) Ökumenische Beziehungen	318
Orientierungshilfe der Gemeinden für Besuchsreisen in das sozialistische Ausland	318
Rede vom Bischof D. Schönherr anläßlich eines Empfangs in Moskau .	319
Bericht über einen Besuch des Bischofs D. Schönherr in Großbritannien	321
Predigt-ansprache von Bischof D. Schönherr in der Londoner Westminster-Abbey	323
Beschluß der Konferenz der Kirchenleitungen über ein 2. Sonderopfer für das Antirassismusprogramm	324
Aus dem Bericht von Bischof D. Fränkel auf der EKU-Regionalsynode Ost.	332
4. Strukturaufgaben und Gemeindeaufbau	334
Empfehlung der Konferenz der Ev. Kirchenleitungen zu Raumordnungs- und Strukturfragen	334
Arbeitsergebnis des Gemeindevausschusses des Kirchenbundes zur künftigen Gestalt der Gemeinden in Städten und in ländlichen Gebieten	336
Bericht der Kirchenleitung der Kirchenprovinz Sachsen über die vordringlichen Strukturaufgaben in der Kirchenprovinz	343
Rahmenplan für Gemeindegemeinden	350
Aus dem Bericht der Kirchenleitung der Kirchenprovinz Sachsen „Erkennbare Schwerpunkte in der Arbeit der Gemeinden“	355
5. Fortentwicklung der Ost-West-Beziehungen in der EKU und in der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg	357
a) EKU	358
Aus dem Bericht des Ratsvorsitzenden, Bischof D. Fränkel, auf der Tagung der Regionalsynode Ost	358

Aus dem Bericht des stellv. Ratsvorsitzenden, Präses D. Thimme, auf der Tagung der Regionalsynode West	360
Kirchengesetze über die Organe und Dienststellen der EKU vom 23. 4./8. 5. 1972	361
Erklärung der EKU-Regionalsynode Ost über die Gemeinschaft und Zusammenarbeit der Kirchen	363
Erklärung der EKU-Regionalsynode West	364
Aus dem Bericht der Kirchenleitung vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen	364
b) Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg	365
Briefwechsel zwischen den regionalen Kirchenleitungen	366
Kirchengesetz über das Bischofsamt der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg	367
Kirchengesetz über die Wahl des Bischofs	367
Aus dem Bericht von Bischof D. Scharf vor der Regionalsynode West	369
Begründung für die Entwürfe einer EntschlieÙung zum Bischofsamt und eines Bischofswahlgesetzes von Kons. Präsident Dr. Flor	370
EntschlieÙung zum Bischofsamt	376
Ansprache von Bischof D. Schönherr zur Annahme der Wahl	377
Schreiben der Regionalsynode Ost an Bischof D. Scharf	380
Erklärung von Bischof Scharf nach der Entscheidung über das Bischofsamtsgesetz	381
Kommentar eines publizistischen Beobachters in Westberlin	381
6. Aus der Arbeit der Lutherischen Generalsynode	383
Hauptreferat auf der Tagung der Synode in Weimar „Unterwegs zur größeren Gemeinschaft – Bilanz einer Synode“	383
GrüÙwort des Leiters des Sekretariats des Bundes der ev. Kirchen in der DDR an die Generalsynode	393
Bericht der Arbeitsgruppe II mit der HauptentschlieÙung zum Thema „Auf dem Wege zur größeren Gemeinschaft“	394
Bericht über die Generalsynode in der Mecklenburgischen Kirchenzeitung	396
7. Beispiele theologischer Bemühungen	398
Positionsbeschreibung des Facharbeiterkreises Konfirmation „Das konfirmierende Handeln der Gemeinde“	398
Votum des Ausschusses für Theologie zu der Positionsbeschreibung.	401
Einführung in die Positionsbeschreibung	403
BeschluÙ der Synode der Kirchenprovinz Sachsen zur Tauffrage.	405
Gesprächsergebnis des Taufausschusses der Ev. Kirche der Kirchenprov. Sachsen	405
Zusatz eines Ausschußmitgliedes zu dem Gesprächsergebnis	412
Formular für einen Gottesdienst zur EheschlieÙung (VELK)	413
Handreichung für einen Gottesdienst zur EheschlieÙung	414
Bericht vor der Generalsynode der VELK in Weimar über die Auswirkungen der auf der Generalsynode in Schwerin gehaltenen Referate über den Dienst des Pfarrers heute	416

KIRCHLICHE STATISTIK

I. Aufgaben, Durchführung und Grenzen statistischer Untersuchungen in der Kirche

Von Dieter Rohde 425

II. Kirchengemeinden, Kirchenkreise, geistliche Stellen und geistliches Amt in den Gliedkirchen der EKD im Zeitraum 1962 bis 1972

Von Dieter Rohde 427

Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen 431

Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt 432

Tabelle 3: Die Träger des geistlichen Amts 434

Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte Pfarrer
und Pfarrer im Wartestand 436

Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1972 emeritierten Pfarrer und Pfarr-
verwalter und der im aktiven Dienst verstorbenen Pfarrer ... 437

III. Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Zeitraum 1963 bis 1971

Von Dieter Rohde 438

1. Taufen und Taufziffern 438

2. Konfirmationen 442

3. Trauungen und Trauziffern 442

4. Bestattungen und Bestattungsziffern 445

5. Gottesdienstbesuch und Gottesdienstbesuchsziffern 446

6. Teilnahme am Heiligen Abendmahl und Abendmahlsziffern 448

7. Kirchenein- und Kirchenaustritte 449

Tabelle 1: Taufen im Jahre 1971 451

Tabelle 2: Kindertaufen in % der Geburten des Jahres 1971 452

Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe im Jahre 1971 453

Tabelle 4: Konfirmationen im Jahre 1971 454

Tabelle 5: Trauungen im Jahre 1971 455

Tabelle 6: Trauungen in % der Eheschließungen des Jahres 1971 456

Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Ehepaaren im Jahre 1971 457

Tabelle 8: Heiliges Abendmahl im Jahre 1971 458

Tabelle 9: Abendmahlgäste des Jahres 1971 460

Tabelle 10: Kindergottesdienste sowie kirchliche Unterweisung der Jugend
im Jahre 1971 462

Tabelle 11: Kirchliche Bestattungen im Jahre 1971 464

Tabelle 12: Übertritte (Eintritte zu den Landeskirchen im Jahre 1971) . . .	465
Tabelle 13: Kirchenaustritte im Jahre 1971	466

IV. Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld im Zeitraum 1966 bis 1972

Von Dieter Rohde	467
Tabelle 1: Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld im Jahre 1972 .	469

V. Bauaufwendungen in den Kirchengemeinden der Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland im Rechnungsjahr 1971

Von Dieter Rohde	470
I. Allgemeiner Überblick	470
II. Die Entwicklung der Bauaufwendungen in den Jahren 1962 bis 1971 . . .	470
Tabelle 1: Bauausgaben in den Rechnungsjahren 1966–1971	475
Tabelle 2a: Bauaufwendungen insgesamt nach Bauwerksarten im Jahre 1971	476
Tabelle 2b: Ausgaben für Neubauten nach Bauwerksarten im Jahre 1971 .	478
Tabelle 2c: Ausgaben für Instandsetzungen und laufende Bauunterhaltung nach Bauwerksarten im Jahre 1971	480
Tabelle 3a: Aufwendungen für Neubauten (N) und laufende Bauunterhaltung (U) nach Bauwerksarten im Jahre 1962 in 1000 DM . . .	482
Tabelle 3b: Aufwendungen für Neubauten (N) und laufende Bauunterhaltung (U) nach Bauwerksarten im Jahre 1971 in 1000 DM . . .	484

Kirchliche Zeitgeschichte 1972

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier

1. VOLKSKIRCHE IN DER DIASPORA – ZWEI BERICHTE¹

An den Anfang der Jahreschronik 1972 seien zwei Berichte gestellt, die von den leitenden Geistlichen einer lutherischen und einer unierten Gliedkirche auf Tagungen der Landessynoden erstattet wurden und hier auszugsweise wiedergegeben sind.

Vor der Rheinischen Landessynode, die vom 9. bis 14. April 1972 tagte, führte Präses Lic. Immer aus:

Wenn wir nach einem Bild suchen, das die Situation unserer Kirche treffend wiedergeben kann, so wird es nicht leicht sein, eine gemeinsame Vorstellung zu finden. Viele außerhalb der Kirche wie auch in unseren Gemeinden, die sich besonders an der uns von den Vätern überkommenen Gestalt der Volkskirche stoßen, sehen ein Bild vor sich, auf dem ein altes, ehrwürdiges Gebäude dargestellt ist, aber mit einem Schild versehen: „Zum Abbruch reif.“ Andere, die unter den vielen Veränderungen leiden, denen unsere Gesellschaft heute ausgesetzt ist, möchten ein Bild von der Kirche zeichnen, das inmitten der Unruhe unserer Tage eine ausgesparte heile Welt darstellt, in der die Kirche noch „mitten im Dorf“ liegt. Wieder andere meinen, ein Bild entwerfen zu müssen, auf dem eine kleine, verschworene Gemeinschaft dargestellt ist, die im Strudel einer vom Untergang bedrohten Welt für eine bessere Zukunft kämpft. Ich sehe vor mir das Bild der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Der alte Turm steht noch als Ruine, daneben ein ganz moderner Kirchenbau. Studenten und Besucher Berlins sitzen auf den Stufen, der Großstadtverkehr umbrandet die Kirche von allen Seiten. Und in dem Gottesdienstraum ist eine Gemeinde aus Alten und Jungen versammelt. In einem Weihnachtsgottesdienst ist es sogar zu Handgreiflichkeiten gekommen. Althergebrachtes und ganz Modernes finden sich nebeneinander. Und es erhebt sich die Frage, ob aus dieser Kirche Menschen kommen, die für ihre Umgebung eine Hilfe sein werden.

I.

a) Wenden wir uns nun der *Situation in unseren Gemeinden* zu.

Im Jahre 1970 sind 28 193 Gemeindeglieder aus der Evangelischen Kirche im Rheinland ausgetreten. Das ist die Zahl für zehn Pfarrstellen. Wohl ist die Entwicklung 1971 rückläufig. Auch müssen wir feststellen, daß diese dritte Austrittswelle in unserem Jahrhundert an Zahlen erheblich niedriger ist als die am Anfang der zwanziger Jahre und diejenige im Jahre 1937. Nur die publizistische Begleitmusik ist in unseren Tagen größer. Auf die mannigfachen Gründe will ich nicht eingehen, sondern nur auf zwei Dinge hinweisen. Einmal muß es eine Kirche, die den Auftrag hat, allen Menschen das Heil in Jesus Christus zu sagen, aufs tiefste beunruhigen, wenn so viele Menschen sich von ihr abwenden. Zum anderen ist zu berichten, daß die niedrigsten Austrittszahlen aus den Gemeinden gemeldet werden, die sich im wesentlichen aus Arbeitern und ihren Familien zusammen-

1. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 3ff.

setzen. Am 24. Februar dieses Jahres habe ich auf der Landesbezirkskonferenz des DGB in Bochum diese Tatsache erwähnt und den Arbeitern, die bei der Kirche geblieben sind, gedankt. Daraus erwächst uns als Kirche aber auch eine besondere Verpflichtung. Doch ist meines Erachtens eine andere Tatsache noch bedrückender. In vielen Gemeinden ist der Gottesdienstbesuch in den letzten drei Jahren zum Teil erheblich zurückgegangen. Manche berichten, daß bis zu 25% weniger Gemeindeglieder zum Gottesdienst kommen. Dies Faktum signalisiert eine Lage, der sich alle verantwortlichen Gremien unserer Kirche stellen müssen. Eine Analyse kann die Gründe aufzeigen, aber dann müssen wir nach Mitteln und Wegen suchen, um dieser Tatsache zu begegnen. Viele Fragen sind hier zu klären. Liegen unsere Gottesdienstzeiten, die meist aus der vorindustriellen Zeit stammen, heute in unserer mobilen Gesellschaft mit ihrem ganz anderen Lebensrhythmus noch richtig? Erreicht unsere Sprache den Menschen von heute nicht mehr? Stehen wir noch zu den Aussagen unserer Kirchenordnung über den Gottesdienst? Dort heißt es in Artikel 15: „Der vornehmste Dienst jeder Kirchengemeinde ist der Dienst am Wort Gottes. Die Kirchengemeinde hat dafür zu sorgen, daß sich die Gemeinde so oft wie möglich, besonders aber an jedem Sonn- und Feiertag, zum Gottesdienst versammelt, um die Predigt zu hören, den Herrn im Gebet und Lobpreis anzurufen, das Mahl des Herrn zu halten und ihr Dankopfer darzubringen.“ Die Kirchenleitung hat den ständigen theologischen Ausschuß beauftragt, für die Tagung der Landessynode 1974 eine Vorlage zu erarbeiten, die Auskunft geben soll über die Stellung des Gottesdienstes im Leben unserer Kirche. Noch manche andere Frage wäre hier zu stellen.

In diesem Zusammenhang ist auch von der Verunsicherung vieler Gemeindeglieder zu reden. Mit allen Institutionen unseres Volkes teilt die Kirche das Los, daß sie in Frage gestellt wird und in das Feuer der Kritik geraten ist. Die Nachkriegszeit mit einem schnellen, übereilten Wiederaufbau, der oft restaurative Züge trug, ist für unsere Gesellschaft vorbei. Und es zeigt sich, daß viele Probleme zu kurzschlüssig gelöst worden sind und die Neuansätze zu wenig durchdacht waren. Überall ist der Ruf nach Veränderung laut geworden, in den Schulen und Hochschulen, in den Formen des Zusammenlebens auf dem Land und in den Städten, auf allen Gebieten. Es darf uns nicht verwundern, daß auch die Kirche in diesen Prozeß hineingenommen wird. Im Blick auf die so oft geäußerte Kritik an der Kirche meine ich, daß, abgesehen von so manchem Gerede kleiner Kritiker in der Öffentlichkeit, die auf dieser Welle mitschwimmen, hinter so mancher Anfrage und Anklage an die Kirche eine verborgene, oft enttäuschte Erwartung steht, die Kirche möge die Hilfe bringen, die viele Menschen heute nötig brauchen. Der Ruf nach Veränderung der kirchlichen Strukturen ist heute sachlicher als vor einem Jahr. Doch bleibt es unsere Aufgabe, die Dienststrukturen in der Kirche so den heutigen Gegebenheiten anzupassen, daß die in unseren Gemeinden arbeitenden Menschen sich nicht zerreiben an den Nöten, die durch veraltete Dienstanweisungen und zu große Erwartungen entstehen.

Die Verunsicherung in unseren Gemeinden hat aber noch einen tieferen Grund. Die Ergebnisse der theologischen Arbeit der letzten 150 Jahre haben auf vielen Kanälen auch das letzte Gemeindemitglied erreicht, aber leider oft in schlagwortartiger Verkürzung. Dabei sind die negativen Positionen im allgemeinen hochgespielt worden, während die Hilfen, die durch die Arbeit der Theologie für das Verständnis des Evangeliums dem heutigen Hörer gewährt werden, kaum sichtbar wurden. Ist es da verwunderlich, daß viele Menschen im Glauben unsicher geworden sind? Und kommen sie dann zur Kirche, dann merken sie es bald, daß auch der Prediger auf der Kanzel teilhat an dem Prozeß der Verunsicherung. Seine Redeweise ist oft so kompliziert, weil er sich nach allen Seiten absichern will, er redet oft so freudlos von der Freude, so friedlos vom Frieden, so gesetzlich von der Freiheit. Ich glaube, daß hier die eigentliche Not der Kirche unserer Tage liegt. Denn die Sehnsucht oder der Wunsch, Hilfe zu finden, ist heute nicht geringer als in anderen Zeiten. Bei Meinungsumfragen in verschiedenen Gemeinden wurde auf die Frage, was die Kirche heute vor allem tun solle, an erster Stelle immer die Seelsorge genannt. 70% und mehr der Befragten gaben diese Antwort. Das ist vornehmlich eine Frage an uns Diener am Wort.

b) Damit sind wir bei dem zweiten Problemkreis, *dem Dienst des Pfarrers heute*. Die Fülle der Literatur, die gerade zu diesem Thema heute angeboten wird, mag ein Be-

weis für die Dringlichkeit der Frage sein. Doch habe ich oft den Eindruck, daß zu sehr von theoretischen Überlegungen her gedacht und geplant wird. Wir müssen bereit und nüchtern genug sein, die Probleme anzusprechen, die unmittelbar vor uns den Weg und das Bild unserer Kirche mitbestimmen: die Fragen der Verkündigung, der Seelsorge, die alltäglichen Dinge in unseren Gemeinden. Wir mögen uns darin einig sein, daß das alles Aufgaben der Gesamtgemeinde für die Gemeinde sind. Die Zeit ist endgültig vorbei, in der der Pastor als Pfarrherr die entscheidende Figur im gemeindlichen Leben war, von dem alles erwartet wurde und der auch selber der Meinung war, daß er allem gerecht werde. Vielleicht hat es diesen Mann auch nur in der Karikatur gegeben. Unbestritten ist heute jedenfalls, daß das Zusammenleben in einer Gemeinde komplizierter geworden ist.

Das Bild des Pfarrers hat sich gewandelt. Viele seiner früher selbstverständlichen Aufgaben sind ihm entglitten. Andere haben Funktionen übernommen, die er früher wahrnahm. Hauptamtliche Mitarbeiter sind in den Dienst der Gemeinden und Kirchenkreise gekommen. In unserer Kirche sind z. B. rund 450 Gemeindegliederinnen, Gemeindeglieder, Jugendwarte und Jugendleiter tätig. Ein großer Teil der 120 Gemeindeglieder hat die Verwaltung vakanter Pfarrstellen übernommen. Weil das Verhältnis der Mitarbeiter zu den Pfarrern oft belastet ist und weil Spannungen, die von den Strukturen her bedingt sind, sich in persönlichen Querelen auswirken, leiden Menschen in unseren Gemeinden. Es ist hier nicht der Ort, davon zu sprechen, daß dadurch in den letzten Jahren viele Mitarbeiter fast zerbrochen sind und ihren Arbeitsplatz häufig wechselten. Das Thema „Der hauptamtliche Mitarbeiter in der Gemeinde“ muß uns auf einer der nächsten Tagungen der Landessynode beschäftigen, wenn die hierfür zuständigen Gremien ihre Überlegungen und Planungen abgeschlossen haben. In der Zwischenzeit kann nur die herzliche Bitte an alle Beteiligten ausgesprochen werden, daß durch Menschlichkeit und Freundlichkeit die durch die Strukturen bedingten Spannungen getragen werden.

Immer stärker werden unsere Pfarrer sich dessen bewußt, daß sie sich in einer Rollenkrise befinden, daß sie in der Wertung ihres Tuns verunsichert und ihres Auftrages oft nicht mehr gewiß sind. Hinzu kommt, daß Erwartungen verschiedenster Art an sie herangetragen werden, die sie kaum erfüllen können. Wie giftige Gewächse entstehen Vorwürfe in den Gemeinden, die die Unsicherheit nur noch vergrößern. Worin besteht die Aufgabe, die einem Diener am Wort heute zugemutet werden kann? Viele junge Brüder haben nach dem Examen Angst, in den Gemeindedienst zu gehen. Sie spüren, daß sie den Erwartungen, die an sie gestellt werden, nicht gewachsen sind. Auf den Ordinationsrügen wird immer wieder die Amtsverpflichtung in Frage gestellt, die nach Artikel 67 KO durch Gelübde übernommen werden soll. Die Kandidaten haben Angst vor dem Satz: „Als treuer Hirte sollst du das Heil aller, die dir anvertraut sind, durch Zuspruch und Mahnung mit anhaltendem Gebet suchen.“ Wir sind dem theologischen Ausschuß der Arnoldshainer Konferenz dankbar, daß er eine neue Formulierung des Ordinationsvorhaltes erstellt hat, der uns auf der nächsten Tagung der Landessynode beschäftigen wird.

Doch es gilt: Viele unserer Brüder und Schwestern im Predigtamt sind an der Beschreibung ihres Dienstes irre geworden. Hinzu kommt die abnehmende Zahl der Gottesdienstbesucher, auch die mancherlei Versuche in unserer Kirche, den Gottesdienst durch Hinzunahme neuer Elemente interessanter zu machen. Andererseits gibt es Überlegungen, den Gottesdienst zu einem bloßen Kommunikationsereignis umzufunktionieren, in dem Informationen vermittelt werden. Ist die Zeit der Predigt als Auslegung eines Bibeltextes in unserer Kirche vorbei? Der Satz: Die Punkte der Tagesordnung der Welt bestimmen das Reden der Kirche, hat dazu geführt, daß der Text der Bibel oft nur noch als „Aufhänger“ benutzt wird, damit man schnell zu aktuellen Lebensfragen kommen kann. Gesetzliches Reden ist die Folge. Aber die Predigt des Gesetzes hat noch nie eine Gemeinde erbaut, sondern eher erschlagen oder verjagt.

Was ist zu tun, um der Resignation zu wehren? Zwei Auswege werden angeboten: Der unserer Zeit eigene Drang zum Aktionismus legt es nahe, von dem Pfarrer als dem Koordinator gemeindlicher Aktivitäten zu reden. Andere meinen, und das kommt ihren Wünschen entgegen, der Pfarrer von morgen müsse der theologische Fachmann und Berater der Gemeinde sein. Ich halte diese Auswege für Irrwege. In dieser Vereinseitigung sehe ich eine erschreckende Fluchtbewegung aus dem Ganzen des Dienstes in eine sich irgendwann selbst erledigende Engführung.

Es geht doch heute um die zahllosen Menschen, die darunter leiden oder verständnislos mitansehen, daß die Kirche und ihre Diener sich in bloßen Strukturdiagnosen ergehen und die Aufgaben nicht wahrnehmen, die uns täglich vor die Füße gelegt werden. Ich will nicht einer Verinnerlichung des pastoralen Dienstes das Wort reden. Aber in unseren Gemeinden ist heute jedem sichtbar: Der Dienst des Pfarrers, der im Gottesdienst oft zu wenig gesucht zu sein scheint, der im Inangsetzen von Aktivitäten von Fachleuten oft viel besser wahrgenommen werden kann, der als theologischer Fachbeitrag bedeutungsvoll, aber nichtsdestoweniger überaus einseitig bleibt, dieser Dienst wird in einem Bereich gewünscht und erwartet, ja erhofft, der vielen heute zu wenige effektiv und darum bedeutungslos erscheint: im Nachgehen und Dabeibleiben im Hinblick auf den einzelnen, seine Sorgen, seine Vereinsamung, seine Ermüdung am Leben, seine überspielte Angst vor dem Leben und vor der an ihn gestellten unmenschlichen Leistungsforderung. Man mag es Seelsorge nennen, man mag es auch persönliche Diakonie nennen, feststeht, daß an eben dieser Stelle kein anderer das Vakuum füllt. Denn zu diesem Tun gehört etwas, was dem Pfarrer eigen ist. Er steht im Auftrag des Herrn, der sich allen zur Verfügung stellt, um ihnen zu dienen: den Armen und den Reichen, den Gerechten und den Gottlosen, den Gesunden und den Kranken. Ein Pfarrer kann es nicht und darf es nicht verleugnen, von wem er herkommt. Der Apostel redet davon: „Darum, weil wir ein solch' Amt haben nach der Barmherzigkeit, die uns widerfahren ist, werden wir nicht müde“ (2. Kor. 4,1).

Hier könnte der Erneuerungsgrund unseres kirchlichen Lebens liegen. Hier, wo gesucht und erwartet wird. Hier, wo gehofft wird und Bereitschaft besteht, das Angebot des Evangeliums im Lebenszeugnis eines Menschen ernst zu nehmen. Die Wege der Pastoren, der Mitarbeiter, auch der Presbyter zu den Gemeindemitgliedern könnten der Anfang und die Ermöglichung der Wege sein, die die vielen wieder gehen würden, käme einer und holte sie ab: der Wege in die Gemeinde unter dem Wort, in den Gottesdienst. Der seelsorgerliche Dienst am einzelnen und der öffentliche Dienst der Verkündigung gehören zusammen. Sie bedingen einander. Sie verhelfen auch dem Prediger zu einem neuen Reden. Er kann in seiner Verkündigung aus dem Irrgarten herausfinden, in den er sich bei dem Angebot der verschiedensten Theologien und Ideologien verirrt hat. Er kann selber zurückfinden zu dem heilsamen Wort des Evangeliums, wenn er im persönlichen Gegenüber erfahren lernt, wie recht diese Botschaft hat, wenn sie von den irrenden Schafen spricht und von dem Feld, das weiß ist zur Ernte. Und der Prediger kann mit seiner Gemeinde hineingenommen werden in die Freude, von der die Gleichnisse von der Heimkehr der Verlorenen in Lukas 15 reden.

Es wird nötig sein, daß die Gemeinden ihre Pastoren wieder freigeben aus den Erwartungen des Aktionismus und der Modernität um jeden Preis, frei für den kleinen und unscheinbaren Dienst der Liebe an den einzelnen. Es wird aber auch nötig sein, daß man den Pastoren den Erfolgszwang nimmt und den Horror vor den Statistiken. Martin Buber sagte einmal: Erfolg ist keine Vokabel für Gott.

Unvermittelt sind wir in diesem Bericht über die Situation der Gemeinden und unserer Pastoren herausgekommen aus den Schilderungen der Gegenwart und den Situationsanalysen. Wir werden hingewiesen auf Aussagen der Bibel, die uns Auskunft geben über unseren Dienst. Es sollte bei uns wieder Brauch werden, daß wir uns miteinander und regelmäßig auf Pfarrkonventen und in sonstigen Zusammenkünften bemühen, die Antworten über das Wesen unseres Dienstes zu holen, die in der Bibel für uns bereitliegen. Durch eine solche *mutua consolatio fratrum* (die gegenseitige Tröstung der Brüder) wird der Müdigkeit, dem Ärger und der Resignation gewehrt. Wir werden auch das Wort finden, das 2. Kor. 4,2 steht: „Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, als daß sie treu erfunden werden.“ Treu gegen unseren Herrn und treu gegen dessen Auftrag. Treu aber auch auf dem Übungsfeld, das uns angewiesen ist: unsere Gemeinden.

Der Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers Professor Dr. Lohse sagte zur Lage der Kirche in seinem der Landessynode am 22. Juni 1972 erstatteten Bericht:

Soziologische Erhebungen haben die lehrreiche Einsicht erbracht, daß Religion auch in unserer Zeit eine nicht ablösbare Dimension menschlicher Existenz darstellt. Es sind darum berechtigte Zweifel gegen die These vorzubringen, als müsse das technische Zeitalter notwendig ein religionsloses sein. Schlagworte, die vom Tod Gottes oder vom Atheismus im Christentum sprechen, konnten zwar vorübergehend eine gewisse Beachtung finden. Der schnelle Lauf der Zeit ist jedoch an solchen Erscheinungen schon vorübergeißt. Härter und bohrender als früher wird heute nach dem gefragt, was denn wirklich und dauerhaft gilt, und nach einem Halt gesucht, auf den man sich im Leben und auch im Sterben verlassen kann. Der utopischen Versprechungen ist man müde geworden. Die vielen Menschen, die nach wie vor zur Volkskirche gehören, verbinden damit eine bestimmte Erwartung, auch wenn diese ihnen vielleicht nur undeutlich bewußt ist. Für uns stellt sich damit die Frage, wie wir diesen vielen Menschen glaubwürdig die frohe Botschaft ausrichten können.

Niemand wird sich freilich der Täuschung hingeben dürfen, als könnte diese religiöse Erwartung in aktive Kirchlichkeit verwandelt werden. Das wird nur in Einzelfällen eintreten. Die meisten Menschen werden in einer gewissen Distanz vom Leben der Gemeinde, ihren Gottesdiensten und Versammlungen bleiben. Wie man zwar die Kunst eines Arztes zu schätzen weiß, aber froh ist, wenn man gesund ist und dem Arzt nicht allzu oft begegnen muß, so achtet man zumeist die Vertreter der Kirche, ohne deshalb die Nötigung oder den Wunsch zu verspüren, es ständig mit ihnen zu tun haben zu müssen. Aber man freut sich, daß sie da sind und man sie erreichen kann, wenn man sie zu brauchen meint – vor allem bei besonderen Anlässen im Leben des einzelnen und der Familie, bei Geburt und Tod, Hochzeit und Konfirmation. Diese verbreitete Haltung darf nicht geringgeschätzt werden. Im Gegenteil, wir können beobachten, daß gerade junge Pfarrer, die mehr als ihre Vorgänger auch von der Soziologie, Psychologie und Pädagogik gelernt haben, mit wachem Interesse die Volkskirche neu entdecken, die Menschen in ihrem Lebensbereich aufsuchen und ihre Fragen mit ihnen besprechen und bedenken. Das Modell, nach dem jetzt unsere kirchliche Ausbildung der Kandidaten gestaltet ist, möchte dieser Situation entsprechen und die jungen Theologen für ihren Dienst in den Gemeinden besser vorbereiten.

Doch wer wollte leugnen, daß die Volkskirche uns nicht auch viele Sorgen bereitet? Die von vielen Menschen erwartete und auch beanspruchte Hilfe der Seelsorger hat viele Pastoren bis an die Grenze ihrer Kraft belastet. Man braucht nur die gegenwärtige Situation des Religionsunterrichtes zu nennen, um uns allen bewußt zu machen, wie groß Einsatz und Treue aller derer sind, die vielerlei Enttäuschungen und Schwierigkeiten überwinden und nach neuen Wegen suchen, um die junge Generation dazu anzuleiten, die Frage nach dem Sinn unseres Lebens und Tuns zu stellen und das Evangelium als Antwort auf diese Frage zu begreifen. Nicht minder schwierig ist die Aufgabe des Konfirmandenunterrichts. Das weite Feld der Diakonie und die vielfältigen Aufgaben im Bereich kirchlicher Bildungsarbeit vom Kindergarten bis zur Fachhochschule und Erwachsenenbildung sind in dem Ausmaß, wie sie vor uns liegen, durch die Größe der Volkskirche bedingt. Wir werden sorgfältig bedenken müssen, was wir wirklich leisten können und wo unsere Möglichkeiten enden. Wir sind sowohl zu sparsamem Umgang mit dem uns anvertrauten Geld verpflichtet als auch vor die Frage gestellt, ob wir wirklich die Menschen haben und finden, die die neuen Aufgaben in überzeugender Weise anzugreifen und durchzuführen in der Lage sind. Bei jeder neuen Arbeit, die wir anpacken, sollten wir auch überlegen, wo wir andere Aufgaben entweder als abgeschlossen bezeichnen oder aber abgeben können. Es wird völlig ausgeschlossen sein, die Arbeitsbereiche der Kirche noch wesentlich auszuweiten.

...
Nach wie vor gehört der bei weitem größte Teil der Bevölkerung unseres Landes einer der christlichen Kirchen an. *Die Volkskirche*, von der ich in einem zweiten Teil meines

Berichtes sprechen möchte, hat sich allen skeptischen Voraussagen zum Trotz als viel krisenfester erwiesen, als ihre zahlreichen Kritiker gedacht hatten. In den letzten Jahren war die Zahl der Kirchnaustritte stark angestiegen, sie geht jedoch gegenwärtig wieder spürbar zurück. 1970 erklärten insgesamt 21471 Personen ihren Austritt aus der Landeskirche, das waren 0,54 % der evangelisch-lutherischen Wohnbevölkerung in unserem Bereich. Auf die Höhe der Kirchnaustritte hat neben anderen Motiven die Einführung des vom Staat erhobenen Konjunkturzuschlags zweifellos nicht unerheblichen Einfluß gehabt. Im Jahre 1971 sind rund 18000 Austritte aus der Landeskirche erfolgt, was einen Rückgang der Zahl gegenüber dem Vorjahr um 16 % bedeutet. Für den Bereich des Stadtkirchenverbandes Hannover ergibt sich für die ersten fünf Monate des Jahres 1972, für die die Zahlen schon vorliegen, ein weiterer Rückgang um 18 %. Zur Zeit werden genauere Untersuchungen angestellt, die die Gründe ermitteln sollen, die Menschen dazu veranlaßt haben, die Kirche zu verlassen. Wir hoffen aus solchen Erhebungen lehrreiche Folgerungen für die Verbesserung unserer Arbeit gewinnen zu können.

... Weder die immer wieder aufflammende Kritik an der Kirche noch die jetzt rückläufige Welle der Kirchnaustritte haben eine wesentliche Veränderung der volksskirchlichen Verhältnisse zur Folge gehabt. Zwar darf nicht unbeachtet bleiben, daß unter Intellektuellen der jungen Generation die Kritik an der Kirche besonders stark ist, und muß eingeräumt werden, daß niemand mit Sicherheit voraussagen kann, wie die Entwicklung in weiterer Zukunft verlaufen mag. Zur Kennzeichnung der Lage spricht jedoch die Statistik der kirchlichen Amtshandlungen ein klärendes Wort. Bis zum Jahr 1966 wurden durchschnittlich in unserer Landeskirche 68000 Taufen vollzogen. Seit 1967 geht die Zahl der Taufen zurück; die Ursache dafür liegt jedoch in der wesentlich geringeren Geburtenziffer, die in den letzten fünf Jahren um rund 25 % gefallen ist. 1971 wurden daher nur 49450 Kinder im Bereich der Landeskirche getauft, das sind 95 % aller lebend geborenen Kinder evangelischer Eltern. Die Zahl der Konfirmationen ist von 1960 bis 1971 nahezu konstant geblieben, im Durchschnitt wurden jährlich rund 54000 Jungen und Mädchen konfirmiert; im vergangenen Jahr waren es sogar 66000. Die Zahl der Trauungen hat in den letzten zehn Jahren um rund 35 % abgenommen. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß auch die Zahl der standesamtlichen Eheschließungen in Niedersachsen von 1962 bis 1971 um 19 % geringer geworden ist, da in diesen Jahren die geburtsschwachen Jahrgänge aus der Kriegs- und Nachkriegszeit ins heiratsfähige Alter kamen. Wurden 1962 32202 Paare im Bereich der Landeskirche kirchlich getraut, so waren es 1971 nur 21073. Auf 100 standesamtliche kamen 1971 etwa 79 kirchliche Trauungen. Die Zahlen der kirchlichen Beerdigungen halten sich in den letzten zehn Jahren auf gleicher Höhe; rund 97 % der verstorbenen Mitglieder der evangelischen Kirche wurden kirchlich bestattet. Die sonntäglichen Gottesdienste wurden im Jahr 1971 im Schnitt von 151000 Personen besucht, das sind 4,9 % der Kirchenglieder im Alter von zehn und mehr Jahren. Nimmt man die überaus große Zahl der Menschen hinzu, die das Wort zum Sonntag in den Sendungen des Fernsehens hören und die Rundfunkgottesdienste verfolgen, so wird doch ein recht großer Kreis von Menschen durch das Handeln der Kirche in unserem Land erreicht.

... Bei allem Handeln der Kirche wird es zuerst und zuletzt darauf ankommen, die froh und frei machende Wahrheit des Evangeliums für jedermann vernehmbar zu Gehör zu bringen. Unsere Kirche würde trotz aller von ihr getragenen Aktivitäten dem ihr und nur ihr gestellten Auftrag untreu werden, wenn wir uns nicht als Gemeinde zum Hören des Evangeliums, zu Gebet und Lobpreis und zur Feier des Sakraments zusammenfinden. Was die Kirche zu bezeugen hat, muß gründlich bedacht werden, indem redliche theologische Arbeit geschieht und in die Predigt umgesetzt wird. Die evangelische Kirche sollte darum inmitten der oft schwer zu übersehenden Fülle der Dienste unter keinen Umständen vergessen, wo allein die Mitte unseres Lebens liegt, von der uns Halt, Trost und Ermutigung zukommen. Martin Luther hat diese Mitte mit den Worten bezeichnet: „Es ist alles yn Christum getzogen und beschlossen; wer den nicht horet, der horet keyn tzsagung Got-tis“ (W.A. 10 I, 2, S. 159), „Darumb ligt es gar an diesem Artikel von Christo und hanget alles darin: Wer diesen hat, der hat es alles“ (W.A. 46, S. 19).

2. DER ZUKÜNFTIGE WEG DER EKD – STRUKTUR- UND VERFASSUNGSREFORM²

a) Struktur- und Verfassungsberatungen der EKD-Synode

Hauptgegenstand der Tagung der EKD-Synode, die vom 1. bis 5. Oktober 1972 in Berlin-Spandau zusammentrat, war die Verfassungsreform der Evangelischen Kirche in Deutschland. Obwohl politische Themen in der Luft lagen und im Bericht des Ratsvorsitzenden beträchtlichen Raum einnahmen – Ostverträge, Bundestagswahl, Vietnam – und darüber verhandelt wurde, lenkten sie, obwohl darüber verhandelt wurde, das synodale Interesse kaum von der eigentlichen Thematik ab. Ehe darüber berichtet wird, sei der Bericht des Vorsitzenden des Rates der EKD Landesbischof D. Dietzfelbinger im Auszug wiedergegeben, der, wenn auch verhältnismäßig kurz, auch auf die Fragen nach Struktur und Verfassung der EKD eingeht:

Ein Journalist stellte neulich die Frage: „Warum hat die Kirche gegenüber dem Staat eine besondere Stellung?“ Die Frage kann unter verschiedenem Aspekt interessieren. Schieben wir die vorletzten Begründungen und Kulissen beiseite: Privilegien, geistlichen Einfluß, Herkommen, dann mag die letzte Antwort, wenn überhaupt etwas Legitimes zu sagen ist, in dem Wort Jesu liegen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Sicher muß man sofort Einspruch erheben auch gegen diese vielen als unzulässig erscheinende Direktheit der Aussage, und H. Zahrnt macht in seinem neuen Buch mit Recht auf den so leicht möglichen Mißbrauch dieses Wortes aufmerksam. Dennoch: verzichten wir auf eine derartige Begründung, dann heben wir das Spezifische der Kirche Jesu Christi auf.

1. In der letzten Zeit ist unter uns zunehmend häufig der Begriff „*Volkskirche*“ wieder aufgetaucht, in den Synoden der einzelnen Gliedkirchen wie auch in den Verhandlungen des Rates und der Kirchenkonferenz. Um ihn soll der erste Teil meines Berichtes kreisen, der ... zugleich als Anregung zur Aussprache gedacht ist. Zum Begriff „*Volkskirche*“ gehört doch wohl: Kirche *im* Volk, in ihren Gliedern weithin identisch mit den Bürgern, den Gliedern der Gesellschaft, dennoch nicht einfach nur Volk oder Gruppe, sondern Volk *Gottes* und damit – recht verstanden – Kirche *für* das Volk! Eine Neubesinnung über den Begriff *Volkskirche* ist wohl alle Menschenalter fällig, heute in Auseinandersetzung mit dem Schlagwort vom Ende des Konstantinischen Zeitalters – ist es wirklich zu Ende? – besonders dringlich, auch im Licht der neuen soziologischen Erkenntnisse. In Schweden und wohl auch in Norwegen sind Überlegungen im Gange, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, Kirche und Gesellschaft neu zu ordnen. Nach den Vorstellungen vieler soll die Kirche aus ihrer staatsrechtlichen Bindung gelöst und in eine andere, vielleicht privatrechtliche Ordnung überführt werden, also weniger nach dem deutschen Muster als nach dem amerikanischen Freikirchen. Die Wellen solcher Diskussion können auch in die Kirchen der Bundesrepublik hereinschlagen und an unsere Weise der Verbindung von Kirche und Gesellschaft rühren, die trotz des Grundsatzes der Trennung von Staat und Kirche auf vielen Ebenen weitergegangen ist. Daß bei uns selber die Dinge nicht ruhen, kommt immer wieder heraus bei den Gesprächen um die Kirchensteuer, um den Status der theologischen Fakultäten, um den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen, und auch die auf- und abflauende Diskussion um Kirchenzugehörigkeit und Kirchenaustritt gehört dazu.

Da liegt die Bundesrepublik Deutschland als schmales, handtuchbreites Durchgangsland im Spannungsfeld zwischen Ost und West, als empfindliches Barometer auch für alle geistigen Strömungen und Entwicklungen. Die *Volkskirche* kann dabei am wenigsten ein

2. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1970, S. 3ff.; 1971, S. 12ff.

störungsfreier Raum sein. Während im Osten, wie man hört, die Wandlung der Volkskirche in eine Kirche, die unter einem anderen gesellschaftlichen, politischen und weltanschaulichen System einfach als Kirche Jesu Christi existieren und wirken will, tiefgehend und rasch vor sich geht, läßt sich bei uns auf der einen Seite eine Stabilität dieser Volkskirche feststellen: im Festhalten an der Konfirmation, am Begräbnis und an manchen anderen Amtshandlungen, weniger freilich an der Trauung. Die Welle der Kirchenaustritte mit ihrem Höhepunkt vor zwei Jahren ist zurückgegangen. Auf der anderen Seite wäre es nicht realistisch, das weitere Abbröckeln, das Niederrieseln des Sandes im Gemäuer zu überhören. Der geringe Gottesdienstbesuch vielerorts ist nach wie vor ein schweres Problem, und eine Landeskirche muß feststellen: „Die nicht getauften Kinder, nicht die Austritte, machen in der statistischen Bilanz den eigentlichen Schwund in der Kirchenzugehörigkeit.“

Unter den mancherlei volksskirchlichen Bezügen, die bei uns eine Rolle spielen, haben in letzter Zeit der Dienst an den Kriegsdienstverweigerern und Ersatzdienstleistenden sowie die Militärseelsorge den Rat stark beschäftigt. Die theologischen Fragen zur Volkskirche werden an dieser spannungsvollen Stelle besonders akut, und mir scheint, daß der frühere Verteidigungsminister Helmut Schmidt nicht den ungeschicktesten Beitrag dazu gab, als er bei einer Tagung der Militärpfarrer fragte, „ob nicht der Ausgangspunkt alles Denkens und aller Analysen für die Christen jene Botschaft sei, die weiterzugeben der primäre Auftrag der Kirche bleibt“. Im Blick auf mehr als eineinhalb Jahrzehnte Militärseelsorge darf man wohl sagen, daß sie sich, vielleicht gerade weil sie von vielen Seiten so scharf beobachtet wurde und weil sie alle harten Probleme wie das der Wiederbewaffnung oder der Kriegsdienstverweigerung nicht ausklammerte, um ihren Dienst von diesem Ausgangspunkt her sorgsam und fruchtbar bemüht hat. Nachdem Militärbischof D. KUNST, dem die Militärseelsorge ihren Aufbau in den Anfangsjahren verdankt, gebeten hatte, von seinem Amt entbunden zu werden, waren die zuständigen Mitglieder des Rates mit der Frage eines Nachfolgers befaßt. Nach langen, schwierigen und auch schmerzvollen Verhandlungen wurde Propst Dr. LEHMING, Pinneberg, für dieses Amt benannt. Mit Schreiben vom 26. 8. 1972 hat die Bundesregierung mitgeteilt, daß von staatlicher Seite keine Einwendungen erhoben werden. Propst Lehming soll am 18. Oktober in sein Amt eingeführt werden.

Es gibt mancherlei radikale Gedanken über die Volkskirche und ihre Unzulänglichkeit. Sicher kann man diese Unzulänglichkeit an allen Ecken und Enden finden. Aber gerade der Vergleich mit anderen kirchlichen Strukturen legt ein differenzierteres Urteil nahe. „Religion ohne Entscheidung“ mag die eine Seite der Volkskirche sein. Aber eine andere ist die bis heute gegebene vielfältige Möglichkeit kirchlichen Wirkens, die andere Formen kirchlicher Existenz bei weitem übertrifft. Wie der bayerische Pfarrer Wilhelm Löhe, dessen Todestag 1972 zum hundertstenmal sich gejährt hat, zwar oft am Rande der Freikirche stand, aber den Schritt in sie doch nicht tat aus volksskirchlich-theologischen Gründen, so hat auch die Bekennende Kirche in der Zeit des Kirchenkampfes es abgelehnt, in die Freikirche zu gehen, weil sie den Auftrag und Anspruch öffentlicher Verkündigung nicht aufgeben wollte. Aber sicher ist ... eine neue theologische und soziologische Besinnung über die Volkskirche heute nötig. Bis in die Anlage der EKD-Reform greift diese Frage, nämlich ob die Reform darauf abgestellt wird, daß wir weiter, auch in den bekannten gebundenen Landeskirchen, Volkskirche bleiben oder ob die da und dort wachsende Tendenz zur Freikirche gefördert wird.

Wenn ich recht sehe, ist im Augenblick die andere Volkskirche in Deutschland, nämlich die römisch-katholische Kirche, darüber, solch eine umfassende Selbstbesinnung anzustellen. Die eingehende Bestandsaufnahme, die in Verbindung mit der gemeinsamen Synode der Bistümer Deutschlands in den letzten Jahren gemacht wurde und deren Auswertung gegenwärtig erfolgt, ist auch für uns von großem Interesse. Wie es mit dem Kirchenbesuch wirklich steht, welche Gründe das Distanzgefühl gegenüber der Kirche verursachen, vom Ärger über die Kirchensteuer bis hin zur Klage über mangelnde Hilfe in Glaubensfragen, wie verbale Forderungen nach Entwicklungshilfe und die aktive Mithilfe dazu sich in den kirchlichen Gruppierungen nicht einfach decken und welche positiven Aussagen über die Zugehörigkeit zur Kirche heute gemacht werden: all dies ist auch für uns zu wissen nötig, auch deshalb, weil gerade diese Vorgänge die ökumenische Landschaft an einer nicht ins

Auge fallenden, aber höchst bedeutsamen Stelle erleuchten, nämlich auf der Ebene der Gemeinden. In der Ortsgemeinde, in kleinen Gruppen, in den Kommunitäten, in den Familien werden die Nöte und Aussichten der getrennten Christenheit mit am stärksten erlebt, erlitten und erfahren. Umso wichtiger ist es, daß auch solche Fragen bei den in regelmäßigen Abständen gehaltenen Besprechungen zwischen Abgesandten der Deutschen katholischen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland nicht zu kurz kommen. Auf unseren letzten Begegnungen in Essen und Stein b. Nürnberg haben uns besonders die Ergebnisse des ökumenischen Pfingsttreffens in Augsburg 1971 beschäftigt, die Zusammenarbeit der ökumenischen Gruppen und Kreise in den Gemeinden, gemeinsame Aktionen zum Aufdecken oder zur Bekämpfung von sozialen Mißständen bei uns und in der Welt, darunter vor allem auch die verschiedenen Aspekte des Problems der Gastarbeiter. Die heute oft ausgesprochene Vermutung, daß die ökumenische Aktivität nachgelassen habe, wird dadurch und durch vieles andere doch stark eingeschränkt. Gerade dann wird freilich umso deutlicher, daß wir im Gespräch zwischen den Konfessionen auf einen langen Weg geführt sind. Die Frage der gegenseitigen Anerkennung des kirchlichen Amtes und einer gegenseitigen Zulassung zum Heiligen Abendmahl in bestimmten Fällen liegen als harte Brocken nach wie vor auf diesem Weg, auch wenn zwischen den Fakultäten, bei den Weltbünden und auch auf anderen Ebenen theologisch und nicht ohne Aussicht auf ein Weiterkommen gearbeitet wird. Und wenn es richtig ist, daß für die ökumenische Bewegung vor allem das Leben an der Basis Bedeutung hat, dann darf man als weiteres hoffnungsvolles Zeichen vermerken, daß die inzwischen erfolgte gemeinsame Übersetzung wichtiger Teile der Heiligen Schrift, ein gemeinsamer Text des Apostolicums sowie eine gemeinsame Liedersammlung Arbeit eben an dieses Basis sein will, die auch die Abhaltung gemeinsamer Gottesdienste erleichtert.

2. So geschah ein gut Stück der Arbeit des Rates im abgelaufenen Berichtsjahr auf dem Boden volksgemeinnütziger Verantwortung. In einem zweiten Abschnitt bringe ich hierfür einige Beispiele ...

a) „Die Evangelische Kirche und die Bildungsreform“ war das Thema, das die letzte Tagung dieser Synode beschäftigt hat. Eine Dokumentation mit dem gleichnamigen Titel ist inzwischen erschienen, eine andere – „Bildung als Aufgabe der Kirche“ – führt anhand von Selbstdarstellungen, Modellen und Projekten aus der Bildungsarbeit der evangelischen Kirche die Besinnung weiter. Wie weit alles Nachdenken in den Bereichen der Bildungsplanung hinein Wellen geschlagen hat, ist nicht leicht festzustellen, zumal im jetzigen Augenblick, wo manches ins Stocken geraten ist. Ein Wellenschlag dieser Art braucht längere Fristen. Im Zusammenwirken mit dem Präsidium der Synode hat der Rat den von der Synode gewünschten bildungspolitischen Ausschuß berufen, dessen erste Arbeitsplanung als Themen Kleinkindererziehung und Probleme der Aus-, Fort- und Weiterbildung kirchlicher Mitarbeiter vorsieht. Die Entschlüsse der Synode konnten sich inzwischen fruchtbar auf die Gespräche mit der Kultusministerkonferenz auswirken. Sie haben wohl zu den positiven Ergebnissen der „Vereinbarung zur Neugestaltung der Gymnasialen Oberstufe und der Sekundarstufe II“ beigetragen, in der der Religionsunterricht eine verhältnismäßig günstige Stellung erhalten hat. Auch im Gespräch mit den großen Lehrerverbänden, mit denen die Schulreferentenkonferenz lebhaften Kontakt unterhält, tun die Entschlüsse der Synode wichtige Dienste.

Neben vielen zustimmenden Äußerungen zu den Entschlüssen der Synode seien auch kritische Anmerkungen ... nicht verschwiegen. Sie stellen vor allem die Verlegenheit heraus, daß die Kirche ihren eigenen Ton zu wenig zu artikulieren vermöge und sich damit selbst auf die Ebene der Bildungsgesellschaft entfremde. Wenn die Botschaft des Evangeliums nur als Antrieb zu kritischer Bejahung der Bildung zum Tragen komme, aber als eigenes Wort stimmlos bleibe, dann wirke sie leer. Aber die Frage ist eben: wie kommt diese Botschaft des Evangeliums in rechter Weise zu Wort? Wie können beispielsweise im Bereich der Bildung Begriffe wie Umkehr, Vergebung, Erneuerung und Hoffnung für einzelne, Gruppen und Gemeinden erfahrbare Wirklichkeit werden? Dies ist vor allem auch das Problem des Religionsunterrichts, das nach wie vor zu den bedrängendsten in unserer volksgemeinnützigen Lage gehört. Auf der Synode war ja dies Thema auch, aber noch zu wenig zu Wort gekommen. Der Rat hatte es durch die gesamte Berichtszeit hindurch vor Augen:

wie kann heute evangelischer Religionsunterricht gehalten werden im Spannungsfeld zwischen Kirche und Schule? Wie ist er vom Auftrag der Schule und vom Auftrag der Kirche her zu begründen? Was bedeutet er heute in der säkularisierten Welt, inmitten der vielen Konflikte im Erziehungsfeld? Auch dieses Thema ist ja nicht nur innerkirchlich zu sehen. Es hat vielmehr einen die Bildung insgesamt angehenden Aspekt, umso stärker, je mehr sich unsere Bildung bewußt oder unbewußt von christlicher Erkenntnis und Substanz entfernt. Das Comenius-Institut in Münster, das ebenfalls der Bildungstagung dieser Synode neue Anstöße verdankt, nimmt sich mit neuen Kräften und mit erweiterten Arbeitsmöglichkeiten dieser Fragen an.

b) Volkskirche im weiteren Rahmen kann auch Europa und die Welt nicht übersehen. Europa will nicht nur von der Wirtschaft her verstanden werden, wie jüngst die Abstimmung in Norwegen gezeigt hat. Unter dem Titel „Partner in der Weltwirtschaft“ wurde am 8. 3. 1972 eine gemeinsame Erklärung der deutschen katholischen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur 3. Welthandelskonferenz in Santiago de Chile veröffentlicht. Bei der Bundesregierung, den im Bundestag vertretenen Parteien, den europäischen Behörden in Brüssel wie auch beim UNCTAD-Sekretariat hat sie erhebliche Beachtung gefunden, weniger allerdings wohl auf der Konferenz selbst. Sie war die erste gemeinsame öffentliche Stellungnahme der Leitungsgremien beider Kirchen zu Fragen der Entwicklungspolitik und sah ihr Ziel neben dem Hinweis auf praktische Erfordernisse vor allem in der Einwirkung auf den Bewußtseinswandel hin zu weltweiter Solidarität zwischen den Industrieländern und den anderen, bei denen Mangel herrscht. Einem reichen Industriestaat wie der Bundesrepublik Deutschland kommt hier eine besondere Verantwortung zu.

Im Jahr 1972 haben die Gliedkirchen der EKD für die Arbeit des Ausschusses „Kirchliche Mittel für Entwicklungsdienst“ insgesamt 48,47 Millionen DM zur Verfügung gestellt. Gemessen an dem Kirchensteueraufkommen des Jahres sind das nicht ganz 2%. Auf der EKD-Synode 1968 war eine allmähliche Steigerung im Laufe der Jahre von 2 bis 5% empfohlen. Angesichts des augenblicklichen Standes ist eine Überprüfung der damaligen Entschließung im Sinne einer verantwortlichen und durchführbaren Regelung wohl erforderlich. Auch an der Überprüfung der Grundsätze des „Kirchlichen Entwicklungsdienstes“ wird ständig gearbeitet, wobei das Verhältnis zwischen Mission und Entwicklungsdienst sowie die Stellungnahmen der Kirchen in den Partnerländern von besonderer Bedeutung sind. Zum Ganzen ist zu sagen: wenn wir die Gesellschaft und die staatlichen Stellen auf weitere Bereitschaft zur Entwicklungshilfe ansprechen, müssen wir an uns selber mindestens die gleichen Anforderungen stellen.

c) In Weiterbehandlung der in Addis Abeba gefaßten Beschlüsse des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates zum Antirassismusprogramm hat der Rat aufgrund von Empfehlungen der beiden Kammern für öffentliche Verantwortung und für kirchlichen Entwicklungsdienst eine Reihe von Studienaufträgen vorgesehen bzw. vergeben, insbesondere: Blick auf die wirtschaftlichen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zum südlichen Afrika, rüstungswirtschaftliche Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu Gebieten akuter Rassenkonflikte, Medienanalyse zur Darstellung der Rassenkonflikte, Inhalts- und Prozeßanalyse des kirchlichen entwicklungspädagogischen Materials im Hinblick auf mögliche rassistische Verzerrungen des Menschenbildes.

Unter vielen mit besonderer Spannung geladenen Gebieten in der Welt haben den Rat neben Nordirland Südafrika und Vietnam besonders beschäftigt. Was Südafrika betrifft, so stand hinter allen grundsätzlichen Fragen die Verbundenheit mit den verschiedenen evangelischen Kirchen dort, ebenso aber auch unsere Gemeinschaft mit der lutherischen Ovambokavamgo-Kirche unter ihrem Bischof L. Auala, ... und mit Pastor Beyers Naudé vom Christlichen Institut in Südafrika. In einem Brief an den Herrn ersten Minister der Republik Südafrika vom 10. Juli habe ich auf uns zugegangene Nachrichten über Folterungen im Ovamboland hingewiesen und um Prüfung bzw. Abhilfe gebeten. Eine Antwort darauf wurde mir für die nächste Zukunft vom Botschafter der Republik Südafrika in Aussicht gestellt. Am 24. 8. 1972 habe ich mich in einem Brief an zahlreiche Industrieunternehmen der Bundesrepublik gewandt, die in Südafrika Zweigunternehmen haben, und sie um ein Gespräch gebeten mit dem Ziel, durch weitere soziale Reformen zum Abbau von Spannungen und zu besseren Lebensbedingungen der schwarzen und farbigen

Mitarbeiter zu helfen. Das Gespräch wird gegenwärtig vorbereitet. Es ging dem Rat der EKD darum, zugleich mit der Geltendmachung der Menschenrechte auch auf Entspannung und Versöhnung hinarbeiten. Aus diesem Grunde haben wir auch dem Zentralausschuß des Ökumenischen Rates für seine letzte Sitzung im August in Utrecht eigene Vorschläge vorgelegt. Sie sind entgegengenommen, begrüßt und in dem Beschluß des Zentrallausschusses mit erwähnt worden. Nach neuerlicher Beratung will der Rat der anderslaufenden Strategie des Zentrallausschusses gegenüber an seinen Vorschlägen festhalten.

Vietnam mit seinen bedrängenden Entwicklungen ist für viele zum Symbol der gefährdeten Welt überhaupt geworden, in erneutem Maße, seitdem die Erwartung eines baldigen Friedens nach dem nordvietnamesischen Angriff im Frühjahr durch neue schwere Kämpfe und durch Einsatz neuer verheerender Kampfmittel seitens der Amerikaner, die die Frage nach dem Völker- und Menschenrecht neu akut werden ließen, enttäuscht worden war. Nicht wenige Bitten und Forderungen nach Protesten und Aktionen haben uns erreicht. Da die Verhandlungen zwischen den Mächten meist hinter verschlossenen Türen geführt werden, hat der Rat in Verbindung mit der Bundesregierung und mit amerikanischen Kirchen sich um möglichst genaue Kenntnis der Hintergründe des Konflikts bemüht. Von da aus hat er in seinem Kommuniké vom Juli die dringende Forderung nach einer baldigen politischen Lösung des Konflikts erhoben. Ich möchte diese Forderung so laut und dringlich wie möglich wiederholen. Gleichgültigkeit in dieser Sache, die neben dem Protest unter uns ebenso zunimmt, ist wahrlich nicht angemessen. Sie wird auch nicht entschuldigt durch die dankenswerten kirchlichen und sonstigen Bemühungen um Hilfe für die leidende Bevölkerung in Süd- und Nordvietnam. Freilich muß zugegeben werden, daß auch die Forderung nach der politischen Lösung nicht so leicht zu erfüllen sein wird, da nach unserer derzeitigen Sicht jede Lösung für Millionen von Menschen in ihrer Lebensexistenz, Heimat und Freiheit neue Probleme schaffen wird.

d) Auch die hinter uns liegenden Olympischen Spiele in München und Kiel waren und sind nicht aus dem Welthorizont zu lösen, so sehr andere Themen, nämlich Sport, Spiel und menschliche Begegnung zunächst im Vordergrund standen. Ich erinnere an die Denkschrift „Mensch, Sport und Gesellschaft“, die vor allem auch den Hochleistungssport kritisch behandelte. Noch deutlicher, als diese Denkschrift es vermochte, trat die Problematik des Menschlichen, der gute Wille und seine Begrenzung, bei den Olympischen Spielen selber heraus. Es gab und gibt Verfechter eines unpolitischen Verständnisses der Olympischen Spiele. Ich möchte sie nicht einfach als Illusionisten bezeichnen, auch wenn sie gerade in München Schiffbruch erlitten haben ... Zugleich wurde freilich in München von Anfang an mit dem Widerruf der Zulassung der Rhodesischen Sportler und dann auf schreckliche Weise mit dem blutigen Massaker im Olympischen Dorf und in Fürstentfeldbruck der menschliche Freiraum in Frage gestellt. Ist es den kirchlichen Diensten, die nach ausgedehnten Vorbereitungen mit viel Liebe und Phantasie an der Arbeit standen, während der Olympischen Spiele gelungen, so etwas wie eine Freiheit der Kinder Gottes in den Zwängen der Zeit aufleuchten zu lassen? Man hat es jedenfalls versucht, zusammen mit vielen anderen engagierten Gruppen, auch mit dem ökumenischen Gottesdienst auf dem Wittelsbacher Platz, über den die Urteile auseinandergehen. Als dann freilich der dunkle Schatten des Attentats die Spiele veränderte und die Namen „München“ und „Israel“ für viele wieder in erinnerungsschwere Verbindung miteinander kamen, trat eine andere Aufgabe in den Vordergrund: das Wort zu sagen und einzutreten für ratlose, verängstete, erschreckte Menschen. Auch dies wurde versucht, im Großen und im Kleinen ...

e) Volkskirchliche Verantwortung war es, die uns auch in der jüngsten Vergangenheit zur Beteiligung am Gespräch über staatliche Gesetzgebungsaufgaben trieb. Als Beispiel nenne ich die Erklärung des Rates vom 17. 3. 1972 zur juristischen Seite der Reform des § 218 des Strafgesetzbuches. Dabei waren wir auch für das einmalige geführte Gespräch mit der Strafrechtskommission dankbar, wengleich der Rat sich nicht zur Übernahme des Arbeitsergebnisses der Kommission entschließen konnte, obwohl er ihm in Teilen zustimmte. Auch die 6 Thesen zur Eidesfrage sind in diesem Zusammenhang zu nennen, denen der Rat zusammen mit der Deutschen katholischen Bischofskonferenz zustimmte und die eine Reihe von Vorschlägen zur Verbesserung der staatlichen Eidespraxis bringen. Über die konkreten Beispiele hinaus geht es um die grundsätzliche Frage, ob und inwieweit die Kirche Staat und Gesellschaft bitten und mahnen kann, den Regelungen des

menschlichen Zusammenlebens etwas von dem, was wir als Gottes Gebot und Verheißung nennen, zugrunde zu legen. Auf der einen Seite ist es nötig, daß der Versuch, die Fragen der Moral und der sittlichen Entscheidung mehr und mehr ins Private abzuschieben, als Scheinausweg aufgezeigt wird, auf der anderen Seite muß ebenso deutlich der Tendenz widerstanden werden, daß man diese Fragen mehr und mehr von gültigen Normen löst und dafür einer so oder so zu beeinflussenden Willensbildung der Mehrheit oder, wie ein Kybernetiker sagt, der Computerentscheidung überläßt. Auch im Bereich der evangelischen Christenheit in Deutschland, so scheint mir, werden gemeinsame Erklärungen, besonders wenn sie nicht nur formale, sondern substantielle Aussagen bringen sollen, immer schwieriger. Dennoch kann das Volk Gottes in der Welt von den Zeugnissen und Geboten dieses Gottes für alle Menschen nicht schweigen.

3. In fast allen bisher genannten Bereichen schwang ein umfassendes Thema mit, das wir nun noch gesondert bedenken müssen, zumal da es uns durch die Jahre hindurch nicht losgelassen hat. Es ist die Frage nach dem Rang des Politischen in der Evangelischen Kirche in Deutschland wie in der Christenheit heute.

Dieser Berichtsteil ist an anderer Stelle der Jahreschronik wiedergegeben.

...

4. Ich schließe daran noch einige Bemerkungen über die Art unserer Gemeinschaft und unserer Differenzen in der evangelischen Christenheit in Deutschland. Es ist das Verhältnis von Gemeinsamkeit und Unterschiedenheit, das wieder vor uns steht und dessen angemessene Verhältnissbestimmung, wenn es denn schon weiter geordnet werden soll, mir zu den Grundfragen des Protestantismus in Deutschland zu gehören scheint. Eine Reihe von Gliedkirchen hat mit ihrer Stellungnahme zum Entwurf einer neuen Grundordnung dazu Beiträge geleistet. „Kirchengemeinschaft“ sagt man heute – eine eingängige und einleuchtende Formel, die freilich erst noch auf ihre genaue Definition und Bewährung wartet. Es geht aber ebenso um die Frage nach der Tiefe dessen, was Gemeinschaft bedeutet. Was das gemeinsame Handeln der Kirche Jesu Christi betrifft, so kann man nach Luther von drei natürlich sich vielfach schneidenden Ebenen sprechen, auf denen es sich vollzieht.

a) Auf der ersten Ebene handelt es sich darum, daß wir einander in allen leiblichen, menschlichen Nöten dienen. Diese Kommunikation, dieses gegenseitige Mitteilen beschäftigt uns heute vordringlich in der Gestalt der Diakonie überhaupt, in der Frage der rechten Verteilung der Lebensgüter, im kirchlichen Entwicklungsdienst, in vielen Aktionen zur Behebung der sozialen Mißstände, auch in der Mitarbeit an Aufgaben der Verkehrserziehung und des Umweltschutzes. Hier wird deutlich, was auch die Gemeinde nicht vergessen darf, daß der Mensch einzeln und in der Gesellschaft ein leibhaftes Wesen ist mit dem Bedürfnis nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, Gerechtigkeit und Sicherheit. Es ist ein großer Teil der sog. Gemeinschaftsaufgaben, in denen wir uns heute um solche Beiträge bemühen. Ich brauche hier nicht mehr darüber zu sagen, weil das Diakonische Werk darüber wohl mehr zu berichten weiß.

b) Auf der zweiten Ebene liegt das, was man das Mitteilen der rechten Erkenntnis, der gesunden Lehre, das Austeilen des Wortes in Gesetz und Evangelium auf allerlei Weise nennen kann. Die reformatorische Kirche des WORTES ist hier nach der Kraft ihrer communio besonders gefragt. Ein scharfsinniger weltlicher Beobachter hat vor kurzem in der Neuen Zürcher Zeitung im Blick auf die unter uns herrschende Tendenz, die lehrende Funktion der Kirche hinter der des Handelns zurückzusetzen, die Meinung ausgesprochen, daß die Kirche durch die Jahrhunderte mit ihrer Lehre doch mehr getan habe als sie heute mit ihrem Handeln tut. Das scheinbar stärkste Mittel ersetzte die Dynamik des schwächeren nicht. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint manches an der heutigen Aktivität der Kirche nicht nur als Zeichen ihrer Stärke, sondern ebenso auch ihrer Schwäche; in nicht wenigen Fällen können die Aktionen, die ‚Früchte des Glaubens‘ sein sollten, als Ersatzhandlung für fehlende klare Lehre, vielleicht auch als ein verzweifelter Ruf nach ihr, erscheinen.

In diesem Zusammenhang erwähne ich dankbar die theologische Arbeitstagung in Mauloff, die ... nach längeren Verhandlungen abgehalten werden konnte. Eine Parallele zu einer der früheren Bekenntnissynoden war sie gewiß nicht, sollte sie auch

nicht sein. Ebensowenig läßt sie sich vergleichen mit der großen Konferenz über Glaubensfragen, zu der sich vor kurzem in England einige hundert verantwortliche Vertreter aus den christlichen Kirchen in England zusammengefunden haben, um einen Weg aus der Existenzkrise der Kirche zu suchen. Aber ein notwendiges und sicher auch hilfreiches Gespräch über derzeitige theologische und kirchliche Grundfragen wurde in Mauloff durch zweieinhalb Tage geführt. Die „Gemeinsame theologische Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit“ wie der Entwurf der Leuenberger Konkordie, die vielfach als Grundlage der Aussprachen diente, wurden damit weiter bekannt gemacht. Auch die letztere ist ja wohl für die EKD-Reform nicht unwesentlich; so haben einige Landessynoden wie die bayerische und vornehmlich die württembergische in ihre Stellungnahme zu EGO sehr eindeutig die Leuenberger Konkordie einbezogen. Freilich war die Tagung in Mauloff nur ein Anfang. Die Auswahl der Teilnehmer – einer sagte, es sei doch mehr eine erweiterte Kirchenkonferenz gewesen – zeigte wohl längst nicht das ganze Spektrum der unter uns herrschenden Meinungen. Dieses Spektrum wird besser sichtbar, wenn man den Taufausschuß fragt, der sich nicht auf gemeinsame Sätze einigen konnte, oder wenn man neue Agendenentwürfe durchsieht oder manche Gottesdienstordnungen und -formen auf ihren Gehalt prüft, wenn man mit Studentengemeinden diskutiert und das Gespräch über Aufgabe und Inhalt des Religionsunterrichts von Nord bis Süd verfolgt. Die Pluralität der theologischen Meinungen wie der damit zusammenhängenden ethischen und politischen Entscheidungen hat nicht abgenommen. Zwar bedarf die Kirche, um leben und dienen zu können, weder einer einheitlichen Theologie noch einer uniformen Predigt noch einer politischen Gleichgestimmtheit. Aber die Meinungs- und Entscheidungsunterschiede sind heute so groß und reichen so tief, daß sie nicht nur Freude am Reiz der Mannigfaltigkeit, sondern Unsicherheit, Verwirrung und nicht selten auch Resignation auslösen.

c) Die Fragen sind ebenso ernsthaft, wenn wir bezüglich der *communio* in der Kirche noch eine Ebene tiefer steigen, nämlich zu *der* Gemeinschaft der Kirche, wo die Gesunden mit den Kranken, die Begnadeten und Behüteten mit den Ausgestoßenen und Entrechteten sich verbinden, in der die Sünde des Bruders und das Leid der Welt mitgetragen wird. Wie weit ist der Sinn dafür unter uns vorhanden? Das Verlangen nach Seelsorge wächst, auch nach Beratung und Seelsorgeausbildung. Wie weit darin neben allen Humanwissenschaften das Proprium der Kirche Jesu Christi und ihrer Gaben im Wort Gottes, Gebet, Beichte, Abendmahl und Vergebung der Sünden zum Tragen kommt, weiß ich nicht. Dies aber ist mir gewiß: wenn die Kirche Jesu Christi über ihrer vielfachen und vielseitigen Beschäftigung mit den heute aktuellen Problemen diese Begründung ihrer eigenen *communio* und dieses ihr für die Welt anvertraute Pfund vergräbt oder verschleudert, dann ist das Salz dumm geworden. Die Frage nach der Basis der Kirche überhaupt taucht hier auf. Diese Basis wird vielfach von denen gebildet, von denen man kaum redet, von den Kleinen und Geringen, von denen am Rande, den Verlorenen, deren Lebensmöglichkeit in der Vergebung der Sünden, im Angenommensein bei Gott liegt. Zur Basis der Kirche gehören die Vergessenen, die keine Vertretung durch irgend jemand anderen haben. Darum hat der Rat sich ständig auch mit den bedrängten und verfolgten Christen da und dort in der Welt befaßt. Die diesbezügliche Dokumentation des Kirchlichen Außenamtes wurde an die Gliedkirchen versandt, eine Empfehlung zur Fürbitte weitergegeben. Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang für den Rat der EKD und seine bruchstückhaften Bemühungen auf allen Ebenen eines sagen: das Wort von der Versöhnung war es, das er geltend machen wollte, so gut und so oft er konnte. Dies Wort reicht weit bis in das Verlangen nach Gerechtigkeit und Frieden, wie ja auch in dem theologischen Begriff der RECHTFertigung des Sünders aus Gnaden die GERECHTIGkeit nicht ausgeklammert ist. In dem so kritisch aufgenommenen Wort des Rates zu den Ostverträgen wurde das Wort Versöhnung beinahe überhört, dabei wollte es der bestimmende Klang sein. Es ist ebenso die Leitlinie in den Bemühungen um die Konflikte in Südafrika, in den Gesprächen mit dem Ökumenischen Rat, auch um die Antirassismussfrage, in der wir ja an dem Aufkommen neuer Rassismen wie in Uganda und Burundi und in Bangla Desh, wo in Bezug auf die Bedrängnis der Biharis das Wort „Völkermord“ wieder auftaucht, auch nicht vorübergehen können. Und wenn etwa in dem neuen Buch von Carl Amery dem Christenglauben viele gnadenlose Folgen direkt oder indirekt aufgerechnet werden, möge dies unter uns

nicht vergessen sein: ein Ort, wo Sünde vergeben und weggenommen wird, oder, modern gesprochen: ein Schuttabladeplatz für die Welt sein – auch das ist ein notwendiger Dienst auf einer kaum je so wie heute gefährdeten Erde.

Die Arbeit an dem eigentlichen Thema wurde durch den Bericht eingeleitet, den der Präses der Synode Professor D. Dr. Raiser, zugleich Vorsitzender des Struktur- und Verfassungsausschusses, über den Stand der Arbeiten zur EKD-Reform erstattete:

Als Vorsitzender des Struktur- und Verfassungsausschusses habe ich die Aufgabe, über den Fortgang der Arbeiten zur EKD-Reform seit der letzten Tagung der Synode im November 1971 zu berichten.

I.

Der Ausschuß hat der Synode damals einen ersten ausformulierten, von ihm selbst als „Roh-Entwurf“ bezeichneten, also in mehrfacher Hinsicht noch weiterer Überlegungen und weiterer Arbeit bedürftigen Entwurf einer neuen Grundordnung der EKD vorgelegt – im internen Sprachgebrauch nennen wir ihn EGO I – und er hat vorgeschlagen, diesen Entwurf nun auch allen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Stellungnahme zuzuleiten. Die Synode hat, ... nach einer eintägigen Aussprache, ohne dabei in die Einzelfragen eintreten zu können, den Entwurf in seinen Grundlinien gebilligt und seiner Zuleitung an die Gliedkirchen zugestimmt mit der Bitte, diese möchten ihre Stellungnahmen möglichst bis Ende Juni dem Struktur- und Verfassungsausschuß zugehen lassen. Der Ausschuß sollte dann auf Grund dieser Stellungnahmen den endgültigen Entwurf eines Kirchengesetzes so rechtzeitig vorbereiten, daß er möglichst noch bei der letzten Tagung dieser Synode im Januar 1973 formell eingebracht werden kann.

Ich kann nun als erstes mit großer Dankbarkeit und Befriedigung berichten, daß alle Gliedkirchen innerhalb der vorgesehenen Frist geantwortet haben. Das ist um so mehr anzuerkennen, als diese Frist für eine Befassung der landeskirchlichen Synoden mit dem ganzen Komplex der Reformfragen sehr knapp war und mehrere dieser Synoden sich gezwungen sahen, dafür Sondertagungen abzuhalten. Die Synoden haben sich meist auch der Mühe unterzogen, ihre Änderungsvorschläge nicht nur grundsätzlich anzugeben, sondern im einzelnen auszuformulieren. Auch der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich in mehreren Sitzungen anhand einer sorgfältigen Ausarbeitung der Kirchenkanzlei mit den Reformfragen beschäftigt und seine Überlegungen zu einigen Fragenkreisen dem Ausschuß schriftlich zugeleitet. Ebenso hat sich die Kirchenkonferenz durch einen dazu bestellten Ausschuß zu den ihre künftige Stellung betreffenden Fragen geäußert. Unter den zahlreichen Stellungnahmen anderer Organisationen, die ich hier nicht einzeln aufzählen will, zumal sie meist nur bestimmte Teilfragen, namentlich die künftige Ordnung der kirchlichen Werke und Verbände betreffen, seien noch die besonders hilfreichen Arbeiten des Planungsausschusses der VELKD, des theologischen Ausschusses der Arnolds-hainer Konferenz und des Moderamens des Reformierten Bundes erwähnt. Endlich hat die im Juni 1972 vom Rat veranstaltete Theologische Arbeitstagung in Mauloff/Taunus insgesamt und in den dort angenommenen Arbeitsberichten mehrerer Ausschüsse Ergebnisse erbracht, die für den Fortgang der EKD-Reform wichtig sind.

Der Struktur- und Verfassungsausschuß selbst hat seit der letzten Synodaltagung drei Sitzungen abgehalten, nämlich am 21./22. Januar, am 26./27. Mai und jetzt am 29./30. September unmittelbar vor Beginn dieser Synodaltagung. Da im Mai erst ein Teil der landeskirchlichen Stellungnahmen vorlag, im Juli und August aber die Arbeit des Gesamtausschusses durch die in den Bundesländern weit gefächerte Ferienzeit erschwert war, konnte sich der Ausschuß von vornherein nicht vornehmen, bis zur jetzigen Synodaltagung auf der Grundlage des gesamten bisher eingegangenen Materials einen neuen, verbesserten Entwurf einer Grundordnung, also einen EGO II, durchzuberaten und so rechtzeitig zu verabschieden, daß er allen Synodalen in gehöriger Frist vor dieser Synodaltagung hätte zugeleitet werden können. Gegen einen solchen Versuch sprach auch das sachliche Beden-

ken, daß die zum Teil erheblich divergierenden Stellungnahmen der Landeskirchen und der anderen Instanzen eine Reihe von Grundsatzfragen aufwarfen, in denen der Ausschuß der Entscheidung der Synode nicht vorgreifen sollte. Um die Klärung solcher Grundsatzfragen als Leitlinie für die weitere Ausschußarbeit soll es also bei der gegenwärtigen Tagung gehen. Immerhin hat der Ausschuß auf seiner Sitzung Ende Mai aus seiner Mitte einen Unterausschuß eingesetzt mit dem Auftrag, zur Erleichterung der weiteren Arbeit die Formulierung eines neuen Entwurfs zu versuchen. Dieser Formulierungsausschuß hat sich seiner Aufgabe in zwei mehrtägigen Sitzungen unterzogen; der so zustandegekommene Vorentwurf konnte vom Struktur- und Verfassungsausschuß am 29./30. September zwar in seinen Hauptpunkten kritisch durchgesprochen, aber nicht abschließend beraten werden. Er hat also bisher nur den Charakter einer Arbeitshilfe, namentlich auch für die Beratungen in den auf dieser Synodaltagung zu bildenden Ausschüssen, und steht Ihnen dafür als Tischvorlage zur Verfügung. Beigefügt ist eine Übersicht über die Stellungnahmen der Landeskirchen zu den einzelnen Artikeln des EGO I.

Wenn die Synode auf dieser Tagung, wie ich hoffe, in den anstehenden Grundsatzfragen zu klaren Entscheidungen kommt, wird der Struktur- und Verfassungsausschuß nach seinen Vorarbeiten aller Voraussicht nach in verhältnismäßig kurzer Frist in der Lage sein, einen EGO II fertigzustellen. Trotzdem wird es – soweit ich das heute zu übersehen vermag – leider nicht möglich sein, den im November 1971 von der Synode in Aussicht genommenen Zeitplan für den Abschluß der Reform voll einzuhalten. Mehrere Landessynoden haben ihre Stellungnahme zum EGO I als vorläufig bezeichnet und ihre Zustimmung zu der Reform ausdrücklich davon abhängig gemacht, daß ihnen zuvor ein neuer, nach ihren Vorstellungen verbesserter Entwurf, also ein EGO II, zur nochmaligen Stellungnahme zugeleitet wird. Das ist eine für uns unbequeme, aber zu respektierende Forderung. Die unvermeidliche Folge ist, daß die Reformarbeiten nicht schon im Januar 1973, also mit dem Ende der Legislaturperiode dieser Synode abgeschlossen werden können, sondern der nächsten Synode überlassen werden müssen. Gleichwohl sollten wir dieser einen fertigen Entwurf einer neuen Grundordnung als unser Vermächtnis übergeben. Natürlich können wir sie damit in keiner Weise binden; sie wäre auch frei, die ganze Reform auf unbestimmte Zeit zu vertagen oder sehr abweichende Vorstellungen dafür zu entwickeln. Andererseits sind wir in der Evangelischen Kirche in Deutschland nicht an den im staatlichen Verfassungsrecht geltenden Grundsatz der Diskontinuität aller Gesetzgebungsarbeiten zwischen zwei Legislaturperioden gebunden. Wenn ein neuer Rat den Entwurf der alten Synode als Gesetzesvorlage einbringt, kann die neue Synode ihn annehmen, ohne die ganze Arbeit von vorn beginnen zu müssen.

II.

Es liegt nun nicht in meiner Absicht, Ihnen einen auch nur annähernd vollständigen Überblick über die eingegangenen Stellungnahmen zum EGO I zu geben. Ich würde Sie damit nur ermüden und verwirren. Der geeignete Ort für solche ins einzelne gehenden Informationen sind die noch heute an die Arbeit zu setzenden vier Ausschüsse für die wichtigsten Teilprobleme. Was ich vorweg zur gemeinsamen Überlegung stellen will, das sind die in den Stellungnahmen teils übereinstimmend, teils widersprüchlich sich äußernden Tendenzen und Einstellungen zur Evangelischen Kirche in Deutschland und ihrer Reform.

1. Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland kann sich in ihrer Entschließung für eine Reform der Evangelischen Kirche in Deutschland vom Mai 1970 und ihrer Billigung des ersten Reformentwurfs in seinen Grundlinien vom November 1971 insofern bestätigt fühlen, als keine landeskirchliche Synode dem Fortgang der Reformarbeit widerspricht oder den Entwurf als ungeeignet im ganzen ablehnt. In der Mehrzahl der Stellungnahmen wird vielmehr das Ziel der Reform, die Evangelische Kirche in Deutschland theologisch und rechtlich zu stärken und sie besser dafür auszurüsten, die ihr zufallenden Gemeinschaftsaufgaben zu erfüllen, ausdrücklich gutgeheißen. Das ist ein ermutigendes und keineswegs ganz selbstverständliches Ergebnis angesichts der Tatsache, daß aus manchen evangelikalen oder streng lutherischen Gruppierungen auch schroff abweisende Stimmen zu hören sind, und daß, wie Sie wissen, selbst im Schoß des Rates die Meinungen über Ausmaß und Tempo der Reform, nicht zuletzt aus Rücksicht auf jene Warnungen, bis heute geteilt sind.

Indessen dürfen wir uns bei diesem ersten positiven Ergebnis nicht beruhigen. Denn so wichtig wie die grundsätzliche Zustimmung der Landessynoden sind ihre Vorbehalte, die nicht nur organisatorisches und juristisches Detail, Lücken und Mängel des EGO I betreffen, sondern theologische oder kirchenpolitische Bedenken ausdrücken – nicht selten so, daß der eine Gesichtspunkt mit dem anderen verschmilzt. Auf einige Hauptpunkte muß ich noch eingehen. Gemeinsam ist ihnen ein deutliches Zögern, diejenigen Opfer an Unabhängigkeit der Landeskirchen zu bringen, die eine Stärkung der Evangelischen Kirche in Deutschland erfordert, wenn sie mehr als ein Lippenbekenntnis sein soll. Ich bringe diesen Sachverhalt zur Sprache, nicht um Zensuren auszuteilen oder moralische Urteile zu fällen, sondern um uns alle, und besonders diejenigen, die die EKD-Reform entschieden befürworten, zu nötigen, über die Gründe dieses Zögerns nachzudenken. Man kann an den Selbsterhaltungstrieb jedes gesunden Organismus, so auch eines einmal bestehenden Kirchenkörpers erinnern oder an das Beharrungsvermögen, das allen Bürokratien, so auch den Kirchenverwaltungen nachgesagt wird, das aber auch christliche Gemeinden, besonders die sogenannten Kerngemeinden auszeichnet. Wichtiger, weil spezifischer für unsere Situation, scheinen mir zwei andere Momente zu sein. Einmal wird die geplante EKD-Reform vom Blickpunkt der landeskirchlichen Synoden aus bisher vielleicht als zweckmäßig, aber kaum als dringende Notwendigkeit, als rettender Ausweg aus eigenen Nöten empfunden. Die Überzeugung davon, daß auch und gerade die Nöte, die heute an der sogenannten Basis der Gemeinden für jedermann spürbar auftreten, besser und wirksamer bekämpft werden können, wenn wir die geistigen, organisatorischen und finanziellen Kräfte des deutschen Protestantismus stärker zusammenfassen und klarer ordnen, hat sich noch keineswegs durchgesetzt; bei Pfarrern und Gemeindegliedern überwiegt in aller Ratlosigkeit vor den Problemen unserer Zeit die Furcht, von oben gegängelt zu werden. Sie besteht schon gegenüber den Landeskirchenleitungen, erst recht gegenüber der fernem und in ihren positiven Leistungen kaum bekannten Evangelischen Kirche in Deutschland. Dazu kommt als zweites Moment ein offenbar weit verbreitetes, schwer greifbares, aber als Realität in Rechnung zu stellendes Mißtrauen gegen diese EKD. Ist sie nicht die Quelle oder der Kampfplatz immer neuer theologischer und politischer Streitigkeiten, ein Infektionsherd also, gegen den man sich eher abschirmen als ihm noch weitere Einflußwege öffnen sollte?

Vielleicht übertreibe ich, aber nur, um unsere Aufmerksamkeit zu wecken. Ich will jetzt auch keine Apologie der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihrer Reform dagegen setzen; die Argumente sind Ihnen bekannt. Aber wir müssen dieser Situation klar ins Auge sehen, wenn wir über den weiteren Gang der Reform entscheiden wollen. Denn diese Entscheidung erfordert auch eine Antwort auf die Frage, bis zu welchem Punkt wir jenem Zögern der Landeskirchen Rechnung tragen wollen. Verfahren wir nach dem Geleitzug-System, versuchen also jedem Bedenken Rechnung zu tragen, so bleibt von der Reform wenig mehr als eine Anzahl vielleicht ganz praktischer, aber für die Zukunft unserer Kirche nicht sonderlich interessanter Korrekturen an der alten Grundordnung übrig. Schieben wir andererseits alle geäußerten Bedenken beiseite, so setzen wir das Gelingen der ganzen Reform aufs Spiel, weil uns dann einige Landeskirchen die Gefolgschaft versagen. Es wird also, wie in allem politischen Handeln, darauf ankommen, daß wir uns den Weg ertasten, der das Wünschbare mit dem Erreichbaren verbindet. Das ist, wie schon hier gesagt sei, auch die Linie, auf die sich der Formulierungsausschuß bei seinen Arbeiten an einem EGO II geeinigt hat.

2. Es entspricht dem durch allen politischen und sozialen Wandel nicht gebrochenen Selbstbewußtsein der Landeskirchen, daß sie, ohne ihr eigenes Kirche-Sein infragezustellen, weiterhin wie schon bei der Gründung der Evangelischen Kirche in Deutschland vor 25 Jahren zögern, auch sie eindeutig als Kirche anzuerkennen. Das Zögern wird in den Diskussionen darüber immer wieder in die Warnung vor einer zentralistischen Einheitskirche gekleidet, obwohl jedem, der die Stuttgarter Reform-Entscheidung vom Mai 1970 gelesen hat, unmißverständlich klar sein mußte, daß nie an etwas anderes als an eine föderativ gegliederte Kirche – wir nannten sie damals versuchsweise „Bundeskirche“ – bei voller Erhaltung der Individualität der Gliedkirchen gedacht war. Das Problem hat, wie wir oft festgestellt haben, theologische und juristische Aspekte, die sich zwar nicht säuberlich trennen, aber doch unterscheiden lassen.

a) Der theologische Aspekt ist seit der Stuttgarter Entschließung durch den im Herbst 1971 fertiggestellten Leuenberger Konkordienentwurf wesentlich verändert worden. Der EKO I konnte ihn noch nicht voll berücksichtigen; in der großen Aussprache über die EKD-Reform auf der letzten Synodaltagung in Frankfurt spielte die Frage seiner Bedeutung für die Reform eine erhebliche Rolle. Inzwischen ist noch deutlicher geworden als damals, daß er unsere Reformpläne wesentlich fördert, aber doch auch kompliziert. Eine formelle Komplikation liegt darin, daß der Leuenberger Entwurf sich ja noch im Stadium der Überprüfung durch die europäischen Kirchen befindet und die Diskussion darüber auch in Deutschland noch nicht abgeschlossen ist; ich erinnere nur an den kräftigen Einspruch dagegen, der in diesem Sommer aus Ratzeburg kam. Solange aber der Text der Konkordie nicht endgültig feststeht und jedenfalls die deutschen Kirchen ihr nicht beigetreten sind, ist es nicht möglich, in der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, wie es mehrere Landeskirchen vorgeschlagen haben, ausdrücklich auf die Konkordie Bezug zu nehmen, was die Formulierung sehr vereinfachen würde, da dann klar wäre, inwiefern zwischen den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland von einem gemeinsamen Verständnis des Evangeliums gesprochen werden kann.

Materiell bestehen offenbar Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung des Zentralbegriffs des Konkordienentwurfs, der „Kirchengemeinschaft“, dessen Übernahme in unseren EKO II nun allgemein gefordert wird. Mir scheint sich aus Teil IV des Konkordienentwurfs, der zwischen Herstellung und Verwirklichung der Kirchengemeinschaft unterscheidet, zu ergeben, daß die Herstellung durch Unterzeichnung der Konkordie nur den ersten Akt in einem Vorgang bedeutet, der zwar die beteiligten Kirchen zur gemeinsamen Ausrichtung von Zeugnis und Dienst und zum Bemühen um Stärkung und Vertiefung der gewonnenen Gemeinschaft verpflichtet (Ziff. 35), aber für sich allein noch keine organisatorische und konkrete rechtliche Bindung der beteiligten Kirchen zur Folge hat. Das heißt aber, daß mit einer Feststellung in der Grundordnung, die in der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammengeschlossenen Gliedkirchen verschiedenen Bekenntnisses stünden untereinander in Kirchengemeinschaft, über die ekklesiologische Qualität der Evangelischen Kirche in Deutschland selbst weder positiv noch negativ etwas ausgesagt ist. Das kann auch nicht anders sein, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die geplante Konkordie ja nicht mehr leisten kann und will, als alten Lehرداریenzen aus der Reformationsgeschichte ihren kirchentrennenden Stachel zu nehmen.

So verdienstlich und gerade auch für die deutsche kirchliche Situation notwendig diese in Leuenberg geleistete Arbeit ist, so ist damit doch, wie ich fürchte, für die EKD noch nicht genug getan. In ihrem Raum ist doch durch die lange gemeinsame Geschichte der deutschen evangelischen Christenheit, und zuletzt durch die intensive Zeugnis- und Dienstgemeinschaft der vergangenen 25 Jahre in theologischen Denken und im kirchlichen Handeln mehr an Gemeinschaft gewachsen, als was Leuenberg Kirchengemeinschaft im ersten Akt der Herstellung nennt. Darum bekümmert es mich, daß es nicht gelingen will, dieses Mehr an Gemeinschaft in der neuen Grundordnung zu einem angemessenen Ausdruck zu bringen und damit den Boden, auf dem die EKD selbst als Einheit in der Vielfalt der gliedkirchlichen Bekenntnisse steht, deutlich zu bezeichnen. Auch die Theologische Erklärung zu den Herausforderungen unserer Zeit und die vom Rat dazu im Juni des Jahres einberufene Theologische Tagung in Mauloff haben dazu, so wertvoll sie waren, doch nur Prolegomena geliefert, nicht das gerade auch von uns Laien erhoffte befreiende Wort gefunden. Solange das so bleibt, wird demnach, wie in den letzten 25 Jahren, so auch weiterhin in der Schwebe bleiben müssen, was die EKD ekklesiologisch darstellt: sie ist mehr als eine Föderation, weniger als eine Kirche.

b) Der gleiche Sachverhalt spiegelt sich wider im rechtlichen Aspekt unseres Problems. Der EKO I hatte es nicht in lehrhaften Formeln, sondern indirekt angesprochen in den Art. 5 und 7. Dabei hatte der Ausschuß an diesem kritischen Punkt zwei Alternativen zur Entscheidung gestellt. Die erste Fassung von Art. 5 Abs. 1 und die zweite Fassung von Art. 7, die miteinander korrespondieren, zielen auf die volle Kirchenqualität der EKD, indem sie ihr, ungeachtet der Vermittlung durch Gemeinden und Landeskirchen, ein Fundament in der Mitgliedschaft evangelischer Christen geben, sie als Gemeinschaft evangelischer Christen bezeichnen. Die Alternative in der zweiten Fassung des Art. 5 (I) und in der ersten Fassung des Art. 7 rückt den Zusammenschluß der bekenntnisverschiedenen Landeskirchen in

den Vordergrund und läßt die Zugehörigkeit der einzelnen Christen zur EKD nur gerade noch durchscheinen, ohne sie rechtlich zu fixieren. Das Ergebnis der Umfrage bei den Landeskirchen ist nun, daß sie sich mit wenigen Ausnahmen gegen die erste, für die zweite Alternative ausgesprochen haben. Diese annähernde Einmütigkeit ist kein Zufallsergebnis, sondern belegt erneut das bereits Gesagte; die „bestehende Gemeinschaft der deutschen evangelischen Christenheit“, von der schon Art. 1 Abs. 2 der geltenden Grundordnung spricht, ist aus der Sicht der Landeskirchen auch heute noch allenfalls ideeller Hintergrund der EKD, aber keine rechtlich faßbare Realität. Im Rechtssinn soll die EKD weiterhin ein Verband der 20 Landeskirchen zur Wahrnehmung gemeinsamer Aufgaben sein, und als Ziel der jetzt eingeleiteten Reform stellt sich der Versuch dar, die Zuständigkeit der Verbandsorgane zu erweitern. Das ist in nüchterner Juristensprache das Fazit der landeskirchlichen Stellungnahmen, und wir werden gut daran tun, uns bei den weiteren Arbeiten am EGO II darauf einzustellen. Die Frage kann eigentlich nur sein, ob es gelingt, Formulierungen zu finden, die wenigstens für eine künftige Entwicklung auf das 1970 in Stuttgart anvisierte Ziel hin Raum lassen.

Zwei Fragen, die für die rechtliche Qualifikation der EKD von einiger Bedeutung sind, seien in diesem Zusammenhang noch erwähnt. Die Württembergische Landessynode, in der gegenwärtig die Sorge vor dem Infektionsherd EKD besonders stark ist, fordert in ihrer Stellungnahme zum EGO I, die Grundlage des freiwilligen Miteinander der Gliedkirchen dürfe nicht verlassen werden. Streng wörtlich genommen hieße das, hinter die bestehende EKD mit ihren rechtlichen Bindungen zurückzugehen. Die in der Stellungnahme folgenden Bemerkungen zu Einzelfragen des EGO I zeigen, daß das nicht gemeint ist. Aber offenbar hat dieser Synode der Art. 8, der vom Vorrang des Rechts der EKD vor landeskirchlichem Recht handelt, besondere Schwierigkeiten bereitet. Sie hat zwar der Neigung widerstanden, diese Norm ganz abzulehnen und damit auf der Freiwilligkeit der Übernahme von EKD-Recht zu bestehen, aber sie macht nun zur Bedingung ihrer Zustimmung zum ganzen Reformwerk, daß sie selbst in erster und letzter Instanz darüber zu entscheiden habe, ob EKD-Recht das Bekenntnis oder Verfassungsgrundsätze der Gliedkirche verletze. Was mich daran beschwert, ist das darin sich äußernde doppelte Mißtrauen: ein Mißtrauen einmal gegen das redliche Bemühen der EKD-Organen, landeskirchliches Verfassungsrecht nicht zu verletzen, ein Mißtrauen aber auch gegenüber der Rechtlichkeit von Richtern eines kirchlichen Verfassungsgerichts, die im Streitfall darüber zu entscheiden haben würden. Ich kann nur hoffen, daß es noch gelingt, diesen Berg des Mißtrauens abzutragen.

Die zweite Frage betrifft die gliedkirchlichen Zusammenschlüsse außerhalb oder innerhalb der EKD. Sie bereiten dem Verfassungsjuristen einige Schwierigkeiten, weil es systemwidrig wäre, auch sie zu Mitgliedern der EKD zu machen. Andererseits kann ihre volle Selbständigkeit gegenüber der EKD die daran beteiligten Gliedkirchen in Konfliktsituationen einer doppelten Loyalität bringen, zumal dann, wenn auch diese Zusammenschlüsse eigenes, für ihre Mitglieder verbindliches Recht setzen können. Wir haben in Art. 27 Abs. 3 EGO I versucht, eine Lösungsmöglichkeit für dieses Problem zu konzipieren, die sicherlich noch nicht das letzte Wort dazu darstellen kann und eher den Charakter einer Aufforderung an die bestehenden Zusammenschlüsse haben sollte, zu einer befriedigenden Lösung mitzuhelfen. Es geht natürlich in erster Linie um VELKD und EKV. Ich weiß, daß bei ihnen Überlegungen dazu angestellt werden, aber noch nicht abgeschlossen sind. Ich kann nur hoffen, daß diese Überlegungen nicht nur dem Ziele dienen, Bestehendes möglichst zu konservieren. Achtung vor Traditionen darf uns nicht hindern, kritisch zu fragen, ob und welche Art von Sonderbünden in der Zukunft noch berechtigt sind. Mir will scheinen, daß es auch andere Möglichkeiten gibt, konfessionelle oder geschichtliche Gemeinsamkeiten in die Arbeit der EKD einzubringen. Aber selbst wenn die Entscheidung dahin geht, die Sonderbünde aufrechtzuerhalten, muß ihr Verhältnis zur EKD, sei es durch die Grundordnung, sei es durch Vereinbarungen, vielleicht auch durch eine Kombination beider Mittel, rechtlich geklärt werden.

Auch die neuerdings gebildeten oder in Bildung begriffenen Föderationen von territorial benachbarten Landeskirchen sind in diesem Zusammenhang zu bedenken. Soweit sie sich selbst klar als befristete Vorstufen auf dem Weg zu einer vollen Verschmelzung betrachten, stimmen diese Bestrebungen mit dem Ziel einer regionalen Neugliederung überein,

das in dem Stuttgarter Beschluß unserer Synode aufgestellt worden war. Dann läßt sich auch das Verhältnis zur EKD mit leichter Hand ordnen. Bedenklich werden diese Zusammenschlüsse dagegen, wenn sie sich auf Dauer etablieren und damit im Grunde dem Sachzwang zur vollen Verschmelzung auszuweichen, also den Fortbestand der beteiligten Landeskirchen zu verfestigen suchen. An die Stelle einer regionalen Neugliederung treten damit künstliche Zwischenbildungen zwischen EKD und Landeskirchen, die den Weg von oben nach unten und von unten nach oben komplizieren und durch die Schaffung neuer Kirchenleitungen, Verwaltungsstellen und Synoden viel kostbare menschliche Arbeitskraft und finanzielle Mittel absorbieren. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Vorgänge bei den Gemeinden, zu schweigen von der außerkirchlichen Öffentlichkeit, auf viel Verständnis stoßen. Mir schiene es danach angebracht, den Organen der EKD, die bisher auf solche Vorgänge trotz ihrer gesamtkirchlichen Bedeutung keinerlei Einfluß haben, ein klares Mitwirkungs- und Zustimmungsrecht einzuräumen.

III.

Was nun die organisatorischen Reformvorschläge des EGO I angeht, so kann ich mich wesentlich kürzer fassen, da die Stellungnahmen der Landeskirchen dazu zwar viele, oft sehr wertvolle Verbesserungsvorschläge enthalten, aber kaum irgendwo prinzipiellen Widerspruch angemeldet oder völlig abweichende Lösungen gefordert haben. Ich kann also in den meisten Punkten auf das in den Ausschüssen vorzulegende und zu verhandelnde Material verweisen und mich hier mit einem raschen Überblick begnügen.

1. Der Katalog der künftig nicht ausschließlich, aber vorrangig von der EKD wahrzunehmenden Gemeinschaftsaufgaben, den wir 1970 in Stuttgart skizziert hatten ... hat mit kleinen Schwankungen, die mehr die Formulierung als die Sache betreffen, und mit einigen Ergänzungswünschen, über die im Ausschuß zu sprechen sein wird, allgemeinen Beifall gefunden. Das ist ein wichtiges und ermutigendes Ergebnis. Die Meinungsverschiedenheit darüber, ob man diese Aufgaben in der neuen Grundordnung nur mit Stichworten bezeichnen oder näher umschreiben und theologisch begründen soll, was bei Diakonie und Mission naheliegt, betrifft eine im Ausschuß zu verhandelnde Stilfrage.

Schwierig geblieben ist die schon bei Aufstellung des EGO I umstrittene und darum mit Alternativlösungen ... offen gelassene Frage, ob und in welcher Form die EKD einige dieser Gemeinschaftsaufgaben an selbständige Werke zur Wahrnehmung delegieren soll. Das Diakonische Werk ist im Begriff, eigene, von seinen Organen ausgearbeitete Vorschläge für die rechtliche Bestimmung seines künftigen Verhältnisses zur EKD vorzulegen; es bleibt abzuwarten, ob und wie sie sich in die Grundordnung übernehmen lassen. Ein Ökumenisches Werk für Weltmission und Auslandsarbeit ... stößt, wie sich inzwischen gezeigt hat, auf so viele verschiedenartige Bedenken und Widerstände, daß auf absehbare Zeit an eine Verwirklichung nicht zu denken ist. Als praktischer Ausweg aus einer komplizierten Diskussionslage bietet sich die Möglichkeit an, die Lösung der in diesem Bereich anstehenden organisatorischen Fragen zu vertagen und in der Grundordnung nur allgemein vorzusehen, daß auch künftig neue Werke gebildet oder anerkannt und unter gewissen Kautelen mit der Wahrnehmung von Gemeinschaftsaufgaben der EKD betraut werden können. Man muß sich nur klar darüber sein, daß wir mit solcher Vertagung ein wichtiges Stück Arbeit und Nachdenken des Struktur- und Verfassungsausschusses einstweilen beiseitelegen und weiterhin dem Problem ausweichen, das wohlwollende Kritiker der EKD als ihr eigentliches „ekklesiologisches Defizit“ bezeichnen, dem Problem nämlich, daß die EKD in Diakonie und Mission als zwei unabdingbar wesentlichen Lebensäußerungen der Kirche Jesu Christi zwar theoretische Zuständigkeiten, aber praktisch kein Mitbestimmungsrecht hat.

2. Der Abschnitt über das sogen. Instrumentarium der EKD zur Erfüllung ihrer Aufgaben ... muß nach gemeinsamer Überzeugung überarbeitet werden mit dem Ziel, die dort vorgesehenen Instrumente, also Empfehlungen, Richtlinien, Rahmengesetze und Pläne entweder zu vereinfachen oder klarer in ihren rechtlichen Voraussetzungen und Wirkungen gegeneinander abzusetzen. Das ist Juristenarbeit, über die im Ausschuß zu berichten sein wird. Bedenken der Landeskirchen von prinzipiellem Rang sind nur an einer, freilich empfindlichen Stelle aufgetaucht, nämlich dem Umfang der Kompetenz der EKD zum Erlaß von Rahmengesetzen und, entsprechend, von verbindlichen Richtlinien.

... Bei der Mehrzahl der Landeskirchen setzt an diesem Punkt wieder die zögernde Haltung ein; man möchte nicht erst beim Gesetzgebungsvorgang über die Kirchenkonferenz beteiligt sein, sondern schon vorweg mitentscheiden, ob im konkreten Fall eine rahmengesetzliche Regelung des Sachgebiets durch die EKD angebracht ist. Dabei wird teils Einstimmigkeit, teils wenigstens eine qualifizierte Mehrheit der Stimmen der Kirchenkonferenz gefordert. Es ist klar, daß damit die Arbeit der EKD auf dem Felde der Gemeinschaftsaufgaben an eine Kette gelegt ist, die sich nicht so sehr für die Leitungsarbeit des Rats als vielmehr für Gesetzgebungsinitiativen der Synode hemmend auswirken wird. Es wird im Ausschuß zu überlegen sein, ob und wie sich diese Kette nicht etwas lockern läßt.

3. Die ... Organverfassung, die außer einer Stärkung der Befugnisse der Kirchenkonferenz keine einschneidenden Änderungen gegenüber dem geltenden Recht vorgesehen hat, ist demgemäß auch von den Landeskirchen zwar kritisch mit Verbesserungsvorschlägen überprüft, aber nirgends grundsätzlich angegriffen worden. Hier kommt es jetzt darauf an, die Regeln über das Zusammenspiel der Organe noch einmal daraufhin abzuklopfen, wo Schwerfälligkeiten beseitigt und die Effizienz der Arbeit der einzelnen Organe gesteigert werden kann. Das Ergebnis der Reform darf nicht sein, daß sich die Kirchenkonferenz zu einer Art „grauer Eminenz“ der EKD auswächst, ohne deren Willen sich nichts in der EKD bewegen kann. In dieser Hinsicht sollten auch die kritischen Bemerkungen von Rat, Kirchenkonferenz und Kirchenkanzlei sorgfältig beachtet werden. Das gilt für eine Reihe der in den EGO I eingefügten Erfordernisse der Organe, oder für das Recht, Ausschüsse und Kammern einzusetzen. Für die sicherlich notwendige Festlegung der Stimmenverhältnisse in der Kirchenkonferenz ... hat sich inzwischen die Kirchenkonferenz selbst auf einen praktikablen Vorschlag geeinigt. Der Gedanke, hauptamtliche Ratsmitglieder zwar nicht vorzuschreiben, aber zu ermöglichen, hat weder bei den Landeskirchen noch beim Rat selber Anklang gefunden. Er muß also wohl fallen gelassen werden, obwohl damit die Frage ohne Antwort bleibt, wie ein Kollegium von 15 hauptamtlich anderweit ausgelasteten Ratsmitgliedern gefunden werden und dann die vermehrten Leitungsaufgaben bewältigen soll. Eine Teilantwort liegt vielleicht in der geplanten Verstärkung und Vervollständigung der Verwaltung durch die Kirchenkanzlei oder ein neu zu gliederndes Kirchenamt. Art. 54 EGO I sollte im Blick darauf noch einmal überarbeitet werden. Nur darf dabei der im Interesse der Flexibilität unerläßliche Raum für das Organisationsrecht des Rates nicht mehr als nötig eingeengt werden.

Im Zusammenhang mit der Organverfassung sei noch an den Schlußartikel über den Schiedsgerichtshof erinnert (Art. 64 EGO I). In zahlreichen Stellungnahmen wird ein Ausbau dieser Institution zu einem kirchlichen Verfassungs- und Verwaltungsgericht vorgeschlagen. Die Bedenken Württembergs gegen die Unterwerfung unter ein solches Gericht habe ich schon erwähnt. Auch darüber muß also weiter verhandelt werden.

4. Aufmerksamkeit verdienen schließlich die Vorschläge zur Finanzverfassung ... Mit einer Ausnahme stimmen die Landeskirchen dem Gedanken zu, vom Bedarfsdeckungs- zum Anteilsprinzip überzugehen, freilich mit einer Reihe von einschränkenden Vorbehalten, die eine Präzisierung des Art. 55 erforderlich machen. Andererseits sollte seine Fassung nicht nur auf das gegenwärtig praktizierte Kirchensteuersystem abstellen, sondern elastisch genug sein, um bei Änderungen dieses Systems und seiner Modalitäten nicht alsbald obsolet zu werden. Ähnliches gilt für ... den Finanzausgleich und das ... Zustimmungsrecht der EKD bei einer Senkung von Steuerhebesätzen. Alle Detailfragen wird man der Regelung durch künftige Kirchengesetze überlassen müssen, an deren Zustandekommen die Gliedkirchen ja durch die Kirchenkonferenz mitwirken sollen. Gerade hier setzt also die – sicher nicht ganz einfache – Einigung über die Verfassungsnormen voraus, daß die Gliedkirchen den Organen der EKD eine verständige, die Interessen und Bedürfnisse aller Beteiligten gegeneinander abwägende Handhabung zutrauen.

IV.

Ich bin damit am Ende meines Überblicks und will nur wenige Bemerkungen anfügen.

Die Reaktion der Landeskirchen auf den ihnen vorgelagerten Entwurf einer neuen Grundordnung der EKD macht, wie gezeigt, deutlich, daß nicht alle 1970 beschlossenen Ziele verwirklicht werden können, und läßt eine Reihe von kontroversen Fragen offen. Es wird

die Aufgabe der Ausschlußberatungen auf dieser Tagung sein, dem Struktur- und Verfassungsausschuß die nötigen Direktiven für die abschließenden Arbeiten an einem EGO II zu geben, ohne daß diese Ausschüsse auch schon die Formulierungsarbeit zu leisten brauchen. Die Synode wird dann auch darüber zu befinden haben, nach welchem Verfahren und nach welchem Zeitplan die Arbeiten zu einem Ende gebracht werden sollen. Auch wenn eine Gesetzesvorlage im Januar 1973 nicht möglich ist, weil einige oder alle Landeskirchen vorher noch einmal gehört werden müssen, sollte diese Synode, die die Reform eingeleitet hat, sich vornehmen, dem fertigen EGO II vor ihrer Auflösung ihre Zustimmung und damit auch das Gewicht zu geben, das ihn über die unvermeidliche Zäsur zwischen zwei Synodalperioden hinwegträgt und der nächsten Synode die Pflicht auferlegt, das Reformwerk zu Ende zu führen.

Der resignative Ton in diesem Bericht ist nicht zu überhören. Der EKD eine neue Verfassung zu geben, ist ein mühevoll und zeitbeanspruchendes Unternehmen. Das Bild, das die sich an den Bericht anschließende Diskussion bot, wies darum widersprüchliche Züge auf. Es gab Synodale, die geradezu von einem Rückschritt der Verfassungsreformbemühungen zum lockeren Kirchenbund von 1922 und einem Abbau der Zuständigkeiten und Eigenverantwortlichkeit sprachen und die Synode als eine solche der „Tristesse“ bezeichneten. Demgegenüber vertraten andere Synodale die Meinung, daß zu Resignation kein begründeter Anlaß bestehe, denn in keiner gliedkirchlichen Stellungnahme seien prinzipielle Ablehnung oder starre Zurückhaltung zum Vorschein gekommen, vielmehr bestehe überall die Bereitschaft zur Zusammenarbeit und zu weiterer Mitarbeit an einer neuen Verfassung. Freilich, die – vielleicht allzu hochgepannten – Erwartungen der EKD-Synode 1970 dürften nicht in vollem Ausmaß erfüllt werden, wohl aber sei zu erwarten, daß sich an einigen Stellen wirkliche Fortschritte gegenüber der Grundordnung von 1948 sowie die Öffnung für weitere Schritte nach vorn ergeben würden.

Die Synode war nicht einberufen mit dem Ziel verbindlicher Entscheidung durch Abstimmung, über die vorliegenden Entwürfe einer neuen Grundordnung zu verhandeln. Als Ergebnis engagierter Beratung in den Ausschüssen und im Plenum verabschiedete sie folgende Entschließung:

ZUR STRUKTUR- UND VERFASSUNGSREFORM DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Die Synode hat auf ihrer Tagung vom 30. September bis 5. Oktober 1972 in Berlin den Bericht des Vorsitzenden des Struktur- und Verfassungsausschusses über den Stand der Arbeiten zur EKD-Reform entgegengenommen.

1. Die Synode dankt den Gliedkirchen für die sorgfältigen Stellungnahmen zu dem im November 1971 vorgelegten Entwurf für eine neue Grundordnung der EKD (EGO). Sie stellt fest, daß alle Gliedkirchen eine Struktur- und Verfassungsreform bejahen, die eine engere Gemeinschaft in der EKD anstrebt.

2. Die Synode hat über die Einarbeitung der gliedkirchlichen Änderungs- und Ergänzungsvorschläge in den Verfassungsentwurf beraten und dabei einen Vorentwurf, der diesen Vorschlägen Rechnung zu tragen versucht, in ihre Überlegungen einbezogen.

3. Der Struktur- und Verfassungsausschuß wird beauftragt, der Synode auf ihrer Tagung im Januar 1973 einen zweiten Entwurf für eine neue Grundordnung der EKD vorzulegen. Bei der Weiterarbeit soll der Ausschuß die Beratungsergebnisse der Synodaltagung sowie die Beschlüsse der Synode zur Struktur- und Verfassungsreform vom Mai 1970, Februar 1971 und November 1971 berücksichtigen.

4. Die Synode beabsichtigt, die Arbeit für eine neue Grundordnung der EKD auf ihrer letzten Tagung im Januar 1973 soweit abzuschließen, daß die neue Grundordnung in der Form eines Gesetzentwurfs vorliegt und nach Gelegenheit zur Stellungnahme durch die Gliedkirchen von der neuen Synode verabschiedet werden kann.

b) Gliedkirchliche Überlegungen und Stellungnahmen zur Struktur- und Verfassungsreform³

Die gliedkirchlichen Zusammenschlüsse und die Gliedkirchen berieten in ihren Kirchenleitungen und Synoden den „Rohentwurf“ einer neuen EKD-Grundordnung und legten dazu Grundsatzentscheidungen wie Änderungsvorschläge zu den einzelnen Artikeln vor. Aus Raumgründen können hier nur die grundsätzlichen Stellungnahmen abgedruckt werden. Die Synopse der gliedkirchlichen Vorschläge zu den einzelnen Artikeln der Grundordnung umfaßt ca. 100 Schreibmaschinenseiten und ist zu umfangreich, um auch nur auszugsweise wiedergegeben zu werden.

A. Die Arnoldshainer Konferenz

Die Arnoldshainer Konferenz nahm auf ihrer Tagung am 23. März 1973 zum Stand der Grundordnungsreform der EKD Stellung:

Die Vertreter der in der Arnoldshainer Konferenz zusammengeschlossenen Kirchenleitungen haben sich anlässlich ihrer Sitzung vom 23. März 1973 mit dem derzeitigen Stand der Vorbereitung für eine neue Grundordnung der EKD beschäftigt. Bisher liegen nur von wenigen Gliedkirchen Stellungnahmen vor. Doch erscheint es möglich und geboten, zur Klärung der Gesamtsituation und um von vornherein irreführende Mißverständnisse abzuwehren, einige gemeinsame Feststellungen zu treffen:

1. In der Bemühung um die neue Grundordnung der EKD gibt es sachliche Meinungsverschiedenheiten. Dieser keineswegs verwunderliche Tatbestand sollte nicht dazu führen, bei der jeweilig anderen Seite mangelnde Bereitschaft zur Mitarbeit an der Kirchwerdung der EKD zu vermuten. Wir stellen vielmehr mit Dankbarkeit fest, daß die bereitwillige und entschlossene Arbeit an der Kirchwerdung der EKD überall im Gange ist.
2. Die Vertreter der in der Arnoldshainer Konferenz zusammengeschlossenen Kirchenleitungen wenden sich gegen das Mißverständnis, als ginge es bei der EKD-Reform um die Bildung einer Einheitskirche, in der die Bekenntnisbildung der Gliedkirchen aufgehoben und ein uniformierender Zentralismus eingeführt werden sollte.
3. Die Vertreter der Arnoldshainer Konferenz verkennen nicht die Schwierigkeiten, die sich aus dem Zeitplan für einige Kirchen der EKD ergeben können. Sie erklären aber ihre Absicht, dem festgelegten Zeitplan nach Möglichkeit Genüge zu tun.
4. Die Leuenberger Konkordie wird von der Arnoldshainer Konferenz dankbar begrüßt und soll mit ihrem zentralen Inhalt in die Grundordnung eingearbeitet werden. Auf der Grundlage der in den reformatorischen Bekenntnissen angelegten Gemeinsamkeit bestätigt sie die Möglichkeit der Kirchengemeinschaft bekenntnisbestimmter Gliedkirchen der EKD, welche Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließt. Sie führt damit den Prozeß der Kirchwerdung der EKD zum Ziel gemeinsam bejahter kirchlicher Zusammengehörigkeit in den wesentlichen Punkten der Lehre und der Ordnung.
5. Die Organstruktur der Grundordnung der EKD sollte unter den Gesichtspunkten der

3. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1970, S. 25ff.; 1971, S. 32ff.

Praktikabilität überprüft werden. Insbesondere bedarf die Rolle der Kirchenkonferenz der Überprüfung unter dem doppelten Gesichtspunkt sachgemäßer Repräsentation der Gliedkirchen und förderlicher Zuordnung zu Rat und Synode. Die Arnoldshainer Konferenz beauftragt ihren Rechtsausschuß, eine Vorlage zu erarbeiten und unter anderem auch zu den Problemen der Finanzverfassung und des innerkirchlichen Rechtsschutzes Stellung zu nehmen.

6. Auf der für Oktober vorgesehenen Synode sollte über den Stand der Arbeit an der Grundordnung eingehend berichtet und verhandelt werden. Als das Hauptthema wird das vom Rat der EKD vorgeschlagene Thema „Die Sendung der Kirche heute“ für zeitentsprechend und gut befunden.

B. Die Evangelische Kirche der Union

Die Regionalsynode West der EKU tagte vom 5. bis 8. Mai 1972 in Berlin-Spanndau. Der stellvertretende Vorsitzende des Rates der EKU, der westfälische Präses D. Thimme, nahm in seinem Bericht eingehend zu den Fragen der Kirchwerdung der EKD und der bleibenden Aufgaben der EKU Stellung:

KONFESSIONELLE BESONDERHEIT UND KIRCHWERDUNG DER EKD

Die Frage der Integration in größere kirchliche Zusammenschlüsse ergibt sich insbesondere im Blick auf die unter uns in Gang gekommene Bemühung um die Kirchwerdung der EKD. Schon 1967 bei der Herausgabe der Thesen zur Abendmahlsgemeinschaft unter den Gliedkirchen der EKD ist auf das Beispiel der EKU als einer Kirche hingewiesen worden, in welcher die Bekenntnisverschiedenheit der Gemeinden kein Hinderungsgrund für volle Abendmahlsgemeinschaft in der Kirche als ganzer sei. Dieser sachlich gemeinte Hinweis ist damals als der Versuch mißverstanden worden, die EKU als vorbildlich und in ihrer Ordnung und Gestalt als erstrebenswertes Ziel kirchlicher Gemeinschaft herauszustellen. Das war weder damals noch ist es heute gemeint. Zwar ist tatsächlich die EKU insofern einen beachtenswerten und oft verkannten Weg gegangen, als in ihr nach den Anfängen dynastischer Gewaltsamkeit und aufklärerischer Verkennung der Bekenntnisunterschiede viel Sorgfalt und Behutsamkeit auf die Achtung gegenüber dem Bekenntnisstand der Gemeinden verwandt worden ist. Des sind die Verfügungen des Oberkirchenrats aus dem vorigen Jahrhundert ebenso Zeuge wie die bis heute erhaltenen und gepflegten bekenntnismäßigen Besonderheiten, etwa der lutherischen, reformierten und unierten Gemeinden in den verschiedenen Gliedkirchen. Doch liegt es uns fern, die EKU als vorbildlich, als erstrebenswertes Ziel und damit als Bedrohung anderer kirchlicher konfessioneller Gruppen zu verstehen. Indem sie selbst eine Kirche ist, in welcher die Verschiedenheit reformatorischer Bekenntnisse nicht als kirchentrennend, aber auch nicht nur als „Last bestehender Lehrunterschiede“ (Grundordnung 1,4) verstanden wird, indem sie insofern selbst eine bekenntnisbestimmte Kirche, d.h. eine Bekenntniskirche darstellt, läßt sie neben sich den Bestand anderer Bekenntniskirchen in Freiheit gelten. Dabei ist in erster Linie an die VELKD, in abgeleiteter Weise auch an den Reformierten Bund zu denken. Manches spricht dafür, daß der Bestand solcher konfessionellen Zusammenschlüsse das Gespräch in Richtung auf die Herausarbeitung größerer Gemeinschaft nur erleichtern kann. Doch muß im Auge behalten werden, daß das Festhalten an Zusammenschlüssen dieser Art die Bemühung um größere Gemeinsamkeit am Ende auch hindern und außerdem den notwendigen fruchtbaren Dialog der Konfessionen in Blockbildung erstarren lassen kann. Die hier versammelte Synode wird sich diese Frage im Zusammenhang der Einordnung in die in Aussicht genommene neue Grundordnung der EKD zu stellen haben. Es geht darum, daß bisher die EKU aufgrund ihres Selbstverständnisses als Kirche und um ihrer Bejahung der EKD als Kirche willen die volle Mitgliedschaft in der EKD, d.h. in deren Kirchenkonferenz besaß, während das bei der VELKD aufgrund ihres Verständnisses der EKD als eines bloßen Kirchenbundes nicht der Fall war. Bei der

nunmehr anstehenden Entscheidung, wie es um die Mitgliedschaft kirchlicher Zusammenschlüsse in der EKD bestellt sein soll, kann der EKU ihre bisher stets anerkannte Mitgliedschaft nicht grundsätzlich bestritten werden wie umgekehrt der VELKD die Mitgliedschaft aufgrund der neuen kirchlich-theologischen Einsichten (Leuenberg) jetzt leichter fallen könnte als bisher. Die Frage kann nur dann legitim gestellt und befriedigend beantwortet werden, wenn sie nicht theologisch grundsätzlich, sondern kirchenrechtlich praktisch gestellt wird. Dann nämlich kann unter dem Gesichtspunkt des Ermessens geprüft werden, ob es tunlich ist, wenn dieselben Gliedkirchen einerseits direkt und andererseits zusätzlich indirekt durch ihren konfessionellen Zusammenschluß in der EKD vertreten sind und wo dann im Blick auf andere mögliche Zusammenschlüsse die gebotene Grenze ist. Wird die Frage so gestellt und dabei an die EKD-Treue einer EKU appelliert, die für eine Anrede dieser Art stets offen war, so erscheint eine praktikable Entscheidung, ohne daß der Verhandlung dieser Synode vorgegriffen sein soll, als möglich. Dabei müßte freilich darauf Bedacht genommen werden, daß die gliedkirchlichen Zusammenschlüsse, wenn sie denn schon keine Vollmitgliedschaft als eigenständige Gliedkirchen beanspruchen, doch auch nicht aus den Arbeits- und Leitungsgremien der EKD gänzlich ausgeschlossen werden. Im Interesse gemeinsamer Willensbildung in der EKD als ganzer sollte im Sinne vorliegender Vorschläge ein geordnetes Kooperationsverhältnis gefunden werden.

Das Ergebnis dieses ersten Abschnittes läßt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen. Angesichts des stets vorhandenen Drängens auf möglichst weitgehende gliedkirchliche Souveränität und im Blick auf die in Gang gekommene Bewegung in Richtung auf neue Zusammenschlüsse nachbarschaftlicher Kooperation, angesichts des Drängens auf größere Einheit in der EKD als ganzer und der Notwendigkeit konsequenter Regionalisierung in den je eigenen Bereichen der DDR und der BRD ist die EKU in ihrer bisher bestehenden rechtlichen Einheit ernsthaft infrage gestellt. Dies betrifft, wie des weiteren zu zeigen sein wird, keineswegs ihre geistliche Einheit und geschichtlich gewachsene besondere Gemeinschaft. Wohl aber schließt es erhebliche Folgen im institutionellen Bereich ein, die gerade für den Westbereich um so einschneidender sein werden, als die westlichen Gliedkirchen immer schon ihre gliedkirchliche Souveränität mit besonderem Nachdruck vertreten und im Blick auf neue und weitergreifende Zusammenschlüsse immer schon besondere Aufgeschlossenheit gezeigt haben. Wir stehen darum an einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der EKU. Ergibt das Zusammenwirken der genannten Faktoren das Ende einer 150jährigen Geschichte? Sind mit dem Ende der rechtlichen Gemeinsamkeit als Folge der Regionalisierung und der übrigen gleichlaufenden Tendenzen auch Auftrag und Bestand der EKU als solcher infrage gestellt? Mit diesen Fragen wird sich der nächste Abschnitt beschäftigen ...

II. Bleibende Aufgaben einer EKU

Ferment im Prozeß der Kirchwerdung der EKD

... Letzten Endes wird sich das verpflichtende Erbe der EKU weniger in der Erhaltung dieser oder jener Rechtsgestalt als vielmehr darin bewähren, daß diese in Geschichte und Lebensvollzug unwiderruflich festgelegten Grundintentionen in die neue Entwicklung eingebracht werden. In diesem Zusammenhang ist zunächst noch einmal von der Bemühung um eine neue Grundordnung der EKD zu reden. Wir wissen, wie es dazu gekommen ist. Den äußeren Anlaß bildete die notwendig gewordene Konstituierung des Kirchenbundes in der DDR. Sollte sich in diesem Ereignis nicht nur ein bloßer Zerbruch dessen vollziehen, was in der bisherigen Ordnung der EKD vorgegeben war, sollte die unausweichlich gewordene Aufgliederung in den Kirchenbund und die EKD-West vielmehr die Gelegenheit dazu sein, einerseits dem neuen Verständnis vom Zueinander der reformatorischen Bekenntnisse überzeugender als bisher Rechnung zu tragen, andererseits die Zuordnung zur jeweiligen gesellschaftlichen Umwelt fruchtbarer und wirksamer zu gestalten, so galt es, die Stunde zu schöpferischem Neubeginn zu nutzen.

Das geschieht in der DDR in der Weise, daß zwischen der EKU-Ost und dem Kirchenbund ... Verhandlungen über engere Kooperation und zunehmende Integration geführt

werden. Ihre Entsprechung hat diese Bemühung im Westbereich darin, daß die EKU im Zuge der in Gang gekommenen Lehrgespräche ... überall da beteiligt ist, wo es darum geht, ohne Nivellierung der vorhandenen Bekenntnisunterschiede deren kirchentrennende Funktion abzubauen und Wege zu weisen, wie im Miteinander der verschiedenen reformatorischen Bekenntnisse Abendmahlsgemeinschaft gehalten und Kirche gelebt werden kann ... Gerade weil die EKU den oft als Befürchtung geäußerten Verdacht des Zentralismus keineswegs verdient ... gerade auch weil sie sich als Ganze stets im Sinne bekenntnisgegliederter Union und nicht im Sinne eines die Bekenntnisse der Reformation preisgebenden „Unionismus“ verstanden hat, kann und muß sie ihren Beitrag zum Prozeß der Kirchwerdung der EKD überzeugend in die Waagschale werfen. Dies muß bis zur Bereitschaft erheblicher Opfer und gar der Selbstpreisgabe gehen. Es darf nicht sein, daß der Prozeß der Kirchwerdung bzw. der kirchlichen Weiterentwicklung des Kirchenbundes bzw. der EKD-West dadurch aufgehalten wird, daß die EKU dem retardierend und nachgerade als Bollwerk eines unionsbestimmten Konfessionalismus im Wege steht. Es wäre verhängnisvoll, wenn EKU und VELKD in der Wahrung je berechtigter Bekenntnisanliegen und Interessen sich gegenseitig so blockierten, daß darüber das gebotene Neue, obschon durch theologisch bekenntnisbegründete Einsicht ermöglicht und durch die Nötigung der Verhältnisse geboten, verzögert oder gar verhindert würde. Aber auch auf dem Wege einer zunehmenden Integration der EKU (und der VELKD?) in die künftige EKD bleibt die Aufgabe bestehen, das Lehrgespräch zwischen den Konfessionen wach und fruchtbar zu erhalten ...

Dies zu vertreten, wird auch für eine in die EKD integrierte EKU eine bleibende und unaufgebbare Aufgabe sein.

Die von der Synode verabschiedete „Stellungnahme zum Rohentwurf einer Grundordnung der EKD“ lautet:

Die Synode begrüßt die im Entwurf enthaltene Feststellung, daß die Verschiedenheit der Bekenntnisse keine kirchentrennende Bedeutung zwischen den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland mehr hat. Sie sieht in ihm einen Schritt auf dem Wege von der Gemeinschaft, welche die Gliedkirchen in der Evangelischen Kirche in Deutschland schon jetzt haben, zu engerer, verpflichteter Kirchengemeinschaft. Die Synode macht sich insbesondere Punkt 4 der Erklärung der Arnoldshainer Konferenz vom 23. März 1972 zu eigen.

Sie bejaht die vermehrte Übernahme von Gemeinschaftsaufgaben durch die Evangelische Kirche in Deutschland. Damit wird der Forderung von Leuenberg nach gemeinsamer Ausrichtung von Zeugnis und Dienst ebenso entsprochen wie der Notwendigkeit von Arbeitsformen, die den heutigen Aufgaben der Kirche gerecht werden.

Sie versteht den Entwurf als die der gegenwärtigen Lage entsprechende Möglichkeit von Kirchengemeinschaft und stimmt ihm daher in seinen Grundzügen zu.

Die Synode bittet, die in den folgenden Abschnitten vorgetragenen Überlegungen zu berücksichtigen, die sich ausschließlich mit der Stellung der EKU in der EKD beschäftigen.

II.

In der Evangelischen Kirche in Deutschland haben neben den Landeskirchen die im Entwurf (Art. 27) als „konfessionell bestimmte Vereinigungen“ bezeichneten kirchlichen Zusammenschlüsse gegenwärtig ihre besondere Funktion.

Es gehört zu ihren Aufgaben, das Verständnis des Evangeliums, auf dem die Kirchengemeinschaft beruht, zu vertiefen, zu überprüfen und ständig zu aktualisieren (Leuenberg Tz. 38). Das gilt auch für das Gespräch mit Kirchen, die nicht zur Evangelischen Kirche in Deutschland gehören. Die Evangelische Kirche der Union denkt dabei im ökumenischen Bereich insbesondere an vereinigte und sich vereinigende Kirchen.

Diese Aufgaben sollten nicht außerhalb und unabhängig von der Evangelischen Kirche in Deutschland wahrgenommen werden. Deshalb begrüßt es die Synode, daß der Entwurf die Zugehörigkeit dieser Zusammenschlüsse zur Evangelischen Kirche in Deutschland voraussetzt. Sie hält es jedoch für notwendig, deren Mitverantwortung und Zusammenarbeit untereinander und mit der Evangelischen Kirche in Deutschland in den entsprechenden Be-

stimmungen des Entwurfs deutlicher auszudrücken. Weil die Evangelische Kirche der Union und die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands sich als Kirchen verstehen, sollte ihre Zugehörigkeit zur Evangelischen Kirche in Deutschland in der Grundordnung auch ausdrücklich festgestellt werden. Dies könnte durch ihre Einbeziehung nach Art der Gliedkirchen, aber auch in einem besonderen Status geschehen. Doch soll dadurch nicht verhindert werden, daß die besonderen Aufgaben der gliedkirchlichen Zusammenschlüsse in der weiteren Entwicklung auf die Evangelische Kirche in Deutschland übergehen und von ihr erfüllt werden.

III.

Vorschläge zur Veränderung des Textes.

...

IV.

Die Synode hält eine gemeinsame Beratung der vorstehenden Fragen mit der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands für wünschenswert und sachlich geboten. Sie bittet daher die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands um Benennung einer Kommission und beauftragt ihrerseits folgende Vertreter als Mitglieder ihrer Kommission:

(folgen Namen)

C. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands

In dem der vom 23. bis 27. Oktober 1972 in Hamburg tagenden Generalsynode der VELKD erstatteten Bericht des Leitenden Bischofs D. Wölber stand die Frage der „EKD als Kirchengemeinschaft“ an erster Stelle.

1. EKD als Kirchengemeinschaft

Eine erhebliche Rolle spielten die Stellungnahmen zu den Entwürfen der Leuenberger Konkordie und der neuen EKD-Verfassung. Soeben hat die Synode der EKD in Berlin zu einer Zwischenbilanz getagt. Es war ein wenig die Stunde der Wahrheit. Zahlreiche und gewichtige Einsprüche waren seitens der Gliedkirchen gegen den Rohentwurf der Verfassung vorgebracht worden. Ich meine aber, daß nun mit mehr Realismus die Dinge vorankommen. Jeder Resignation möchte ich widersprechen.

Mehr und mehr zeigt sich, daß man der Kirche heute nicht einfach mit einer geschlossenen Organisation aufhelfen kann. Wir sehen, die Nöte sitzen tiefer. Auch ist eine stärkere Orientierung auf regionale Initiativen und Aktivitäten spürbar. Die Grundlagen unseres kirchlichen Lebens sind aktive Gemeinden. Darum müssen wir nach einem entsprechend überschaubaren Ordnungsgefüge und nach Leitung und Hilfe aus der Nähe trachten. Das kann man nicht einfach mit Partikularismus bezeichnen, obwohl es an eigensüchtigen Interessen und Provinzialismus leider nicht fehlt. Schließlich zeigt sich, daß wir ein außerordentlich weitläufiges und differenziertes Kirchenwesen haben. Landeskirchen, Konfessionen, Werke und Dienste, die zum Teil um ihres Auftrages willen selbständig sind, bilden ein kompliziertes Geflecht. Hierin liegt aber die Chance freiheitlichen und eigenverantwortlichen Wirkens, ohne das eine evangelische Christenheit nicht auskommt. Dies alles sollte man unbeschadet der bei vielen wichtigen Aufgaben notwendigen großräumigen Zusammenfassung sagen.

Nach meinem Eindruck ist nun ein prinzipielles Einverständnis über einen besonnenen mittleren Weg erreicht. Es ist der Weg einer Kirchengemeinschaft in ausgewogenen organisatorischen Verhältnissen. Anders wird man bei redlicher Auslegung die nach Lage der Dinge nicht in konkreten Beschlüssen gefaßten Meinungen der Synode nicht verstehen können. Wenn im übrigen die Balance zwischen Einheit und Vielgestaltigkeit bedeutet, daß wir uns energisch auch an den Frontdienst gewiesen wissen, so ist das nur zu begrüßen. Das immense Ausmaß von Koordinierungsmaßnahmen und Konzepti-

onsdebatten allüberall kostet Tausende von Arbeitsstunden für den Verkündigungs- und Seelsorgedienst. Das darf nicht sein.

Was die konfessionellen Aspekte angeht, so möchte ich hier klar meine Meinung sagen. Ich bin der festen Überzeugung – und ich werde versuchen, das nachher zu deuten – daß das Luthertum eine unvergleichliche Klarstellung des Evangeliums bedeutet und daß dies uneingeschränkt und unverwechselbar als Kirche zur Darstellung kommen muß. Ich bin aber auch der Überzeugung, daß wir uns nicht in der Festung Luthertum verschanzen dürfen. Wir sollten uns für die Entwicklung des Gesamt-Protestantismus offensiv und energisch einsetzen.

Die von der Generalsynode verabschiedete EntschlieÙung vom 26. Oktober 1972, der eine Reihe von Formulierungsvorschlägen als Anlage beigelegt ist, hat folgenden Wortlaut:

Die Generalsynode hat den Entwurf einer Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EGO I) unter Berücksichtigung der entsprechenden Tischvorlage in der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland Berlin-Spandau 1972 (EGO II) sowie unter Berücksichtigung der Arbeiten des Planungsausschusses der Vereinigten Kirche, die die Beratungsergebnisse der EKD-Synode in Spandau einbezogen haben, behandelt. Danach faÙt sie folgende EntschlieÙung:

1. In Fortföhrung ihrer Beschlüsse von Augsburg (Mai 1969), Tutzing (Oktober 1969), Eutin (1970) und Osnabrück (1971) sieht es die Generalsynode als einen bedeutsamen Fortschritt an, daß EGO II einen konstruktiven Ansatz für die Mitarbeit der gliedkirchlichen Zusammenschlüsse VELKD und EKV in einer künftigen EKD bietet. Die Generalsynode stimmt den vom PlanungsausschuÙ am 12. Oktober 1972 erarbeiteten Vorschlägen zu einem besonderen Artikel über die gliedkirchlichen Zusammenschlüsse ausdrücklich zu. Diese werden die Grundlagen für die weiteren Verhandlungen sein müssen, auch für das in Aussicht genommene Gespräch zwischen dem Rat der EKD, der VELKD und der EKV.

2. Die Generalsynode stellt fest, daß EGO II erhebliche Verbesserungen gegenüber EGO I aufweist. Vorschläge des Planungsausschusses zu den Grundartikeln sind aufgenommen. „Kirchengemeinschaft“ in der Grundordnung der EKD kann für die Vereinigte Kirche und für ihre Gliedkirchen Kirchengemeinschaft nur im Verständnis des Leuenberger Konkordienentwurfes bedeuten. Solange die Leuenberger Konkordie nicht vorliegt, muß daher bei Verabschiedung der neuen Grundordnung im Zusammenhang mit Art. 2 EGO II eine eindeutige Stellungnahme in diesem Sinne erfolgen, entweder durch eine entsprechende Ergänzung oder durch eine vereinbarte theologische Interpretation.

3. Der PlanungsausschuÙ wird beauftragt, die Arbeit an der Neuordnung der EKD unter Zugrundelegung der Beschlüsse der Generalsynode weiter zu fördern und darauf zu achten, daß die für die Mitarbeit in der EKD notwendigen verfassungsrechtlichen Mindestanforderungen sachgemäß erfüllt werden.

D. Der Reformierte Bund

Moderator Professor D. Dr. Niesel führte in seinem auf der Hauptversammlung des Reformierten Bundes, die vom 12. bis 14. Oktober 1972 in Hamburg stattfand, erstatteten Bericht „Der Reformierte Bund 1970–1972“ zu der Frage der Neuordnung der EKD aus:

3. Das Moderamen hat zweimal zu den Bemühungen um eine Neufassung der Grundordnung der EKD Stellung genommen: einmal in der Erklärung über die „Bedeutung des reformierten Bekenntnisses für die Struktur der EKD und ihrer Gliedkirchen“⁴ und zum an-

4. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 34ff.

deren unmittelbar zum Rohentwurf einer Grundordnung⁵ ... Was wir uns für die Verfassung der EKD erhoffen, ist, kurz gesagt: Es möchte deutlicher als bisher werden, „daß sie eine Gemeindekirche unter dem Wort ist“. Mir kam gerade ein Brief von Karl Barth aus dem Jahre 1947 in die Hände, in dem er an einem damals vorgelegten Entwurf einer Verfassung kritisiert, daß in ihr die Gemeinde überhaupt nicht vorkam, und dann fortfährt: „Wenn es zur Zeit keine Gemeinden geben sollte, warum sind dann die zuständigen Organe nicht vordringlich eben damit beschäftigt, diesen Mangel zu beheben, d.h. die Kirche dort zu bauen, wo sie doch allein wirklich sein kann?“ Ich gebe diese Frage zur Selbstbesinnung an uns weiter. Wir plagen uns seit zwei Jahren mit dem Problem ab, welches die rechte Gestalt für die EKD heute sein müßte. Wir erörtern ihr Wesen, entwerfen Aufgabenkataloge und zielen auf eine andere Finanzgebarung. Fragen wir aber auch, wie es um das Fundament bestellt ist? Zeigten die kürzlich zunehmenden Kirchenaustritte nicht an, daß es keineswegs so fest ist, wie wir stillschweigend voraussetzen, wenn wir auf dem Papier ein eindrucksvolles Gebäude der EKD entwerfen? Wir bestreiten nicht, daß die Grundordnung der EKD nach 25 Jahren ihres Bestehens verbesserungsbedürftig ist. Zur Arbeit daran gehörte aber, daß gleichzeitig von uns und von der Synode der EKD Anstöße gegeben würden, den Aufbau der Gemeinden zu stärken. In der Verfassung der EKD werden die Gemeinden nur spärlich sichtbar werden, weil es die EKD unmittelbar mit den Landeskirchen zu tun hat und diese mit den Gemeinden. Das Fundament eines Gebäudes ist ja auch nicht zu sehen und doch für den ganzen Bau entscheidend. Daß es um die um Wort und Sakrament versammelten Gemeinden geht, muß die Grundordnung ausrichten. An einigen Stellen tritt dieser Tatbestand zutage, z. B. bei der Bestimmung des Mitgliedschaftsrechtes. „Mitgliedschaft zur EKD“, hat darum das Moderamen gesagt, „kann nur mittelbar über die Gemeinde begründet werden“.

Wenn wir mit den Altonaer Pastoren von 1933 die Gemeindekirche auf unser Panier setzen, so geben wir der Überzeugung Ausdruck, daß die EKD als Gemeindekirche auch wirklich Kirche sein muß und nicht nur ein Kirchenbund. Vom Beginn ihres Bestehens an sind wir dafür eingetreten. Inzwischen haben wir auf Anregung der Lutheraner zusammen mit ihnen Thesen zur Kirchengemeinschaft erarbeitet und uns an der Erstellung der Leuenberger Konkordie beteiligt. Die Kommission, die die Thesen verfaßt hat, hat abschließend festgestellt, daß Kirchengemeinschaft im Sinne der Thesen Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft bedeutet und nach jeweils besonders zu schließenden Vereinbarungen auch Anerkennung der Ordination. Mehr wollen wir nicht! Wenn alle Gliedkirchen den Thesen zustimmen oder der an einigen Stellen noch deutlicheren Konkordie, dann ist die EKD im Sinne von Augustana VII als Kirche anerkannt. Diese Wesensbestimmung besagt nicht, daß die geschichtlich geprägten Landeskirchen verschwinden müßten. Wir sind grundsätzlich dagegen, daß die EKD von einer geschichtslosen Konzeption her auf dem Reißbrett neu gegliedert wird. Die kirchliche Qualität der EKD besagt ferner nicht, daß die überkommenen Bekenntnisse, die Katechismen, die Gottesdienstordnungen und die Verfassungen zu vereinheitlichen seien. Einheit im Sinne von Einerlei ist für uns kein Maßstab. Wer die Jahre 1933–34 miterlebt hat, weiß darum, was der „Götze Einheit“ anrichten kann. Wir hoffen aber, daß unsere lutherischen Brüder, wenn sie zu uns in eine gottesdienstlich versammelte Gemeinde kommen – mag ihnen da auch manches fremd sein –, dennoch anerkennen: Da ist Kirche Jesu Christi; denn wir hören das seligmachende Evangelium wie bei uns, und am Tische des Herrn werden uns sein Leib und Blut dargeboten wie bei uns. Und umgekehrt wollen wir das Gleiche sagen. Das soll in der Grundordnung der EKD klar zum Ausdruck kommen!

Die in dem Bericht erwähnte Stellungnahme des Moderamens zum Rohentwurf der Grundordnung der EKD hat nachstehenden Wortlaut:

Das Moderamen des Reformierten Bundes hat während seiner Sitzung vom 22. bis 24. Juni 1972 im Predigerseminar in Wuppertal-Elberfeld beschlossen:

5. Siehe unten.

Das Moderamen des Reformierten Bundes stimmt den Grundgedanken des Rohentwurfs einer Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland vom November 1971 im Sinne der folgenden Erwägungen zu.

I.

1. Der Reformierte Bund begrüßt insbesondere, daß durch Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft die Kirchengemeinschaft verwirklicht wird.

2. In der Grundordnung sollte zum Ausdruck kommen, daß aus der Kanzel- und Abend-mahls-gemeinschaft das Verständnis der EKD als Kirche folgt.

3. Das Moderamen erinnert an seine Thesen zur Struktur der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 5. Juni 1971, nach denen die Kirche als Gemeindekirche existiert. Dieses Kirchenverständnis muß in Abschnitt I „Grundlagen“ der Grundordnung zum Ausdruck kommen.

4. Die vom Reformierten Bund bejahte Stärkung der Evangelischen Kirche in Deutsch-land darf nicht zu einer Nivellierung der Bekenntnisbestimmtheit der Gemeinden und Gliedkirchen führen.

Das Moderamen tritt dafür ein, daß dieser Grundsatz in der Grundordnung stärker zum Ausdruck kommt als im Rohentwurf.

5. Die notwendige Stärkung der Evangelischen Kirche in Deutschland darf nicht zu einer falschen Zentralisierung der Aufgaben führen. Was von Gemeinde und Gliedkirche getan werden kann, sollte, von erforderlicher Koordinierung abgesehen, der Evangelischen Kirche in Deutschland nicht übertragen werden.

6. Bei einer über den vorliegenden Entwurf einer Grundordnung weiterführenden Neu-gliederung der Gemeinden und Gliedkirchen (Artikel 27 EGO) sollte folgendes beachtet werden:

a) Es sollten Größenordnungen angestrebt werden, die einen unmittelbaren Kontakt der Kirchenleitungen zu den einzelnen Gemeinden ermöglichen.

b) Die bekenntnismäßigen Bindungen der Gemeinden und Gliedkirchen dürfen bei Neu-gliederungen nicht verletzt werden.

II.

Aus diesen Grundsätzen ergeben sich folgende Schlußfolgerungen, um deren Berücksichti-gung der Reformierte Bund die verfassungsgebenden Organe der Evangelischen Kirche in Deutschland bittet:

Artikel 2 EGO

1. Es sollte in Artikel 2 EGO folgender Satz aufgenommen werden:

„Die Kirche verwirklicht sich in der Sammlung der Gemeinde um Wort und Sakrament zum Dienst an allen Menschen.“

2. Der Reformierte Bund entscheidet sich für die zweite Fassung des Artikels 5 EGO, jedoch mit folgendem Wortlaut des Absatzes 1:

Artikel 5 EGO

„(1) Auf diesem Grund sind in der Evangelischen Kirche in Deutschland lutherische, re-formierte und unierte Kirchen im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) mit ihren Gemeinden und deren Gemeindegliedern nach Maßgabe dieser Grundord-nung in einer Kirche verbunden, in der Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft besteht.“

Artikel 7 EGO

3. Weil sich Kirche nur in der Sammlung der Gemeinde verwirklicht und nur auf dieser Gemeinde aufbaut, kann Mitgliedschaft zur Evangelischen Kirche in Deutschland nur mittelbar über die Gemeinde begründet werden. Deshalb entscheidet sich das Moderamen für die erste Fassung von Artikel 7 EGO.

Artikel 8 EGO

4. Es folgt aus dem Wesen der EKD als Kirche, daß gesamtkirchliches Recht gliedkirch-lichem Recht vorgeht. Nur muß der Wortlaut der Grundordnung eindeutig aussagen, daß die Gliedkirchen ihr Bekenntnis und ihre wesentlichen Verfassungsgrundsätze selbst defi-nieren.

Artikel 18 EGO

5. Wenn die Richtlinien der Evangelischen Kirche in Deutschland für die von den gliedkirchlichen Synoden verantwortete Gesetzgebung und Verwaltung der Gliedkirchen verbindlich sein sollen, müssen sie auch von der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland beschlossen werden.

Artikel 27 EGO

6. Der Reformierte Bund begrüßt, daß im Entwurf einer neuen Grundordnung eine Mitgliedschaft gliedkirchlicher Vereinigungen in der Evangelischen Kirche in Deutschland nicht mehr vorgesehen ist. Sollte für gliedkirchliche Vereinigungen in der neuen Grundordnung ein Ort als Sprecherinnen eines Bekenntnisses vorgesehen werden, ist für den Reformierten Bund ein entsprechender Platz vorzusehen.

Artikel 43 EGO

7. Der Reformierte Bund hält eine Kirchenverfassung für unvollständig, die wegen der Zusammensetzung des föderativen Gesetzgebungsorgans auf ein Nebengesetz verweist. Zusammensetzung und Stimmführung in der Kirchenkonferenz sind im Wortlaut der Grundordnung zu regeln. Bei der Zuteilung von Stimmrechten werden nach reformatorischer Übung alle Glieder ohne Rücksicht auf Größe oder Einfluß gleich bedacht. Wenn hiervon bei der Bildung von Synoden abgewichen worden ist, sollte dieser Grundsatz jedenfalls bei einem föderativen Organ dazu führen, daß es beim bisher geltenden gleichen Stimmrecht für alle Gliedkirchen bleibt.

Artikel 43 EGO

8. Weil die Kirchenkonferenz in mancherlei Weise verantwortlich an der Setzung kirchlichen Rechts und der Leitung der Evangelischen Kirche in Deutschland beteiligt werden soll, muß der Schutz bekenntnismäßiger Minderheiten in der Weise erweitert werden, daß eine der Bestimmung des Artikels 40 EGO (Bekenntniskonvent der Synode) entsprechende Bestimmung für die Kirchenkonferenz getroffen wird.

Artikel 49 EGO

9. Im Sinne der Artikel 5 Absatz 2, 40 EGO hält der Reformierte Bund es für unerlässlich, anstelle von Artikel 49 Absatz 3 EGO den Wortlaut des bisherigen Artikels 30 Absatz 2 der geltenden Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland beizubehalten.

Artikel 54 EGO

10. Das Moderamen bittet die verfassungsgebenden Organe der Evangelischen Kirche in Deutschland, zu überlegen, ob die Leiter der Amtsstellen der Evangelischen Kirche in Deutschland auf Zeit berufen werden sollten.
Wuppertal-Elberfeld, 24. Juni 1972.

E. Die Evangelische Landeskirche in Baden

Nach einem eingehenden Bericht von Oberkirchenrat Professor Dr. Wendt, einer lebhaften Diskussion in den Ausschüssen und im Plenum beschloß die Landessynode auf ihrer Tagung vom 10. bis 14. April 1972:

I.

Die Landessynode begrüßt den Entwurf in seinen Intentionen und Grundlinien, wie sie u. a. in der rechtstheologischen Anerkennung der EKD als Kirche mit Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft der Gliedkirchen und in der Mitgliedschaft des einzelnen evangelischen Christen sowie in der Stärkung verfassungsrechtlicher Ordnungshilfen für die verbindliche Planung, Entscheidung und Durchführung von Gemeinschaftsaufgaben durch die Leitungsorgane der EKD Ausdruck finden.

Die Evangelische Landeskirche in Baden weiß sich nach ihrer Grundordnung als Unionskirche verpflichtet, kirchentrennende Unterschiede zu überwinden und die in Christus vorgegebene Einheit der Kirche im Dienst an der Welt sichtbar werden zu lassen.

II.

Zu einzelnen Abschnitten und Bestimmungen des Entwurfs nimmt die Landessynode wie folgt Stellung:

...

F. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern

Die bayerische Landessynode trat im Berichtsjahr zu drei Tagungen zusammen. Die Frage der Verfassungsreform der EKD kam auf allen drei Tagungen zur Sprache.

Auf der Synodaltagung vom 5. bis 10. März 1973 in Bayreuth führte Landesbischof D. Dietzfelbinger im letzten Hauptteil seines Berichts aus:

2. Hier soll auch ein Wort über die Stellung der Evang.-Luth. Kirche in Bayern im Verband der gesamten Christenheit in Deutschland seinen Platz haben, der gesamten Christenheit wie der evangelischen im Besonderen. Die bayerische Landeskirche ist ja zugleich Mitgliedskirche der seit 1948 bestehenden Evangelischen Kirche in Deutschland und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands. Was die EKD betrifft, so hat die Landessynode damals den Beitritt beschlossen aufgrund des Kirchengesetzes vom 30. 9. 1948 „unter Wahrung ihres unantastbaren Bekenntnisstandes“. Die dazu abgegebene Erklärung der Synode verdient auch heute unsere Beachtung. Seit etwa zwei Jahren, vor allem seit der Entstehung des Bundes evangelischer Kirchen in der DDR sind nun Bestrebungen einer Reform der EKD im Gange. Auf der Frankfurter EKD-Synode vom November 1971 wurde der Rohentwurf einer neuen Grundordnung vorgelegt, den bis Juni 1972 zu prüfen die Gliedkirchen aufgefordert sind. Schon die letzte bayerische Landessynode hat sich auf ihren Tagungen regelmäßig mit den gesamten Vorgängen befaßt. Ein Zwischenausschuß hat auch in den letzten Monaten die Beratungen weitergeführt ...

a) Was den Informationsstand betrifft, so ist in der gesamten EKD ein großes Defizit festzustellen, jedenfalls wenn man über den Kreis der unmittelbar damit Befassten hinausblickt. In der bayerischen Landeskirche hat der Landeskirchenrat das Mögliche in die Wege geleitet, auch die Synode vorher, um dieses Defizit aufzuholen. Ohne Information läßt sich über solch schwerwiegende Fragen, die den Weg einer Landeskirche auf lange hinaus beeinflussen, nicht verantwortlich entscheiden. Zu dieser Information scheint mir auch eine gewisse Kenntnis des geschichtlichen Weges der evangelischen Christenheit in Deutschland wie der Evang.-Luth. Kirche in Bayern zu gehören. Das Löhe-Gedenkjahr gibt dazu besonderen Anlaß. Der Weg einer Kirche ist wie der gewundene Lauf eines Flusses durch das Tal. Man kann in ihm manche Begradigungsversuche unternehmen, die auch da und dort ihren Sinn haben. Oft aber haben solche Versuche auch dahin geführt, daß das Tal nicht Leben gewann, sondern Leben verlor. Eben darum sind geschichtliche Vorgänge, Linien, Strömungen, auch wenn sie immer zugleich kritisch zu beurteilen sind, nicht außer acht zu lassen.

b) Verlieren wir dabei nicht den ruhigen Atem! Ich habe diese Bitte schon öfter ausgesprochen bezüglich des von der letzten EKD-Synode vorgeschlagenen Zeitplanes, der, wenn möglich, feste Ergebnisse bereits für den Anfang 1973 vorsieht ... Aber die Diskussion über das, was nötig, möglich und nicht möglich ist, bei der – nach Georg Picht – möglicherweise „die Zukunft der evangelischen Kirche in Westdeutschland auf dem Spiele stehen könnte“, ist erst im Anlaufen. Abgesehen von den großen Problemen braucht allein schon das Gespräch über eine Zuordnung des diakonischen Bereichs zum Gefüge der Landeskirchen und der EKD, noch mehr über die Stellung von Weltmission, Ökumene und Auslandsarbeit ein längeres Abwägen der Gesichtspunkte, damit nicht am Ende weniger Gemeinschaft herauskommt als vorher.

Im vorigen Jahr habe ich in Erinnerung an frühere Bekenntnissynoden vorgeschlagen, eine nüchterne Analyse unserer geistlichen und kirchlichen Lage in der evangelischen Christenheit in Deutschland durchzuführen. Der Rat der EKD hat im Verfolg dieser da und dort aufgenommenen Anregung für Juni d. J. zu einem Gespräch über die zur Zeit umlaufenden Dokumente – „Gemeinsame theologische Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit“, „Leuenberger Konkordie“, wie „Rohentwurf der Grundordnung“ – eingeladen. Auch zur Verarbeitung dieses Gesprächs braucht man Zeit. In Art. 29 unserer neuen Verfassung heißt es von der Dekanatssynode: „Sie soll sich mit Fragen der Lehre und des Lebens der Kirche befassen und dabei den Blick auf das Ganze der Kirche und ihren Dienst in der Öffentlichkeit richten.“ Wenn auch auf dieser Ebene ein Gespräch über die eben angeführten Probleme geführt werden soll, und ich denke, das müßte geschehen, dann kann das sinnvollerweise auch nicht in kurzen Monaten erfolgen.

c) Die Evang.-Luth. Kirche in Bayern gehört zur Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland. Wir müßten die oben erwähnte Geschichte verleugnen, die landeskirchlichen und volksskirchlichen Strukturen aufgeben, viele Faktoren des heutigen Lebens, wie den starken Wohnsitzwechsel, den Tourismus, übersehen, wenn wir uns diesen Tatsachen nicht stellen und sie bejahen wollten. Auch bekenntnisgebundene Kirchen können und müssen offene Fenster und Türen haben. Andererseits bestehen in der EKD viele Unterschiede und ein starker Pluralismus der Meinungen. Wer Augen hat zu sehen, wird nicht nur konvergente, sondern sehr starke divergierende Strömungen heute erkennen. In manchem waren wir uns 1948 oder 1950 viel einiger als heute. Wenn wir auf das Pfarrerbild, den Auftrag im Religionsunterricht, auf manche sozial-ethische Fragen, auf den Weg der Studentengemeinden blicken, wird das sehr deutlich. Das ausgewogene Verhältnis von Gemeinsamkeit und Unterschiedenheit ist m.E. eine vordringliche Frage dieser EKD; wobei ich aus 25jähriger Beteiligung an ihrer Arbeit spreche. Die Rücksicht darauf scheint mir auf den verschiedensten Ebenen geboten zu sein: der Bekenntnisbestimmtheit ebenso wie der kirchlichen Struktur, der Organisation wie der Verwaltung, der theologischen wie der nicht-theologischen Faktoren. Dies hat, soweit ich sehe, bei der Grundordnung von 1948 eine bestmögliche Lösung gefunden. Achten wir darauf, daß bei neuen Versuchen und Schritten – an einigen Stellen werden sie nötig sein – nicht ein Rückschlag herauskommt etwa so, daß wesentliche tragende Kräfte des Protestantismus nicht noch mehr als bisher aus der institutionalisierten EKD abwandern. Gerade dann, wenn man übertrieben ein engeres Zusammenrücken fordert, wächst die Tendenz zum Auseinandergehen.

d) Damit steht vor uns die Frage nach der Position der Evang.-Luth. Kirche in Bayern im Ganzen des deutschen Protestantismus und nach ihrem Beitrag zu seinem Leben und seinen Diensten. Wir wissen wohl die Schwächen und Fehler dieser Landeskirche und wie wir auf gegenseitigen Austausch angewiesen sind. Umgekehrt ist dieser Kirche von ihrer Geschichte her manches an Gaben anvertraut, was nicht verschwiegen zu werden braucht und nicht eingegeben werden darf gerade im Großen der gesamten deutschen evangelischen Christenheit. Wenn ich das ausspreche und dabei auch an die Bedeutung der VELKD und an das Achten auf ihren weiteren Weg erinnere, steht nicht enger Konfessionalismus dahinter, sondern die Erkenntnis der ökumenischen Verantwortung der lutherischen Reformation, die zu ihrer Realisierung auch die leibhaftige Gestalt einer Kirche braucht. Wenn diese Landeskirche ihre Beziehung zur EKD überdenkt, wird sie auch nicht absehen können von ihrer Verbindung mit vielen evangelisch-lutherischen Kirchen in der Welt, besonders mit denen in Neuguinea, Tanzania, in Skandinavien und in Amerika. Sie wird ebenso für den gesamten deutschen Protestantismus auch an ihre Nachbarschaft, im besonderen die Nachbarschaft zur römisch-katholischen Kirche denken müssen. Mir scheint, daß die Evang.-Luth. Kirche in Bayern in mancher Hinsicht ein Vorort des Gespräches mit dieser Kirche ist. Und es ist nicht unwesentlich, wie unser theologisch-kirchlicher Weg auch in diesem Gegenüber sich gestaltet.

Aus der Arbeit des EKD-Ausschusses berichtete der Synodale Neukamm. Die Landessynode machte sich die Empfehlung dieses Ausschusses zu eigen. Sie lautet:

Der Ausschuß bejaht das im Entwurf der Leuenberger Konkordie beschriebene gemeinsame Grundverständnis des Evangeliums. Er sieht die Möglichkeit, daß auf dieser theologischen Basis Kirchengemeinschaft als Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der EKD zustandekommt. Er empfiehlt, daß die Erörterung des Entwurfs einer Grundordnung der EKD im Sinne der Leuenberger Konkordie erfolgt, und spricht die Hoffnung aus, daß durch die Weiterarbeit in den verschiedenen Gruppen und Gremien unserer Landeskirche die Zustimmung zu einer Neuordnung in der EKD erreicht wird.

Vom 31. Mai bis 3. Juni 1972 trat die Landessynode in Neuendettelsau zu einer außerordentlichen Tagung zusammen, um in Gegenwart des Präses der EKD-Synode Professor D. Dr. Raiser die EKD-Reform, die zunächst eine Reform der Reform der Grundordnung ist, eingehend zu beraten. In der lebhaften Plenarversammlung brachte Landesbischof D. Dietzfelbinger seine Fragen, Bedenken und Besorgnisse erneut zum Ausdruck.

Die Landessynode beschloß nach sorgfältiger Beratung im Plenum und in den Ausschüssen:

1. Die Landessynode bejaht grundsätzlich die EKD-Reform mit dem Ziel, die Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche in Deutschland zu stärken und die Evangelische Kirche in Deutschland in die Lage zu versetzen, ihren Auftrag in Zeugnis und Dienst besser wahrzunehmen.

2. Der damit zusammenhängende Prozeß der theologischen Meinungs- und Willensbildung ist in der Landessynode noch nicht abgeschlossen. Die von ihr vorgelegten Formulierungen in Präambel und Grundartikeln werden gemacht unter der Voraussetzung, daß die „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ (Leuenberger Konkordie) angenommen und ihr entsprechend Kirchengemeinschaft unter bekenntnisbestimmten reformatorischen Kirchen festgestellt wird.

Die Landessynode spricht die Erwartung aus, daß der Konsensus über die Leuenberger Konkordie in allen Gliedkirchen der EKD verstärkt angestrebt wird. Sie bemüht sich, diese Konsensusbildung in der eigenen Kirche mit Nachdruck zu fördern. Sie ist der Auffassung, daß die Aussagen der Leuenberger Konkordie für die Kirchengemeinschaft in der EKD ihre Bedeutung behalten können, auch wenn sich die Annahme der Konkordie verzögern sollte. Die Landessynode wird sich bei ihrer nächsten Tagung mit der Leuenberger Konkordie befassen.

3. Die Landessynode bejaht, daß die EKD in verstärktem Maße Gemeinschaftsaufgaben wahrnehmen muß. Sie macht jedoch mit Nachdruck Vorbehalte gegen eine zu weitgehende Ausdehnung der Aufgaben und Befugnisse der EKD geltend. Auch wenn das überkommene System der Gliederung in Landeskirchen manche Wünsche offen läßt, ist an dem föderativen Aufbau der EKD festzuhalten. Ferner ist sicherzustellen, daß den Gliedkirchen nach der Reform auf allen Gebieten ein genügender Raum für Eigeninitiative und Eigenverantwortung bleibt.

4. Angesichts der Bedeutung des gesamten Vorhabens und des Gewichts der erarbeiteten Gesichtspunkte hält es die Landessynode für unerlässlich, daß die Evang.-Luth. Kirche in Bayern nach Überarbeitung des vorliegenden Rohentwurfs Gelegenheit zu erneuter Beratung und der Landessynode die Möglichkeit zu erneuter Beschlußfassung gegeben wird.

5. Im einzelnen unterbreitet die Landessynode folgende Abänderungsvorschläge:

...

G. Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (West)

Auf ihrer Tagung 15./18. Juni 1972 verabschiedete die Regionale Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg in Berlin (West) nachstehende Stellungnahme:

I.

Die Synode begrüßt den Entwurf einer neuen Grundordnung für die EKD. Sie stimmt dem Entwurf in seinen Grundzügen zu, bejaht die EKD, so wie sie in den grundlegenden Artikeln 1 bis 4 umschrieben wird, und billigt den föderativen Charakter der neuen Grundordnung, der in den Grundbestimmungen der Art. 5 bis 10 deutlich wird.

Die Synode wünscht eine baldige Verabschiedung der neuen Grundordnung, sieht jedoch die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, daß der zur Beratung stehende Entwurf ein nicht in allen Punkten schlüssiger, vor allem auch in den organisatorischen Bestimmungen verbesserungsbedürftiger Rohentwurf ist und eine Reihe von Fragen offen läßt. Die Synode hält es daher für wünschenswert, daß den Gliedkirchen vor Verabschiedung des Reformwerks der endgültige Entwurf nochmals zur – beschleunigt abzugebenden – Stellungnahme zugeleitet wird.

II.

Die Synode der EKD hat am 15. Mai 1970 gefordert, daß an die Stelle des Kirchenbundes eine engere Gemeinschaft der Kirchen tritt, und in einem Beschluß vom 21. Februar 1971 hat sie die Erwartung ausgesprochen, „daß vertiefte Kirchengemeinschaft verwirklicht wird, die die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließt.“ Die Synode erkennt dankbar an, daß der Entwurf diesem Auftrag gerecht zu werden sucht.

Der Leuenberger Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa gibt auch denen, die bisher für eine solche Kirchengemeinschaft nicht offen waren, die Möglichkeit, mit der ganzen EKD den Weg zu einer vertieften Kirchengemeinschaft zu finden. Die Leuenberger Konkordie sollte daher für die Grundartikel der neuen Verfassung in Betracht gezogen werden. Der Abschluß der Kirchenverträge im Sinne der Leuenberger Konkordie braucht nicht abgewartet zu werden. Innerhalb der EKD besteht die Kirchengemeinschaft, die zwischen den Kirchen in Europa oft erst geschlossen werden muß. Es reicht, wenn im Sinne der Leuenberger Vorlage eine verbindliche Erklärung abgegeben wird, daß „vorhandene Unterschiede in kirchlicher Lehre, Ordnung und Lebensform ... keine kirchentrennende Bedeutung haben und wir deshalb in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft miteinander leben können“. Bei der vielfältig gewünschten Überarbeitung der Grundartikel ist deshalb die Leuenberger Konkordie auch ohne ausdrückliche Bezugnahme richtig aufgenommen, wenn sichergestellt wird, daß die EKD in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft steht.

III.

Im einzelnen werden zu dem Entwurf folgende Empfehlungen und Hinweise gegeben:

Es folgt eine Reihe von Vorschlägen zur inhaltlichen und textlichen Veränderung.

H. Die Evang.-Luth. Landeskirche in Braunschweig

Auf ihrer Tagung vom 4. bis 6. Mai 1972 beriet die Landessynode den Entwurf einer neuen Grundordnung der EKD und nahm eingehend dazu Stellung:

Die Landessynode stimmt den Grundzügen des Entwurfes im wesentlichen zu. Sie begrüßt die angestrebte Bildung einer Bundeskirche, in der eine vertiefte Kirchengemeinschaft besteht, die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließt. Sie unterstützt die Wahrnehmung von Aufgaben durch die EKD, die für die Gesamtheit der Gliedkirchen von besonderer Bedeutung sind und im Interesse der wirksamen Ausrichtung von Zeugnis und Dienst gesamtkirchliches Handeln erfordern.

Die Synode sprach die Erwartung aus, daß die im zweiten Teil ihrer Stellungnahme ausgesprochenen „Empfehlungen und Beschlüsse zur Änderung des Entwurfs“, die die Grundlagen und Grundbestimmungen, den Katalog gemeinsa-

mer Aufgaben, das Instrumentarium, die Gliederung und die Organe der EKD, das Finanzwesen und den Schiedsgerichtshof betreffen, „nach ihrer Dringlichkeit bei der weiteren Arbeit Berücksichtigung finden“.

I. Die Bremische Evangelische Kirche

Der Kirchentag (Synode) beschloß auf seiner Sitzung am 31. Mai 1972 zu dem Entwurf für eine neue Grundordnung der EKD:

Die Bremische Evangelische Kirche begrüßt die Bemühungen, zu einer engeren Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche in Deutschland zu kommen. Sie hält zur Erfüllung notwendiger gemeinsamer Aufgaben eine bessere Kommunikation und Kooperation für unentbehrlich. Zu Abschnitt I und II des Entwurfs einer Grundordnung für die Evangelische Kirche in Deutschland verweist die Bremische Evangelische Kirche auf § 1 Abs. 2 ihrer Verfassung und stellt fest, daß für sie und ihre Gemeinden wie bisher in allen Fragen des Bekenntnisses allein ihre Verfassung und die Gemeindeordnungen ihrer Gemeinden maßgebend sind.

Die Bremische Evangelische Kirche geht davon aus, daß alle Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland in der Kirchenkonferenz mit mindestens einer Stimme vertreten sein werden. Sie hält es im Hinblick auf die weitreichenden Auswirkungen der von Synode und Kirchenkonferenz zu erlassenden Gesetze für erforderlich, die Verteilung der in diesen Organen auf die Gliedkirchen entfallenden Sitze und Stimmen in der Grundordnung selbst zu regeln. Sie wendet sich gegen etwaige Tendenzen, die auf eine Bundeskirche mit zentraler Leitung und Kontrolle zielen.

Auf dieser Grundlage billigt die Bremische Evangelische Kirche den Entwurf einer Grundordnung für die Evangelische Kirche in Deutschland in der Fassung vom November 1971.

Es folgen Stellungnahmen und Änderungsvorschläge zu Einzelbestimmungen des Entwurfs.

K. Die Evang.-Luth. Kirche im Hamburgischen Staate

In seinem unter das Thema „Prioritäten“ gestellten Bericht vor der Hamburger Synode am 9. März 1972 führte Bischof D. Wölber aus:

... d) Neue EKD-Verfassung

Angesichts der außerordentlichen Vielgestaltigkeit und Vielstimmigkeit des Protestantismus in seinen Landeskirchen, Werken und freien Vereinigungen wäre es wahrscheinlich wünschenswert, daß die EKD praktikabler und durchsichtiger wird. Vorgelegt wurde uns der Rohentwurf einer neuen Verfassung. Wir sollen in Kürze dazu Stellung nehmen. Man kann nicht gerade sagen, daß dieser Entwurf die Dinge einfacher macht. Praktisch ist bis heute das landeskirchliche Element das unbeweglichste. Wie das so ist, hält jeder seine Art für die beste, und die in allen Bereichen vorhandenen Organe und Gremien halten ihre Existenz und Aufgabe oft für unausweichlich. Die großen Einheitsworte decken hier nicht die Wirklichkeit. Es steht zu befürchten, daß das meiste beim alten bleibt und manches eher komplizierter wird. Darüber schwebt die theologische Absicht. Im Zuge unserer Zeit wünscht man mehr Kircheneinheit im Sinne der theologischen Grundlegung.

Vieles könnte dafür sprechen. Es zeigt sich, daß Theologen verschiedener evangelischer Konfessionen heute zu gemeinsamen Basiserklärungen kommen können. Uns wurden theologische Thesen zur Kirchengemeinschaft vorgelegt. Im Berichtsjahr kam es zu einer gemeinsamen aktuellen theologischen Orientierungshilfe. Auf der anderen Seite gibt es erhebliche Spannungsfelder. Ich denke an die Tauffrage, ich denke an den Streit um die Art der weltlichen Aufgaben der Kirche, ich denke an die unterschiedliche Beurteilung der theologischen Grundlagenkrise heute und der Relevanz der konfessionellen Aspekte. Glücklicherweise kommt uns zu der letzteren Frage eine wichtige Schubkraft der europäischen lutherisch-reformierten Gespräche zur Hilfe. Das ist die sogenannte Leuenberger Konkordie. Wie man hier auch zu den Einzelheiten stehen mag, das Wichtigste ist eine neue Idee bei der Lösung der Einheitsfrage. Man denkt nicht an eine Kirche, in der mehrere Bekenntnisse nebeneinander gelten sollen, also nicht an eine Union mit den Problemen des faktischen Nivellements. Vielmehr hat man begriffen, daß alle Schwierigkeiten nur zu überwinden sind, wenn man das Verbindende auf einer dritten Ebene formuliert und auch darstellt. Diese Ebene heißt Kirchengemeinschaft. Es ist nicht eigentlich eine theologische oder bekenntnismäßige Fusion, sondern ein Konzept dynamischen Zusammenwachsens in der Erkenntnis, daß trotz aller Unterschiede in reformatorischen Fundamentalien Gemeinsamkeit besteht, praktisch gelebt unter den Kirchen in der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Ich halte diese Idee für den einzigen Ausweg und überhaupt ökumenisch für einzig fruchtbar. Die Kirchen werden allüberall jetzt nicht zur Einheit kommen, indem sie ihre geschichtliche Gestalt und ihre besondere theologische Tradition als erledigt betrachten. Dies zu erwarten, ist illusionär. Es würde auch für die lutherischen wie für die reformierten Kirchen eine Problematisierung ihrer besonderen Kontakte zu den Weltbünden und auch zu den Freikirchen bedeuten. Man muß auch bedenken, daß die Kirchen in sich selber bekanntlich die ganzen theologischen Spannungen von heute erleben. In Zeiten der Ungewißheit aber gibt man das Positionelle nicht ohne weiteres hin. Man muß sich also fragen, was man kirchenpolitisch und theologiepolitisch erreichen kann. Niemand wird die größere Einheit mit neuen Trennungen erkaufen wollen.

So scheint die gegenwärtige Debatte auf eine EKD als „Kirchengemeinschaft“ hinauszulaufen. Aber man muß dann doch wohl nüchtern sagen, daß die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft praktisch schon überall vorhanden ist. Niemand wird ein evangelisches Kirchenglied vom Abendmahl zurückweisen, niemand wird einen Prediger zurückweisen allein, weil er aus einer anders bekenntnisgebundenen Gliedkirche kommt. Mit der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft handelt es sich nur um die theologische Sanktion eines bestehenden Zustandes. Nimmt man alles in allem, so wird der evangelische Christ kaum merken, daß er es mit einer neuen EKD zu tun hat, obwohl die Experten vielleicht mehr theologische Klarheit haben und in der Kooperation endlich doch etliches praktikabler und loyaler wird.

Die Synode beschloß eine Stellungnahme zu den Artikeln 1–10 und 11ff. des Rohentwurfs, die hier im Auszug wiedergegeben ist:

In Übereinstimmung mit dem Rat der Nordelbischen Kirche und dem Planungsausschuß der VELKD wird zu den Artikeln 1–10 des Entwurfs für eine neue Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland folgende Stellungnahme der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate abgegeben:

1. Die Voranstellung einer Präambel, ähnlich wie sie die zur Zeit gültige Grundordnung kennt, ist auch für eine neue Grundordnung dringend erwünscht. Dabei soll in der Präambel zum Ausdruck kommen, daß ihre Aussagen unmittelbares (Verfassungs-) Grundordnungsrecht enthalten.

Erläuterung:

Durch eine Präambel, die vor allem durch theologische Grundaussagen bestimmt ist, wird eindeutig zum Ausdruck gebracht, daß vor und über allen Verfassungsbestimmungen unveränderliche Grundbefindlichkeiten und vorrechtliche Gegebenheiten bestehen.

Der neue Entwurf der Grundordnung (EGO) sieht eine durchgehende Paraphierung vor, der die Hamburgische Kirche nicht zustimmt, weil außer der o. a. Begründung eine Prä-

ambel auch deutlich werden läßt, daß die in ihr enthaltenen Aussagen für alle nachfolgenden Einzelbestimmungen übergreifende Gültigkeit besitzen. Die Präambel soll die in dem neuen Entwurf zur Grundordnung vorgesehenen Artikel 1, 2, 3 Satz 1 sowie Artikel 4 aufnehmen.

2. Bei den Grundbestimmungsartikeln des neuen Entwurfs der Grundordnung (Art. 5 bis 10) soll der Entwurf der Leuenberger Konkordie besonders in seiner Betonung der Kirchengemeinschaft der lutherischen, unierten und reformierten Bekenntnisse maßgebend herangezogen werden.

...
8. In Übereinstimmung mit den Vorschlägen des Rates der Nordelbischen Kirche vertritt die Synode die Auffassung, daß

a) der Katalog der Aufgaben, die die EKD in eigener Verantwortung und mit eigener Rechtsetzungskompetenz erfüllen soll, der Überprüfung bedarf. Aufgaben, die bisher von den Gliedkirchen, ihren Zusammenschlüssen, Einrichtungen und regionalen Arbeitsgemeinschaften wirksam wahrgenommen werden, sollten in deren ungeteilter Verantwortung bleiben, solange nicht ein objektives Bedürfnis zur Zentralisierung besteht.

...
d) keine Möglichkeit zur Ernennung hauptamtlicher Ratsmitglieder gegeben werden sollte.

9. Die Synode begrüßt,

a) daß die Gesetzgebungskompetenz für das kirchliche Abgabenrecht einschließlich der Festsetzung der Hebesätze auf die EKD übergehen soll,

b) daß die Gesetzgebungskompetenz für die Besoldung und Versorgung kirchlicher Mitarbeiter auf die EKD übergehen soll,

c) daß die Finanzierung des EKD-Haushalts über einen Anteil an den gliedkirchlichen Einnahmen erfolgen soll,

d) die Möglichkeit, durch EKD-Kirchengesetz einen Finanzausgleich zwischen den Gliedkirchen herbeizuführen,

meint jedoch, daß bei allen diesen Maßnahmen ein starkes Mitspracherecht der Kirchenkonferenz unvermeidlich ist.

10. Die Synode wünscht, daß in dem Entwurf der Grundordnung eine so klare Regelung der Zuordnung gesamtkirchlicher Aufgaben zur EKD – möglicherweise in verschiedenen Rechtsformen – vorgeschrieben wird, daß künftig eine Mischfinanzierung verhindert wird.

Die Synode bittet zu beachten, daß durch die heute gefaßten Beschlüsse einer Stellungnahme der Synode zu den bisher nicht angesprochenen Punkten des Entwurfs und zu dem Entwurf im Ganzen nicht vorgegriffen ist.

Die Synode bittet ferner, den vorgesehenen Zeitplan für die Verabschiedung der neuen Grundordnung zu überprüfen, damit den Gliedkirchen die Möglichkeit einer gründlichen Beratung gegeben wird.

L. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannover

Am 23. Juni 1972 verabschiedete die Landessynode zu dem Entwurf einer neuen Grundordnung der EKD nachstehende

ERKLÄRUNG

Die Landessynode der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers hat sich auf ihren Tagungen vom 11. bis 13. Februar 1972 und vom 20. bis 24. Juni 1972 mit dem Entwurf einer neuen Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland befaßt und erklärt nach Beratung des Entwurfes:

1. Die Landessynode stimmt den Grundgedanken des Entwurfes im wesentlichen zu. Sie spricht sich nachdrücklich für eine Ordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland aus, die die bestehende Gemeinschaft der Gliedkirchen, Gemeinden und Gemeindeglieder

theologisch und rechtlich verstärkt und die gemeinsame Wahrnehmung von Aufgaben der Kirche erleichtert und fördert.

2. Die Landessynode legt Wert auf eine Überarbeitung des Entwurfes mit dem Ziel, daß der Entwurf

a) die vorgegebenen Aussagen über Grundlage und Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland wie in der geltenden Grundordnung in einer Präambel zusammenfaßt,

b) als Mitglieder der Evangelischen Kirche in Deutschland die bekenntnisbestimmten Gliedkirchen feststellt,

c) in den einleitenden Artikeln den Intentionen des Entwurfes der Leuenberger Konkordie über Herstellung und Verwirklichung von Kirchengemeinschaft entspricht,

d) die mitgliedschaftsrechtlichen Beziehungen der Gemeindeglieder im Sinne der geltenden mitgliedschaftsrechtlichen Vereinbarung der Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland regelt,

e) deutlichere Feststellungen über den föderativen Verfassungsaufbau der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Verantwortung der Gliedkirchen für den Dienst der Kirche in ihrem Bereich trifft,

f) Festlegungen über die Wahrnehmung von Gemeinschaftsaufgaben durch bestimmte Werke, Ämter und Einrichtungen vermeidet und kirchengesetzlicher Regelung vorbehält,

g) die Kompetenz der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Rahmengesetzgebung ausschließlich in einem Sachkatalog und ohne Zugriffsrecht der Kirchenkonferenz regelt,

h) die Verbindlichkeit von Richtlinien nur bei besonderer Beschlußfassung durch die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland eintreten läßt,

i) die Zuordnung von Synode, Rat und Kirchenkonferenz im Sinne stärkerer Ausgewogenheit und Effektivität gestaltet, wobei u. a. die Kirchenkonferenz auf die Aufgaben eines föderativen Organs beschränkt und die Frage der Stimmführung in der Kirchenkonferenz in der Verfassung geregelt werden sollte,

k) Stellung und Aufgaben der Kirchenkanzlei eindeutig beschreibt,

l) mit der Finanzverfassung lediglich die Möglichkeit eines Übergangs vom Umlageprinzip auf das Anteilsprinzip schafft und im übrigen eine ausführlichere Regelung des Finanzgleichs trifft.

Die Landessynode schließt sich damit weitgehend den Empfehlungen des Planungsausschusses der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands an.

3. Die Landessynode nimmt den von ihrem Sonderausschuß für die Fragen der Neuordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland erstatteten Bericht entgegen und leitet ihn als Material und zur Erläuterung ihrer Stellungnahme an den Struktur- und Verfassungsausschuß der Evangelischen Kirche in Deutschland weiter.

4. Die Landessynode geht davon aus, daß der aufgrund der Stellungnahmen der Gliedkirchen zu überarbeitende Entwurf einer neuen Grundordnung den Gliedkirchen nochmals zur Äußerung zugeleitet wird, bevor ihn die Gesetzgebungsorgane der Evangelischen Kirche in Deutschland abschließend beraten.

Die Landessynode hält es für erwünscht, daß der Entwurf von der neuzuwählenden Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland möglichst zu Beginn ihrer Amtszeit verabschiedet wird.

M. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau

Die Kirchensynode der EKHN, die vom 18. bis 20. Februar 1972 in Frankfurt zusammentrat, beschloß

ZUM ENTWURF EINER GRUNDORDNUNG DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Die Synode der EKHN hat den vom Struktur- und Verfassungsausschuß der Synode der EKD erarbeiteten und auf der Tagung der EKD-Synode im November 1971 in Frankfurt

vorgelegten „Entwurf einer Grundordnung für die Evangelische Kirche in Deutschland“ zur Kenntnis genommen. Sie nimmt dazu – unbeschadet einzelner Vorschläge zur Textformulierung – wie folgt Stellung:

1. Die Synode begrüßt es, daß in dem Entwurf als Ganzem dem von der EKD-Synode vom Februar 1971 in Berlin ausgesprochenen Auftrag, „daß vertiefte Kirchengemeinschaft verwirklicht wird, die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließt“, nach den gegebenen Möglichkeiten entsprochen worden ist. Sie begrüßt insbesondere, daß die inzwischen vorliegenden Ergebnisse der theologischen Gespräche auf verschiedenen Ebenen, insbesondere der Entwurf der „Leuenberger Konkordie“, ein engeres Zusammenrücken der Gliedkirchen verschiedener Bekenntnisse ermöglicht haben. Sie ist der Überzeugung, daß von daher dem dringenden Wunsch unserer Gemeinden nach größerer Einheit und ihrer Notwendigkeit angesichts der Fülle gemeinsamer Aufgaben mit gutem Gewissen entsprochen und den vorgesehenen erweiterten Zuständigkeiten der EKD nur zugestimmt werden kann.

2. Die Synode ist sich bewußt, daß ein größeres Maß an Gemeinsamkeit auch Verzicht der einzelnen Gliedkirchen auf unbegrenzte Möglichkeiten zur Entscheidung aller Grundsatzfragen zur Folge hat. Sie hält diesen Verzicht unter der Voraussetzung des in dem Entwurf vorgesehenen Mitspracherechts der gliedkirchlichen Organe in der Kirchenkonferenz und des in Art. 10 ausgesprochenen Charakters einer „Ordnung der Brüderlichkeit“, die eine gegenseitige Rücksichtnahme erfordert, für verantwortbar und notwendig.

3. Die Synode geht bei dieser ihrer grundsätzlichen Zustimmung davon aus, daß die vorgesehene Zuständigkeit der EKD zum Erlaß von Rahmenbestimmungen für bestimmte Bereiche den Gliedkirchen die Freiheit zur eigenen Entscheidung in Einzelfragen, zu Modellen und weiterführenden Versuchen im Rahmen der für alle geltenden Gemeinsamkeiten nicht verwehrt. In diesem Sinne ist sie gewillt, den Schritt zur vertieften Gemeinschaft der EKD freudig zu tun.

Für die weitere Behandlung des Entwurfs macht die Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau folgende Einzelvorschläge:

Es folgen 31 Formulierungsvorschläge.

N. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck

Die Landessynode faßte auf ihrer Tagung am 4. Mai 1972 folgenden Beschluß:

1. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck bejaht grundsätzlich den vom Struktur- und Verfassungsausschuß der Synode der EKD vorgelegten Entwurf einer neuen EKD-Grundordnung. Auf der Grundlage der in den reformatorischen Bekenntnissen angelegten Gemeinsamkeit bestätigt die Leuenberger Konkordie die Möglichkeit der Kirchengemeinschaft bekenntnisbestimmter Gliedkirchen der EKD, welche Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließt. Die Konkordie führt damit den Prozeß der Kirchwerdung der EKD dem Ziel gemeinsam bejahter kirchlicher Zusammengehörigkeit in den wesentlichen Punkten der Lehre und der Ordnung entgegen.

In diesem Sinne sind die nachstehenden Anregungen zur Abänderung, Ergänzung und Interpretation des Entwurfstextes als Empfehlungen zu verstehen, durch welche die grundsätzliche Zustimmung zur Verfassungsreform nicht berührt wird.

Es folgen Vorschläge zur inhaltlichen Abänderung des Rohentwurfs für die neue Grundordnung der EKD.

O. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Lübeck

Auf Grund von Stellungnahmen und Beschlußvorschlägen des theologischen Ausschusses, des Geistlichen Ministeriums, des theologischen Ausschusses und des Rechtsausschusses der Synode beschloß diese auf ihrer Tagung im Juni 1972:

1. Die Synode stimmt den Grundzügen des Entwurfs der neuen Grundordnung der EKD zu, sofern er dazu beiträgt, Kirchengemeinschaft herzustellen und zu vertiefen.

2. Die Synode unterstützt die Wahrnehmung von Aufgaben durch die EKD, die für die Gesamtheit der Gliedkirchen von besonderer Bedeutung sind und die für die wirksame Ausrichtung von Zeugnis und Dienst gesamtkirchliches Handeln erfordern.

P. Die Evangelisch-Reformierte Kirche in Nordwestdeutschland

Der Landeskirchentag (Landessynode) beschloß auf seiner Tagung am 1. Juni 1972 nach eingehender Beratung einer Vorlage des Landeskirchenvorstandes:

(1) Der Landeskirchentag stimmt den Grundgedanken des Rohentwurfs einer Grundordnung der EKD vom November 1971 zu.

(2) Der Landeskirchentag begrüßt es, daß die EKD als Kirche verstanden wird, in der volle Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft (einschließlich Interzelebration) unter den Gliedkirchen gewährt wird.

(3) Der Landeskirchentag stimmt insbesondere der in Art. 8 vorgesehenen Regelung zu, wobei davon ausgegangen wird, daß die Gliedkirche die Auswirkungen ihres Bekenntnisses selbst definiert.

(4) Der Landeskirchentag hält eine Regelung der Finanzverfassung wie in den Artikeln 55–57 vorgesehen, für erforderlich.

...

(8) Die gliedkirchlichen Zusammenschlüsse sind im Rohentwurf der EKD als Gliedkirchen nicht vorgesehen. Sollte neben der Kirche der Union die VELKD in der Grundordnung einen Platz erhalten, dann gebührt entsprechendes dem Reformierten Bund.

Einige weitere Ziffern enthalten Vorschläge für andere Formulierungen einzelner Artikel des Grundordnungsentwurfs.

In der Vorlage des Landeskirchenvorstandes heißt es am Schluß:

III.

Angesichts der erkennbaren Vorläufigkeit und der erkennbaren Unvollständigkeit des „Rohentwurfs“ haben der Kirchenordnungs- und Rechtsausschuß und der Landeskirchenvorstand nach sehr eingehenden Beratungen mit Absicht davon abgesehen, dem Landeskirchentag vorzuschlagen, zu einer größeren Anzahl von Artikeln formulierte Änderungsvorschläge zu beschließen. Dem derzeitigen Stand der Diskussion erscheint es angemessener, zu den umstrittenen Fragen in der Weise Stellung zu nehmen, daß Akzente gesetzt werden. Es muß auch mit Sicherheit davon ausgegangen werden, daß es die Arbeit des Struktur- und Verfassungsausschusses und der Synode der EKD nicht fördert, sondern nur aufhält, wenn 20 gliedkirchliche Synoden im einzelnen ausformulierte Gegenvorschläge unterbreiten. Auf diesem Gebiet sollten vor allem die kleineren Gliedkirchen zurückhaltend sein und mehr sagen, indem sie weniger reden.

Q. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg

Einer Vorlage entsprechend, die von einem auf der Synodaltagung am 25. Januar 1972 eingesetzten Sonderausschuß erarbeitet war, beschloß die Synode auf ihrer Tagung vom 30. Mai bis 2. Juni 1972:

I. Die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg (Synode) begrüßt es, daß die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) den Entwurf einer Grundordnung vorlegt, in der sie sich den in ihren Gliedkirchen geltenden reformatorischen Bekenntnissen verpflichtet und aus dieser Bindung heraus feststellt, daß die Verschiedenheit der Bekenntnisse keine kirchentrennende Bedeutung mehr hat.

II. Die Synode stimmt zu, daß die EKD Aufgaben in eigener Verantwortung wahrnehmen soll, die für die Gesamtheit der Gliedkirchen von besonderer Bedeutung sind und gesamtkirchliches Handeln erfordern.

III. Die Synode hält es für dringend wünschenswert, daß der in dem Beschluß der Synode der EKD vom 10. November 1971 vorgesehene Zeitplan eingehalten wird und daß – zur Vermeidung einer Gefährdung der bisherigen Arbeit oder unangemessenen Verzögerung – alle Bemühungen unterstützt werden, die eine Neufassung der Grundordnung der EKD noch in der jetzigen Legislaturperiode der Synode der EKD ermöglichen.

IV. Die Synode sieht davon ab, zu dem Entwurf eigene – neue – Formulierungen vorzuschlagen, äußert sich aber zu seinen 8 Abschnitten im einzelnen wie folgt ...

In den folgenden Abschnitten wird dargelegt, was die Synode für erforderlich, wünschenswert, überlegenswert, empfehlenswert, für der Klarstellung bedürftig hält oder in Zweifel zieht.

R. Die Pfälzische Landeskirche

Auf ihrer Tagung vom 20. bis 22. April 1972 nahm die Pfälzische Synode zu dem Rohentwurf insgesamt wie folgt Stellung:

Die Synode der Pfälzischen Landeskirche billigt grundsätzlich den Entwurf einer neuen Grundordnung für die Evangelische Kirche in Deutschland in seinen Intentionen und Grundlinien. Sie begrüßt es, daß die Evangelische Kirche in Deutschland stärker als bisher Kirche werden soll.

Es folgt eine Liste von gewünschten oder abgelehnten Änderungen und Ergänzungen zu einzelnen Artikeln. Die Liste schließt mit der Feststellung: „Alle übrigen Artikel des Entwurfs werden von der Synode akzeptiert“.

S. Die Evangelische Kirche im Rheinland

Auf ihrer Tagung vom 9. bis 14. April 1972 verabschiedete die Landessynode nach Anhörung der Berichte des Theologischen Ausschusses, des Ausschusses für Kirchenordnung und Rechtsfragen und des Finanzausschusses und nach eingehender Beratung im Plenum und in mehreren Synodalausschüssen nachstehende Entschliebung:

1. Die Evangelische Kirche im Rheinland begrüßt das Vorhaben einer Verfassungsreform der Evangelischen Kirche in Deutschland und besonders das in dem vorgelegten Entwurf zum Ausdruck kommende Bemühen um die Herstellung einer engeren Gemeinschaft der deutschen Landeskirchen und einer größeren Gemeinsamkeit innerhalb der deutschen evangelischen Christenheit. Sie hält solche engere Gemeinschaft und größere Gemeinsamkeit auf Grund der in den interkonfessionellen Gesprächen der letzten Jahre erzielten und in den Grundartikeln 1–4 des Entwurfs formulierten Übereinstimmungen für legitim, auch für geboten angesichts der anstehenden gemeinsamen Aufgaben.

2. Die Evangelische Kirche im Rheinland stimmt der Gesamtkonzeption eines föderativen Verfassungsaufbaues der Evangelischen Kirche in Deutschland als einem Verfassungsprinzip zu. Sie ist der Überzeugung, daß die erstrebte engere Gemeinschaft der deutschen evangelischen Christenheit in der Evangelischen Kirche in Deutschland nur in der Verbindung mit den bestehenden und den in den Landeskirchen gewachsenen umfassenden Kirchengemeinschaften hergestellt werden kann und darf. Sie begrüßt grundsätzlich auch, daß die Evangelische Kirche in Deutschland im Rahmen dieses Verfassungsaufbaues Aufgaben in eigener Verantwortung wahrnehmen und durch Rahmenbestimmungen, Richtlinien und Rahmenplanungen die Rechtssetzung und Planung der Gliedkirchen mitgestalten soll.

3. Im Rahmen des gegebenen Zeitplanes war eine ins einzelne gehende Beratung des vorgelegten Entwurfes nicht möglich. Die rheinische Kirche bringt indes als ihren Beitrag zum Fortgang der Arbeit die Voten der mit diesem Gegenstand befaßten Ständigen Ausschüsse und die sie ergänzenden und modifizierenden Beratungsergebnisse ihrer Synode ein.

4. Synode beauftragt die Kirchenleitung, die genannten Voten mit den sie ergänzenden und modifizierenden Beratungsergebnissen als Stellungnahme der Evangelischen Kirche im Rheinland der Evangelischen Kirche in Deutschland zuzuleiten.

5. Angesichts der Bedeutung des gesamten Vorhabens und des Gewichts der vorgetragenen Gesichtspunkte hält es die Synode für notwendig, daß ihr nach Überarbeitung des vorliegenden Entwurfes Gelegenheit zur erneuten Beratung gegeben wird.

T. Die Evang.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe

Die von der Landessynode am 29. Mai 1972 verabschiedete Stellungnahme lautet:

Grundsatzbemerkungen

I. (1) Die EKD ist bisher ein Bund selbständiger Gliedkirchen; diese haben der von der Kirchenversammlung in Eisenach am 13. Juli 1948 beschlossenen Grundordnung der EKD durch eigene Kirchengesetze zugestimmt. Eine *Änderung der Grundordnung in wesentlichen Bestimmungen* bedarf daher außer eines qualifizierten Beschlusses der Synode der EKD auch die Zustimmung aller Gliedkirchen.

(2) Es ist zu erwarten, daß der vorliegende Entwurf im Hinblick auf die Stellungnahmen der Gliedkirchen in wesentlichen Teilen umgearbeitet wird. Deshalb ist es notwendig, daß der vom Struktur- und Verfassungsausschuß zu erwartende neue Entwurf noch einmal den Gliedkirchen vorgelegt wird, bevor er der Synode zur Beschlußfassung zugeleitet wird.

II. Eine Vertiefung der bisherigen Gemeinschaft der Gliedkirchen wird bejaht. Die EKD soll danach eine *Kirchengemeinschaft selbständiger, bekenntnisverschiedener Gliedkirchen* sein (Entwurf der Leuenberger Konkordie). Dagegen kann sie nicht eine Zentralkirche werden, da Voraussetzung für die Bildung einer solchen die Einheit des Bekenntnisses aller Gliedkirchen sein würde.

III. Nun ist das übergreifende Gesetzgebungsrecht der VELKD, die wegen der Einheit des Bekenntnisses ihrer Gliedkirchen eine Kirche ist, insoweit eingeschränkt, als Gesetze der VELKD ohne Zustimmung der Gliedkirchen bei diesen nur Wirksamkeit haben, wenn sie nicht ihren Bestand, ihr Bekenntnis, ihre Verfassungsstruktur oder ihre Finanzwirtschaft berühren.

Wenn diese Einschränkung schon bei der VELKD als einer Kirche gilt, so muß sie erst recht festgelegt werden für Gesetze der EKD.

IV. Jede Neuordnung der EKD durch Änderung ihrer Strukturen ist nur sinnvoll, wenn sich aus ihr eine Besserung der Verhältnisse an der Basis der kirchlichen Arbeit, also bei den Kirchengemeinden und Gliedkirchen, ergibt. Deshalb ist jede Änderung abzulehnen, die nur eine Aufgabenhäufung an der Spitze und damit die Aufblähung des Verwaltungsapparates bringt, praktisch aber für die Basis der Kirche ergebnislos bleiben muß, weil die Synode der EKD nicht in der Lage sein wird, die notwendigen Einzelregelungen für die Basis zu schaffen.

V. Es muß vermieden werden, daß hohe finanzielle Mittel an die EKD zu zahlen sind, die von den Gliedkirchen praktisch nur zu Lasten der Kirchengemeinden aufgebracht werden können. Deshalb und auch wegen eines hierin liegenden Eingriffs in die Finanzwirtschaft der Gliedkirchen wird eine unmittelbare Beteiligung der EKD an den Einnahmen der Gliedkirchen grundsätzlich abgelehnt. Das bisherige Prinzip der Deckung des Bedarfs durch Umlagen muß bleiben.

Es folgen Bemerkungen und Änderungsvorschläge zu den einzelnen Artikeln des Entwurfs.

U. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holstein

Die Landessynode beschloß auf ihrer Tagung vom 29./30. Mai 1972 in Rendsburg:

1. Im Anschluß an die Beschlußfassung der 42. Landessynode nimmt die 43. Landessynode von dem Bericht des Ausschusses „Entwurf Grundordnung der EKD“ einschließlich der von ihm vorgeschlagenen Änderungen der EGO zustimmend Kenntnis und bittet, die vom Ausschuß vorgeschlagenen Änderungen sowie die vom Ausschuß nicht behandelten Arbeitsergebnisse dem Struktur- und Verfassungsausschuß der EKD zur Berücksichtigung für dessen weitere Beratungen zuzuleiten.

2. Der von der Kirchenleitung berufene Ausschuß „Entwurf Grundordnung der EKD“ wird als Ausschuß der Synode bestätigt. Er wird beauftragt, die weiteren Beratungen der Organe der EKD sowie der anderen Gliedkirchen zu verfolgen sowie die Beschlußfassung der Landessynode zur neuen Grundordnung der EKD vorzubereiten. Dazu gehört auch die abschließende Behandlung der noch nicht bearbeiteten Ergebnisse der Unterausschüsse.

3. Propsteien, Kirchengemeinden und missionarisch-diakonischen Diensten und Werken ist dieser Beschluß mit seinen Anlagen auf Anforderung zur Verfügung zu stellen. Ihnen wird anheimgestellt, sich mit dem EGO zu befassen und dem Ausschuß weiterhin Anregungen und Stellungnahmen zuzuleiten.

Die Kirchenleitung wird gebeten, einen knappen Überblick über die wichtigsten Bestimmungen der alten Grundordnung und der neuen Grundordnung zu erarbeiten und allen Kirchenältesten und Pastoren der Landeskirche zuzusenden.

V. Die Evangelische Kirche von Westfalen

Die Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen verabschiedete am 11. März 1972 eine Reihe von Beschlüssen zu dem „Rohentwurf“ der EKD-Grundordnung. Dabei ist jedem Abschnitt eine – hier nicht aufgeführte – Liste von Empfehlungen zur Neufassung des Textes angefügt:

BESCHLÜSSE UND EMPFEHLUNGEN DER LANDESSYNODE ZU DEN ABSCHNITTEN I UND II DES ENTWURFS

Beschlüsse

1. Die Landessynode nimmt zustimmend zur Kenntnis, daß die EKD den Entwurf einer Grundordnung vorlegt, in der sie sich und ihre Gliedkirchen an die reformatorischen Bekenntnisse bindet und aus dieser Bindung heraus feststellt, daß die Verwerfungen dieser Bekenntnisse keine kirchentrennende Bedeutung mehr haben.

2. In Erinnerung an frühere Beschlüsse der Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen wird der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der EKD ausdrücklich zugestimmt.

3. Die Landessynode begrüßt die bereits bestehende Übereinstimmung der Abschnitte I und II mit dem Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa. Sie ist einverstanden, daß weitere Ergänzungen im Sinne der Konkordie eingearbeitet werden, wenn dadurch die Verabschiedung der Grundordnung nicht verzögert wird.

BESCHLÜSSE UND EMPFEHLUNGEN DER LANDESSYNODE ZU DEN ABSCHNITTEN III UND IV DES ENTWURFS

Beschlüsse

1. Die Landessynode stimmt zu, daß die EKD Aufgaben in eigener Verantwortung wahrnehmen soll, die für die Gesamtheit der Gliedkirchen von besonderer Bedeutung sind und im Interesse einer einheitlichen Wahrnehmung von Zeugnis und Dienst der Kirche gesamtkirchliches Handeln erfordern.

2. Mit dem Entwurf der Grundordnung ist die Landessynode der Überzeugung, daß kirchlicher Dienst wie in den Gemeinden und Gliedkirchen, so auch in den kirchlichen Werken, Verbänden und Einrichtungen geschieht und diese zur Erfüllung ihrer besonderen Aufgaben die notwendige Eigenverantwortung und Freiheit haben, die durch kirchliche Ordnungen zugesichert und begrenzt werden. Die Regelung im einzelnen soll durch Kirchengesetz oder Vereinbarung erfolgen.

3. Die Landessynode stimmt grundsätzlich zu, daß die EKD durch Rahmenbestimmungen, Richtlinien und Rahmenplanungen die Rechtsetzung und Planung der Gliedkirchen mitgestalten soll und daß die Kirchenkonferenz ein stärkeres Mitwirkungsrecht als in der bisherigen Grundordnung haben soll.

BESCHLÜSSE UND EMPFEHLUNGEN DER LANDESSYNODE ZU DEN ABSCHNITTEN V UND VI DES ENTWURFS

Beschlüsse

1. Die Landessynode bejaht die EKD als Kirche und stimmt dem föderativen Charakter der neuen Grundordnung zu.

Sie ist der Meinung, daß der bisherige Bestand der Landeskirchen im Sinne einer sinnvollen regionalen Gliederung zu überprüfen ist.

2. Im Blick auf die Organstruktur empfiehlt sie, die Einzelheiten dahin zu überprüfen, daß die Arbeitsfähigkeit der Organe gewährleistet ist und die Wahrung der Gemeinsamkeit gesichert wird.

3. Der Artikel 27 soll eine Bestimmung enthalten, die die Aufnahme anderer Kirchen regelt.

4. Artikel 38 soll folgenden Wortlaut erhalten:

(1) bleibt unverändert.

(2) Legt die Kirchenkonferenz Einspruch ein, wird ein aus Mitgliedern der Synode und der Kirchenkonferenz bestehender Ausschuß (Vermittlungsausschuß) einberufen. Die Zusammensetzung und das Verfahren des Vermittlungsausschusses regelt eine Geschäftsordnung, die von der Synode beschlossen wird und der Zustimmung der Kirchenkonferenz bedarf. Der Vorschlag des Vermittlungsausschusses ist erneut der Synode zur Beschlußfassung und der Kirchenkonferenz zur Zustimmung vorzulegen. Legt die Kirchenkonferenz

erneut Einspruch ein, so entscheidet die Synode mit einer Mehrheit von mindestens zwei Dritteln ihrer verfassungsmäßigen Mitglieder endgültig.

(3) bleibt unverändert.

5. Artikel 48 soll folgenden Wortlaut erhalten:

Richtlinien im Sinne des Artikels 18 werden vom Rat mit Zustimmung von zwei Dritteln der Mitglieder der Kirchenkonferenz erlassen.

BESCHLUSS UND EMPFEHLUNGEN DER LANDESSYNODE ZU ABSCHNITT VII DES ENTWURFS

Beschluß

Die Landessynode hält es für sinnvoll, daß die EKD jährlich einen festen Anteil an den Kirchensteuereinnahmen der Gliedkirchen erhalten soll. Sie begrüßt, daß auf der Grundlage einer gemeinsamen Finanzgebarung ein Finanzausgleich zwischen den Gliedkirchen vorgesehen ist. Dieser ist mit einer möglichst baldigen Angleichung der Kirchensteuerhebesätze zu verbinden.

ZUSAMMENFASSENDE BESCHLUSS DER LANDESSYNODE ZUM GESAMTEN ENTWURF

Beschluß

Landessynode stimmt den Grundzügen des Entwurfes der Grundordnung zu in der Erwartung, daß die Verhandlungen der Landessynode, insbesondere die Beschlüsse und die Empfehlungen, in der weiteren Arbeit des Struktur- und Verfassungsausschusses der EKD berücksichtigt werden.

W. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg

Die Landessynode verabschiedete am 20. Juni 1972 folgende

STELLUNGNAHME ZU DEM ENTWURF EINER NEUEN GRUNDORDNUNG FÜR DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Die Württembergische Landessynode unterstützt das Bemühen, die Kirchengemeinschaft in der EKD zu verstärken.

Weil wir eine größere Übereinkunft in theologischen und seelsorgerlichen Fragen erhoffen und eine intensivere Zusammenarbeit in den Gemeinschaftsaufgaben anstreben, befürworten wir die Arbeit an dem Entwurf einer neuen Grundordnung der EKD.

Die Grundlage des freiwilligen Miteinander der Gliedkirchen darf nicht verlassen werden.

Deshalb halten wir folgende Änderungen für notwendig:

1. Die EKD ist eine Gemeinschaft von Kirchen. Innerhalb dieser Gemeinschaft muß die gewachsene Eigenständigkeit der Gliedkirchen gewahrt werden. Darum schlagen wir Änderungen zu Art. 8 und 11 vor. Wir bejahen die Kompetenz der EKD zur Rahmengesetzgebung, halten aber eine Reihe von Klarstellungen für unerlässlich (Neufassung der „Richtlinien“ Art. 18 und der Planungskompetenz Art. 20).

2. In den Grundartikeln sollte ausdrücklich auf die Leuenberger Konkordie Bezug genommen und der Ausdruck „gemeinsames Verständnis des Evangeliums“ dadurch konkretisiert werden. Der Begriff „Kirchengemeinschaft“ bedarf näherer Erläuterung.

Wir halten es für besser, die entscheidenden und unveräußerlichen Gegebenheiten jeder Kirchengemeinschaft in der Form einer Präambel voranzustellen (Art. 1–4).

3. Die geplante Organverfassung wird bejaht; entsprechend dem föderativen Charakter der EKD schlagen wir aber eine Reihe von Verbesserungen vor (z. B. Art. 49). Die Kirchenkonferenz soll gestärkt, aber nicht überbetont werden (Art. 38, 44, 53). Die Effektivität synodaler Arbeit muß erhöht werden (Art. 35).

4. Die Finanzregelungen werden weitgehend bejaht. Einige Änderungen halten wir für erforderlich: Konkretisierung des Anteilprinzips Art. 55, Richtlinien des Finanzausgleichs Art. 56, Finanzwirtschaft Art. 57, Mischfinanzierung Art. 58.

Es folgen Stellungnahmen und Formulierungsvorschläge zu den einzelnen Artikeln des Grundordnungsentwurfs.

Die Bandbreite der grundsätzlichen Stellungnahmen der Gliedkirchen und ihrer Zusammenschlüsse, mehr aber noch die Fülle der Änderungsvorschläge zum Text des Rohentwurfs, machen die Vorläufigkeit und Unabgeschlossenheit der bisherigen Bemühungen um eine neue Grundordnung deutlich. Es ist klar zu erkennen, daß weder der in Aussicht genommene Zeitplan eingehalten werden kann noch das von der Stuttgarter Synode 1970 ins Auge gefaßte weitgesteckte Ziel erreicht werden wird. Es wird bei kleineren Schritten bleiben, aber es wird für den weiteren Weg der EKD nicht ohne Bedeutung sein, wenn in ihr Kirchengemeinschaft im Sinne der Leuenberger Konkordie, über die im Anschluß zu berichten ist, hergestellt wird.

3. DIE INNEREVANGELISCHEN LEHRGESPRÄCHE

a) Lutherisch-reformierte Gespräche auf europäischer Ebene⁶

Seit vielen Jahren hat in unserem Lande keine theologische Äußerung – weder die Thesen zur Kirchengemeinschaft vom 4. Mai 1970 noch die VELKD-Erklärung „Reden von Gott“ vom 22. Januar 1971 (Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 64ff.) noch die „Gemeinsame theologische Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit“ vom 28. September 1971 (Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 68ff.) – ein so lebendiges, mancherorts bis zur Ebene der Kreis-(Dekanats-)synoden, Pfarrkonvente und Gemeindekirchenräte geführtes Gespräch in Gang gesetzt wie der Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ vom 24. September 1971 (Leuenberger Konkordie, vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 49ff.). Neben Diskussionsbeiträgen namhafter theologischer Lehrer, die aus Raumgründen nicht abgedruckt werden können, stehen amtliche Verlautbarungen kirchlicher Gremien, denen vielfach – hier nicht aufgeführte – Veränderungsvorschläge zum Text beigelegt sind, Gutachten theologischer Fakultäten und Stellungnahmen kirchlicher Gruppen und Kreise. Die nachstehende Dokumentation hält sich aus Gründen der Vollständigkeit nicht streng an den Berichtszeitraum.

A. Die Arnoldshainer Konferenz

Die Vollkonferenz der Arnoldshainer Konferenz beschloß am 23. März 1972 in Arnoldshain folgende

6. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1967, S. 46ff.; 1970, S. 37ff.; 1971, S. 49ff.

STELLUNGNAHME ZUM LEUENBERGER KONKORDIEN-ENTWURF VOM SEPTEMBER 1971

1. Wir begrüßen den Entwurf für eine Konkordie der reformatorischen Kirchen Europas, der im September 1971 in Leuenberg fertiggestellt worden ist.

Wir sehen in ihm eine Weiterführung der ‚Thesen zur Kirchengemeinschaft vom 4. Mai 1970‘, die das Ergebnis des Lehrgesprächs unter deutschen lutherischen, reformierten und unierten Kirchen waren und denen wir am 2. Oktober 1970 zugestimmt haben.

2. Jede unserer Kirchen bekennt sich mit Buße und Dank zu ihrer Geschichte. Wir sind dankbar, daß nach der jahrhundertelangen Trennung das theologische Gespräch den reformatorischen Kirchen den Weg zur Kirchengemeinschaft öffnet.

Diese Kirchengemeinschaft schließt für uns volle Kanzelgemeinschaft sowie Interkommunion und Interzelebration ein.

3. Dem in der Konkordie beschriebenen Verständnis des Evangeliums stimmen wir zu, insbesondere dem Satz, „daß die ausschließliche Heilmittlerschaft Jesu Christi die Mitte der Schrift und die Rechtfertigung als die Botschaft von der freien Gnade Gottes Maßstab aller Verkündigung der Kirche ist“. Wir sehen darin das zentrale Anliegen der Bekenntnisse, denen wir verpflichtet sind, aufgenommen.

4. Wie bereits in unserer Grundsatzklärung vom 6. 4. 1967 und in unserer Vereinbarung über Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft vom 8. November 1968 zum Ausdruck kommt, halten wir die gegenseitigen Lehrverurteilungen der reformatorischen Bekenntnisse nicht mehr für heute kirchentrennend, da sie die Lehre des Partners nicht mehr treffen.

Wir begrüßen es, daß der Konkordienentwurf dies an den entscheidenden Differenzpunkten nachgewiesen und uns auf dem Wege zu gemeinsamer Glaubensaussage ein Stück weitergeholfen hat.

5. Wir unterstreichen die Notwendigkeit, die Kirchengemeinschaft im gemeinsamen Zeugnis und Dienst an der Welt zu verwirklichen und bei der Bewältigung der Aufgaben unserer Zeit gemeinsam Verantwortung zu übernehmen.

6. Wir erklären die Bereitschaft, uns an kontinuierlichen Lehrgesprächen zu beteiligen, um weitere Sachverhalte, durch die die Kirchengemeinschaft gefördert werden kann, zu übereinstimmender Klärung zu führen.

Wegen des Zusammenhangs, den das Verständnis von Amt und Ordination mit der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft hat, sollte die in dem Vor-Entwurf bekundete Absicht, auch etwas über das heutige Verständnis von Amt und Ordination zu sagen, als vorrangige Aufgabe in Angriff genommen werden.

7. Eine erneute Einberufung der Vorversammlung halten wir nicht für erforderlich.

8. Bei einer Überarbeitung des vorliegenden Wortlauts des Konkordienentwurfes bitten wir, die folgenden Änderungswünsche zu berücksichtigen:

(1) Wir halten die Erwähnung von Leid und Schuld, die aus der Trennung der Kirchen entstanden sind, wie sie jetzt in dem Anschreiben der beiden Vorsitzenden der Leuenberger Vorversammlung vom 24. September 1971 enthalten ist, nicht für ausreichend. Wir sind der Meinung, daß eine Aussage dieses Inhalts in eine Präambel des Konkordientextes aufgenommen werden sollte.

(2) Wir bitten, in Ziffer 38 das Wort „überprüft“ zu streichen. Es könnte so verstanden werden, als werde das zum Ausdruck gebrachte gemeinsame Verständnis des Evangeliums gleichzeitig wieder in Frage gestellt.

9. Vom Abschluß der Konkordie erhoffen wir, daß die beteiligten Kirchen immer näher zueinanderfinden. Wir sind der Überzeugung, daß die Kirchen zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Erfüllung ihres Auftrags aufeinander angewiesen sind.

B. Die Evangelische Kirche der Union

Die Regionalsynode West der EKU faßte auf ihrer Tagung vom 5. bis 8. 5. 1972 in Berlin-Spandau folgenden

BESCHLUSS ZUM ENTWURF FÜR EINE KONKORDIE REFORMATORISCHER KIRCHEN IN EUROPA

Die Synode der Evangelischen Kirche der Union hat dankbar von dem Entwurf für eine Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa vom September 1971 Kenntnis genommen und macht sich die Stellungnahme zum Leuenberger Konkordienentwurf, die von der Arnoldshainer Vollkonferenz am 23. 3. 1972 beschlossen worden ist, zu eigen.

C. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands

Nachdem die Generalsynode 1971 der VELKD zu dem während ihrer Tagung in Osnabrück veröffentlichten Konkordienentwurf vorläufig Stellung genommen hatte (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 56), beschloß die Kirchenleitung, eine Konsultation zwischen Vertretern der Gliedkirchen durchzuführen. Der Konsultationskreis erarbeitete auf vier Sitzungen folgende Stellungnahme:

I.

Die Teilnehmer der Konsultation bejahen das in dem Entwurf zur Leuenberger Konkordie angestrebte Ziel, Kirchengemeinschaft zwischen den beteiligten Kirchen zu verwirklichen.

Sie halten den Entwurf, der in Anerkennung der verpflichtenden Geltung der Bekenntnisse in den beteiligten Kirchen ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums formuliert, für eine geeignete Grundlage zur Erreichung des gemeinsamen Zieles.

Sie schlagen der Kirchenleitung vor, den Gliedkirchen die grundsätzliche Zustimmung zu dem Entwurf zu empfehlen.

Sie regen gleichzeitig an, den Gliedkirchen die sorgfältige Prüfung der Frage nahezu legen, welche Wege beschritten werden können, wenn im Einzelfall für Amtsträger oder Gemeindeglieder erhebliche Gewissensbedenken gegen die Konkordie bestehen.

II.

In der Konsultation ist der Text des Konkordienentwurfs einer eingehenden Prüfung unterzogen worden. Dabei ergaben sich Änderungsvorschläge von unterschiedlichem Gewicht und unterschiedlicher Dringlichkeit, die im folgenden und in der Anlage vorgelegt werden.

...

Es folgen eine Aufzählung klärungsbedürftiger Punkte und Vorschläge zur Veränderung des Textes.

III.

Zu den Verfahrensfragen wird vorgeschlagen:

1. Die Gliedkirchen sollten zunächst nicht von sich aus die erneute Einberufung der Vorversammlung fordern. Sie sollten aber die Vertreter aus den Gliedkirchen der VELKD im Fortsetzungsausschuß ermächtigen, die Einberufung der Vorversammlung zu verlangen, falls wichtige Änderungsvorschläge im Fortsetzungsausschuß keine hinreichende Berücksichtigung finden.

2. Da das Zustimmungsverfahren in den einzelnen europäischen Kirchen sehr unterschiedlich ist und die volle Entscheidungsfreiheit für die beteiligten Kirchen gewährleistet werden muß, erscheint es allein sachgemäß, die Wahl des Zeitpunktes der Unterzeichnung den einzelnen Kirchen zu überlassen.

Die Kirchenleitung nahm die Stellungnahme in ihrer Sitzung vom 17./18. August 1972 entgegen und beschloß, sie der Bischofskonferenz und der Generalsynode

zuzuleiten und sie den Gliedkirchen zur Kenntnis zu bringen mit der Bitte, sie in ihre Überlegungen einzubeziehen. Zugleich gab die Kirchenleitung ihre Absicht bekannt, „der Generalsynode einen Entschließungsentwurf vorzulegen, der die Stellungnahme der Konsultation einbezieht“.

Mitte Oktober 1972 legte der Theologische Ausschuß der VELKD eine Ausarbeitung vor, die von der Kirchenleitung dankbar entgegengenommen wurde. Sie lautet:

STELLUNGNAHME DES THEOLOGISCHEN AUSSCHUSSES DER VELKD ZUM LEUENBERGER KONKORDIENENTWURF

Der Theologische Ausschuß hat auf seiner Sitzung am 13./14. Oktober 1972 den Leuenberger Konkordienentwurf und von ihm aufgeworfene Fragen noch einmal behandelt. Er sieht in seiner großen Mehrheit keine Bedenken, dem Konkordienentwurf im ganzen zuzustimmen. Er faßt das Ergebnis seiner Beratungen in folgenden Punkten zusammen:

1. Der Leuenberger Konkordienentwurf will seiner eigenen Intention nach einen neuen Anfangspunkt für die Regelung der Gemeinschaftsbeziehungen zwischen bekennnisverschiedenen reformatorischen Kirchen in Europa markieren. Er kann demzufolge nicht den Anspruch erheben, bereits alle in diesem Kontext aufbrechenden theologischen Sachfragen zu lösen. Vielmehr ermutigt er dazu, das Gespräch über diese Sachfragen jetzt zügiger auf dem Wege der Lehrgespräche zwischen den beteiligten Kirchen aufzunehmen.

2. Die Leuenberger Konkordie ist sowohl formal wie inhaltlich mit dem lutherischen Bekenntnis vereinbar. Die hier angestrebte zwischenkirchliche Gemeinschaft beruht auf einem Konsensus im Grundverständnis des Evangeliums. Das Zeugnis der Bekenntnisschriften wird durch den in der Leuenberger Konkordie vorgetragenen Lehrkonsensus nicht verändert. Die Konkordie trägt vielmehr den lutherischen Bekenntnisschriften Rechnung, insofern diese den Anspruch, auch die ihnen folgenden Kirchen zu verpflichten, mit der Überzeugung verbinden, daß das Bekenntnis in jeweils neuen Situationen zu erneuern ist (Konkordienformel, Vom summarischen Begriff).

3. Sofern die Leuenberger Konkordie die Intentionen der lutherischen Bekenntnisschriften zutreffend wiedergibt, wird deshalb durch ihre Annahme auch der Bekenntnisstand der Kirchen nicht verändert. Die Leuenberger Konkordie stellt kein Formular dar, das die Bekenntnisgrundlagen etwa erweitert und aus diesem Grunde auch Grundlagen der Ordinationsverpflichtung werden müßte. Vielmehr ist in die Zustimmung zu den Bekenntnisschriften auch die Zustimmung zu deren Intentionen und insoweit zur Leuenberger Konkordie impliziert.

4. Die Leuenberger Konkordie bietet darüber hinaus die Chance, die lutherische Identität zu wahren und in der ökumenischen Gemeinschaft der Kirchen fruchtbar zu machen.

5. Angesichts der schon jetzt vorliegenden Vielzahl von Änderungsvorschlägen zu einzelnen Formulierungen gibt der Theologische Ausschuß das folgende zu bedenken:

Da die Leuenberger Konkordie ein innerprotestantisches Dokument ist und lediglich einen zwischenkirchlichen Konsensus feststellen will, ist ihre Intention verkannt, wenn sie auf einen vollständigen Katalog aller von Schrift und Bekenntnis her zu berücksichtigenden Probleme hin befragt oder das Fehlen bestimmter im Horizont der Ökumene oder unserer Zeit überhaupt auch noch wichtiger Fragen als entscheidendes Defizit beklagt wird.

Grundsätzlich müssen drei Arten von Stellungnahmen zur Konkordie nach Ansatz und Argumentation unterschieden werden:

a) Stellungnahmen, die den Vorhaben der Konkordie prinzipiell ablehnend gegenüberstehen oder die die Zeit noch nicht gekommen und die Voraussetzungen noch nicht gegeben sehen, ein derartiges Dokument zu verabschieden,

b) Stellungnahmen, in denen solche Themen genannt werden, die einer näheren Interpretation – etwa in einem Kommentar – bedürfen,

c) Stellungnahmen, in denen vor allem solche Themen hervorgehoben werden, hinsichtlich derer zwar in der vorliegenden Formulierung ein Konsensus für möglich gehalten wird, die aber den Ausgangspunkt für weitere und fortführende Gespräche bilden müssen, wie das im ersten Absatz beschrieben wurde.

6. Die Leuenberger Konkordie trägt den vom Theologischen Ausschuß der VELKD erarbeiteten Leitsätzen zum Gespräch bekenntnisverschiedener Kirchen voll Rechnung. Zu Einzelheiten im Text der Konkordie verweist der Ausschuß auf das Ergebnis der VELKD-Konsultationen zum Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa. Er schließt sich dieser Stellungnahme an. Abschließend gibt er zu bedenken, daß eine weitergehende Änderung des Wortlautes der Konkordie die Rezeption vor außerordentliche Schwierigkeiten stellen würde.

7. Zwei Mitglieder des Theologischen Ausschusses können nicht allen Folgerungen dieser Stellungnahme zustimmen. Sie drängen auf eine weitere Klärung des Leuenberger Konkordienentwurfes und begründen dieses mit einer eigenen Stellungnahme.

Diese lautet:

Die Unterzeichneten geben folgendes Sondervotum zur Stellungnahme des theologischen Ausschusses der VELKD zur Leuenberger Konkordie ab:

1. Die Leuenberger Konkordie entfaltet den zentralen Artikel der Rechtfertigung aus einem verengten neuzeitlichen Problemhorizont heraus. Dadurch gerät sie in einen latenten, nicht wirklich durchreflektierten Widerspruch zum Ansatz des gemeinsamen reformatorischen Zeugnisses: Das harte Gegenüber des dreifachen Solus (solus Christus, sola gratia, sola fide) ist das biblische Zeugnis, daß alle Menschen durch Leben und Sterben hindurch dem Gericht des heiligen Gottes entgegengehen. Daß dieser streng eschatologische Horizont abgeblendet ist, zeigt sich im Fehlen der Erwähnung der *lex damna*ns, des Gerichtszornes Gottes und in der Formulierung: „Christus, der Kommende, der der Welt ihre Zukunft eröffnet“.

2. Die Leuenberger Konkordie sucht die klassische lutherisch-reformierte Kontroverse vom worthaft – personalen Denkansatz her zu überwinden. Doch auch auf dieser Ebene ist der Kampf Luthers gegen den erasmianischen Spiritualismus neu zu führen. Es geht darum, daß die kommunikativ-leibhaften Bezüge nicht nur in der Dimension des *coram hominibus*, sondern auch in der des *coram deo* herausgestellt werden. Das Fehlen dieser kommunikativ-leibhaften Bezüge fehlt gänzlich bei der Taufe (Wasser!), ist schwach angedeutet beim Abendmahl; die Beichte als konkretes Vergebungswort entfällt ganz. Bezeichnenderweise wird auch der konkreten Gott zugewandten Handlung des Gerechtfertigten (Lob Gottes, gottesdienstliche Versammlung der Gemeinde) keine Erwähnung getan.

3. Die Leuenberger Konkordie ist in ihrem methodischen Ansatz für die Ökumene fruchtbar und zukunftsweisend. In ihrer inhaltlichen Gestalt erweist sie sich leider als ein rein innerprotestantisches Dokument, welches lediglich einen zwischenkirchlichen Konsensus feststellen will. Dadurch gerät sie aber in einen gewissen Widerspruch zu den zentralen Bekenntnissen der lutherischen Reformation, welche nicht eine Konfessionskirche begründen, sondern ein Ruf an die *ganze* Kirche sein wollten. Die Neuansätze vom 4. Artikel her, die in der Gesamtökumene virulent sind, läßt die Konkordie nicht zum Zuge kommen (Heiliger Geist, Kirche, Amt etc.).

4. Die Konkordie gerät als Konsensustext bekenntnis-verschiedener Kirchen zwangsläufig in eine Aporie hinein. Auf der einen Seite soll nicht allein das gemeinsame Verständnis des Evangeliums (Teil II), sondern auch dessen Anwendung auf die bisher kontroversen Punkte (Abendmahl, Christologie, Prädestination) (Teil III) eine Basis herstellen, welche die gegenseitige Anerkennung der Kirchengemeinschaft rechtfertigt. Auf der anderen Seite hält man ausdrücklich fest an der verpflichtenden Geltung der konfessionellen Bekenntnisse (Ziff. 37), deren Formulierungen die Trennung zwischen den Kirchen fixiert haben. Beides ist, wörtlich genommen, miteinander unvereinbar.

Im Ringen um das Verständnis der Leuenberger Thesen ist diese Aporie bereits sichtbar geworden. Entweder die reformatorischen Bekenntnisse gelten noch (Ziff. 37); dann gelten sie auch in den Aussagen, auf welche sich die Verwerfungen beziehen. Folglich bestehen jene heute noch zurecht und verurteilen den gegenwärtigen Stand der Lehre des Kontrahenten. Oder die in den Teilen II und III gemeinsam gewonnenen positiven Aussagen zu Abendmahl, Christologie und Prädestination sind ernst gemeint. Dann fixieren sie den

gegenwärtigen Stand der Lehre (Ziff. 32) und heben somit die umstrittenen Formeln der reformatorischen, vor allem der reformierten Bekenntnisse auf. Hierdurch gewinnen die Leuenberger Thesen zwangsläufig die Dignität eines Bekenntnisses, welches die reformatorischen Symbole nicht lediglich interpretiert, sondern in wichtigen Spitzenaussagen auch suspendiert.

gez. Peters

gez. Wendebourg

Die Generalsynode und die Bischofskonferenz verabschiedeten auf ihrer Tagung in Hamburg Ende Oktober 1972 eine Entschließung folgenden Wortlauts:

I.

Generalsynode und Bischofskonferenz bejahen das in dem Entwurf zur Leuenberger Konkordie angestrebte Ziel, Kirchengemeinschaft zwischen den beteiligten Kirchen zu verwirklichen.

Sie halten den Entwurf, der – in Anerkennung der verpflichtenden Geltung der Bekenntnisse in den beteiligten Kirchen – ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums formuliert, für eine geeignete Grundlage zur Erreichung des gemeinsamen Zieles.

Sie schlagen den Gliedkirchen vor, ihre Zustimmung zu einer Fassung der Konkordie in Aussicht zu stellen, in der die im folgenden (II.) aufgeführten Punkte ausreichend berücksichtigt sind.

II.

Generalsynode und Bischofskonferenz sind der Auffassung, daß noch eine Überarbeitung des Konkordienentwurfes notwendig ist. Es sollte versucht werden, in den Punkten, in denen sich in der Diskussion die Möglichkeit von Mißverständnissen gezeigt hat, klare und eindeutige Formulierungen zu finden.

1. Von grundlegender Bedeutung wird sein, daß noch eine Klärung des Verhältnisses zwischen „wahrer Einheit der Kirche“ und „Kirchengemeinschaft“ (Ziff. 2 des Entwurfs) erreicht wird. Es ist davon auszugehen, daß das in den beiden Begriffen Gemeinte unterschieden werden muß und doch in einer bestimmten Beziehung zueinander steht. Unter dieser Voraussetzung wird im Zusammenhang mit der Herstellung von Kirchengemeinschaft nicht von gegenseitiger Anerkennung von Kirchen als „Kirche Jesu Christi“ gesprochen werden können (21ff. 33 des Entwurfs) ...

2. Der Konkordienentwurf geht davon aus, daß die in Teil III formulierten Übereinstimmungen von den Verwerfungen in den reformatorischen Bekenntnissen nicht betroffen werden und hält aufgrund dieser Übereinstimmung Kirchengemeinschaft für möglich. Die Formulierungen in den Ziffern 20, 23, 26 und 27 des Entwurfs drücken diesen Sachverhalt in unterschiedlichen und nicht aufeinander abgestimmten Formulierungen aus. Wir schlagen vor, die Einzelfeststellungen in den Ziffern 20, 23 und 26 fortfallen zu lassen und Ziffer 27 neu zu formulieren. Auf den Vorschlag in der Anlage wird verwiesen.

3. In den Ziffern 27 Satz 2 und 32 Satz 1 werden für die gleiche Sache unterschiedliche Formulierungen gebraucht. Dieses wird zu Schwierigkeiten in der Interpretation führen. Die Formulierung „gegenwärtiger Stand der Lehre“ entspricht dem gemeinten Sachverhalt am besten, da sie nicht nur das formal Gültige ins Auge faßt und der unterschiedlichen Situation in der Lehrbindung bei den Partnern Rechnung trägt.

4. Die im Konkordienentwurf festgestellte Übereinstimmung ist nicht nur in Teil II, sondern auch in Teil III formuliert. Entsprechend muß in Ziffer 31 ausdrücklich auch Teil III genannt werden.

5. In Teil IV wird zwischen „Herstellung“ und „Verwirklichung“ der Kirchengemeinschaft unterschieden. Die Begriffe differenzieren den Sachverhalt nicht genügend. Es wird vorgeschlagen, generell zwischen „Erklärung“ und „Verwirklichung“ von Kirchengemeinschaft zu unterscheiden (Ziff. 29, 30, 46 und 49 des Entwurfs). Auf die Anlage wird verwiesen.

Generalsynode und Bischofskonferenz bitten die Gliedkirchen, in den genannten Punkten auf eine Klärung zu dringen.

...

III.

Zu den Verfahrensfragen empfehlen Generalsynode und Bischofskonferenz:

1. Die Gliedkirchen sollten zunächst nicht von sich aus die erneute Einberufung der Vorversammlung fordern. Sie sollten aber die Vertreter aus den Gliedkirchen im Fortsetzungsausschuß ermächtigen, die Einberufung der Vorversammlung zu verlangen, falls wichtige Änderungsvorschläge im Fortsetzungsausschuß keine hinreichende Berücksichtigung finden.
2. Zum Zustimmungsverfahren sollten die Gliedkirchen empfehlen: Da die Zustimmung in den einzelnen europäischen Kirchen unter sehr verschiedenen Bedingungen geschehen und die volle Entscheidungsfreiheit für die beteiligten Kirchen gewährleistet werden muß, erscheint es nicht sachgemäß, eine Unterzeichnung in einem gemeinsamen Akt ins Auge zu fassen. Die Wahl des Zeitpunkts der Unterzeichnung ist vielmehr den einzelnen Kirchen zu überlassen.

IV.

Generalsynode und Bischofskonferenz bitten die Gliedkirchen, sorgfältig zu prüfen, welche Wege beschritten werden können, um die Gemeinsamkeit in den Kirchen und Gemeinden zu wahren, wenn für Amtsträger oder Gemeindeglieder erhebliche Gewissensbedenken gegen die Konkordie bestehen.

D. Der Reformierte Bund

Das Moderamen des Reformierten Bundes beschloß auf seiner Sitzung am 8. Dezember 1972 in Detmold folgende Stellungnahme zum *Entwurf der Leuenberger Konkordie*:

Das Moderamen stimmt dem Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa vom September 1971 grundsätzlich zu. Es gibt der Erwartung Ausdruck, daß die Kirchengemeinschaft der lutherischen, reformierten und aus ihnen hervorgegangenen unierten Kirchen bald hergestellt wird.

Das Moderamen beantragt jedoch, daß folgende Änderungen im Text der Konkordie vorgenommen werden:

... (vier Veränderungsvorschläge)

Das Moderamen begrüßt, daß mit der Inkraftsetzung der Konkordie die theologischen Gespräche gemäß Art. 39 fortgesetzt werden sollen.

E. Die Evangelische Landeskirche in Baden

Die Landessynode befaßte sich auf ihrer Tagung vom 22. bis 27. Oktober 1972 eingehend mit der Leuenberger Konkordie und nahm Stellung wie folgt:

I.

Die Landessynode hat den „Thesen zur Kirchengemeinschaft“ vom 4. 5. 1970 und den Ergebnissen der interkonfessionellen Gespräche auf europäischer Ebene im Sinne der Stellungnahme der Arnoldshainer Konferenz vom 2. 10. 1970 zugestimmt.

Die Evangelische Landeskirche in Baden weiß sich als Unionskirche „verpflichtet, kirchentrennende Unterschiede zu überwinden und die in Christus vorgegebene Einheit der Kirche im Dienst an der Welt sichtbar werden zu lassen“ (Grundordnung § 2 Absatz 2).

Aus diesem Grund begrüßt die Landessynode die Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa und erklärt sich mit der Intention und dem wesentlichen Inhalt des Entwurfs einverstanden.

Eine Zustimmung zur Konkordie wird in Aussicht gestellt. Die Landessynode empfiehlt, bei der endgültigen Textfassung durch präzisere Formulierungen Unklarheiten zu beseiti-

gen, um das angestrebte Ziel nicht durch verschiedenartig interpretierbare Formulierungen zu gefährden.

Die Einberufung einer weiteren Vorversammlung hält die Synode nicht für notwendig.

II.

Zum Ganzen:

Unter der Voraussetzung, daß die Adressaten in erster Linie die mit Verkündigung und Unterweisung beauftragten Diener der Kirche sind, kann die sprachliche Gestalt der Konkordie akzeptiert werden. Diesen fällt dann aber eine wichtige Übersetzungsaufgabe zu, da die Reichweite der Konkordie nicht auf diesen Kreis beschränkt bleiben sollte.

Es folgen Vorschläge zur Veränderung des Textes.

F. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern

Da Fragen des Bekenntnisses berührt sind, war die bayerische Kirche genötigt, zur Vorbereitung einer Stellungnahme den Leuenberger Konkordienentwurf auf der Ebene der Dekanate und Gemeinden zur Erörterung zu stellen. Am 24. März 1972 richtete der Landeskirchenrat an alle Dekanate – nachrichtlich an die Mitglieder der Landessynode – ein Rundschreiben, dem ein Katalog von Leitfragen beigelegt war:

Betreff: Entwurf der Leuenberger Konkordie hier: Stellungnahme der Dekanatssynoden

Wie die übrigen reformatorischen Kirchen in Europa ist die Evang.-Luth. Kirche in Bayern aufgefordert, zu dem Entwurf der Leuenberger Konkordie Stellung zu nehmen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß es wegen der grundsätzlichen Bedeutung des Entwurfs nicht genügen kann, daß sich nur die kirchenleitenden Organe damit befassen.

Der Landeskirchenrat hat deshalb beschlossen, die Pfarrkonferenzen und Dekanatssynoden um Stellungnahme zum Entwurf der Leuenberger Konkordie zu bitten. Um den Dekanatssynoden diese Stellungnahme zu erleichtern, hat der landeskirchliche EKD-Ausschuß angeregt, Leitfragen für die Besprechung zur Verfügung zu stellen. Nach Entwürfen der Herren Professoren Baur und Goppelt hat eine Redaktionsgruppe die anliegende Fragenreihe zusammengestellt, die natürlich durch andere Fragenkataloge ergänzt werden kann. Die Frage, ob eine Vereinbarung bekenntnisverschieden bleibender Kirchen das Bekenntnis berührt, wird nicht überall gleich beantwortet.

Zwei weitere Mitglieder des EKD-Ausschusses wurden gebeten, in einfacher und für die Nichttheologen in den Dekanatssynoden verständlicher Form eine Einführung in die Grundgedanken und die Problematik des Konkordienentwurfs zu verfassen. Dieses Papier wird den Dekanaten sobald als möglich zugehen.

Wir bitten die Stellungnahmen der Dekanatssynoden und Pfarrkonferenzen bis spätestens 16. Oktober 1972 dem Landeskirchenrat zuzuleiten.

In den Dekanatsbezirken, in denen aus Termingründen eine Sitzung der Dekanatssynode nicht mehr möglich ist, sollte eine Stellungnahme des Dekanatsausschusses herbeigeführt werden.

LEITFRAGEN ZUR DISKUSSION DER LEUENBERGER KONKORDIE

(Entwurf Goppelt/Baur)

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern ist gleich allen reformatorischen Kirchen in Europa gefragt, ob sie der Leuenberger Konkordie, die Kirchengemeinschaft zwischen diesen Kirchen herstellen will, zustimmen kann. Die Zustimmung ist eine Frage kirchlicher Lehre, die die Bekenntnisse berührt. Daher kann sie nach reformatorischem Verständnis nicht durch eine Kirchenleitung oder durch eine Synode erfolgen. Beide können

gegebenenfalls jedoch feststellen, daß diese Konkordie in unserer Landeskirche magno consensu anerkannt wird. Ob dieser magnus consensus, diese Übereinstimmung der Gesamtheit, vorliegt, soll durch Stellungnahmen der Pfarrkonferenzen und der Dekanatsynoden ermittelt werden.

Man kann zu der Konkordie in verschiedener Weise Stellung nehmen. Man kann ihre theologischen, insbesondere ihre dogmen- und theologiegeschichtlichen Aussagen, im einzelnen prüfen. Dies wird Aufgabe theologischer Experten sein; daran wird insbesondere in zuständigen Ausschüssen der VELKD gearbeitet. Für die Stellungnahme der Pfarrkonferenzen und Dekanatssynoden wird es vor allem auf folgende Fragen ankommen:

I.

1. Wird durch die Ausführungen in Teil I die *konfessionelle Situation* auch für unsere Landeskirche zutreffend gekennzeichnet?

2. Gilt insbesondere auch in unserem Bereich, was in III,4 (§ 27) festgestellt wird?

II.

1. Ist die *Art des Vorgehens in der Konkordie* theologisch sachgemäß (Bestimmung eines Konsensus im Fundamentalen und Klärung hinsichtlich der Damnationes)?

2. Wie beurteilen Sie das Gewicht, das die Konkordie den Lehrformulierungen zumißt?

3. In welchem Verhältnis stehen diese Lehrformulierungen zu den reformatorischen Bekenntnissen?

III.

1. Ist die *Umschreibung des gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums* in Teil II nach Ihrem Verständnis der Schrift wie der Bekenntnisse vertretbar?

2. Welche *Formulierungen* müßten aus dringenden sachlichen Gründen *ergänzt* oder *geändert* werden?

Wenn Sie dies für erforderlich halten, machen Sie bitte Formulierungsvorschläge.

Bei dieser Überprüfung müßte beachtet werden, daß wesentliche Aussagen in Teil II durch Ausführungen zu den bisherigen Lehrdifferenzen in Teil III präzisiert werden. Sie sollten nur zusammen mit diesen Präzisierungen beurteilt werden.

Zugleich will bei dieser Überprüfung beachtet sein, daß das gemeinsame Verständnis des Evangeliums hier im Blick auf die innerkirchlichen Traditionen, nicht im Blick auf neue Fragen der Gegenwart formuliert ist. Für diese gilt das in § 37–41 Gesagte.

IV.

1. Wie stellen Sie sich die von der Konkordie angestrebte *Kirchengemeinschaft* in der praktischen Durchführung vor?

2. Welche Folgerungen ergeben sich für die Gestaltung der Gottesdienste?

3. Wie verhält sich diese Kirchengemeinschaft zu den Modellen der Verwaltungs- bzw. der Konsensusunion?

4. Ist dieser Begriff von Kirchengemeinschaft theologisch sachgemäß? Wird er den das Leben unserer Landeskirche tragenden und prägenden Bekenntnis Traditionen wie den zukünftigen Aufgaben unserer Kirche, insbesondere im Rahmen der EKD, der Ökumene wie in der modernen Gesellschaft gerecht?

Auf ihrer Tagung in Nürnberg im November (2.–5. 11. 1972) verabschiedete die Landessynode unter Beifügung einer Reihe von Veränderungsvorschlägen für den Text eine

ERKLÄRUNG ZUM ENTWURF DER LEUENBERGER KONKORDIE

1. Die Landessynode der Evang.-Luth. Kirche in Bayern hat sich mit dem Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ befaßt. Sie stützt sich für ihre Stellungnahme auf die Voten von vielen Dekanatssynoden, Pfarrkonventen, Kirchenvorständen und anderen kirchlichen Gruppierungen. Sie entnimmt ihnen eine einmütige Zustimmung zu

dem Ziel, eine größere Gemeinsamkeit reformatorischer Kirchen in Zeugnis und Dienst an der Welt zu erreichen. Sie stellt fest, daß in den Voten auch eine weitgehende Zustimmung zu dem im Konkordienentwurf vorgeschlagenen Weg enthalten ist. Im einzelnen sind aber auch mancherlei Bedenken geäußert und Rückfragen an den vorliegenden Entwurf der Konkordie gerichtet worden. Die Landessynode begrüßt es, daß die Diskussion über den Konkordienentwurf der Anlaß geworden ist, sich über die Bedeutung des Bekenntnisses neu zu besinnen.

2. Der vorliegende Entwurf nennt die theologischen und kirchlichen Voraussetzungen für Kirchengemeinschaft zwischen Kirchen verschiedenen Bekenntnisses. Die Landessynode begrüßt diesen neuen Weg, der den reformatorischen Kriterien entspricht. Kirchengemeinschaft muß sich gründen auf das gemeinsame Verständnis des Evangeliums von Jesus Christus. Dies stellt der Entwurf unter Berufung auf CA 7 ausdrücklich fest.

3. In Anerkennung der verpflichtenden Geltung der Bekenntnisse (Ziffer 30 und 37) wird das gemeinsame Verständnis des Evangeliums (Ziffer 6 bis 16) und die Übereinstimmung angesichts der Lehrverurteilungen der Reformationszeit (Ziffer 17 bis 28) beschrieben. Die ausschließliche Heilsmittlerschaft Jesu Christi und die Rechtfertigung als die Botschaft von der freien Gnade Gottes werden mit Recht als Mitte der Schrift und als Maßstab aller Verkündigung der Kirche hervorgehoben. Damit kommen entscheidende und bleibend gültige Aussagen des lutherischen Bekenntnisses zu ihrem Recht.

4. Der Entwurf beschäftigt sich besonders intensiv mit den Lehrverurteilungen der Reformationszeit, die bisher die ausdrückliche Erklärung von Kirchengemeinschaft trotz vieler Gemeinsamkeiten nicht zugelassen haben. Die Bekenntnisse in den unterzeichnenden Kirchen bleiben in Geltung. Die Verwerfungen werden nicht als unsachgemäß abgetan; sie treffen aber den Partner nicht, der den in Ziff. 18f., 21f. und 24f. entfalteten positiven Lehraussagen zustimmt. Sie sind insofern kein Hindernis für die angestrebte Kirchengemeinschaft. Die Landessynode nimmt dankbar Kenntnis davon, daß dieses Maß an Übereinstimmung in den lange Zeit kontroversen Aussagen über das Abendmahl, die Person Jesu Christi und die Prädestination möglich geworden ist.

5. Aus dem Entwurf geht hervor, daß die angestrebte Konkordie nicht den Rang eines neuen Bekenntnisses beansprucht. Sie beschreibt die Mitte des Evangeliums. Sie setzt dabei die verpflichtende Kraft des Bekenntnisses voraus und bestätigt seine Geltung für die Verkündigung und Lehre der Kirche.

6. Trotz der positiven Würdigung der Intention und vieler Formulierungen des Entwurfs werden im folgenden Sachfragen genannt, die zu einer weitergehenden Klärung und zu einer Verbesserung des vorliegenden Entwurfs nötigen:

a) Das Verständnis von Kirchengemeinschaft muß bestimmt werden als Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft zwischen Kirchen verschiedener Bekenntnisse.

b) Die Unterscheidung zwischen Herstellung und Verwirklichung von Kirchengemeinschaft (Ziff. 29ff.) ist unbefriedigend. Insbesondere ist der Begriff „Herstellung“ unsachgemäß. Er muß durch „Erklärung“ ersetzt werden.

c) Die im Entwurf festgestellte Übereinstimmung ist nicht nur in Teil II, sondern auch in Teil III formuliert. Entsprechend muß in Ziff. 31 ausdrücklich auch Teil III genannt werden.

d) In den Ziff. 27, Satz 2 und 32, Satz 1 werden für die gleiche Sache unterschiedliche Formulierungen gebraucht. Dieses wird zu Schwierigkeiten in der Interpretation führen. „Gegenwärtiger Stand der Lehre“ entspricht dem gemeinten Sachverhalt am besten, da diese Formulierung nicht nur das formal Gültige ins Auge faßt und da sie der unterschiedlichen Situation in der Lehrbindung bei den Partnern Rechnung trägt.

e) Die Aussagen über die Hoffnung auf den kommenden Christus (Ziffer 9) und über die Taufe (Ziffer 14) bedürfen einer Neuformulierung.

f) Im übrigen wird auf die weiteren in der Anlage enthaltenen Änderungsvorschläge verwiesen.

7. Einwände gegen den Text des Entwurfes sind zum Teil durch die oben erwähnten klärungsbedürftigen Punkte verursacht und können durch entsprechende Änderungen ausgeräumt werden. Sofern sich Bedenken jedoch grundsätzlich gegen die Erklärung von Kirchengemeinschaft aufgrund des hier beschriebenen Maßes an Übereinstimmung zwischen lutherischen und reformierten Kirchen richten, so ist die Landessynode der Überzeugung: Eine ge-

meinsame Zustimmung zur Konkordie durch die Partnerkirchen wird ihr Verhältnis zueinander neu gestalten, aber nicht die Bekenntnisbindung der Landeskirche verletzen. Auch die Bindung der Pfarrer einer lutherischen Kirche durch ihr Ordinationsgelübde wird dann nach Überzeugung der Landessynode nicht verändert.

8. Die Landessynode begrüßt es, daß schon jetzt eine 2. Vorversammlung für das Jahr 1973 einberufen wurde. Sie hält es für erforderlich, daß auch ein neuer Entwurf den beteiligten Kirchen nochmals zur Stellungnahme zugeleitet wird, bevor über die endgültige Fassung entschieden wird. Da das Zustimmungsverfahren in den einzelnen europäischen Kirchen sehr unterschiedlich ist und die volle Entscheidungsfreiheit für die beteiligten Kirchen gewährleistet werden muß, erscheint es sachgemäß, die Wahl des Zeitpunktes zur Unterzeichnung den einzelnen Kirchen zu überlassen.

9. Die Landessynode begrüßt es, daß mit dem Entwurf der Konkordie ein verheißungsvoller Weg zur Kirchengemeinschaft reformatorischer Kirchen in Europa begonnen worden ist.

Sie spricht die Erwartung aus, daß dieses Ziel nach einer Überarbeitung des Textes auf Grund der gewonnenen Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums erreicht werden kann.

Sie hofft, daß durch diese Kirchengemeinschaft zwischen den beteiligten Kirchen die Begegnung, die Zusammenarbeit und das theologische Gespräch auch mit anderen Kirchen gefördert wird.

Die Bedeutung der Leuenberger Konkordie für die Neuordnung der EKD unterstreicht eine Empfehlung des EKD-Ausschusses:

Der Ausschuß bejaht das im Entwurf der Leuenberger Konkordie beschriebene gemeinsame Grundverständnis des Evangeliums. Er sieht die Möglichkeit, daß auf dieser theologischen Basis Kirchengemeinschaft als Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der EKD zustandekommt. Er empfiehlt, daß die Erörterung des Entwurfs einer Grundordnung der EKD im Sinne der Leuenberger Konkordie erfolgt und spricht die Hoffnung aus, daß durch die Weiterarbeit in den verschiedenen Gruppen und Gremien unserer Landeskirche die Zustimmung zu einer Neuordnung in der EKD erreicht wird.

G. Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (West)

Die Regionale Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg in Berlin (West) verabschiedete auf ihrer Tagung vom 14. bis 19. November 1972 folgende

EMPFEHLUNG

I.

Wir sehen in der Leuenberger Konkordie eine Ermöglichung, Kirchengemeinschaft zu verwirklichen. Wir verstehen sie nicht als eine neue, offizielle Bekenntnisschrift.

Obwohl bei den noch strittigen Punkten – vergleiche Satz 39 – jeweils das ganze Grundverständnis des Evangeliums auf dem Spiel stehen kann, ist es ermutigend, daß in dem gemeinsamen Verständnis des Evangeliums (II) und in der Übereinstimmung angesichts der Lehrverurteilungen der Reformationszeit (III) eine nach unserem Urteil tragfähige Grundlage für die Verwirklichung der Kirchengemeinschaft geschaffen worden ist. Wir begrüßen dies ausdrücklich.

II.

Unbeschadet dieser Zustimmung im Grundsätzlichen haben wir bei den folgenden Punkten zum Teil sehr starke Bedenken, und wir bitten, diese erneut zu bearbeiten.

...

Bei aller Anerkennung der geleisteten Arbeit haben wir Bedenken, ob die Aussagen für die Gemeinden verständlich sind. Dringend notwendig erscheint es uns, die Aussagen der Konkordie katechismusfähig zu machen.

H. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Braunschweig

Die Landessynode beschloß am 16. Februar 1973 folgende Stellungnahme:

I.

1. Die Landessynode hat den Entwurf einer Konkordie beraten. Sie stützte sich dabei auf Voten, die der Gemeindeausschuß und der Rechtsausschuß der Landessynode sowie einzelne Pfarrkonvente und Gemeinden erarbeitet haben. Auch die Ergebnisse der VELKD-Konsultation wurden berücksichtigt.

Den Voten konnte eine allgemeine Zustimmung zu der angestrebten größeren Kirchengemeinschaft entnommen werden. Daneben wurden auch Änderungswünsche geäußert. Da diese in der „Entschließung der Generalsynode und der Bischofskonferenz der VELKD zum Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ im wesentlichen angesprochen worden sind, verzichtet die Landessynode auf eigene Änderungsvorschläge, überläßt es aber der Kirchenregierung, von sich aus Änderungsvorschläge zu machen.

2. Die Landessynode bejaht daher das in dem Entwurf zur Leuenberger Konkordie angestrebte Ziel, Kirchengemeinschaft zwischen den beteiligten Kirchen zu verwirklichen. Dabei hält sie den Entwurf, der sowohl die verpflichtende Geltung der Bekenntnisse in den beteiligten Kirchen anerkennt als auch ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums aussagt, für eine geeignete Grundlage zur Erreichung des gemeinsamen Zieles.

Sie ist bereit, ihre grundsätzliche Zustimmung zur Konkordie zu geben.

Sie hofft, daß diese Konkordie auch zur Vertiefung der ökumenischen Gemeinschaft zwischen allen christlichen Kirchen und Gemeinschaften beitragen wird.

II.

3. Die Konkordie soll zu einer Kirchengemeinschaft bekenntnisverschiedener Kirchen führen. Kirchengemeinschaft soll auf der einen Seite Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, gegenseitige Anerkennung der Ordination, Ermöglichung der Interzelebration, gemeinsame Lehrgespräche und gemeinsame Ausrichtung zu Zeugnis und Dienst in der Welt umfassen; auf der anderen Seite aber soll die besondere Bekenntnisbindung der beteiligten Kirchen nicht aufgehoben werden. Ermöglicht wird diese Kirchengemeinschaft durch ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums und durch übereinstimmende Aussagen in der Abendmahlsgemeinschaft, der Christologie und der Lehre von der Praedestination.

4. Das in II der LK formulierte gemeinsame Verständnis des Evangeliums mit der Betonung der ausschließlichen Heilsmittlerschaft Jesu Christi und der Rechtfertigung als der Botschaft von der freien Gnade Gottes muß als sach- und bekenntnisgemäß angesehen werden.

5. Auch die in III der LK gemachten übereinstimmenden Aussagen enthalten nichts, was den lutherischen Bekenntnissen widerspricht; wichtige Anliegen der lutherischen Bekenntnisse sind aufgenommen.

III.

6. Hinsichtlich kirchenrechtlicher Fragen, die sich aus der Zustimmung zur LK ergeben würden, ist die Landessynode folgender Auffassung:

a) Eine Zustimmung zur LK widerspricht nicht der Verfassung, insbesondere auch nicht deren Präambel, durch die die Landeskirche an das lutherische Bekenntnis gebunden ist.

b) Durch die Erklärung der gegenseitigen Anerkennung der Ordination werden die in der Landeskirche geltenden Bestimmungen für die Anstellung im Pfarramt nicht berührt.

I. Die Evangelisch-Lutherische Kirche im Hamburgischen Staate

Das Hauptpastorenkollegium legte dem Geistlichen Ministerium am 13. Januar 1972 das nachstehende Gutachten vor:

1. Der Vorzug des Entwurfes einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa liegt darin, daß vertiefte Gemeinschaft von Kirchen nicht mit einer Einebnung der lutherischen bzw. reformierten Ansätze erreicht werden soll. Vielmehr wird die Gemeinschaft der Kirchen in einem Tertium gefunden. Dieses Tertium heißt „Kirchengemeinschaft“. Es ist interpretiert als Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft und basiert auf einem Fundamentalkonsensus. Dazu ist grundsätzlich ein Doppeltes zu sagen:

a) Vermutlich ist allein diese Struktur: Einheit und Vielfalt ökumenisch verheißungsvoll, weil nicht zu erwarten steht, daß die verschiedenen Kirchen sich im Überspringen ihres historischen Weges zu einer kompletten gemeinsamen Lehraussage in der Lage sehen werden. Dagegengestellt ist ein Prozeß, der das Verhältnis zwischen den Kirchen in fortschreitender Klärung des Konsensus vertiefen soll.

b) Realistisch betrachtet ist jedes Glied einer Mitgliedskirche der EKD potentiell Glied einer anderen Mitgliedskirche. Denn die Kirchen akzeptieren in der gegenwärtigen mobilen Gesellschaft ohne weiteres Abendmahlsteilnahme eines jeden evangelischen Christen und die Predigt eines Pfarrers, ohne jedenfalls auf Grund seiner gliedkirchlichen Herkunft Einwendung zu erheben. Um ihrer Glaubwürdigkeit willen müssen sie diesen theologischen de facto-Hintergrund ihrer Praxis auszusprechen bereit sein.

2. Entscheidend ist die Prüfung des Fundamentalkonsensus. Hier ist folgendes zu sagen:

a) Ein Vorzug liegt zunächst in der differenziert angewendeten Idee des Fundamentalkonsensus. Artikel VII der Augsburgischen Konfession bedeutet, daß zur Kircheneinheit eine evangeliumsgemäße Verkündigung des Wortes Gottes und evangeliumsgemäße Darreichung der Sakramente gegeben sein muß. Damit wendet sich die CA direkt gegen den Zwang einer Einheit in Zeremonien oder in den Kirchenordnungen. Sie läßt aber auch indirekt zu, daß die Übereinstimmung in der Lehre nicht maximalistisch gesehen werden muß. Zweifellos gibt es auch einen Lehrgehalt in Ordnungen und Zeremonien. Divergenzen hier sind aber nach der Definition der CA in der Einheitsfrage nicht relevant. Das spricht dafür, daß der Konsensus in einer genügenden Erfassung des Evangeliums, d.h. reformatorisch in einer Definition der Rechtfertigungslehre gefunden werden muß, in der die Kirchen ihre bekenntnisgebundene Lehre wiedererkennen können.

b) Zur differenzierten Betrachtungsweise des Konsensus gehört weiterhin, daß die geschichtlich notwendige Austragung des lutherisch-reformierten Gegensatzes nicht bestritten wird. Auch heute bleibt die Klärung aufgegeben. Sie wird geradezu gefordert und zwar nicht nur im Sinne der Aufarbeitung des historisch bedingten Verstehens. Vielmehr wird auch die Tatsache bis heute anerkannt, daß die lutherische und die reformierte Tradition von einer verschiedenen Interessenlage bei der Deutung der Heilswirklichkeit ausgehen (vgl. 3a). Es wird also auch in Zukunft darauf ankommen, daß unsere Kirche das Recht, die Notwendigkeit und die Tragweite ihrer Bekenntnisbindung herausstellt.

c) Auf der anderen Seite aber wird eingeräumt und auch dargestellt, daß das Verständnis des Evangeliums heute gemeinsam formuliert werden kann. Offen bleibt, bei welchen aktuellen Fragestellungen die Dynamik der lutherischen bzw. reformierten Inspiration von neuem aufbrechen und die Tragfähigkeit der Kirchengemeinschaft auf die Probe stellen werden. Das Neue und Positive besteht jedoch darin, daß die Kirchen frühere Verwerfungen oder Verurteilungen jetzt als gegenstandslos oder nicht mehr nachzuvollziehen ansehen und sich als Kirchen anerkennen.

3. Neben dem genannten Verständnis der Gemeinschaft und neben der differenzierten Betrachtungsweise des Konsensus ist ein Fortschritt in der Formulierung der Fundamentalaussagen ausgehend von der Rechtfertigungslehre, erreicht.

a) Hier sind symptomatisch und in der lutherischen Perspektive wichtig die Aussagen zum Abendmahl und zur Christologie. Beides ergänzt einander. Nur so darf das Ringen um eine geeignete Formel verstanden werden. Von daher kann man sagen, es besteht Konsensus über die reale Präsenz Christi. „Im Abendmahl schenkt sich Jesus Christus,

der Auferstandene, in seinem für alle in den Tod gegebenen Leib und Blut durch sein verheißendes Wort mit Brot und Wein ... Wir bekennen die Gegenwart des auferstandenen Herrn unter uns“ (Konkordie). Konstitutiv beim Sakrament sind Verheißungswort und die Elemente. Luther sagt im Katechismus: „Diese Worte (für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden) sind neben dem leiblichen Essen und Trinken das Hauptstück im Sakrament.“ Auf Grund der Formulierung der Konkordie kann man von einer Entwicklung auf die lutherische Konzeption hin sprechen, was im übrigen auch für den Verzicht auf eine ekklesiologisch dogmatische Relevanz der Kirchenordnung gilt.

b) Aufgrund solcher Aussagen halten wir den Konsensus für akzeptabel. Die Rechtfertigungslehre wird darin pointiert, daß zum Ausdruck kommt: Es ist der Herr selbst, der an uns handelt, was der Glaube zu seinem Trost, der Unglaube zum Gericht erfährt. Unterhalb dieses Konsensus wird eine unterschiedliche Interessenlage dargestellt: In der Konkordie beschrieben als das reformierte Interesse an der Unversehrtheit von Gottheit und Menschheit Jesu und als das lutherische Interesse an der völligen Personeinheit Jesu. Man könnte also sagen, lutherisch wird allein der Gegenwärtige verkündet, reformiert wird der allein Verkündete gegenwärtig. Schon die württembergische Stellungnahme zu den Deutschen Thesen zur Kirchengemeinschaft hat darauf aufmerksam gemacht, daß ein Problem in der Deutung der praesentia Christi weiterbesteht. Andererseits aber ist die Zustimmung zur Realpräsenz unbestritten, und es ist auch eingesehen, daß ein isoliertes Interesse an der Art der Gegenwart Christi den Sinn der Abendmahlshandlung verdunkeln kann. Ein auf diese Weise ausgesprochener Konsensus, dem es gelingt, eine Übereinstimmung zu formulieren, ist tragfähig für das Vertrauen, daß wir im Abendmahl nicht mehr getrennt sind, obwohl wir uns wegen weiterer Fragen nicht loslassen dürfen.

4. Die bekennnisbestimmten Kirchen sind aufgrund der Struktur der Konkordie aufgerufen, ihr Bekenntnis in Partnerschaft wahrzunehmen und konstruktiv für die Gemeinschaft fruchtbar zu machen. Die permanente partnerschaftliche Realisierung dieses theologischen Auftrages bedarf freilich einer entsprechenden Ordnung der Kirchengemeinschaft. Die Tatsache der weiterbestehenden Relevanz der Bekenntnisse und die erreichte Übereinstimmung im Fundamentalen im Sinne von CA VII erlaubt die Aussage, daß die Teilnahme an einer Kirchengemeinschaft gemäß der Konkordie „mit Gottes Wort oder mit dem Bekenntnis der Kirche übereinstimmt“ (Art. 51 der Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate).

In seinem der Synode auf ihrer Tagung am 20. April 1972 erstatteten Bericht führte Bischof D. Wölber aus:

Die EKD steht vor einer Verfassungsreform. Ihr Ziel ist eine vertiefte Verbindung unter den Landeskirchen. Wir sollen dazu Stellung nehmen. Meine Aufgabe ist es jetzt, das evangelische Konfessionsproblem ‚lutherisch, reformiert und uniert‘ ein wenig darzustellen. Viele halten die Konfessionsfrage freilich für einen allzu subtilen Theologenstreit, zumal heute angesichts der tiefgreifenden, alle Christen anfechtenden Infragestellung des Glaubens. Und ist nicht übrigens jedes Glied einer Mitgliedskirche der EKD potentiell auch Mitglied jeder anderen Kirche? Es braucht nur seinen Wohnsitz zu ändern. Der Zug wäre also abgefahren.

Trotzdem bleibt zunächst die realistische Frage, was kirchenpolitisch oder konfessionspolitisch erreichbar wäre. Nicht unerhebliche Kräfte halten an der Konfessionsbestimmtheit der Kirchen energisch fest. Die Landschaft der EKD ist da sehr unterschiedlich. Die Lutheraner werden auch ihre Spezialbeziehung zum Lutherischen Weltbund wahren wollen, und meines Erachtens sollten sie sich auch nicht unnötig weit von den lutherischen Freikirchen entfernen. Darf man also eine EKD-Konstruktion wählen, die bestimmten Gruppen den Weg in die größere Gemeinschaft verbaut? Niemand kann neue Trennungen oder eine EKD wollen, der bestimmte Gliedkirchen evtl. nur lose assoziiert wären.

Aber die Situation muß auch theologisch sachlich überprüft werden. Das ist nicht gerade populär, denn die Dinge sind wahrlich kompliziert, und es herrscht viel Ungeduld. Im Unterschied zu anderen geistesgeschichtlichen Phänomenen meint man immer, daß Religion und Kirche ganz simpel zu verstehen sein müßten. Aber es bedarf zwar des Herzens eines

Kindes, doch des Kopfes eines Erwachsenen. Religion, Glaube, Kirche haben immer eine mächtige philosophische und auch kulturelle Dimension gehabt. Sie gehen weit in die geistige und gefühlsmäßige Wirklichkeit ein. Der Inhalt der Bibel selbst liegt nicht so einfach auf der Hand. Da zeigen sich dann also bemerkenswerte Spannungsfelder.

Selbst eine Reihe neuerer Thesen zur Gemeinschaft der Konfessionen, z. B. das Ergebnis der deutschen lutherisch-reformierten Gespräche von 1970, aber auch der aufgrund langjähriger europäischer Verhandlungen entstandene „Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“, die sogenannte „Leuenberger Konkordie“, bestätigen das. Sie halten an markanten Unterschieden zwischen den Konfessionen fest. Zum Beispiel spricht die Leuenberger Konkordie von dem reformierten Interesse an der „Unversehrtheit von Gottheit und Menschheit Jesu“ und von dem lutherischen Interesse an „seiner völligen Personseinheit“.

Wenn man diese schwierigen Aussagen verdeutlichen will, so kann man etwa zum theologischen Hintergrund des Abendmahls sagen: Die lutherische Tradition betont besonders die reale leibhafte Gegenwart Christi. Die göttliche Person ist ganz in die irdisch-menschliche Bedingung eingegangen, eben in völlig gott-menschlicher Personseinheit. Nach einem alten theologischen Schlagwort kann man sagen: Das Begrenzte kann das Unbegrenzte fassen. Darum braucht der Mensch, wenn er nach der gnädigen Gegenwart Christi fragt, nicht erst das Maß seines Glaubens voller Skrupel zu testen. Dem verzweifelten und der Unfertigkeit seines Glaubens immer bewußten Menschen kann man uneingeschränkt sagen: Christus ist real bei dir, sei gewiß, du brauchst mit dem Glauben nicht erst in den Himmel zu klettern. Anders gesagt: Die Tendenz ist, den Trost und die Gewißheit ganz stark herauszustreichen. Die reformierte Tradition betont dagegen besonders, daß die Gegenwart Christi, der doch auch unversehrt Gott ist, darum nur für den Glauben wirklich ist. Hier wird also der Glaube herausgestrichen, und es ist vielleicht eine sehr entscheidungsstarke Haltung. Aber es war immer die lutherische Rückfrage, ob dies dem vollen Trost und der Universalität der Gnade entspricht.

Einsichtiger ist solche Problematik vielleicht bei der Tauffrage. Die zeitliche Reihenfolge von Glaube und Taufe war immer wieder umstritten. Darf man Kinder taufen, über deren Glauben man noch gar nichts weiß? Aber gilt denn Gottes zuvorkommende Gnade nicht der Kreatur Mensch in jedem Fall? Soll man deshalb nicht Kinder taufen dürfen?

Dies sind Beispiele subtiler theologischer Hintergründe, die dann doch im kirchlichen Handeln voller Bedeutung sind. Wer z. B. so unbedingt von der zuvorkommenden Gnadenwirklichkeit ausgeht, zieht etwa auch in der eigentlichen Seelsorge stark das Element der Sündenvergebung, der Absolution, und der Tröstung vor im Unterschied zu ethischen und meist ja auch vernunftbedingten Ratschlägen. Ebenso stehen das gottesdienstliche und das sakramentale Leben im Zentrum. Von daher hat man sogar behauptet, daß die lutherische Konfession eine Brückenfunktion für den Protestantismus zur katholischen Kirche hin wahrnehmen könnte.

Besonders heftig diskutiert sind weiterhin Unterscheidungen, die sich in der Außenwirkung der Kirchen ergeben, z. B. in ihrem Verhältnis zur politischen Wirklichkeit.

Kurz und gut, es gibt immer wieder spürbare Unterschiede, und ich würde nicht einmal sagen, das ist ein Schade. Die nicht einfach vertuschte Spannung hilft uns, tiefer in die göttliche Botschaft einzudringen.

Nun muß man allerdings folgendes auch sehen: Geistesgeschichtliche Bewegungen, Schulmeinungen und Ideenströme haben sich nie so dargestellt, daß die hier Engagierten einfach wie Zinnsoldaten uniform aufmarschierten. Es gibt Varianten und Teilidentifikationen, und das sich darbietende Bild ist dann sehr bunt. Es gibt keine Einheitslutheraner. Soll aber deshalb die in die Geschichte eingegrabene und heute etwa in den Kirchenverfassungen mit ihrer Berufung auf die Bekenntnisse fixierte Stromrinne der Tradition aufgegeben werden? Darf man auf das Positionelle auf den Anruf von den Wegmarken her so ohne weiteres verzichten? Könnte es nicht auch sein, daß im Augenblick zurückgetretene Positionen zu anderer Zeit wieder dringlich werden? Die Geistes- und Theologiegeschichte entwickelt sich ja immer in Konfrontation mit bestimmten Zeitproblemen. Angesichts vieler, mit der richtungslosen Liberalität unserer Epoche zusammenhängenden Nivellierungen empfinde ich eher die Sorge, daß wir zu wenig verantwortlich vorgehen.

So wäre es also m.E. nicht nur kirchenpolitisch, sondern aufgrund des theologischen Sachstandes notwendig, eine EKD-Ordnung zu entwickeln, in der die theologischen Verantwortungen, die sich in der Geschichte ergeben und die auch geschichtlich Gestalt angenommen haben, weiterhin wahrgenommen werden können, dies freilich nicht abgrenzend und defensiv.

Wie aber verbindet man heute das Positionelle mit der Aufgeschlossenheit füreinander am besten? Seit langem gibt es Kirchenvereinigungen, das sind die Unionen. Der Tatsachengehalt ist hier sehr vielschichtig. In der Ökumene kann man jede Form der Vereinigung von Kirchen als eine Union bezeichnen. In Deutschland gibt es zwei Hauptformen. Daran müssen wir unser jetzt vorliegendes Problem messen. Das eine ist die Konsensus-Union, beispielsweise die Pfalz. Hier heißt es: „Die Protestantisch christlich-evangelische Kirche (nämlich der Pfalz) hält die allgemeinen Symbole (das sind die Bekenntnisse) und die bei den getrennten protestantischen Konfessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher in gebührender Achtung. Sie kennt jedoch keinen anderen Glaubensgrund noch Lehrnorm als allein die Heilige Schrift“. Ähnlich konsensusuniert ist die Landeskirche Baden.

Im großen ganzen tendiert diese Art Konsensus-Union darauf, den unbezweifelten Vorrang der Heiligen Schrift in falscher Weise gegen die Bekenntnisse auszuspielen. Daß die Bekenntnisse bzw. ihre Unterschiede selbst Deutung dessen sind, was sie überhöhen oder umgreifen soll, nämlich der Bibel, kommt nicht mehr klar heraus.

Von anderer Art sind die föderativen oder auch Verwaltungsunionen. Das bedeutendste Beispiel ist die Evangelische Kirche der (altpreußischen) Union (EKU). Ihre Gliedkirchen sind jetzt Rheinland, Westfalen und West-Berlin. Diese Unionskirchen geben ihren Gemeinden den Raum zur Entfaltung des kirchlichen Lebens jeweils gemäß dem lutherischen oder dem reformierten Bekenntnis.

Im ganzen muß man also sagen: Eine Union ist so oder so eine Kirche mit mehreren Bekenntnissen. Von Soden sagt hierzu: „Das Wesen der Union ist immer wieder umstritten. Einesteils enthält sie die Fiktion eines Aufgegebenen, das nicht wirklich aufgegeben wurde, andererseits die Fiktion eines Erreichten, das nicht wirklich erreicht wurde.“ Es besteht schließlich die Gefahr des Nivellements. Weil in einer unierten Kirche das spezielle Bekenntnis als störend empfunden werden kann, drängt man vielleicht das Unbequeme pragmatisch zurück.

Doch dürfte es klar sein, daß Unionskirchen bei der gegenwärtigen Debatte um die Einheit der EKD jeder die Bekenntnisse umgreifender Vereinheitlichung zustimmen werden, weil ja nichts anderes geschehen würde, als was sie selbst per definitionem schon darstellen. Tatsächlich stehen sich bei der jetzigen EKD-Reform die Unionskirchen und die lutherischen Kirchen gegenüber. Diese letzteren sind Kirchen mit einem einzigen Bekenntnis, wie weit oder eng man das auch sehen mag. Und es ist die Meinung, eine Kirche als Überzeugungsgemeinschaft kann nicht mehrere Bekenntnisse haben.

Man könnte nun angesichts der verschiedenen kirchenpolitischen Positionen und angesichts des bestehenden theologischen Konfliktes resignieren, wenn sich nicht glücklicherweise mit den lutherisch-reformierten Gesprächen auf europäischer Ebene und ihrem Ergebnis, nämlich der sogenannten Leuenberger Konkordie, eine neue Möglichkeit vertiefter Gemeinschaft der Kirchen aufgetan hätte. Die Lösung wird hier auf einer dritten Ebene gesucht. Sie besteht in einem Tertium.

Betonen möchte ich jetzt zuvor, daß wir die Einzelheiten der Leuenberger Konkordie durchaus zurückstellen können. Manches müßte wohl noch ausgefeilt und vertieft werden. Wir werden erst im nächsten Jahr nach unserer Meinung zur Leuenberger Konkordie theologisch gefragt sein.

Das Wesentliche für unsere Beurteilung der neuen EKD-Verfassung, eine Aufgabe, die jetzt vor uns steht, ist aber die Idee, das Prinzip, mit dem nach der Leuenberger Konkordie die Aufgabe größerer Gemeinschaft der Kirchen einer Lösung zugeführt werden soll. Es ist nämlich erkannt, daß wir eine kirchlich relevante Ebene oberhalb der bestehenden, von den Traditionen bestimmten Organisationen erreichen müssen. Dies dürfte übrigens für den Weg der ganzen Ökumene gelten. Niemals wohl wird es sich um direkte Fusion von Glaubenstraditionen handeln. Zukunft dürfte so etwas haben wie eine Kommunität der Kirchen. Ich möchte geradezu sagen, eine Kirche der Kirchen, deren Werden

wir erhoffen. Die Verkörperung der Gemeinschaft muß aus einem qualifizierten, geistlichen, theologischen und praktischen Leben miteinander erwachsen. Unter Berufung auf den Glauben an die eine Kirche trotz aller leidvollen Spaltung des Leibes Christi müssen wir anfangen, einen Weg miteinander zu gehen ohne Verketzerung und mit der aufrichtigen Frage, was die anderen Traditionen uns wohl zu sagen hätten. Was wir bisher im Sinne des 3. Glaubensartikels nur geglaubt haben, wollen wir nun durch realistische Schritte, soweit es möglich ist, empirisch erfahrbar werden lassen, ohne die Gewissen zu bedrängen.

Was hier gemeint ist, wird zur Zeit auch auf einer anderen Ebene angedacht. Das ist das vom Ökumenischen Rat aufgeworfene Thema „Konziliarität und Gemeinschaft“. Dieser Begriff „Konziliarität“ entstammt der Rückbesinnung auf das konziliare Leben der Alten Kirche. Die lokalen Kirchen und Kirchenregionen suchten damals trotz verschiedener Entwicklung Gemeinschaft konziliar, d. h. aber durch ein Zusammenkommen von Christen zur gemeinsamen Entscheidung in Glaubensfragen und zum Gebet, und zwar dies allein als Glaubensakt in der Erwartung, daß Gott durch den Heiligen Geist die Zukunft der Kirche zur Versöhnung, Erneuerung und Umgestaltung führt. Aus einem Redaktionsartikel der „Evangelischen Kommentare“ vom März 1972 zu diesen ökumenischen Vorstellungen möchte ich folgendes zitieren: „Es liegt auf der Hand, daß die Erklärung der Kirchengemeinschaft im Sinne der Leuenberger Konkordie die Verpflichtung zu konziliarem Verhalten untereinander impliziert. Und soll die Kirchengemeinschaft wirklich die Selbstisolierung der jeweiligen landeskirchlichen Provinzialismen durchbrechen, so bedarf sie konziliarer Strukturen ... Kirchengemeinschaft und Konziliarität berühren sich jedoch auch darin, daß sie dem Nachdenken über Leitbilder und Modelle christlicher Einheit neue Richtung weisen.“

Diese „neue Richtung“, mit dem die Leuenberger Konkordie das kirchlich relevante miteinander kennzeichnet, heißt „Kirchengemeinschaft“. Das ist keine Kirche mit mehreren Bekenntnissen, das sind mehrere Kirchen, die sich zu einer spezifischen Gemeinschaft bekennen. Kirchengemeinschaft wird konkret in der Abendmahlsgemeinschaft und in der Kanzelgemeinschaft, d. h. in der gegenseitigen Anerkennung der Ordination. Dieses beides wird ermöglicht, weil gemeinsame Zentralaussagen über das Evangelium gefunden werden konnten. Darüber hinaus ist man in einer Dienstgemeinschaft beieinander. Das gegenseitige Verhältnis wird prozessual verstanden, d. h. als ein Vorgang, in welchem wir wachsen und uns vertiefen können. Wir brauchen uns nicht mit der Forderung nach kompletten gemeinsamen Lehren zu bedrängen. Unsere Kirchen brauchen ihre Lehrgrundlagen nicht zu ändern, aber sie sind füreinander da.

Es wäre töricht, den Weg zur Gemeinschaft der EKD an der Grundidee der Leuenberger Konkordie vorbei zu suchen. Die Generalsynode der VELKD hat in diesem Sinne votiert, unser Geistliches Ministerium und ein Gutachten des Hauptpastorenkollegiums auch. Ich meine überhaupt, es wäre ein ökumenisch exemplarischer Vorgang.

Die Synode beschloß

1. Die Synode begrüßt die Vorlage des Entwurfs einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa und befürwortet die weitere Diskussion der noch offenen Fragen.
2. Die Synode hält es für dringend erforderlich, auf der theologischen Basis der Leuenberger Konkordie am Rohentwurf einer neuen Grundordnung der EKD weiterzuarbeiten.

K. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers

Die Landessynode beschloß auf ihrer Tagung vom 11. bis 13. Februar 1972:

Die gegenseitige Annäherung der reformatorischen Kirchen hat dazu geführt, daß auf europäischer Ebene im September 1971 in Leuenberg/Basel der Entwurf zu einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa erarbeitet und den lutherischen, reformierten und unier-

ten sowie den ihnen verwandten vorreformatorischen Kirchen der Waldenser und der Böhmisches Brüder zur Stellungnahme zugeleitet wurde. Durch diese Konkordie soll in einer neu bestimmten Weise Kirchengemeinschaft zwischen den beteiligten Kirchen erklärt werden (Entwurf Ziff. 29–34).

Die Landessynode hat den Konkordienentwurf einer ersten Prüfung unterzogen und sein Grundanliegen mit Zustimmung zur Kenntnis genommen. Vor allem begrüßt sie folgendes:

1. Die Konkordie stellt die zwischen den reformatorischen Kirchen bestehenden Gemeinsamkeiten in Grundfragen der Lehre deutlich heraus, ohne daß vorhandene Unterschiede verschwiegen werden (Entwurf Ziff. 6–16, 28 und 37–41).

2. Die Konkordie kommt aufgrund ausführlicher Lehrgespräche zu dem Ergebnis, daß die in den Bekenntnissen der Reformationszeit enthaltenen Lehrverurteilungen den gegenwärtigen Stand der Lehre der an den Gesprächen beteiligten Kirchen nicht mehr treffen (Entwurf Ziff. 17–27, 32).

3. Die Konkordie trifft auf ein weithin gewachsenes Gemeinschaftsbewußtsein der evangelischen Kirchenglieder, indem sie Kirchengemeinschaft erklärt und gleichzeitig die weitere Verwirklichung dieser Kirchengemeinschaft fordert (Entwurf Ziff. 29–45).

Die Landessynode stellt zugleich folgendes fest:

1. Die Konkordie beabsichtigt ausdrücklich, „Kirchengemeinschaft zwischen bekenntnisverschiedenen Kirchen“ herzustellen (Entwurf Ziff. 29) und geht davon aus, daß die beteiligten Kirchen „in Bindung an die sie verpflichtenden Bekenntnisse“ handeln (Entwurf Ziff. 30 und 37). Die Bekenntnisbindung der Landeskirche bleibt daher bestehen. Die Konkordie erinnert jedoch an die in Schrift und Bekenntnis enthaltene Verpflichtung, Gemeinsamkeit über alle Trennungen hinweg zu bewahren und neu zu suchen.

2. Die ausgesprochene oder stillschweigende Zustimmung der Kirchenglieder, der Kirchengemeinden und der im Dienst der Verkündigung Stehenden zur Konkordie kann nur frei von jedem Gewissenszwang erfolgen. Durch die Konkordie würde die Lehrverpflichtung, die an Schrift und Bekenntnis bindet, nicht verändert.

3. Durch die Konkordie wird die Möglichkeit gefördert, das im lutherischen Bekenntnis enthaltene Zeugnis für die Wahrheit des Evangeliums in neuen vertrauensvollen Beziehungen zu anderen Kirchen zu bewahren (Entwurf Ziff. 37–41).

4. Der Konkordie kann für die Neuordnung der EKD Bedeutung zukommen.

Die Landessynode ist sich mit Kirchensenat, Bischofsrat und Landeskirchenamt ihrer Verantwortung für die Einheit und Gemeinschaft in der Landeskirche bewußt. Sie möchte deshalb ihre Stellungnahme zu dem Konkordienentwurf nicht abgeben, ohne vorher den Kirchenkreistagen und den Pastorenkonventen Gelegenheit zur Stellungnahme gegeben zu haben.

Die Landessynode bittet, gegebenenfalls gemeinsame Beratungen der Kirchenkreistage und Pastorenkonvente über den Konkordienentwurf herbeizuführen. Stellungnahmen aus den Kirchenkreisen werden bis spätestens 10. Februar 1973 erbeten.

L. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck

Die Landessynode beschloß auf ihrer Tagung am 4. Mai 1972:

Die Synode der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck kann dem Entwurf für eine Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa vom September 1971 (Leuenberger Konkordie) vorbehaltlos zustimmen. Mit dem Entwurf der Konkordie ist sie der Meinung, daß die in den Bekenntnisschriften ausgesprochenen Lehrverurteilungen den gegenwärtigen Stand der Lehre reformatorischer Kirchen nicht mehr betreffen und daher keine kirchentrennende Bedeutung mehr haben. Im Verlauf der Geschichte und unter den Herausforderungen der Gegenwart hat die den Reformatoren gemeinsame Erkenntnis des Evangeliums die Kirchen zu gemeinsamem Zeugnis und Dienst zusammengeführt. Die Treue zum Bekenntnis der Reformation verlangt heute neben der Achtung der bestehenden Unterschiede auch die Anerkennung dieser Kirchengemeinschaft. In ihrer eigenen Grundordnung hat

die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck ausgesprochen, daß sie „in der Vielfalt der überlieferten Bekenntnisse zu einer Kirche zusammengewachsen“ ist.

Die Synode erwartet, daß die durch gegenseitige Anerkennung hergestellte Kirchengemeinschaft sich in der Lösung gemeinsamer Aufgaben verwirklichen und bewähren kann.

Der Entwurf für eine Konkordie

beschreibt das gemeinsame Verständnis des Evangeliums mit Worten der Überlieferung. Die Kirchengemeinschaft wird das gemeinsame Verständnis des Evangeliums auch in der Sprache unserer Zeit aussagen müssen.

Der Entwurf betont den Zusammenhang von Zeugnis und Dienst der Kirche. Die Kirchengemeinschaft wird die gesellschaftliche Tragweite des christlichen Zeugnisses klären müssen, um Gemeinschaftsaufgaben bestimmen und erfüllen zu können.

Der Entwurf erwähnt die sich verschärfenden Gegensätze von Lehrmeinungen und Gruppen in den Kirchen. Die Kirchengemeinschaft wird das theologisch immer noch offene Problem kirchentrennender Unterschiede aktuell erörtern und auf neuen Wegen lösen müssen.

Der Entwurf rechnet mit lebendiger Vielfalt kirchlicher Gestaltung innerhalb der Gemeinschaft. Die Kirchengemeinschaft wird auch prüfen müssen, welche gemeinsamen Einrichtungen für Zeugnis und Dienst auf den verschiedenen Ebenen und für unterschiedliche Situationen notwendig sind.

Die Synode ist überzeugt, daß eine solche Kirchengemeinschaft den ökumenischen Bindungen und den weltweiten Verpflichtungen reformatorischer Kirchen in Europa besser gerecht zu werden vermag als Einzelkirchen, die an ihrer historisch begründeten Trennung festhalten.

...

Die Landessynode delegiert das Recht zur endgültigen Zustimmung zur Konkordie auf den Rat der Landeskirche.

Die Landessynode schlägt den an der Konkordie beteiligten Mitgliedskirchen vor, die Konkordie in Marburg zu unterzeichnen.

M. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Lübeck

Der Theologische Ausschuß des Geistlichen Ministeriums erarbeitete für dieses den Entwurf einer Beschlußvorlage und empfahl dem Geistlichen Ministerium, folgende Stellungnahme zur Leuenberger Konkordie abzugeben:

1. Das Geistliche Ministerium stimmt der Leuenberger Konkordie als Voraussetzung für die Herstellung von Kirchengemeinschaft reformatorischer Kirchen in Europa grundsätzlich zu.

1.1. Dabei wird festgestellt, daß es sich bei der Leuenberger Konkordie nicht um eine Bekenntnisschrift, sondern um eine *Erklärung* bekenntnisverschiedener Kirchen handelt. Unbeschadet auch jetzt noch bestehender Lehrdifferenzen (Zi. 39) und Unterschieden in den Formen kirchlichen Lebens (Zi. 28) stellt die Leuenberger Konkordie ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums fest (Zi. 6–16) und kommt zu dem Ergebnis, daß die in den Bekenntnisschriften der Reformationszeit enthaltenen Lehrverurteilungen den gegenwärtigen Stand der Lehre der beteiligten Kirchen nicht mehr treffen (Zi. 17–27.32). Darum ist entsprechend CA VII die Herstellung von Kirchengemeinschaft möglich.

1.2. Insbesondere begrüßt das Geistliche Ministerium die Verpflichtungen zu gemeinsamer theologischer Weiterarbeit im Blick sowohl auf die noch bestehenden Lehrdifferenzen als auch auf die gegenwärtigen theologischen Polarisierungen (Zi. 37–41).

2.1. Der Bekenntnisstand der Ev.-Luth. Kirche in Lübeck wird durch die Leuenberger Konkordie nicht berührt, da diese die „verpflichtende Geltung der Bekenntnisse in den beteiligten Kirchen bestehen“ läßt und Kirchengemeinschaft zwischen bekenntnisverschiedenen Kirchen herstellt (Zi. 30.37).

2.2. Mit der Zustimmung zur Leuenberger Konkordie entspricht das Geistliche Ministerium der im Art. 1 (2) der Kirchenverfassung festgelegten Verpflichtung,

„das Bekenntnis jederzeit an der Heiligen Schrift neu zu prüfen und dabei auch die Stimmen der Brüder gleichen und anderen Bekenntnisses zu hören.“

Deshalb besteht keine theologische Notwendigkeit, die Kirchenverfassung in Artikel 1 (2) zu ergänzen.

3. Unabhängig von der grundsätzlichen Zustimmung zur Leuenberger Konkordie werden folgende Änderungen im Text empfohlen:

... (folgen sechs Änderungsvorschläge)

N. Die Vereinigte Protestantisch-Evangelisch-Christliche Kirche der Pfalz

Die Pfälzische Landessynode beschloß auf ihrer Tagung vom 6. bis 10. November 1972:

Die Landessynode stellt die Zustimmung zur Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa vom September 1971 (Leuenberger Konkordie) in Aussicht.

O. Die Evangelische Kirche im Rheinland

In seinem Grußwort als Vertreter des Rates der EKD an die rheinische Landessynode auf ihrer Tagung vom 9. bis 14. April 1972 sagte Altpäsident Professor D. Dr. Beckmann zur Leuenberger Konkordie:

Seitdem wir das letzte Mal hier zusammen waren, ist etwas sehr Wichtiges geschehen, nicht nur für Deutschland, sondern für Europa, für die evangelischen Kirchen lutherischen und reformierten Bekenntnisses und die Kirchen der Union: die sogenannte Leuenberger Konkordie. Ich war selbst bei dieser Verabschiedung dabei als Vertreter der Arnoldshainer Konferenz und muß sagen: mit großer Freude haben wir eigentlich an diesem Werke den vorletzten, wie man sagen könnte, Schliff fertiggemacht, so daß man, wie das Echo im ganzen ja auch deutlich zeigt, eine verbreitete Zustimmung zu dieser Konkordie nicht nur in Deutschland, sondern für alle etwas über 80 evangelischen Kirchen in Europa erwarten können, und zwar im Westen und im Osten dieses großen Kontinents. So meine ich, hat diese Konkordie nicht nur ihre Bedeutung für das Zusammenwachsen der Evangelischen Kirche in Deutschland, sondern auch für das Zusammenwachsen der evangelischen Kirchen Europas, woran noch viel zu arbeiten sein wird. Und hier liegt vielleicht ihre auf die Dauer größere Bedeutung im ganzen ökumenischen Raum, denn es ist kein Zweifel, daß das, was sich hier abgespielt hat, auch über Europa hinaus für die Zusammenarbeit der lutherischen und reformierten großen Kirchenfamilien etwas Entscheidendes bewerkstelligen wird.

Die Synode beschloß:

Die Landessynode macht sich die Stellungnahme des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz zu eigen. Über die Stellungnahme des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz hinaus macht die Landessynode für eine Schlußredaktion folgende Vorschläge: ...

Es folgen Vorschläge zur Abänderung der Formulierung.

P. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holsteins

Der Beschluß der Landessynode zum Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa (Leuenberger Konkordie) lautet:

Die Landessynode der Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins hat nach eingehender Beratung des Konkordienentwurfs durch einen Synodalausschuß auf ihrer 44. Tagung am 10. November 1972 folgende EntschlieÙung gefaßt:

Die Landessynode der Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins begrüÙt den Entwurf für eine Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa vom September 1971 (Leuenberger Konkordie).

Insbesondere unterstreicht sie die Aussagen über Zeugnis und Dienst der Kirche in der Welt, wie sie in Abschnitt IV, 2a (Ziffer 36) des Entwurfs gemacht werden:

„Das Evangelium von Jesus Christus gewinnt in der Welt an Glaubwürdigkeit, wenn die Kirchen es in Einmütigkeit bezeugen. Das Evangelium befreit und verbindet die Kirchen zum gemeinsamen Dienst. Er gilt dem Menschen mit seinen Nöten und der Beseitigung ihrer Ursachen. Die Bemühung um Gerechtigkeit und Frieden in der Welt verlangt von den Kirchen zunehmend die Übernahme gemeinsamer Verantwortung.“

Aus diesem Verständnis des Auftrags der Kirche heraus macht sich die Landessynode die Feststellung des Konkordienentwurfs zu eigen, daß die traditionellen Lehr- und Bekenntnisunterschiede zwischen den reformatorischen Kirchen kein Hindernis für ihre Kirchengemeinschaft sein dürfen. Die Landessynode hält den Konkordienentwurf für einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung von Kirchengemeinschaft und stimmt ihm deshalb mit Freude zu.

Die Landessynode übergibt die folgenden kritischen Stellungnahmen ihres Synodalausschusses zu einzelnen Abschnitten des Entwurfs als Arbeitsmaterial für die endgültige Formulierung der Konkordie an den Fortsetzungsausschuß, der im September 1971 von der Vorversammlung in Leuenberg eingesetzt wurde.

Q. Die Evangelische Kirche von Westfalen

Die Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen nahm auf ihrer Tagung vom 15. bis 20. Oktober 1972 zum Leuenberger Konkordienentwurf Stellung wie folgt:

1. Die Landessynode begrüÙt den Entwurf für eine Konkordie der reformatorischen Kirchen Europas, der im September 1970 in Leuenberg fertiggestellt worden ist, und stimmt ihm zu.

Sie sieht in ihm eine Weiterführung der „Thesen zur Kirchengemeinschaft vom 4. 5. 1970“, denen die Landessynode auf ihrer Herbsttagung 1971 bereits zugestimmt hat.

2. Die Landessynode begrüÙt, daß nach der jahrhundertelangen Trennung das theologische Gespräch unter den reformatorischen Kirchen den Weg zur Kirchengemeinschaft eröffnet. Diese Kirchengemeinschaft schließt für uns volle Kanzelgemeinschaft sowie Interkommunion und Interzelebration ein.

3. Dem in der Konkordie beschriebenen Verständnis des Evangeliums stimmt die Landessynode zu, insbesondere der Feststellung, „daß die ausschließliche Heilsmittlerschaft Jesu Christi die Mitte der Schrift und die Rechtfertigung als die Botschaft von der freien Gnade Gottes Maßstab aller Verkündigung der Kirche ist“. Darin kommt das zentrale Anliegen der Bekenntnisse, denen die westfälische Landeskirche verpflichtet ist, zum Ausdruck.

4. Die Landessynode hält die gegenseitigen Lehrverurteilungen der reformatorischen Bekenntnisse nicht mehr für kirchentrennend, da sie die Lehre des Partners gegenwärtig nicht mehr treffen. Der Konkordienentwurf hat dies an entscheidenden Differenzpunkten nachgewiesen.

5. Die Landessynode bejaht die Notwendigkeit, diese Kirchengemeinschaft im gemeinsamen Zeugnis und Dienst an der Welt zu verwirklichen und Aufgaben unserer Zeit in gemeinsamer Verantwortung zu übernehmen.

6. Die Landessynode erklärt sich bereit, an kontinuierlichen Lehrgesprächen teilzunehmen, um das gemeinsame Verständnis des Evangeliums weiter zu vertiefen und zu aktualisieren.

7. Die Landessynode hält eine erneute Einberufung der Vorversammlung nicht für erforderlich. Sie ist der Meinung, daß der Fortsetzungsausschuß den endgültigen Text der Konkordie feststellen soll.

8. Die Landessynode nimmt die folgende Stellungnahme, in der eine Ausarbeitung des Ständigen Theologischen Ausschusses der Evangelischen Kirche von Westfalen aufgenommen ist, entgegen, und bittet den Fortsetzungsausschuß, diese Stellungnahme bei der Erarbeitung des endgültigen Textes zu berücksichtigen.

STELLUNGNAHME DES THEOLOGISCHEN AUSSCHUSSES DER EVANGELISCHEN KIRCHE VON WESTFALEN ZUM LEUENBERGER KONKORDIEN-ENTWURF

A. Stellungnahme zu Grundfragen des Entwurfs

1. Es ist zu begrüßen, daß es innerhalb der lutherischen, reformierten und unierten Kirchen Europas zu einem Konkordien-Entwurf gekommen ist, der das gemeinsame Verständnis des Evangeliums herausstellt und Kirchengemeinschaft unter den beteiligten Kirchen möglich macht.

2. Die Konkordie drückt die „im Zentralen gewonnene Übereinstimmung“ im Verständnis des Evangeliums aus und hält an der „verpflichtenden Geltung der Bekenntnisse in den beteiligten Kirchen“ fest. Es ist zu begrüßen, daß das gemeinsame Verständnis des Evangeliums im kontinuierlichen Bedenken (Ziff. 38)- wie im gemeinsamen Lebensvollzug (Ziff. 36) weiter vertieft werden soll.

3. „Die unterzeichnenden Kirchen erkennen einander als Kirche Jesu Christi an und gewähren sich Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Diese schließt die gegenseitige Anerkennung der Ordination und die Ermöglichung der Interzelebration ein“ (Neuformulierung von Ziffer 33).

Diese Formulierung trägt folgendem Einwand des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses zu Ziffer 33 Rechnung: „Das ‚indem‘ kann den Eindruck erwecken, als würden die anderen, die nicht dieser Gemeinschaft teilhaftig werden, nicht als Kirche Jesu Christi angesehen.“ Die vorgeschlagene Formulierung schließt dieses Mißverständnis aus.

4. Die Sorge des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses, daß die Formulierung von Ziffer 2 Kirchen von einem Dialog ausschließen könnte, die ein anderes Kirchenverständnis haben, ist ernst zu nehmen. Deshalb unterstützen wir den Vorschlag des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses, den Inhalt von Ziffer 46 bereits als Ziffer 3 (zwischen den jetzigen Ziffern 2 und 3) einzufügen.

5. Statt „Herstellung ... der Kirchengemeinschaft“ (Ziffer 29) sollte es „Feststellung ... der Kirchengemeinschaft“ heißen. (Entsprechend in der Überschrift zu Ziffer 30 und in Ziffer 34).

6. Wegen des Zusammenhangs, den das Verständnis von Amt und Ordination mit der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft hat, sollte die im Entwurf bekundete Absicht, über das gegenwärtige Verständnis von Amt und Ordination Aussagen zu machen, als vordringliche Aufgabe in Angriff genommen werden.

B. Redaktionelle Hinweise ...

R. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg

Die Landessynode verabschiedete am 3. Februar 1973 eine Stellungnahme, in deren Teil B Vorschläge für neue Einzelformulierungen gemacht werden.

STELLUNGNAHME ZUM ENTWURF EINER „KONKORDIE REFORMATORISCHER KIRCHEN IN EUROPA“

Die Evang. Landeskirche in Württemberg nimmt zustimmend von dem Willen des Leuenberger Konkordienentwurfs Kenntnis, zwischen den reformatorischen Kirchen Europas Kirchengemeinschaft herzustellen. Dieser Wille entspricht ihrem eigenen durch Lutherum und Pietismus bestimmten Weg.

Sie erkennt nicht den Gewissenserst und das Bemühen um die Erkenntnis und Formulierung der biblischen Wahrheit, die auch hinter den gegenseitigen Lehrverurteilungen der reformatorischen Kirchen in der Vergangenheit stehen und die es manchen ihrer Vertreter auch heute noch schwer machen, von den einmal mit soviel Mühe erkämpften Positionen abzugehen. Darum begrüßt sie, daß der Konkordienentwurf den Weg zur Kirchengemeinschaft nicht über eine generelle Einebnung der Bekenntnisunterschiede sucht, sondern, von den nicht mehr treffenden Lehrverurteilungen abgesehen, die Bekenntnisbindung der einzelnen Kirchen nicht antastet und auch das künftige theologische Gespräch zwischen ihnen von dieser Basis her geführt sehen möchte. Es verfügt zwar niemand unter uns über eine heimliche Synthese über den Gegensätzen, die uns erlauben könnte, sie allgemein im Sinn bloßer Ergänzung oder gegenseitiger befruchtender Spannung positiv einzuordnen und sie damit generell zu entschärfen. Trotzdem sollten wir uns für die Erkenntnis offen halten, daß Gott auch solche theologischen Entwicklungen nicht ohne seinen Geist gelassen hat, die von der unseren abweichen. Und die dankbare Erkenntnis des von der Reformation her Gemeinsamen sollte uns ermutigen, auch in solchen Fragen aufeinander zuzugehen, in denen wir bisher nicht einer Meinung sind, und uns auch dort gegenseitig festzuhalten, wo wir zu keiner Überwindung der Gegensätze kommen.

Besonders begrüßen wir, daß der Entwurf bei seiner Formulierung des gemeinsamen Zeugnisses und Dienstes auch von den Aufgaben gegenwärtiger theologischer Lehre und gegenwärtiger Abgrenzung der Wahrheit des Evangeliums gegenüber Entstellungen spricht. Mit Recht werden Tendenzen heutiger Polarisierung festgestellt, deren Probleme weitergreifen als die einstigen lutherisch-reformierten Trennungslehren. In der Tat stehen sie als heimliche Schwierigkeiten auch hinter der Formulierung des Konsensus, den der Konkordienentwurf anstrebt. Wenn die Konkordie nicht eine rein auf die Vergangenheit gerichtete, nur für Theologen interessante Pflichtübung bleiben soll, dann muß sie als Verpflichtung verstanden werden, in gemeinsamer Abwehr eines sämtliche Kirchen von innen her zerstörenden uferlosen theologischen Pluralismus zu zeigen, was Gültigkeit der Bekenntnisse und gemeinsames Verständnis des Evangeliums auf dem Grund der Reformation heute bedeuten.

In diesem Sinn können wir die Zustimmung unserer Landeskirche zum Konkordienentwurf in Aussicht stellen. Wir würden es aber für gut halten, wenn bestimmte Aussagen noch einmal überprüft würden.

A. Grundsätzliche Fragen

1. Die ökumenische Dimension

Das in der Konkordie zum Ausdruck kommende Bestreben, sich auf das gemeinsame reformatorische Erbe zu besinnen, sollte nicht die Gräben zu den nicht-reformatorischen Kirchen vertiefen. Der Ökumene im umfassenden Sinn ist in Ziff. 46 u. 49 zu zurückhaltend Rechnung getragen.

a) Schon in Ziff. 5 sollte zum Ausdruck kommen, daß die Konkordie selbst ohne die ökumenische Bewegung nicht denkbar ist. Dies könnte durch folgende Erweiterung des ersten Satzes von Ziff. 5 geschehen:

„In einer 400jährigen Geschichte sind für die Kirchen der Reformation, insbesondere die theologische Auseinandersetzung mit den Fragen der Neuzeit, die historisch-kritische

Schriftforschung, die kirchlichen Erneuerungsbewegungen und die ökumenische Öffnung der Kirchen für einander wirksam geworden.“

b) Da die reformatorischen Kirchen einst in der Auseinandersetzung mit dem römisch-katholischen Erbe entstanden sind, sollte auch die katholische Kirche ausdrücklich in den Horizont der ökumenischen Hoffnungen einbezogen werden. Als Ziff. 49 könnte demnach neu eingeführt werden:

„Aufgrund ihrer geschichtlichen Herkunft sehen sie eine besondere Verpflichtung, den Dialog mit der römisch-katholischen Kirche zu führen.“

Die bisherige Ziff. 49 würde dann als Ziff. 50 folgen.

2. Zum Verständnis der Rechtfertigung

Zu den Grundbegriffen der paulinischen Rechtfertigungslehre gehört der Begriff der Freiheit (Römer 6 u. 8, Gal. 5). Es fällt auf, daß in dem Entwurf dieser Begriff (abgesehen von Ziff. 15) einseitig als „Befreiung zum Dienst“ erscheint (Ziff. 10, 11, 36). Hier droht eine Verlagerung und eine gesetzliche Verengung. Das „Wovon“ der Freiheit (Röm. 8,2.21) und damit ihr eigentlich evangelischer Charakter wird nicht deutlich. Auch das „Wozu“ ist verkürzt, wenn es nur als Dienst an der Welt und nicht primär als Freiheit, Gott zu dienen, verstanden wird.

3. Die theologische Weiterarbeit

Sie wird als eine der wesentlichen Ziele der Konkordie genannt. Unsererseits verweisen wir hierzu auf das im einleitenden Abschnitt Gesagte. Außerdem würden wir es begrüßen, wenn an dieser Stelle etwas vorsichtiger vom „Aufarbeiten“ der verschiedenen Ansätze und Aussagen geredet würde. Es könnte sich ja erweisen, daß manche von ihnen sich unserer Aufarbeitung entziehen und als Pfahl im Fleisch und Quelle gegenseitiger Beunruhigung ertragen werden müssen. Die in Ziff. 39 aufgeführten Lehrdifferenzen empfinden wir heute als gravierender als die in Teil III genannten historischen Kontroversen. Deshalb sollte man sie aus der minimalisierenden Klammer herausnehmen.

B. Einzelformulierungen

Es folgen fünf Formulierungsvorschläge mit Begründung.

S. Die Theologische Fakultät der Universität Erlangen

Die Theologische Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen–Nürnberg verabschiedete am 28. April 1972 ein von der Fachgruppe Systematische Theologie erstelltes Gutachten:

I.

1. Die Leuenberger Konkordie fordert die aus der Reformation hervorgegangenen lutherischen, reformierten und unierten Kirchen sowie die ihnen verwandten vorreformatorischen Kirchen der Waldenser und der Böhmisches Brüder auf, miteinander in Kirchengemeinschaft zu treten.

2. Die Kirchengemeinschaft soll durch Erklärungen der Kirchenleitungen der getrennten Kirchen zustandekommen. In diesen Erklärungen sollen die Kirchen feststellen, daß sie

a) im Verständnis des Evangeliums übereinstimmen;

b) im Verständnis dessen, was Kirche konstituiert, übereinstimmen;

c) die Lehrverwerfungen der reformatorischen Bekenntnisse gegeneinander nicht aufrecht erhalten, da sie in Lehrgesprächen festgestellt haben, daß die Verwerfungen den gegenwärtigen Stand der Lehre der einzelnen Kirchen nicht treffen und daß noch vorhandene Lehrunterschiede keine kirchentrennende Bedeutung haben.

3. Die Kirchengemeinschaft soll in der Gewährung von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, in gegenseitiger Anerkennung der Ordination und in der Ermöglichung der Interzelebration bestehen. Sie beabsichtigt dagegen nicht, eine Union oder unionsähnliche institutionelle Zusammenschlüsse herzustellen.

II.

4. Eine gutachtliche Äußerung hat folgende Fragen zu klären:

- a) Was ist der Zweck der erstrebten Kirchengemeinschaft? (Dazu im Folgenden Ziff. 5).
- b) Ist der Zweck theologisch zu rechtfertigen? (Dazu Ziff. 6).
- c) Ist der Weg, auf dem die Kirchengemeinschaft erreicht werden soll, theologisch zu billigen? (Dazu Ziff. 7.)
- d) Stimmen die Aussagen, in denen die Gemeinsamkeit des Verständnisses von Evangelium und Kirche im einzelnen formuliert wird, mit dem geltenden Bekenntnis unserer Kirche überein, reichen sie zur Herstellung der Kirchengemeinschaft aus, bedürfen sie im einzelnen der Interpretation oder der Verbesserung? (Dazu Ziff. 8–19.)
- e) Sind die bisher lautgewordenen Einwände berechtigt? (Dazu Ziff. 20–30.)

III.

Zu a) 5. Wir leben in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in einem Zeitalter der Konzentration und der überregionalen Zusammenschlüsse. Die großen Aufgaben, die in unserer Zeit in Angriff genommen werden, erfordern auf vielen Gebieten Zusammenfassung der Kräfte und Zusammenarbeit. Angesichts dieser Situation darf es im pragmatischen Sinne als zweckmäßig erscheinen, daß sich auch die durch ihr Bekenntnis getrennten evangelischen Kirchen in Deutschland und in Europa zusammenschließen.

Das aber kann nicht der entscheidende Gesichtspunkt sein. Zu fragen ist vielmehr, ob solcher Zusammenschluß theologisch zu rechtfertigen ist. Besteht nicht die Gefahr, daß kirchenfremde und ungeistliche Gesichtspunkte das Handeln der Kirchen bestimmen und ihre Basis so aufweichen, daß sie ihren alleinigen Grund, das ihnen anvertraute Evangelium nämlich, verlieren? Wer Kirchengemeinschaft will, so wie es die Leuenberger Konkordie erstrebt, muß sich ernsthaft auf diese Frage einlassen. Gerade dann freilich zeigt sich, daß es in dieser Konkordie nicht um einen organisatorischen Zusammenschluß zum Zwecke der Kooperation und Stärkung des kirchlichen Einflusses geht, sondern um ein geistliches Ziel. Die Leuenberger Konkordie erstrebt die geistliche Einheit der reformatorischen Kirchen. Im Gegensatz zu vielen institutionellen Zusammenschlüssen unserer Zeit stellt sie gerade nicht die gemeinsame Aktion in den Vordergrund, sondern die geistliche und theologische Übereinstimmung. Diesem Zweck gegenüber erscheinen die organisatorischen Konsequenzen als ausgesprochen bescheiden und vorsichtig gezogen.

Zu b) 6. Ihrem Zweck entsprechend, die Kirchengemeinschaft in einer tatsächlich gegebenen Übereinstimmung im Verständnis von Evangelium und Kirche zu begründen, legt die Konkordie in ihrem ersten Abschnitt Elemente des geschichtlichen Prozesses dar, der nach dem Urteil ihrer Verfasser diese Übereinstimmung und das Zurücktreten der Gegensätze zwischen den reformatorischen Kirchen ermöglichte. Es ist zu prüfen, inwieweit diese Entwicklung theologisch bejaht werden kann. Grundsätzlich ist ja nicht auszuschließen, daß sie eine theologische Fehlentwicklung darstellen könnte, der gerade durch Verweigerung der Kirchengemeinschaft und Neubessnung auf die Verwerfungen in den Bekenntnissen zu widerstehen wäre.

Daß in den von der Konkordie angeführten, vielschichtigen Bewegungen dieses geschichtlichen Prozesses auch fragwürdige Momente wirksam waren, nicht nur solche, die der Einheit in Christus und der Sammlung auf das grundlegende Evangeliumszeugnis der reformatorischen Bekenntnisse entgegenführten, sondern auch solche, die das Verständnis des Evangeliums gefährdeten und neue Spaltungen hervorriefen, ist historisch nicht zu leugnen und sollte von der Konkordie vielleicht etwas deutlicher gesagt werden. Aber gerade die Auseinandersetzung mit solchen Gefährdungen und in neuen Frontstellungen, die sich oft quer durch die an der Konkordie beteiligten Kirchen hindurchziehen, hat diese auch wiederum auf der Ebene gemeinsamer Aufgaben und Nöte verbunden und zur Besinnung auf das gemeinsame Zentrum evangelischen Glaubens genötigt.

Geht man davon aus, wie es die Konkordie selbst tut, und wie es in der Tat jede Argumentation tun muß, die sich auf die lutherischen Bekenntnisschriften berufen will, daß Christus selbst durch Wort und Sakrament seine Kirche in alle Wahrheit leitet, so ist zu fragen, ob diese gegenseitige Annäherung der reformatorischen Kirchen, die jener Prozeß neben all seinen fragwürdigen Momenten zur Wirkung hatte, als Führung Christi begriffen werden darf. Allein um diese Frage geht es hier, nicht um eine theologische Rechtfertigung aller Momente des Prozesses als solcher.

Wir sind der Überzeugung, daß diese Frage bejaht werden darf. Denn wenn die brüderliche Einigkeit seiner Jünger dem Willen Christi gemäß ist, so darf daraus gefolgert werden, daß die Annäherung zwischen den Kirchen und den Christen der getrennten Kirchen der Reformation dem Willen Christi entspricht, vorausgesetzt, daß sie sich im rechten Verständnis des Evangeliums wirklich als seine Jünger zusammenfinden. Eine geschichtliche Entwicklung, wie sie in der Konkordie I, 1 und I, 2 angedeutet ist, kann, insofern sie zur Mehrung der brüderlichen Einigkeit führt, im Vertrauen auf den Herrn der Geschichte als Führung Christi anerkannt werden.

Für das theologische Urteil folgt aus diesen Feststellungen, daß die gemeinsame Bezeugung Christi den Vorrang verdient vor trennenden Lehrformulierungen der Vergangenheit. Wir erhalten das Recht, das uns in der Vergangenheit Trennende außer Ansatz zu lassen, weil wir in dem Geschehen der Annäherung das Handeln des erhöhten Herrn in seiner Gemeinde erblicken.

Zu c) 7. Gehen wir davon aus, daß der Zweck der Leuenberger Konkordie die Festlegung einer Kirchengemeinschaft tragenden theologischen Basis ist, sehen wir uns vor die Frage gestellt, ob der Weg, den die Konkordie einschlägt, richtig ist. Wir glauben diese Frage bejahen zu sollen.

Der Leuenberger Entwurf wählt das Modell der Konkordie. Er formuliert fundamentale Gemeinsamkeiten im Verständnis des Evangeliums und der Sakramente. Dadurch macht er deutlich, daß die erstrebte Kirchengemeinschaft nichts anderes als der Ausdruck erfahrener Glaubensgemeinschaft sein will. Die Konkordie will diese von Christus geschaffene Wirklichkeit zur Darstellung bringen.

Da unsere kirchliche Gemeinschaft bis auf den heutigen Tag durch den Weg bestimmt ist, den Christus unsere Väter führte, verfährt die Konkordie sachgemäß, wenn sie von den Formeln und Begriffen der reformatorischen Bekenntnisse ausgeht, am Begriff theologischer Lehre als Basis kirchlicher Gemeinschaft festhält und als Grundlage der Kirchengemeinschaft die Übereinstimmung in fundamentalen Lehraussagen herausarbeitet.

Besondere Zustimmung verdient, daß sie Kirchengemeinschaft und nicht eine Verschmelzung der Kirchen anstrebt. Diese würde nur auf der Grundlage eines umfassenden neuen Bekenntnisses möglich sein, weil die Einheit einer neuen evangelischen Kirche eben nicht auf dem Wege der Identifikation mit den alten Bekenntnissen herstellbar wäre. Die Leuenberger Konkordie gewinnt ihren Rang gerade dadurch, daß sie dies erkennt und ihr Einigungsbemühen auf das fundamentale Gemeinsame in den verschiedenen Traditionen abstellt.

Man muß allerdings erkennen, daß eine auf diesem Wege zustande kommende Kirchengemeinschaft für die Identifikation der eigenen Kirche in Zukunft Probleme aufwirft. Die Vorstellung einer geschlossenen Lehrgestalt als alleinige Grundlage der Kirche wird durch die Herstellung einer Kirchengemeinschaft auf der Grundlage der Übereinstimmung in den zentralen Fragen des Glaubens modifiziert. Dies muß dazu führen, daß auch der eigenen Tradition gegenüber die Frage nach der Beziehung von Kirche und Lehre gestellt wird. (Zu diesem Problem vgl. Ziff. 12.)

IV.

Zu d) 8. Grundsätzlich ist bei der Prüfung der Frage, ob die Aussagen, in denen die Gemeinsamkeit des Verständnisses von Evangelium und Kirche formuliert wird, mit dem geltenden Bekenntnis unserer Kirche übereinstimmen, von Folgendem auszugehen:

Kirchengemeinschaft zwischen bekenntnisverschiedenen Kirchen könnte es nicht geben, sie hätte zumindest keine inhaltliche und geistliche Bedeutung, wenn sie lediglich auf dem negativen Fundament errichtet würde, daß einst ausgesprochene Verwerfungen

den Partner heute nicht mehr treffen. Kirchengemeinschaft in dem von der Konkordie angestrebten Sinn ist aber dann sinnvoll und, wie wir meinen, auch geboten, wenn bekenntnisverschiedene Kirchen sie sich gewähren können aufgrund der positiven Einsicht, daß sie übereinstimmen in dem, was sie als die „Mitte der Schrift“ als den tragenden Grund christlichen Glaubens und damit auch als den gemeinsamen Kern und Verstehensmaßstab ihrer Bekenntnisse erkennen.

Es ist für die Annahme dieser Konkordie unseres Erachtens von entscheidender Bedeutung, daß sie in der Formulierung eines „gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums“ (LK II) der erstrebten Kirchengemeinschaft ein solches positives Fundament aufweist. Das macht es unmöglich, den Konkordienentwurf und seine Feststellung, die alten Verwerfungen seien gegenstandslos geworden, dahingehend zu mißdeuten, als solle auf dem Boden einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber klar profilierten positiven Glaubensaussagen ein lediglich taktischer Zusammenschluß verwirklicht werden.

9. Zu fragen ist, ob dieses „gemeinsame Verständnis des Evangeliums“ der Grundintention des lutherischen Bekenntnisses entspricht. Die Konkordie stellt in solchem gemeinsamen Verständnis des Evangeliums die Sendung Jesu Christi als den Vollzug der Rechtfertigung des Sünders aus der freien Gnade Gottes heraus. Darin erblickt sie die „Mitte der Schrift“, den „Maßstab aller Verkündigung der Kirche“ und die Gemeinsamkeit im Grundanliegen der reformatorischen Bekenntnisse (LK 12). Wenn reformierte Kirche und Theologie ihre eigenen Bekenntnisse von diesem Focus her verstehen und interpretieren, so ist das für die Möglichkeit der Kirchengemeinschaft sehr wesentlich. Denn es bedeutet Übereinstimmung in einer Erkenntnis, die gerade lutherische Theologie stets vertreten hat gegenüber einem reformierten Hang zu nivellierendem Biblizismus, den sie in der Vergangenheit (wie weit zu Recht, das bleibe hier dahingestellt) wahrzunehmen meinte: der Erkenntnis nämlich, daß allein in Christus, in dem, „was Christum treibt“, in der Wirksamkeit von Gesetz und Evangelium auf die Rechtfertigung hin in der Tat die Mitte der Schrift und der Schlüssel zu ihrem Verständnis im Ganzen zu finden ist. Damit entspricht die Konkordie dem unverkennbaren Duktus gerade der lutherischen Bekenntnisschriften; vgl. die sachlich zentrale Stellung von Art. IV in der CA, die auch im Umfang hervortretende Bedeutung des entsprechenden Art. IV in der Apologie, ferner vor allem die Schmalkaldischen Artikel (AS II: „Hic primus et principalis articulus est ...“).

10. Gewiß könnten zu der Formulierung dieses gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums in einzelnen Punkten noch manche Verbesserungsvorschläge gemacht werden. Wesentlich erscheint uns aber, daß die Aussagen der Konkordie in ihrem sachlichen Gehalt hinreichend klar und bestimmt sind, um sowohl traditionelle wie moderne Mißdeutungen dessen, was Evangelium und Rechtfertigung meint, auszuschließen. Rechtfertigung kann nach den Worten dieses Entwurfs weder als billige Selbstannahme verstanden werden – ihre Begründung in Gottes Gegenwart und Handeln in Jesus Christus ist klar ausgesprochen (LK 9) und ihr innerer Bezug auf die Verantwortung des Menschen vor Gottes Gericht ist nicht verschwiegen (LK 10). Noch kann sie in individualistischer Verengung nur auf das Gottesverhältnis des einzelnen bezogen verstanden werden – der ekklesiologische Bezug, die Gemeinde stiftende Kraft des Rechtfertigungshandelns Gottes in Christus ist deutlich gemacht (LK 10). Noch kann sie als eine Amnestieerklärung verstanden werden, die ohne Zusammenhang mit dem Werk und Dienst des Glaubens bleibt – es wird im Gegenteil gesagt, daß sie gerade die Kraft zu solchem Werk und Dienst ist, in der Hoffnung nicht auf des Menschen, sondern Gottes neuschaffende Macht und auf die Zukunft, die der kommende Christus der Welt eröffnet (LK 10, 11).

11. Wir sind der Meinung, daß das gemeinsame Verständnis des Evangeliums, so wie es hier ausgesprochen werden konnte, sowohl vor dem Zeugnis der Heiligen Schrift wie auch vor den Bekenntnissen unserer Kirche verantwortet werden kann. Es darf wirklich dankbar anerkannt werden als Ausdruck einer Gemeinschaft im Zentrum des Glaubens, die das Eingehen von Kirchengemeinschaft in dem Sinn, in dem die Konkordie dies vorschlägt, nicht äußerlich, sondern theologisch-sachhaltig und geistlich begründet.

V.

12. Kirchengemeinschaft zwischen bekenntnisverschiedenen Kirchen kann es andererseits nur geben, wenn wir hinsichtlich ihrer Bedingung zu Recht eine Unterscheidung machen dürfen zwischen der Gemeinsamkeit im Zentrum des Glaubens, so wie die Konkordie sie ausgesprochen hat, und der Forderung von Einheitlichkeit in allen Fragen, Verzweigungen und Lehrformulierungen der theologischen Auslegung dieses Glaubens. Wer für Kirchengemeinschaft diese Lehruniformität als Bedingung fordern würde, müßte sie in der Tat für bekenntnisverschiedene Kirchen von vornherein ablehnen.

Aber eine absolute Lehrgleichheit zu fordern halten wir für sinnlos und unmöglich, auch innerhalb einer Kirche mit einheitlichem Bekenntnis. Solange Theologie *theologia viatorum* bleibt, wird es in ihr immer Lehrunterschiede geben, nicht nur solche, die nebensächlich erscheinen können, sondern auch solche, die schmerzlich sind und über denen wir ernsthaft miteinander ringen müssen. Das hängt damit zusammen, daß das Maß und die Art unserer geistlichen Erfahrung und theologischen Einsicht verschieden und begrenzt ist, und daß wir darin unterwegs bleiben. Der Glaube, in dem wir durch das Wort Gottes gehalten werden, ist mehr als was wir in unseren theologischen Worten jeweils exakt und adäquat formulieren können. Das gilt für uns als Einzelne und auch für die Kirchen und die theologischen Formulierungen ihrer öffentlichen Bekenntnisse. Daß Lehrunterschiede entstehen, hängt auch damit zusammen, daß unsere Theologie jeweils durch die Unterschiede der geschichtlichen Situation mit bedingt ist, in die hinein sie ihre Sache zu verantworten hat. Auch dies gilt für den einzelnen Theologen ebenso wie für die Bekenntnisse der Kirchen und die Frage, wie sie in eine gegenüber ihrer Ursprungssituation veränderte Welt hinein heute auszufragen sind.

13. Wir bestreiten keinen Augenblick, daß aus all diesen Faktoren auch Lehrunterschiede entstehen können, die so tiefgreifend sind, daß sie Kirchengemeinschaft sprengen oder sprengen müßten, weil man sich über ihnen nicht mehr als in demselben Glauben an denselben Herrn lebend und als um die rechte Aussage *dieses* Glaubens miteinander ringend erkennen kann. Wir bestreiten auch nicht, daß in der heutigen Theologie manches vertreten wird, was die Sorge erweckt, daß solche Entscheidungen und Scheidungen auf uns zukommen, die dann allerdings quer durch die evangelischen Kirchen, um deren Konkordie es hier geht, hindurchgehen würden.

Es gibt aber auch Lehrunterschiede, und es hat immer solche gegeben, die Kirchengemeinschaft nicht auflösen, weil wir uns trotz diesen Unterschieden als in demselben Glauben an denselben Herrn lebend und um seine rechte Bezeugung bemüht erkennen.

14. Wenden wir diese Einsicht an auf die Frage, ob die bekenntnisverschiedenen evangelischen Kirchen eine Gemeinschaft in Wortverkündigung und Abendmahl miteinander eingehen sollen, obwohl sie auch weiterhin die Kirchen ihrer verschiedenen Bekenntnisse bleiben, so lautet unsere Antwort:

Sie sollen es darum, weil es ihnen möglich ist, einander in der Grundaussage ihrer Bekenntnisse als so wesentlich einig zu erkennen, wie dies als gemeinsames Verständnis des Evangeliums von der Konkordie ausgesagt wird. Das schließt ein, daß sie bereit sind, die bleibenden Unterschiede ihrer Bekenntnisse und Traditionen diesem Maßstab unterzuordnen und unter ihm miteinander nach größerer theologischer Klarheit und Gemeinsamkeit zu streben. Dies gilt auch für die Fragen des Sakramentsverständnisses und der Christologie, in denen die Konkordie bereits Einigkeit erzielt hat.

VI.

15. Die ausdrücklichen Verwerfungen in den Bekenntnissen standen der Herstellung der Kirchengemeinschaft bisher im Wege. Die Konkordie stellt fest, daß diese Verwerfungen, ohne daß ihr Recht auf der damaligen Diskussionsebene in Frage gestellt wird, die jeweilige Partnerkirche in dem, was sie heute lehrt, nicht mehr treffen (LK 27). Wird diese Feststellung getragen von dem, was die Konkordie selbst zu den Lehrstücken sagt, in denen reformierte Lehre einst durch lutherische Bekenntnisse verworfen wurde?

16. Niemand in unserer Kirche wird Bedenken tragen, diese Frage für das, was in LK 24 und 25 zum Thema der Prädestination gesagt ist, voll zu bejahen. Es ist hier nichts ande-

res gesagt, als was schon die FC gegen die Lehre von der doppelten Prädestination verteidigt hatte.

17. Aber auch zu den Formulierungen zum Thema des Abendmahls in LK 18–20 kann folgendes gesagt werden: Von einem vom konkreten leiblichen Vollzug des Mahles distanzierten „geistigen“ Parallelvorgang, und von dem Vorbehalt, daß dieser Vorgang nur die Würdigen bzw. Glaubenden betreffe, während an den andern nur eine leere Zeremonie sich abspiele, ist hier schlechterdings nicht mehr die Rede. Vielmehr wird ausdrücklich gesagt, daß mit Brot und Wein Christus selbst sich gibt allen, die Brot und Wein empfangen: vorbehaltlose Gegenwart des auferstandenen Herrn *im* leiblichen Geschehen des Mahles. Das war aber doch der Nerv des Anstoßes in dem, was einst der Gegenstand lutherischer Verwerfung von reformiertem Abendmahlsverständnis war: die Bestreitung der völligen Kon-deszendenz des ganzen Christus in das leibhaftige Essen und Trinken von Brot und Wein, die Problematisierung seiner Realpräsenz gerade für den angefochtenen, seiner eigenen Würdigkeit nicht gewissen Glauben. Diese völlige Kon-deszendenz aber wird mit den Worten der Konkordie deutlich ausgesagt: sie kann vom Akt des Essens und Trinkens nicht getrennt werden, sie gilt vorbehaltlos allen, auch den ungläubigen Empfängern zum Gericht. Damit ist ein Verständnis des Abendmahlsgeschehens ausgesprochen, demgegenüber die einstige Verwerfung wirklich gegenstandslos ist, und das dem gemeinsamen Verständnis des Evangeliums als der Rechtfertigung des Sünders durch das bedingungslose Kommen Gottes zu ihm in Christus im innersten entspricht (während gegen jene einst verworfenen Momente reformierten Abendmahlsverständnissen nicht zu Unrecht eingewandt werden konnte, daß ihnen eine Tendenz innewohne, die mit solchem Verständnis von Rechtfertigung nicht in innerem Einklang stand).

Darüber hinausgehende ontologische Aussagen über den Modus dieses Eingehens des Herrn in den leibhaften Vorgang des Essens und Trinkens werden von der Konkordie freilich nicht gemacht. Aber können wir sie auch nur uns Lutheranern gegenseitig zu einer für unsere eigene Kirchengemeinschaft unabdingbaren Pflicht machen? Wir könnten dies nur als einen ungeistlichen Zwang und einen Akt theologischer Werkgerechtigkeit empfinden. Jedenfalls wird man gewiß nicht sagen können, daß wir heute um des Verständnisses des Evangeliums der vorbehaltlosen Gnade in Christus willen zu solchen ontologischen Aussagen genötigt sind.

18. Dasselbe gilt entsprechend für die zwischen lutherischer und reformierter Theologie einst strittigen ontologischen Aussagen über das Verhältnis der Naturen in Christus. Mit Recht spricht die Konkordie hier vom „Scheitern traditioneller Denkformen“ (LK 22). Wenn sie positiv die Gemeinsamkeit des Interesses an der Unversehrtheit von Gottheit und Menschheit Jesu und zugleich an seiner völligen Personseinheit zum Ausdruck bringt, so ist damit die christologische Intention auch des lutherischen Bekenntnisses unverkürzt festgehalten.

19. Wenn reformierte Kirchen sich die Formulierungen der Konkordie in diesen Lehrstücken zu eigen machen können und sich damit an den durch sie bezeichneten Ort stellen, dürfen wir in der Tat sagen, daß ihre Lehre von den Verwerfungen, die das lutherische Bekenntnis einst aussprach, nicht mehr getroffen wird.

VII.

Zu e) 20. Wir greifen eine Reihe von Einwänden auf, die gegen die Konkordie erhoben worden sind. Diese Einwände sind von sehr verschiedenem Gewicht, kommen sicher auch aus sehr verschiedenen Motiven, über die hier nicht zu urteilen ist. Sie können den Blick schärfen für Probleme, die mit diesem Unternehmen einer Konkordie verbunden sind. Doch kann das Bewußtsein solcher Problematik nicht von der Verantwortung entbinden, den Weg auf die Vertiefung der kirchlichen Gemeinschaft hin zu gehen.

21. Man kann der Konkordie Traditionalismus vorwerfen. Sie erschöpfe sich ganz in der Retrospektive, behandle in der Sprache des 16. Jahrhunderts die Probleme des 16. Jahrhunderts. Das bringe die gegenwärtige Kirche nicht weiter, für die die Frage einer gemeinsamen, verbindlich formulierten Lehre schon lange nicht mehr aktuell sei.

Dagegen ist zu sagen, daß Kirche ihre Identität nur bewahren kann, wenn sie sich be-
wußt – positiv und kritisch, wie das die Konkordie etwa in der Behandlung der traditio-

nellen lutherisch-reformierten Lehrgegensätze tut – mit ihrer Tradition auseinander setzt. Sie lebt von dem geschichtlichen Geschehen, das durch den Namen Jesus Christus bezeichnet ist. Sie hat darum auch die Tradition, in der sie dieses Geschehen überliefert, gemeinsam und verbindlich zu formulieren. Dem ist durch hermeneutische Bemühungen Rechnung zu tragen, die über das in der Konkordie Geleistete hinausgehen.

22. Man kann im Gegenteil gegen die Konkordie einwenden, sie nehme die kirchliche Tradition nicht ernst genug. Sie versuche vielmehr, Gegensätze im Verständnis des Christusgeschehens zu überspielen, die einmal als so schwerwiegend empfunden wurden, daß man sich ihrer wegen Kirchengemeinschaft verweigerte. Jetzt glaube man über diese Gegensätze weggehen zu können, da die Verbindlichkeit von Lehrformulierungen sowieso nicht mehr anerkannt werde und also eine angestrebte organisatorische Vereinheitlichung höchstens behindere.

Die moralischen Vorwürfe, die hinter derartigen Einwänden stehen, sind nicht mit Argumenten zu widerlegen. Doch ist die Erinnerung daran angebracht, daß das Evangelium von Jesus Christus als *viva vox* überliefert wird. Es geht ein in die Zeiten und ihre Verschiedenheit. Garantie für seine Wahrheit ist darum nicht die als Lehrgesetz festgehaltene und wiederholte Formulierung vergangener Wahrheit. Diese Wahrheit muß vielmehr im gehorsamen Hören auf Schrift und Bekenntnis immer wieder neu gefunden werden.

23. Man wirft der Konkordie vor, sie sei in unangemessener Eile erstellt worden und solle nun um kirchenpolitischer Opportunität willen möglichst rasch durchgesetzt werden. Man solle sich doch lieber gedulden, noch zuwarten, bis die Zeit zu einer Vereinigung der getrennten Konfessionen reif sei.

Dagegen ist auf die Dauer und Sorgfalt der Lehrgespräche zu verweisen, die schließlich in der Konkordie wenigstens an einigen Punkten zu einem vorläufigen Abschluß kamen. Gegen den Rat, noch zuwarten, wenden wir ein, daß die Glaubwürdigkeit der Kirche in ihrer gegenwärtigen Situation dringend eines größeren Maßes von Einheit und Gemeinschaft bedarf. Daß Kirche sich um Glaubwürdigkeit bemüht, ist nicht eine Frage der Opportunität, sondern Forderung, die sich aus ihrem Auftrag der Evangeliumsverkündigung ableitet.

24. In diesem Zusammenhang taucht der Vorwurf auf, man passe in der Konkordie die theologische Wahrheit einer indifferenten Praxis an. Weil der lutherisch-reformierte Lehrgegensatz praktisch keine Rolle mehr spiele, wolle man ihn nun auch theoretisch liquidieren.

Dazu ist einmal zu bemerken, daß ein praktisches Zurücktreten des lutherisch-reformierten Lehrgegensatzes – wie auch eine gewisse Annäherung zur römisch-katholischen Kirche – nicht einfach negativ gewertet werden darf. Kirchliches Leben braucht sich nicht prinzipiell durch theologische Theorien gängeln zu lassen. Denn Kirche lebt vom Geist, den auch die Theologie nicht verwaltet. Zum anderen verweisen wir darauf, daß hier nicht verschiedene Bekenntnis traditionen einfach liquidiert werden sollen. Vielmehr sollen in der angestrebten Kirchengemeinschaft gerade auch die verschiedenen theologischen Traditionen wirksam bleiben.

25. Man wirft der Konkordie vor, sie verharmlose die vorhandenen Lehrgegensätze und versuche sie durch vieldeutige Formulierungen zu verschleiern.

Das ist nicht richtig. Die Konkordie stellt in klaren Formulierungen fest, daß die Gegensätze in der Abendmahlslehre, der Christologie und der Prädestinationslehre, die einmal zu Lehrurteilungen führten, so heute nicht mehr bestehen und darum eine Verweigerung der Kirchengemeinschaft nicht mehr rechtfertigen können. Daß konfessionelle Lehrdifferenzen in einer Reihe von Fragen weiter bestehen, wird anerkannt. Diese Lehrdifferenzen verpflichten zum kontinuierlichen Lehrgespräch der an der Konkordie beteiligten Bekenntniskirchen, das diese Differenzen aufarbeiten soll. Sie können aber eine Verweigerung der Kirchengemeinschaft nicht länger begründen.

26. Häufig wird gegen die Konkordie eingewandt, sie arbeite mit einem ungeklärten Begriff der Kirchengemeinschaft. Solange man aber nicht genau definiert habe, was man unter Kirchengemeinschaft verstehe, könne eine solche Kirchengemeinschaft auch nicht hergestellt werden. Dieser Einwand ist abwegig. Die Konkordie formuliert eindeutig, was sie als Kirchengemeinschaft anstrebt (vgl. oben 3). Sicher ist mit ihren Formulierungen nicht eine schlechthin umfassende Definition von Kirchengemeinschaft gegeben. Wir wissen aber, daß Kirche als Werk des Heiligen Geistes lebendiges Geschehen ist, das nicht restlos in theo-

logischen Definitionen aufgeht. Wir geben zu bedenken, daß solche Definitionen auch ein Erkennen und Anerkennen der Wirksamkeit des Geistes erschweren oder gar verhindern können.

27. Absurd ist das Bedenken dagegen, daß die angestrebte Kirchengemeinschaft als volle Abendmahlsgemeinschaft verwirklicht werden soll. Man schlägt dann vor, man solle sich vorläufig mit einer „Zeugnis- und Dienstgemeinschaft“ begnügen und warten, bis daraus die Abendmahlsgemeinschaft erwachse.

Ein solcher Vorbehalt erweckt den Verdacht eines unevangelischen Sakramentalismus und einer den lutherischen Bekenntnissen direkt widersprechenden theologischen Werkgerechtigkeit. Wenn Gemeinschaft am Tisch des Herrn verweigert wird, muß alles andere Reden von Kirchengemeinschaft unglaublich werden. Denn es unterstellt dem Partner, daß er für die sakramentale Teilhabe am Leib Christi nicht reif oder würdig sei. Wie soll dann aber sein Zeugnis für diesen Herrn Jesus Christus gelten?

28. Unter den Bedenken gegen die Konkordie wird auch genannt, daß sie von einem antikatolischen Affekt getragen sei. Man sei sich allein im Gegensatz gegen Rom einig. Damit aber werde eine Vertiefung der ökumenischen Beziehungen gerade gegenüber dem römisch-katholischen Gesprächspartner blockiert. Daß dies nicht in der Intention der Konkordie liegt, geht aus LK 46–49 hinreichend hervor.

Im übrigen bemerken wir, daß in der Tat der Gegensatz zwischen lutherischer und reformierter Konfession keineswegs so stark empfunden wird wie der Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche. Wir würden es aber außerordentlich bedauern, wenn im Blick auf diesen Weg heute möglich gewordene Schritte zu engerer Gemeinschaft nicht getan würden. Löhendes Gedanke von der lutherischen Kirche als der einigenden Mitte der Konfessionen sollte heute nicht zu einem Zeichen der Verweigerung umfunktioniert werden.

29. Durch die Konkordie sieht man auch weitere kirchliche Zusammenschlüsse, vor allem die konfessionellen Weltbünde, gefährdet.

Sicher sollte man sich davor hüten, solche kirchlichen Zusammenschlüsse zu bilden, die ein weiteres Zusammenwachsen im Welthorizont der Ökumene unmöglich machen oder doch erschweren. Doch sind wir der Meinung, daß ein Mehr an Kirchengemeinschaft, wie es von der Konkordie angestrebt wird, nicht trennend wirkt, sondern einlädt, das Ziel ökumenischer Kirchengemeinschaft weiter zu verfolgen.

VIII.

30. Das Unternehmen der Konkordie verlangt von uns allen das Vertrauen in die Lauterkeit der beteiligten Partner. Wir müssen uns hier gegenseitig beim Wort nehmen, ohne dabei irgend jemand unausgesprochene Hintergedanken zu unterstellen. Die Wahrheit des Glaubens ist nie ein Besitz, den jemand für sich reklamieren könnte. Sie ist Geschenk des Geistes, auf das wir alle angewiesen sind. Das fordert von uns, daß wir willig sind, aufeinander zu hören, indem wir miteinander darauf hören, wie sich der Geist durch Schrift und Bekenntnis vernehmen lassen will. Nur wenn wir diese Bereitschaft aufbringen, sind wir dem Herrn gehorsam, mit dessen Urteil steht und fällt, was wir in der Kirche und für die Kirche tun.

T. Die Augustana-Hochschule Neuendettelsau

Das Dozentenkollegium der Augustana-Hochschule Neuendettelsau beschloß am 7. März 1972 folgende Stellungnahme:

1. Wir halten den Weg, der mit gründlichen theologischen Lehrgesprächen zwischen Vertretern lutherischer und reformierter Kirchen in den der Konkordie vorausgegangenen Verhandlungen begangen worden ist, für sachgemäß und verheißungsvoll. Er entspricht dem lutherischen Verständnis von Kirche und von Kirchengemeinschaft. Nach CA 7 ist Kirche „die Versammlung aller Gläubigen, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß dargereicht werden“. Und „zur wahren Einheit der Kirche ist es genug, daß das Evangelium einträchtig nach rechtem Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß dargereicht werden“.

2. Es ist zu begrüßen, daß die Konkordie dieses Verständnis von Kirchengemeinschaft voraussetzt. Sie versteht sich selbst – und will verstanden werden – als eine theologische Lehrerkklärung, die das Verständnis des Evangeliums umschreibt, das die unterzeichneten Kirchen gemeinsam haben und miteinander verantworten.

3. Diese theologische Lehrerkklärung soll kein neues Bekenntnis sein, das die geschichtlich gewordenen Bekenntnisse ablöst oder durch ein weiteres ergänzt. Sie setzt vielmehr voraus, daß diese in Geltung stehen und mit ihrem entscheidenden Inhalt in Geltung bleiben. In diesem Sinne ist die Berufung auf das grundlegende Zeugnis der heiligen Schrift, die altkirchlichen Symbole und den Aufbruch der Reformation zu verstehen.

4. Die eigentliche Bedeutung der Konkordie besteht in der Erklärung, daß sich das Verhältnis der beteiligten Kirchen zueinander seit der Reformation gewandelt hat. Langjährige Lehrverhandlungen über die zwischen den Kirchen strittigen Fragen haben gezeigt, daß das gemeinsame Verständnis des Evangeliums trotz noch verbleibender Unterschiede so gewichtig und bestimmend ist, daß in zentralen Glaubensaussagen für eine Kirchengemeinschaft keine Hindernisse mehr bestehen. Der Wert der Konkordie ist daran zu prüfen, ob es ihr überzeugend gelingt, dieses gemeinsame Verständnis des Evangeliums in seinen entscheidenden Lehrinhalten zu entfalten.

5. Der mit dieser Absicht in Teil II beschrittene Weg scheint uns angemessen zu sein. Anknüpfend an die thetische Aussageweise des Neuen Testaments über das Heilshandeln Gottes in Jesus Christus bezeugt die Konkordie das Evangelium als die Heilsbotschaft von Jesus Christus, dem Menschgewordenen, dem Gekreuzigten und Auferstandenen und dem Kommenden. Sie nimmt damit die Intention der reformatorischen Rechtfertigungslehre auf.

6. Ebenfalls thetisch spricht Teil II vom Menschen, den die Heilsbotschaft trifft: „Wer dem Evangelium vertraut, ist um Christi willen gerechtfertigt vor Gott und zum Dienen befreit.“ „Diese Botschaft macht den Christen frei zu verantwortlichem Dienst an der Welt.“ Auch die Aussagen über Taufe und Abendmahl bemühen sich um eine Zusammenfassung des neutestamentlichen Zeugnisses.

7. Wir sehen in diesen Lehraussagen über Evangeliumsverkündigung, Taufe und Abendmahl, die kein umfassendes, vor allen möglichen Mißverständnissen schützendes Lehrsystem sein wollen, eine zutreffende Wiedergabe der grundlegenden biblischen Aussagen. Sie bringen inhaltlich das zur Geltung, was die lutherischen Bekenntnisse ebenfalls lehren.

8. Die Konkordie findet auch darin unsere Zustimmung, daß als Vorbedingung für eine Kirchengemeinschaft nur die Überprüfung der Lehrunterschiede notwendig ist, die in der Reformationszeit zu Lehrverurteilungen geführt haben.

9. Wir stimmen der Hauptthese der Konkordie zu, daß die gemeinsamen Lehraussagen über das Abendmahl, die Christologie und die Prädestination inhaltlich die Feststellung rechtfertigen: Wo ihnen zugestimmt wird, sind frühere Verwerfungen entweder gegenstandslos geworden oder nicht mehr nachzuvollziehen.

10. Für besonders wichtig halten wir das, was die Konkordie über die Möglichkeit und Notwendigkeit theologischer Weiterarbeit sagt. Das gemeinsame Verständnis des Evangeliums und die verpflichtende Geltung der Bekenntnisse in den beteiligten Kirchen gibt für die ständig notwendige Aktualisierung der biblischen Botschaft angesichts der Herausforderungen der Zeit und für die Bewältigung der noch vorhandenen oder neu aufkommenden Lehrdifferenzen eine tragfähige Basis ab.

11. Die kirchengeschichtliche Bedeutung der Konkordie könnte darin bestehen, daß sie einen Weg zur Verwirklichung von Kirchengemeinschaft zeigt, der keine Relativierung der Bekenntnisbindung wie zum Teil bei Unionen im 19. Jahrhundert zur Folge haben muß. Durch die Feststellung der Gegenstandslosigkeit bzw. durch das Eingeständnis der nicht mehr möglichen Nachvollziehbarkeit einzelner früherer Verurteilungen anerkennt sie die Verbindlichkeit der Bekenntnisse in ihren zentralen Aussagen. Damit – und durch den Rückgriff auf die zentralen und fundamentalen biblischen Lehraussagen – tritt sie jedem Relativismus und einem illegitimen Pluralismus in Kirche und Theologie überzeugend entgegen.

Auch wenn uns die Veränderung von Einzelformulierungen ratsam bzw. möglich erscheint (vgl. Teil II und III), so empfehlen wir doch bereits jetzt eine grundsätzliche Zustimmung zur Konkordie. Sie sollte bei einer Neuformulierung der Grundordnung der EKD Berücksichtigung finden. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Konkordie

zwischen den durch die Geschichte in besonderer Weise zueinandergeführten Kirchen lutherischer und reformierter Prägung dem ökumenischen Gespräch mit anderen Kirchen Impulse vermittelt.

II.

An folgenden Punkten scheint uns der Text der Konkordie veränderungsbedürftig zu sein:

... (folgen drei Änderungsvorschläge)

4. Es wäre zu überlegen, ob die Frage der Interzelebration nicht zum Gegenstand besonderer Verhandlungen gemacht werden muß.

U. Stellungnahme einer theologischen Arbeitstagung

Im Juni 1972 fand in Mauloff/Taunus eine erste theologische Arbeitstagung statt, zu der vom Rat der EKD im Einvernehmen mit dem Präsidium der EKD-Synode Synodale, Mitglieder von Kirchenleitungen und kirchlichen Dienststellen, Hochschullehrer der Theologie und anderer Wissenschaften und kirchlich interessierte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens eingeladen waren. Die Tagung, der weitere folgen sollen, befaßte sich anhand der vorliegenden theologischen Erklärungen – Thesen zur Kirchengemeinschaft, Gemeinsame theologische Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit, Reden von Gott und Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa – mit der theologisch-kirchlichen Gesamtlage. Als Ergebnis der Beratungen wurde unter anderem beschlossen:

Wir verstehen die anzustrebende Kirchengemeinschaft im Sinne des Leuenberger Konkordienentwurfs (Ziffer 1 und 2) und nicht im Sinne der Unionen, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden sind.

Als einen besonderen Auftrag für diese Kirchengemeinschaft und für ihr weiteres Wachstum anerkennen wir die Aufgaben, die im Konkordienentwurf (Ziffer 37–41) aufgeführt sind. Darüber hinaus meinen wir, daß die Kirchen und ihre Leitungen die Aufgabe haben, das Gespräch sowohl mit den Gruppen zu führen, die aus Sorge vor einem Verlust an reformatorischer Bekenntnisbindung der zu vertiefenden Kirchengemeinschaft in der EKD kritisch gegenüberstehen, als auch mit den Gruppen, die die traditionelle Form der Bekenntnisbindung für überholt ansehen und darum die EKD-Reform als überfällig betrachten.

Wir meinen zur Kirchengemeinschaft ermutigen zu sollen in dem Sinn, daß die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, die die Ermöglichung der Interzelebration einschließt, gewährt wird (Ziffer 33). Die Frage nach der Interzelebration ist noch im einzelnen zu klären. Dabei handelt es sich nicht nur um kirchenrechtliche Fragen, sondern vor allem darum, die Liebe zum Gottesdienst, die Bereitschaft zur Gemeinschaft mit dem Herrn im Vollzug des Heiligen Mahles zu stärken.

Kirchengemeinschaft verwirklicht sich im Rahmen eines föderativen Zusammenschlusses der Gliedkirchen und gibt der bekenntnisgebundenen Profilierung Raum, indem die Kirchen in dialogische Partnerschaft eintreten.

Kirchengemeinschaft schließt ein, daß die Gliedkirchen „die lebendige Vielfalt der Verkündigungsweisen, des gottesdienstlichen Lebens, der kirchlichen Ordnung und der diakonischen wie gesellschaftlichen Tätigkeiten“ (Ziffer 45) einbringen, um die Fülle der geistlichen Gaben, der Wahrheit und der Erkenntnis des Glaubens zu bezeugen.

V. Die Kirchliche Sammlung um Bibel und Bekenntnis und verwandte Gruppen

Unter dem 1. Juli 1972 übersandte der *Bundesvorstand der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis* allen Kirchenleitungen in der BRD, dem Ökumenischen Rat der Kirchen und den konfessionellen Weltbünden die den Konkordienentwurf ablehnenden „Ratzeburger Thesen“, die auf einer von Theologen und Laien des bekenntnisgebundenen lutherischen Kirchentums, d.h. der Landeskirchen und der lutherischen Freikirchen in Deutschland sowie der lutherischen Volks- bzw. Staatskirchen in Dänemark, Norwegen, Island, Schweden und Finnland beschickten Deutsch-Skandinavischen Theologentag in Ratzeburg im Mai 1972 erarbeitet wurden:

RATZEBURGER THESEN ZUR „LEUENBERGER KONKORDIE“

Vorwort

Vom 24. bis 28. Mai 1972 fand in Ratzeburg eine deutsch-skandinavische Theologentagung der „Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis“ statt. Ihr Hauptthema war die eingehende Beschäftigung mit dem Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“, der sogenannten „Leuenberger Konkordie“. Lutherische Theologen aus Deutschland, Dänemark, Norwegen, Island, Schweden und Finnland und darüber hinaus aus USA und Kanada berieten in Arbeitsgruppen den Text des Konkordienentwurfes und die zu diesem Thema gehaltenen Vorträge, die demnächst in einem Dokumentarband veröffentlicht werden.

Bei den Beratungen in den Arbeitsgruppen stellte sich eine so vorher keineswegs vermutete Übereinstimmung in den gravierenden Bedenken gegenüber dem Konkordienentwurf heraus. Ein kleiner Redaktionskreis faßte anschließend das Ergebnis der Arbeitsgruppenüberlegungen in den „*Ratzeburger Thesen zur Leuenberger Konkordie*“ zusammen. Ihm gehörten an: Kirchenrat Dekan Dr. theol. Günter Schlichting (Bamberg), Propst Dr. theol. Karl Hauschildt (Neumünster), Pastor Dr. theol. Ulrich Asendorf (Hannover), Pfarrer Dr. theol. Friedrich-Wilhelm Küneth (München) und Pastor Dr. theol. Jobst Schöne (Berlin).

Der Bundesvorstand der lutherischen „Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis“ in Deutschland übergibt dieses Ergebnis der Ratzeburger Tagung hiermit der kirchlichen Öffentlichkeit. Er bittet alle für das Bekenntnis der lutherischen Kirche Mitverantwortlichen, die in den Ratzeburger Thesen geäußerten Bedenken ernsthaft zu prüfen.

Ratzeburg, am Tage der Augsburgischen Konfession, dem 25. Juni 72

Landessuperintendent
Dr. Joachim Heubach
1. Vorsitzender

Pastor
Wolfgang Büscher
2. Vorsitzender

Ratzeburger Thesen zur „Leuenberger Konkordie“

So wenig die Christenheit sich mit ihren mannigfaltigen Spaltungen abfinden darf, so wenig kann die Wahrheit des Evangeliums dem Drängen nach größerer Gemeinschaft zwischen den Kirchen nachgeordnet werden.

Die „Leuenberger Konkordie“ versucht, die Möglichkeit einer Kirchengemeinschaft zwischen lutherischen und reformierten Kirchen anzuzeigen. Sie tut dies in einer Weise, die nicht durch einzelne Korrekturen annehmbar gemacht werden kann, sondern die in einem solchen Maße dem Bekenntnis der lutherischen Kirche widerspricht, daß sie in dieser Form als unannehmbar abgelehnt werden muß, und zwar vornehmlich aus vier Gründen:

1. Die „Leuenberger Konkordie“ löst die Geltung der Bekenntnisse auf.
2. Die „Leuenberger Konkordie“ bringt das Evangelium nicht voll zur Geltung.

3. Die „Leuenberger Konkordie“ verbalisiert das Sakrament.
4. Die „Leuenberger Konkordie“ verfälscht das Verständnis der einen heiligen Kirche.

Zu 1: Die „Leuenberger Konkordie“ löst die Geltung der Bekenntnisse auf

Obwohl die Konkordie die alten Bekenntnisse nicht außer Kraft setzen will, kommt ihr unvermeidlich eine hermeneutische Funktion im Blick auf die Bekenntnisschriften zu. Damit könnte die Konkordie den Rang eines zusätzlichen Bekenntnisses bekommen.

So ergeben sich zunächst zwei Deutungsmöglichkeiten:

a) Eine Unterschrift unter die Leuenberger Konkordie kann als Ersatz der herkömmlichen Bekenntnisverpflichtung bei der Ordination verstanden werden.

b) Wird die herkömmliche Bekenntnisverpflichtung zugleich mit der Anerkennung der Leuenberger Konkordie ernst genommen, so entsteht der Verdacht einer doppelten Wahrheit. Wenn die alleinige Geltung der Bekenntnisse in Frage gestellt ist, begibt sich die lutherische Kirche ihrer Verantwortung und Bedeutung als ökumenischer Gesprächspartner. Zugleich belastet die Interpretationsbreite der Leuenberger Konkordie das Gespräch zwischen den reformatorischen Kirchen. Es ist nicht auszuschließen, daß die Leuenberger Konkordie zu einer neuen Konfession oder zu Spaltungen führt, wie auch die Unionen des 19. Jahrhunderts die Spaltung vermehrten.

Mit der Annahme der Leuenberger Konkordie wird der Zusammenhalt der lutherischen Kirchen in der Welt in Frage gestellt. Das betrifft auch die gemeinsame Missionsarbeit und das Verhältnis zu jungen lutherischen Kirchen.

Zu 2: Die „Leuenberger Konkordie“ bringt das Evangelium nicht voll zur Geltung

Die Konkordie hat ein anderes Verständnis des Evangeliums als die lutherischen Bekenntnisse, weil sie die fundamentale Unterscheidung von Gesetz und Evangelium ausklammert und späteren Lehrgesprächen vorbehält. Ferner hat die Rechtfertigung im Verständnis der beiden Konfessionen eine unterschiedliche Bedeutung. Grundlage der lutherischen Rechtfertigungslehre im Zusammenhang mit der altkirchlichen Christologie ist das Bekenntnis zu Christus als wahren Gott und wahren Mensch im Sinne des „fröhlichen Wechsels“ unserer Sünde und seiner Gerechtigkeit.

Die Leuenberger Konkordie redet nicht recht

a) vom Geheimnis Gottes, weil sie den Zorn Gottes und damit das Wunder seiner Barmherzigkeit in Christus verschweigt;

b) vom Menschen, weil sie ihn nicht eindeutig unter dem Zorn Gottes und nicht als den um Christi willen Begnadigten kennzeichnet. Folgerichtig wird in Ziffer 10c der Akzent von Christus auf den neuen Menschen verlagert;

c) aus der rechtfertigenden *Tat* Gottes wird auf diese Weise eine „Rechtfertigungs-botschaft“, die allen säkularen Mißdeutungen ausgesetzt ist.

Weil die rechtfertigende Tat Gottes zur Rechtfertigungsbotschaft verflacht ist, fehlen bezeichnenderweise das Gotteslob und die Mission in der Beschreibung des Dienstes des Christen (Ziffer 10 und 11).

Die Leuenberger Konkordie ist in ihren eschatologischen Aussagen unklar und unzureichend. Bei einer so mangelhaft ausgebildeten Eschatologie ist aber eine Entfaltung der Rechtfertigung ebenso unmöglich wie die von Gesetz und Evangelium.

Die Vernachlässigung der Eschatologie und der Lehre von Gesetz und Evangelium läßt auch die Unterscheidung der beiden Regimente außer acht, die heute für die politische Ethik von fundamentaler Bedeutung ist. Der Ausfall dieses Bereiches ist gerade in der gegenwärtigen Situation nicht zu verantworten. Die Leuenberger Konkordie macht sich auf diese Weise selbst unglaubwürdig, weil sie den Dienst des Christen in der Welt programmatisch gefordert hat.

Zu 3: Die „Leuenberger Konkordie“ verbalisiert das Sakrament

Wenn die Rechtfertigungstat auf die Rechtfertigungsbotschaft reduziert wird und die Gegenwart Christi als eine Gegenwart bloß im Heiligen Geist verstanden wird (Ziffer 13), so ergeben sich bedeutungsvolle Folgerungen für die Lehre von den Sakramenten. Dann

gibt es auch keinen Unterschied zwischen dem Wort Gottes im allgemeinen und den Sakramenten im besonderen. Damit fällt die Heilsnotwendigkeit der Taufe. Das verbalisierte Taufverständnis der Leuenberger Konkordie, das vom Element des Wassers völlig absieht, steht im Widerspruch zu den Bekenntnisschriften und wird der ökumenischen Bedeutung der Taufe nicht gerecht.

Das in Ziffer 15 und 16, 18 und 19 ebenso verbalisierte Abendmahlsverständnis verkennt die Bedeutung der Gegenwart Christi in den Elementen, so daß Ansätze in Richtung auf die Realpräsenz problematisch bleiben.

Es fällt auf, daß der in den Arnoldshainer Thesen (5d) noch deutlich abgewiesene Parallelismus des Essens und Trinkens von Brot und Wein und des Empfanges von Leib und Blut Christi nicht wieder aufgenommen wird (Ziffer 19).

Die schroffen Gegensätze in der Abendmahlslehre der beiden reformatorischen Kirchen sind durch die Ziffern 15 und 18 nur verschleiert und machen den Abschluß einer Konkordie unglaublich (CA 10 und ASm Teil, C VI und die Fragen 47f. [Extra Calvinisticum], 72f. und 76 [symbolische Parallelität von himmlischer res und irdischem signum bei Taufe und Abendmahl] und 86 [syllogismus practicus] des Heidelberger Katechismus).

Die Wendung „mit Brot und Wein“ (Ziffer 18b) macht die *manducatio indignorum* zweifelhaft. Zugleich kann Ziffer 19a („Akt des Essens und Trinkens“) anders als im Sinne der *manducatio oralis* verstanden werden.

Die ausschließliche Beschränkung auf das *mit* an Stelle des *in*, *mit* und *unter* macht die Aussagen der Ziffern 15 und 18 doppeldeutig.

Zu 4: Die „Leuenberger Konkordie“ verfälscht das Verständnis der einen heiligen Kirche

Der prinzipielle Anspruch der lutherischen Bekenntnisschriften, im Namen und für die eine heilige christliche (katholische) Kirche zu sprechen, wird nicht genügend bedacht. Statt dessen setzt man bei regionalen und konfessionellen Gruppierungen ein, die sich durch den Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche des 16. Jahrhunderts gebildet haben. Das widerspricht dem lutherischen Verständnis von Kirche und kann das Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche heute erneut belasten, ganz zu schweigen von anderen ökumenischen Konsequenzen. (Die theologische Bedeutung der lutherischen Theologie und Kirche im gesamtökumenischen Gespräch wird – entgegen ihrem früheren Gewicht – durch die Konkordie erheblich vermindert. Das wird einen theologischen Substanzverlust im ökumenischen Dialog unvermeidlich zur Folge haben.)

Insgesamt ist das Kirchenverständnis der Leuenberger Konkordie ein anderes als das der Bekenntnisse. Folglich wird auch die Herstellung von Kirchengemeinschaft zu einem formalen Vorgang, der dem Wesen der Kirche widerspricht.

In Ziffer 2 wird CA VII einseitig verwendet, und zwar so, daß der innere Zusammenhang des ganzen Artikels zerstört wird. Ohne ausreichende Beachtung des bestimmenden Vordersatzes (*quod una sancta ecclesia perpetuo mansura sit*) und des Kontextes (vgl. etwa CA I) wird das *satis est* verabsolutiert.

Der von der Leuenberger Konkordie verwendete Begriff „Kirchengemeinschaft“ bleibt unklar.

Während es in Ziffer 2 so scheinen konnte, als werde das lutherische Verständnis von Einheit der Kirche übernommen, lassen die Ausführungen über Kirchengemeinschaft in den Ziffern 29–36 erkennen, daß dieses Verständnis preisgegeben wird.

Die Leuenberger Konkordie will Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließlich der gegenseitigen Anerkennung der Ordination herstellen, möchte sie aber nicht als Union verstanden wissen. Gleichwohl findet so eine Annäherung an das Selbstverständnis der EKD statt. Diese erhält gleichsam den Rang eines neuen ökumenischen Modells. Das bedeutet in Wahrheit einen ökumenischen Anachronismus, genauso wie es unter den heutigen Voraussetzungen unverantwortlich ist, die Frage vom Amt und Ämtern auszuklammern. Für eine lutherische Kirche wird es nach CA V unmöglich sein, einer Konkordie zuzustimmen, die die Frage nach Amt und Ordination ausklammert, zumal die gegenseitige Anerkennung der Ordination ein erklärtes Ziel dieser Konkordie sein soll.

Ferner ist noch anzumerken:

- a) Der Konkordienentwurf verzichtet auf eine Berufung auf die Heilige Schrift.
- b) Der Konkordienentwurf läßt die konstitutive Bedeutung der Trinitätslehre nicht erkennen. Er entfernt sich damit von dem *magnus consensus* der Kirchen.
- c) Der Konkordientext arbeitet mit veralteten Lieblingsvorstellungen der liberalen Theologie, wonach den Bekenntnissen *überholte Denkformen* zugrunde liegen, ohne sich dazu näher zu äußern. Er nimmt aber selbst unkritisch *moderne Denkformen* eines gesetzlich orientierten Aktivismus oder einer uminterpretierten Eschatologie auf. Die Beschreibung der „Gemeinsamen Aspekte im Aufbruch der Reformation“ (Ziffer 4) enthält in ihrem antikatolischen Affekt klassische Irrtümer eines überlebten Protestantismus.

Unter den „Veränderten Voraussetzungen heutiger kirchlicher Situation“ (Ziffer 5) werden völlig inhomogene Faktoren als Wirkmächte genannt. Auch bleibt ungeklärt, welche theologischen Prinzipien des 16. Jahrhunderts heute noch lebendig sind. So gewinnt die theologische und kirchliche Gegenwartssituation normative Bedeutung. Das kommt dem aktualistischen Bekenntnisbegriff entgegen.

d) Es wurde schon mehrfach festgestellt, daß der Konkordientext von beiden Seiten verschieden interpretiert werden kann, was im Widerspruch zum Wesen einer Konkordie steht. Zugleich entsteht ein Widerspruch, wenn die Leuenberger Konkordie auf der einen Seite kein neues Bekenntnis sein will, andererseits jedoch ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums beschreibt (Ziffer 6–16), denn die Formulierung eines gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums hat von selbst Bekenntnischarakter. Es bleibt aber zugleich der Widerspruch zwischen einer Verbindlichkeit der herkömmlichen Bekenntnisse bei gleichzeitiger Außerkraftsetzung der Verwerfungen bestehen (Ziffer 23). Im Unterschied zu anderen neueren Lehrerkklärungen (Barmen, Arnoldshain) verzichtet die Leuenberger Konkordie generell auf Verwerfungen. Verzicht auf die Verurteilung falscher Lehre bedeutet aber, daß die Gemeinden in Verwirrung gestürzt und die seelsorgerliche Verantwortung vernachlässigt wird. Es ist versäumt worden, die Verwerfungen genau zu nennen, die angeblich überwunden worden sind. Damit ist eine theologische Überprüfung nahezu unmöglich gemacht.

e) Durch die Leuenberger Konkordie wird die klassische Einheit von Kirchen-, Abendmahls- und Bekenntnisgemeinschaft aufgegeben. Insgesamt ist die Leuenberger Konkordie überholt, weil sie angesichts des sich intensivierenden Gesprächs zwischen römisch-katholischer und evangelisch-lutherischer Theologie mit einem vermeintlichen Minimalkonsensus auf der Basis einer ökumenisch für überwunden geglaubten Subtraktionsmethode arbeitet. Das führt zu einem Substanzverlust, der ökumenisch nicht verantwortet werden kann.

Die Konkordie ist verfrüht, weil ihr jenes Maß an Klarheit und Ausführlichkeit fehlt, das einem wegweisenden Entwurf eigen sein müßte. Schließlich verbietet die Verantwortung für einen gegenüber der Vergangenheit und Zukunft der Kirche tragfähigen Konsensus das Drängen auf einen schnellen Abschluß eines solchen so schwierigen Unternehmens.

Das Ziel voller Kirchengemeinschaft bleibt bestehen. Es kann nur durch eine klare Lehr-übereinkunft erreicht werden.

Kritisch nahm auch die *Kirchliche Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers* zu dem Konkordienentwurf Stellung. Sie vertritt die Meinung, die in diesem intendierte Kirchengemeinschaft sei ein Einigungsversuch mit Hilfe des Gesetzes, nicht des Evangeliums, sie setze an die Stelle des Bekenntnisses eine Kirchenideologie, die zuviel von einheitlich klingenden Formeln und am Ende doch alles von der Organisation erwarte; die Konkordie sei hinsichtlich der Wahrung des reformatorischen Erbes ein verfehltes Unternehmen und lasse befürchten, daß sie als „dritte Konfession“ eine vom Modernismus diktierte Theologie des Gesetzes statuiere und einen unwiderruflichen Schritt auf dem Wege zur Konsensusunion darstelle, der das Ende nicht nur des Luthertums, sondern auch der echten Ökumene bedeuten würde.

Das als „erste Stellungnahme“ bezeichnete Votum lautet:

ERSTE STELLUNGNAHME

*der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis
in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers
zum Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“⁷*

Vorbemerkungen

Der vorgelegte Entwurf enthält, wie im einzelnen zu zeigen ist, eine Reihe von Unstimmigkeiten, die das Ganze mehr als problematisch machen.

Das Dokument wird den großen alten Kirchen ebensowenig gerecht wie der Vielfalt protestantischer Denominationen in Europa. Wenn also in der Substanz der lutherisch-reformierte Dialog gemeint ist, sollte das deutlicher gesagt werden, zumal dann, wenn der Entwurf modellartigen Charakter haben will.

Die Einwände gegen den Entwurf lassen sich nach sechs Punkten genauer fixieren:

I. Zum lutherischen Kirchenverständnis nach CA VII

1. Trotz des kurzen und scheinbar positiven Hinweises am Schluß von I, 1 auf die ganze Christenheit und die Bedeutung der altkirchlichen Symbole bleibt fraglich, ob der Entwurf der una sancta ecclesia perpetuo mansura gerecht zu werden vermag, oder ob jene Anspielung nur formale Bedeutung hat. Die Konkordie geht verhältnismäßig sorglos mit den kirchengeschichtlichen Fakten um.

Wenn der gemeinsame lutherisch-reformierte Gegensatz zur „kirchlichen Überlieferung jener Zeit“ festgestellt wird (I, 1), so darf nicht übersehen werden, daß sich die Lutheraner als die Wahrer der ecclesia catholica verstehen, wie es dem Gesamtduktus der CA ebenso entspricht wie dem rechtsrechtlichen Verständnis der beiden Religionsparteien (römisch-katholisch; lutherisch) bis zum Westfälischen Frieden. Auch die ähnliche reformierte Einstellung müßte genauer dargestellt werden. Der gemeinsame Protest gegen die römische Kirche des 16. Jahrhunderts reicht als Basis für eine Konkordie von heute nicht aus.

Das Evangelium muß gegen einen legalistisch, schwärmerischen Aktualismus abgesetzt werden, der sich am Protest entzündet. Zu fragen ist, ob nicht in I, 1 die innerreformatorischen Auseinandersetzungen bagatellisiert werden. Immerhin hat Luther Zwingli dem schwärmerischen Lager zugerechnet. Die Bedeutung der Achsenverschiebung von Zwingli auf Calvin müßte erörtert werden.

2. Über den später noch genauer zu untersuchenden unscharfen Begriff der Kirchengemeinschaft ist an dieser Stelle schon so viel zu sagen, daß die una sancta ecclesia perpetuo mansura Elemente nie in Zusammenhang mit der Kirchengemeinschaft in sich enthält. Das gilt sowohl für die Kirche im Zusammenhang des 3. Artikels wie auch im Hinblick auf das Taufsakrament als das ökumenische Sakrament.

3. So gewiß die Lutheraner nicht hinter das satis est von CA VII zurück wollen, bleibt angesichts von Einleitung Abs. 2 die Frage, ob nicht ein undifferenziertes Verständnis des Evangeliums vorausgesetzt wird, angesichts dessen es dann auch leicht ist, einen Konsensus festzustellen. Gerade deshalb darf das satis est nicht relativistisch überdehnt werden.

II. Was heißt Kirchengemeinschaft?

1. Die Bedenken gegen den Kirchenbegriff der Konkordie bestätigen sich konzentriert in der Erörterung des strittigen Begriffs einer Kirchengemeinschaft. Das Ziel ist zunächst keine Union, sondern eine Konkordie, in der die alten Bekenntnisse weiterhin ihre formale Gültigkeit behalten, die aber eine engere Kirchengemeinschaft der reformatorischen Kirchen ermöglichen soll. Auf die praktischen Konsequenzen wird bei der Erörterung der Schlußpassage einzugehen sein.

2. Angesichts des 3. Artikels ist daher zu fragen, ob man mit I, Einl. von einer bisher nicht verwirklichten Kirchengemeinschaft generell reden kann. Offenbar wird hier Kirchengemeinschaft primär organisatorisch verstanden. Das bedeutet aber eine nicht unerhebliche

7. Text der Konkordie in: Lutherische Monatshefte, 10. Jg. 1971, S. 592ff.

Akzentverschiebung schon im Ansatz, wobei möglicherweise unterschwellig die Vorstellung mitschwingt, die Praxis habe die Theorie überholt, eine Vorstellung, die aus ganz anderen als den reformatorischen Ursprüngen kommt.

3. Dogmatisch bleibt ungeklärt, ob nicht der Kirchenbegriff an einer im Schleiermacher'schen Sinne interpretierten congregatio sanctorum orientiert ist (vgl. etwa den Leitsatz von § 115 seiner Glaubenslehre: „Die christliche Kirche bildet sich durch das Zusammentreten der einzelnen Wiedergeborenen zu einem geordneten Aufeinanderwirken und Miteinanderwirken“). Analog dazu wäre hier die verwirklichte Kirchengemeinschaft als das Zusammentreten der Konfessionen zu gemeinsamer Aktion verstanden. Damit bekommt die so verstandene Kirchengemeinschaft einen deutlichen Zug von legalistischer Machbarkeit. Die communio sanctorum wird bedeutungslos.

Insgesamt wird die Kirchengemeinschaft nicht an der Abendmahlsgemeinschaft orientiert, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die Arnoldshainer Abendmahlsthesen von den Kirchen nicht offiziell rezipiert sind und also auch nicht stillschweigend vorausgesetzt werden dürfen.

Offenbar läßt sich, wie etwa auch die Arbeit im Taufausschuß der EKD zeigt, eine Übereinstimmung in einzelnen theologischen loci immer schwerer erreichen. Daher unternimmt die Konkordie den problematischen Versuch, alle Gegensätze in einem Zuge so weit auszugleichen, daß Kirchengemeinschaft möglich wird. Wenn sich schon das Detail als immer schwieriger erweist, wieviel mehr dann der gesamte Komplex, oder aber man arbeitet mit einer Relativierung der Teile vom Ganzen her.

III. Die relativierende historische Betrachtung

1. Diese Gesamttenzend kommt besonders klar in I, 2 zum Ausdruck: die „Fragen der Neuzeit, die historisch-kritische Schriftforschung und die kirchlichen Erneuerungsbewegungen“ hätten eine Annäherung im Denken und Leben der Kirche bewirkt. So vordergründig richtig das ist, so kommt diese Feststellung der Tendenz zur Relativierung der historischen Bekenntnisse entgegen, besonders auch im Blick auf die „Herausforderungen der Neuzeit“. Die Orientierung sollte nicht an diesen, sondern an der Wahrheit des Evangeliums geschehen.

Darum kommt es zu nichtssagenden Formulierungen wie dieser: „Die Bewältigung der geistigen und gesellschaftlichen Anforderungen in der Neuzeit war mit den Denkformen des 16. und 17. Jahrhunderts allein nicht mehr möglich.“ Demgegenüber erscheint es nicht als unangemessen, von einer bleibenden Bedeutung der Lehre von den beiden Reichen zu sprechen. Eine Konkordie kann nicht leisten, was sie will, wenn die bis in die Gegenwart heftig umkämpften Fragen der Regimentenlehre und der Königsherrschaft Christi einfach ausgeklammert werden.

2. Ebenso unklar bleibt auch die Unterscheidung zwischen dem grundlegenden Zeugnis der reformatorischen Bekenntnisse und ihren „geschichtlich bedingten Denkformen“, solange nicht genauer erklärt wird, was damit gemeint ist. Auch hier sind die Bekenntnisse deutlich relativiert, wenn von dem aktualisierten Bekenntnis geredet wird, eine Formel, gegen die solange nichts zu sagen wäre, wie sie nicht einen faktischen Eingriff in die Substanz der Bekenntnisse darstellt. Historisierend und aktualisierend läßt sich jede Bekenntnisaussage neutralisieren.

3. Es ist fraglich, ob die Behauptung von den überholten Denkformen stichhaltig ist. Die reformierte Formel eines finitum non capax infiniti läßt sich in den Arnoldshainer Thesen wie im theologischen Werk Karl Barths, und zwar von der Römerbrief-Auslegung und ihrer Theologie der Diastase bis zur ausschließlich perfektisch konzipierten Versöhnungslehre, nicht zuletzt auch in seiner Tauflehre anläßlich der Unterscheidung von Geist- und Wassertaufe wiederfinden. Hier zeigt sich, daß die alten Formeln: finitum capax infiniti und finitum non capax infiniti bis zur Stunde keineswegs theologisch bewältigt sind.

Auch der Schlußsatz des Abschnittes kann in seinem Appell an die Freiheit des Glaubens nach allem Gesagten nur skeptisch machen, weil keinerlei Gewähr für eine Absicherung gegen ein relativistisches und subjektivistisches Mißverständnis gegeben ist.

IV. Gibt es ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums?

1. Dieses gemeinsame Verständnis ist von vornherein zu bezweifeln, wenn die Konkordie auch nicht den geringsten Versuch macht, sich zu der für lutherisches Denken fundamentalen Unterscheidung von Gesetz und Evangelium zu äußern. Auch darin zeigt sich, wie wenig in Wahrheit eine Annäherung stattgefunden hat. Die Definition der Rechtfertigung als „Botschaft von der freien Gnade Gottes“ (II, 1) überdeckt nur die vorhandenen Gegensätze. Darum bleibt unklar, welchen Stellenwert die Rechtfertigung für die reformierten Kirchen hat.

2. Auch das zur Kreuzestheologie Gesagte bleibt verschwommen (II, 1 b). Die *satisfactio vicaria* ist allenfalls angedeutet. Andererseits ist das Verständnis des Kreuzes im Sinne der Offenbarung der Liebe Gottes für alle Mißverständnisse seit den Sozinianern über Ritschl zur liberalen Theologie hin offen. Hier wird die Kreuzestheologie Luthers so sehr abgeschwächt, daß die Rechtfertigung nicht mehr als der „fröhliche Wechsel“ verstanden werden kann. Folgerichtig ist auch in II, 1 c ein Zug zur Entpersonalisierung Christi mit der möglichen Konsequenz einer Erlösungsidee nicht zu übersehen. Ferner bleibt unklar, ob die Wendung von der Gerechtigkeit in Christus zugleich auch seine *praesentia* mit enthält, eine Schwäche, die sich schon in den Arnoldshainer Abendmahlsthesen zeigte.

3. Unklar bleibt auch die christologische Zukunftsperspektive. Was bedeutet die Zukunfts-eröffnung der Welt durch Christus als den Kommenden (II, 1 b)? Auch die Wendung in II, 1 c, die Gewißheit, daß Gott seine Herrschaft vollenden wird, ist stärker Ausdruck eines eschatologischen Prinzips, als daß darin die wirkliche Zukunft des zum Gericht und in Herrlichkeit kommenden Christus ausgesagt wird. Das Jüngste Gericht ist ebenso ausgefallen wie die forensische Rechtfertigung und die paulinische Spannung zwischen der Gerechtigkeit durch den Glauben und dem Gericht nach den Werken. Der Schluß von II, 1 c wäre besser auf eine neue Gemeinschaft als auf eine neue Menschheit zu präzisieren.

4. Der Verantwortung des Christen für die Zukunft im Zusammenhang der neuen Gerechtigkeit sollte nach mehreren Seiten hin deutlicher zum Ausdruck gebracht werden. Die neue Gerechtigkeit und die irdische Gerechtigkeit müßten teils deutlicher unterschieden und teils enger aufeinander bezogen werden. Auch der Gerichtsakzent ist zu schwach, zumal auch ein Mißverständnis im Sinne der Nichteffektivität nicht ausgeschlossen ist. Auch ist die neue Gerechtigkeit mehr als eine neue Vernünftigkeit, was angesichts modischer Vorstellungen im Umkreis der zweiten Aufklärung nicht unerwähnt bleiben sollte.

Die mangelnde Konkretisierung ist nicht zuletzt auch die Folge einer Ausklammerung der Regimentenlehre an dieser sachlich entscheidenden Stelle. Zwar erscheint auch nicht die stärker der reformierten Tradition verhaftete Königsherrschaft Christi, so daß die Konkordie eher ein Subtraktionsverfahren als einen echten Vergleich darstellt.

Darüber hinaus verschwindet der Missionsauftrag deutlich hinter den blassen Formeln einer Sozialhygiene. Auch hier sind die reformierten und lutherischen Traditionen zu gewichtig, als daß sie entweder zeitbedingten Akkommodationen verfallen oder einfach ihnen zuliebe ausgeklammert werden dürfen. Bei der Alternative Missionsauftrag – Sozialhygiene geht es nicht um eine Entwertung der christlichen Aktivität, sondern um ihr evangeliums-gemäßes Verständnis.

V. Sakramentslehre

1. Insgesamt ist ein starker verbalistischer Zug unverkennbar, dem auch (II, 2 Einl.) eine spiritualistische Linie in der Gegenwart Christi im Heiligen Geist im Altarsakrament entspricht.

Auch für die Taufe (II, 2 a) fallen die verbalistischen Akzente ins Auge – bei gleichzeitigem Fehlen jeden Hinweises auf die Einmaligkeit der Taufe. Offenbar gibt es auch kein *proprium* der Taufe im Zusammenhang einer allgemeinen Theologie des Wortes Gottes. Der Hinweis auf die Nachfolge kann zwar als Ruf zur *mortificatio*, aber auch als zeitbedingter Aufruf zur Aktion gedeutet werden. Es hat den Anschein, als wenn in der Konkordie bestimmte überkommene reformatorische Lehren stillschweigend zurückgenommen werden sollen, ohne daß dieses nach Umfang und Inhalt erklärt wird.

2. Der Abendmahlsartikel (II, 2 b) verzichtet auf die Realpräsenz. Die Elemente werden in einer an die *Variata* erinnernden Weise in ihrer Bedeutung verkannt. So bleibt auch

die Gegenwart des sich uns schenkenden Christus in der Gewährung der Sündenvergebung eigentlich undeutlich. Auch droht die neue Erfahrung der Gliedschaft an die Stelle der Gegenwart Christi und seines Handelns zu treten. Ferner muß auch deutlich bleiben, daß der Glaube an die wahrhaftige Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi mehr ist als die Vermittlung eines neuen Gemeinschaftserlebnisses, das in problematischen Mahlfeiern, besonders in der „kirchlichen“ Jugendarbeit, zu seltsamen Karikaturen sakramentaler Gemeinschaft geführt hat. Die Stärkung des Dienstes am Menschen ist auch durch andere Gemeinschaftserlebnisse denkbar.

Ferner soll (II, 2b 2. Abschn.) das Bekenntnis zur Gegenwart des Auferstandenen die Realpräsenz offenbar ersetzen. Wiederum wird auch die Feier, die Aktion, der Vollzug auffällig stark betont. Zugleich wird das Abendmahl als Bekenntnishandlung verstanden, wie es besonders der reformierten Tradition entspricht. Insgesamt werden die Ausführungen über die Sakramente in keiner Weise der lutherischen Position gerecht, die doch nach herkömmlichem Verständnis das Herzstück einer Konkordie sein müßten.

VI. Konsequenzen für die Kirchengemeinschaft

1. Es ist nur folgerichtig, wenn nach den vorausgegangenen Darlegungen die Verwerfungen gegenstandslos geworden sind (III). Die alten Gegensätze sind bereits soweit neutralisiert und harmonisiert, daß es nur noch eine Sache der Form ist, ihre faktische Nichtexistenz zu erklären. Daher würde eine so entstehende Konkordie nicht durch das Band der Einigkeit und des Friedens, sondern durch das des Relativismus zusammengehalten werden. Dabei hätten die beiden Partner die Möglichkeit, das an die Stelle der Damnationen getretene improbare der CA neu zu definieren.

2. Auf einige Unstimmigkeiten in III, 1 1. Abschn. sei hingewiesen. So steht die Formulierung „vorbehaltlos“ in Spannung zum Gericht. Daß im Zusammenhang mit der praesentia Christi im Heiligen Abendmahl nur das Empfangen von Brot und Wein erwähnt wird und nicht das Empfangen von Leib und Blut des Herrn, läßt den Verdacht aufkommen, daß die Lehre von der manducatio impiorum trotz ihrer Erwähnung inhaltlich zurückgenommen wird.

3. Dem durchgehenden Aktualismus folgend bekommt das Essen und Trinken die Priorität vor dem est. Auch kann die Übereinstimmung in der Handlung (III, 1 2. Abschn.) im Sinne einer Übereinstimmung in der Sache mißverstanden werden, so daß eine eigentümliche antirömische Einigkeit erzeugt wird ohne eine ausreichende Abgrenzung gegen einen das „est“ relativierenden Aktualismus.

4. Die Formulierung „macht er uns Jesus als Gekreuzigten und Auferstandenen gegenwärtig“ (III, 2 1. Abschn.) sollte überprüft werden. Die wahre Gottheit wird im Blick auf Kreuz und Auferstehung nicht aufgenommen, so daß allein die wahre Menschheit Christi stehenbleibt. Eine Übereinstimmung mit der Formel von Chalcedon ist offenbar nicht vorhanden. An dieser Stelle droht die Schärfe der Auseinandersetzung zwischen Luther und Zwingli erneut aufzubrechen. Auffälligerweise wird auch das vere Deus aus Furcht vor Seinsaussagen gemieden (vgl. auch besonders II, 1b).

5. Die Christologie emanzipiert sich in der Konkordie aus der Trinität. Auch hier deutet sich wieder der Hintergrund des non capax an.

6. Die Selbsterschließung Gottes (III, 2 2. Abschn.) bleibt außerhalb des trinitarischen Rahmens. Wenn auf Seinsaussagen verzichtet wird, bleibt nur der Aktualismus übrig. Auf diese Weise werden die alten Gegensätze (III, 2 3. Abschn.) künstlich aufgehoben. Die nach wie vor bestehende lutherisch-reformierte Antithese wird zugunsten einer aktualistischen „Selbsterschließung“ aufgelöst.

7. Zu III, 3 wäre zu fragen, wo die reformierte Seite in Sachen der doppelten Prädestination ihre alte Position zurückgenommen hat. Auch hier wäre der reformierte Partner um eine Präzisierung seiner Einstellung zu bitten. Im 1. Abschnitt ist die „bedingungslose Annahme des sündigen Menschen“ mißverständlich in dem Sinne, daß keine Buße gefordert wird. Insgesamt kommt die bleibende Bedeutung der Prädestination als ewige Berufung zum Heil zu wenig heraus.

8. Bei der Gestaltung des Gottesdienstes (III, 5) darf der gesetzliche reformierte Ansatz bei Ämtern und Ordnungen nicht übersehen werden. Die durchgehende Nichtbeachtung

der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium zeigt sich jetzt in einer Bagatellisierung der Ordnungsfragen und des Gemeindeaufbaus und wird dadurch dem reformierten Partner nicht gerecht. Es wird verschwiegen, daß die praesentia Christi im Gottesdienst von der reformierten Seite nicht in gleicher Weise akzeptiert werden kann. Zugleich wird das Anliegen des lutherischen Gottesdienstes im Sinne der Deutschen Messe bagatellisiert.

9. Alle früheren Bedenken konzentrieren sich in IV, 1c. Der Eindruck muß entstehen, als ob die gegenseitige Anerkennung von Kirchen als Kirchen von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft abhängig ist, was im strikten Widerspruch zur lutherischen Einschätzung der katholischen Tradition steht. Es erscheint daher im höchsten Maße als problematisch, Kirchengemeinschaft von der Ordination und der Interzelebration her zu verstehen.

Aus der gleichen Einstellung und in gleicher Richtung nahm der Entwurf des Theologischen Ausschusses der *Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche* Stellung.

I. Voraussetzungen

Die Kirche, als Gemeinde des Herrn im strengen Sinne, ist eine. Ihre Einheit ist in spezifischem Sinne zu verstehen: als Teilhabe an dem einen Herren Jesus Christus. Darum bezeichnet sie das Neue Testament als Christi Leib. Kirchengemeinschaft ist nicht das Zusammenwirken von Menschen oder Gemeinden, sondern die Gemeinschaft, die in jener Teilhabe gegeben ist. Sie kann daher weder durch Gewalt noch durch Kompromisse hergestellt und auch nicht zerstört werden. Wir können von ihr nur abfallen oder in der Buße zu ihr zurückgeführt werden.

Angesichts der faktischen Spaltung der Christenheit besteht die ekklesiologische Aufgabe *nur* in der Prüfung und gegebenenfalls in der Korrektur der Lebensäußerungen der konkreten Kirche, wobei der Prüfung von Lehre und Sakramentsverwaltung als den grundlegenden Funktionen fundamentale Bedeutung zukommt.

Wir bestätigen, daß die Leuenberger Konkordie (LK) diesen Ansatz festhält.

Wenn in Ziffer 28 die Unterschiede kirchlichen Lebens als nicht kirchentrennend bezeichnet werden, so glauben wir doch, darauf hinweisen zu müssen, daß weite Bereiche des kirchlichen Lebens nichts anderes als Folgen der Lehre sind und deshalb als Kennzeichen der Lehre angesehen werden müssen.

Die Prüfung von Lehre und Sakramentsverwaltung unserer und der reformierten Kirchen ergibt folgende Tatbestände:

1. Eine Reihe von Lehrmängeln bei unseren Partnern.
2. Eine Verzerrung des Lehrgefüges bei unserem Partner.
3. Gewisse Mängel nicht in den Bekenntnissen, wohl aber in der sich ständig vollziehenden Verkündigung unserer Kirche.

Damit die Einheit in Lehre und Sakramentsverwaltung festgestellt werden kann, müssen folgende Voraussetzungen erfüllt sein:

1. Die Lehrmängel auf reformierter Seite müssen aufgefüllt sein.

Wir sehen diese Aufgabe besonders im Bereich der Christologie und der Sakramentslehre gegeben.

2. Die Verzerrung im Lehrgefüge unseres Partners muß beseitigt werden.

Wir sehen diese Aufgabe besonders auf dem Gebiet der Lehre von Gesetz und Evangelium und der von der Vorbestimmung als gegeben an.

3. Wir können nicht bestreiten, daß sich in Lehre und Leben unserer Kirche ein Antinomismus durchgesetzt hat, der in einem eigenartigen komplementären Verhältnis zur falschen Betonung des Gesetzes auf reformierter Seite steht. Seine Ausmerzung ist die Voraussetzung einer Kritik an der falschen Verhältnisbestimmung von Gesetz und Evangelium im reformierten Raum. Um dieses Zusammenhanges willen muß unsere Kirche selbstkritisch die tatsächlich geschehende Verkündigung an ihrem Bekenntnis prüfen.

II. Prüfung der Ergebnisse von Leuenberg

A. Die theologische Aufgabe besteht unseres Erachtens darin, die LK zu befragen, ob die obigen drei Erfordernisse erreicht sind.

Hierbei ergibt sich folgendes:

1. Christologie.

Die Formulierungen von Ziffer 21 sind so gewählt, daß sie auch die eingeschränkte reformierte Auffassung von der Menschwerdung aussagen können. An keiner Stelle wird bekannt, daß sich die Fülle der Gottheit in Jesus Christus mit der Menschheit untrennbar verbunden hat. (Chalcedon, Col. 2,9) Reichtum und Tiefe der schriftgemäßen lutherischen Christologie sind nicht aufgenommen. Auf ihr ruht Jubel und Wärme der lutherischen Inkarnationsgewißheit, wie sie aus unseren Weihnachtsliedern spricht.

2. Heiliges Abendmahl.

Den Formulierungen von Ziffer 15 kann als Sinn auch der Calvinische Parallelismus unterlegt werden.

3. Heilige Taufe.

In Ziffer 14 ist nicht mehr ausgesagt als die reformierte Auffassung, die das Taufwasser nur als Zeichen anerkennt, immer ausgesagt hat. Nicht das „mit Gottes Wort verbundene“ Wasser (Kleiner Katechismus, 4, 1. Frage), sondern nur das Wort schenkt die Vergebung der Sünden nach Meinung der LK.

4. Gesetz und Evangelium.

Überraschend ist die Behauptung, daß die Unterschiede der Lehre von Gesetz und Evangelium nicht kirchentrennend seien. Sie ist in der Konkordienformel ausführlich entwickelt. In den schweren Auseinandersetzungen der Gegenwart, des Kirchenkampfes und in der verschiedenen Stellung zum Staat spiegelt sich die Brisanz dieses Problems. Weder die Frage der politischen Theologie noch die der Lehre von Staat und Gesellschaft können von der Lösung des Problems Gesetz und Evangelium abgetrennt beantwortet werden. Es scheint uns sogar: in diesem Bereich stellt das Phänomen Calvinismus der Kirche provokativ das drängendste Problem.

5. Der mit diesem Problem eigenartig verbundene vulgäre „lutherische“ Antinomismus ist von den Verfassern der LK offensichtlich nicht in seinem Gewicht erkannt worden.

6. Prädestination.

Die Ausführungen der Ziffern 24 bis 26 beseitigen die kalvinische Vorordnung der Prädestinationslehre durch Formulierungen, die aber wohl noch verbessert werden müßten.

Wir können nicht umhin, festzustellen:

1. Die Lehrmängel der reformierten Kirche sind, abgesehen vom Bereich Prädestinationslehre, nicht aufgefüllt.

2. Die Verzerrung im Bereich von Gesetz und Evangelium ist nicht ausgemerzt worden.

3. Die selbstkritische Prüfung im Bereich des faktischen Antinomismus lag außerhalb der Gedanken der Konkordie.

B. Trotz dieser Tatbestände gewinnt der unbefangene Leser der Leuenberger Konkordie zunächst den Eindruck, daß hier die hinreichende Einheit der Kirchengemeinschaft erreicht und festgestellt sei. Dieser Eindruck ist trügerisch. *Wir versuchen, nachfolgend aufzuzeigen, durch welche Eigenarten der Methode und Formulierung dieser falsche Eindruck entsteht.*

1. Sachliche Gegensätze wurden durch übergreifende Formulierungen verbrämt:

a) *Christologie.* Die Ausführungen von Ziffer 22 sind so gefaßt, daß der Gegensatz zwischen eingeschränkter und totaler Menschwerdung nicht sichtbar wird, ohne ausgeräumt zu sein.

b) *Heiliges Abendmahl.* Die Ausführungen von Ziffer 10 sagen die Gegenwart Christi mit den mehrdeutigen Formeln „im Abendmahl“ und „mit Brot und Wein“ aus. Die Wortgruppe, mit der in Ziffer 19 die Art des Empfanges angedeutet ist („nicht trennbar vom Akt des Essens“), entbehrt der notwendigen Bestimmung (zeitlich?, sachlich?). Diese Formeln lassen Deutungen je nach der sachlich unterschiedenen Lehre beider Kirchen zu.

2. *Herabstufung der Verwerfungen.* Während festgehalten wird, daß die Verwerfungen der Bekenntnisse sachgemäß gewesen seien, wird dann behauptet, daß dieselben die heutige Lehre des Partners nicht mehr trafen (Ziffer 27). Für diese entscheidende These wird

kein Nachweis beigebracht, sie ist offensichtlich unrichtig. Wir erlauben uns, aus der Fülle von Gegenbeweisen nur einen anzuführen: Calvin selbst und fast alle reformierten Bekenntnisse verwerfen die Identität der Abendmahls Elemente mit Jesus Christus, das lutherische „est“, das Herzstück unserer Abendmahlslehre. Wir halten an dieser Identität mit Luther fest. Es ist offensichtlich, daß diese Verwerfung uns heute hier genauso trifft, wie unsere Väter.

3. Das Lehrgefüge beider Kirchen wird dadurch verzerrt, daß die Funktion der Regel- und Richtschnur („Maßstab“ Ziffer 12) in Abweichung von der Bekenntnisaussage (Epitome, von dem summarischen Begriff, Ziffer 1) nicht der Schrift als Ganzem, sondern allein der Rechtfertigungsbotschaft zugesprochen wird. Die Rechtfertigungsbotschaft wird dadurch aus der Hauptlehre (Schmalkaldische Artikel) zum aussondernden Prinzip. Der Ausdruck Hauptlehre dagegen beinhaltet das eigenständige Recht anderer Lehren neben ihr. Durch diese Verzerrung wird das Lehrgefüge in gefährlicher Weise sonderkirchlich eingestellt. Wenn nicht mehr die Fülle der Offenbarung, sondern eine abstrakte Lehre Maßstab der Verkündigung ist, betritt die Kirche den Weg der Sekten, die ebenfalls eine an sich richtige Lehre überbetonen. Hierdurch allein ist das Gefüge ihres Lehrganzen häretisch geworden (z. B. eschatol. Sekten!).

4. Die Ausflucht in die Behauptung „falsche Formulierung“:

In Ziffer 27 werden die einander ausschließenden Bekenntnisaussagen über die Inkarnation dadurch entwertet, daß ein Sachgegensatz geleugnet wird. Dieses Herabspielen geschieht in doppelter Weise: indem der Gegensatz aus dem Bekenntnis nicht in die Tradition verschoben und behauptet wird, daß nur die Denkformen unzureichend gewesen seien. Es muß festgehalten werden, daß sich die göttliche Wahrheit in allen Denkformen ausdrücken kann, und eine größere Nähe unserer Denkform zu ihr nur einer anmaßenden Selbstüberschätzung der Gegenwart zugeschrieben werden müßte.

III. Kirchengemeinschaft

Wir bedauern, feststellen zu müssen, daß die Gleichsetzung von Kirchengemeinschaft mit wahrer Einheit der Kirche (Ziffer 2) – in den Vorbemerkungen richtig formuliert – in der LK nicht die notwendigen Konsequenzen auslöst. Kirchengemeinschaft ist so unteilbar wie der Leib Jesu Christi. Ist sie in ihm gegeben, so müßte sie die Existenz von Sonderkirchen, die allein durch Schulmeinungen begründet wäre, hinwegfegen. Die Liebe Christi müßte sich gerade darin zeigen, daß sie die Gläubigen trotz Schulmeinungen an einem Altar und unter einer Kanzel vereint und diese sondernden Elemente entwertet.

Die Proklamation der Kirchengemeinschaft widerspricht der in Ziffer 30 festgehaltenen Verbindlichkeit der Elemente der historischen Bekenntnisse, die den Bereich der LK überschreiten. Diesem Widerspruch entspringen notwendigerweise Ungereimtheiten, wie der Satz von allgemeiner Gültigkeit der Ordination bei verschiedener Bekenntnisbestimmtheit. Die LK müßte sich entscheiden, ob sie der von ihr festgestellten Übereinstimmung einen bruchstückhaften oder einen ausreichenden Charakter zugesteht. Auf weitergehende Aussagen, die über den „ausreichenden“ Lehrgehalt hinausgehen, kann niemand eine Lehrverpflichtung ablegen.

IV. Wir erlauben uns, auf drei abschließende Gesichtspunkte hinzuweisen

1. Das Unternehmen, kurzschlüssig Aufgaben von derartiger Mächtigkeit zu bereinigen, ist auf dem Hintergrund lehrmäßiger Sorgfalt nicht verständlich. Steht hinter ihm nicht die modernistische Leidenschaft, das sozialetische Engagement der Wahrheitsfrage vorzuordnen? In Ziffer 10 und 11 wird der Dienst an der Welt monopolartig als die Funktion des einzelnen Christen und der Gemeinde ausführlich dargestellt, während die Beziehungen der Gemeindeglieder untereinander ebenso übergangen werden, wie die erstrangige Aufgabe der Gemeinde: Als königliche Priesterschaft stellvertretend für die Welt Gott das Lobopfer darzubringen und dieser Welt „die Tugenden dessen zu verkündigen, der sie berufen hat“ (1. Petri 2,9 und Parallelen). Wir sehen von einer Kritik an einzelnen Formeln der Ziffern 10 und 11 ab und stellen nur fest, daß der Auftrag der Kirche in diesen Ausführungen durch Überbetonung des diakonischen Elementes verzerrt ist.

2. Wird die durch Lehrunterschiede bedingte Trennung am Altar eingeebnet, so verlieren diese Differenzen an Gewicht. Der Unterschied von Schulmeinungen trägt nicht den tödlichen Ernst der Kirchentrennung in sich, er dient nur zur Bereicherung der Vielfalt in der einen Kirche. Es ist nicht zu übersehen, daß nach Gottes unerforschlichem Ratschluß die Existenz der Sonderkirche und Sonderlehre korrektiv, als Bußruf an die Praxis der Kirche gedient hat. Kann eine zur Schulmeinung herabgestufte Sonderlehre diesen Dienst tun?

3. Der Zwang, übergreifende Formulierungen zu gebrauchen, hat die LK zu Unbestimmtheiten verleitet, die unter dem bleiben, was in den Bekenntnissen beider Kirchen klar ausgesagt war. Wenn z. B. die Ziffern 21 und 22 nicht schlicht sagen, daß Gott in Jesus Christus Mensch wurde, sondern diesen Fakt als „Selbsterschließung“ und „sich hineinbegeben“ umschreiben, so öffnen sie hiermit neuen und alten Häresien die Tür. Diese blassen Formeln könnten dazu verwandt werden, eine arianische, nur-dynamische oder pneumatologische Christologie zu decken.

V. Der legitime Ort der Leuenberger Konkordie

Der aufrüttelnde Versuch der LK, die wertvolle Arbeit, die in ihr geleistet wurde, kann nur dann fruchtbar werden, wenn er in keinem Sinne als abgeschlossen gewertet wird. Die LK hat ihr vordergründiges Ziel nicht erreicht; ein hinreichender Konsensus konnte nicht nachgewiesen werden. Wir glauben, daß dieses Ergebnis nicht nur nicht deprimierend ist, sondern den Ausgangspunkt legitimen Wirksamwerdens dieser Arbeiten bildet: als provokativer Anstoß, intensive Bemühungen auszulösen, die sich weit über den Bereich von Kommissionssitzungen hinaus in Lehre und Leben aller Gemeinden erstrecken müßten. Es erschien uns nötig:

1. Im Raume unserer Kirche bußfertig den Stand der Lehre an den Bekenntnissen zu prüfen. Eine solche Besinnung würde zumindest zu einer Neubesinnung über den anklagenden Gebrauch des Gesetzes (*usus elenchthicus*) und den Gemeindecharakter (unitativer, *Communio*-Aspekt) des Sakramentes führen.

2. Mit Entschiedenheit darauf hinzuwirken, daß Verzerrungen und Lehmängel im Raum der anderen Kirche aufgefüllt bzw. entzerrt werden. Dies wäre die eigentliche Aufgabe der Kommission, die unter Zuziehung weiterer Kräfte ihre Arbeiten intensivieren müßte.

3. Die bereits gewonnene Einheit öffentlich darzustellen. Diese Aufgabe harzt noch ihrer Erfüllung; durch Averbung, Eingriffe in die Kirchenzucht der anderen Kirche und mangelnde Hilfe wird hier ebenso gesündigt wie durch karikierende Verleumdung des Partners und unfaires Verhalten. Im Satz b der Ziffer 19 konnte sich selbst die LK von dieser Abirung nicht ganz freihalten. Der Ersatz solcher Haltung durch Brüderlichkeit wäre der erste und wichtigste Schritt, jedenfalls nach Meinung unseres Herren: „*Dabei* wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt“ (Joh. 1,35).

4. Das Gebet um Einheit zur Herzenssache jedes einzelnen zu machen und es in jedem Gottesdienst zu verankern.

Die Annahme einer unechten Konkordie würde die bestehenden Konkordien innerhalb des Luthertums zerbrechen und verheißungsvolle Ansätze zu Kontakten mit dritten Kirchen zerstören. Sie würde nicht mehr erreichen als Gewissensnot und weitere Spaltung der Christenheit. Wir hoffen und beten, daß die weitere Arbeit im Wissen darum geschieht, daß nicht wir die Einheit machen, sondern daß ER sie wirkt, so und wie ER will.

W. Aus Stellungnahmen Einzelner

Aus der Dokumentation wird ersichtlich, daß der Konkordienentwurf unterschiedliche Aufnahme, weil verschiedene, ja gegensätzliche Deutungen fand. Von gleicher Bandbreite sind die von einzelnen theologischen Lehrern und kirchenleitenden Persönlichkeiten zur Verfügung gestellten Gesprächsbeiträge: Während Professor D. Peter Brunner vorbehaltlich bestimmter Verbesserungen des Textes die Zustimmung von lutherischer Seite für möglich hielt, erklärte

Stiftsrat D. Dr. Dombois die Vorlage für „noch nicht beschlußreif“, und der Vorsitzende des Rates der EKD, der bayerische Landesbischof D. Dietzfelbinger, schrieb in einem Rundbrief an die Pfarrer und Mitarbeiter seiner Landeskirche vom 24. August 1972, er stehe „angesichts des Leuenberger Konkordienentwurfs vor einem Dilemma“: er „möchte seiner Absicht gern zustimmen, nämlich die Kirchen der Reformation in ein neues Verhältnis zueinander bringen, und glaube, daß das bisherige Ergebnis nicht entmutigend“ sei; trotzdem brächten ihn „nicht wenige Stellen in der vorliegenden Konzeption und Darstellung in schwere Konflikte“ im Hinblick auf die Stellung der lutherischen Kirchen in der EKD und im Lutherischen Weltbund sowie auf die Darstellung des Auftrages der lutherischen Reformation in der Ökumene.

Alle Voten aus dem Raum der EKD, seien sie zustimmender, zurückhaltender oder ablehnender Art, sind den zuständigen ökumenischen Gremien zugeleitet worden, um zusammen mit den Stellungnahmen der anderen reformatorischen Kirchen in Europa einer zweiten, für März 1973 einberufenen Vorversammlung als Beratungsmaterial für die endgültige Formulierung des Konkordientextes zur Verfügung zu stehen. Über den Fortgang des Vorhabens wird im Kirchlichen Jahrbuch 1973 zu berichten sein.

b) Lutherisch-reformiertes Gespräch in der EKD⁸

Die Kommission für das lutherisch-reformierte Gespräch innerhalb der EKD trat am 25. Januar 1972 in Hannover zusammen, um über die Reaktion auf ihre am 4. Mai 1970 vorgelegten *Thesen zur Kirchengemeinschaft* zu beraten, unter Berücksichtigung der Tatsache, daß inzwischen der Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa vorliegt. Das Beratungsergebnis wurde in einer Verlautbarung bekanntgegeben. Diese lautet:

Die Kommission begrüßt, daß die Thesen ein reiches, positives aber auch kritisches Echo gefunden haben.

Zu den Einwänden und Bedenken, die gegenüber den Thesen erhoben werden, macht die Kommission geltend:

1. Bei den Thesen handelt es sich nach der Intention der Verfasser nicht um ein bekenntnisähnliches Dokument. Aus diesem Grunde haben sie nicht die Aufgabe, bekenntnismäßige Lehre vollständig und im Zusammenhang zu entfalten. Sie sollten deshalb auch nicht unter diesem Kriterium beurteilt werden. Sie wollten auch nicht den Eindruck erwecken, es handele sich in den Konfessionen um komplementär einander zugeordnete Teilwahrheiten. Die Thesen konzentrieren sich vielmehr auf die eine Aufgabe, darzulegen, inwiefern die traditionellen Bekenntnisunterschiede ihre kirchentrennende Bedeutung verloren haben.

Durch die Thesen wird der Bekenntnisstand bekenntnisbestimmter Kirchen nicht berührt. Denn sie haben auch nicht die Aufgabe, die traditionellen Verwerfungen „aufzuheben“. Sie verweisen vielmehr auf die Aufgabe, zu zeigen, daß die traditionellen Verwerfungen die jetzige Partnerkirche nicht mehr betreffen.

2. Kirchengemeinschaft im Sinn der Thesen bedeutet Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft und – nach jeweils besonders zu schließenden Vereinbarungen – auch Anerkennung der Ordination. Organisatorische Konsequenzen sind mit diesem Verständnis von Kirchengemeinschaft nicht notwendig gegeben, sie sind aber auch nicht zwingend auszuschließen.

8. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1967, S. 46ff.; 1969, S. 7ff.; 1970, S. 46ff.; 1971, S. 56ff.

3. Eine Fülle von Fragen, die in den Konfessionen traditionell verschieden beantwortet werden (z. B. die Frage des Amtes) ist in den Thesen nicht behandelt worden. Dies stellt in den Augen der Kommission keinen Mangel dar. Vielmehr ist geltend zu machen, daß die konfessionell verschiedenen Lösungen dieser Fragen nicht als kirchentrennend betrachtet worden sind.

Die Verschiedenheit dieser Lösungen fordert aber nach Meinung der Kommission die Kirchen dazu auf, innerhalb der Kirchengemeinschaft an der Bewältigung dieser Verschiedenheiten in kontinuierlichen Lehrgesprächen zu arbeiten, wie es auch der Leuenberger Konkordienentwurf vorsieht (Ziff. 39). Auf diese Weise kann das rechte Verständnis des Evangeliums gefördert werden.

4. Die Kommission betrachtet die Thesen als einen Formulierungsversuch, der einen weitreichenden Konsensus zum Ausdruck bringt. Keine Formulierung kann unter den Bedingungen heutigen theologischen Denkens dabei erschöpfend sein. Aus diesem Grunde und nicht in der Meinung, die Formulierungen seien theologisch nicht verbesserungsfähig, widerrät die Kommission dem Versuch, den Wortlaut der Thesen zu verändern. Jede Neuformulierung stünde vor den gleichen Schwierigkeiten.

5. Der Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa scheint der Kommission in folgenden Punkten weiterführende Bedeutung zu haben:

der Konsensus in der Verkündigung des Evangeliums wird ausführlicher zum Ausdruck gebracht;

die Frage der zwischen den Konfessionen tradierten Lehrverwerfungen wird ausführlich behandelt, und

es werden konkrete Schritte zur Verwirklichung der Kirchengemeinschaft vorgeschlagen.

6. Beide Dokumente sind durch von den Kirchen beauftragte Theologen in mehrjähriger Arbeit erstellt worden. Die zu ihrer Rezeption zu stellende Frage lautet deshalb u. E. nicht, ob man die Problematik auch anders und besser darlegen kann, sondern ob die Kirchen oder kirchlich beauftragte Gremien die in den Thesen und im Leuenberger Konkordienentwurf aufgeführten Begründungen nachvollziehen können oder zu entkräften in der Lage sind.

4. THEOLOGIE UND VERKÜNDIGUNG⁹

Verkündigung und Theologie gehören zusammen. Theologie, die nicht der Verkündigung dient, verflüchtigt sich zur Spekulation, die in der Wirklichkeitsferne und -fremde „Hirngespinnste spinnt“ und „viele Künste“ treibt, ohne zu einem Ziel zu kommen, und Verkündigung ohne theologische Reflexion wird zu einem Gerede ohne Substanz. Ohne Bezug zur Verkündigung verkümmert die Theologie, und ohne Bezug zur Theologie kränkt die Verkündigung. Die vielberufene Krise der Predigt deutet auf eine Krise in der Theologie, und die Krise, in der die Theologie heute steht, wirkt sich als Krise der Predigt aus.

Aus diesen Zusammenhängen erklärt es sich, daß in Kirche und Gemeinde wie in der theologischen Wissenschaft die Situation durch die Pluralität der Meinungen und die Polarisierung der Standpunkte gekennzeichnet ist. Pluralität und Polarisierung bestimmen gleichermaßen die dogmatischen Auffassungen und Aussagen wie die Stellungnahmen und Entscheidungen in ethischen Fragen. Das kommt u. a. in dem hier zur Erörterung stehenden Zusammenhang in den unter-

9. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 149ff.; 1962, S. 29ff.; 1963, S. 32ff.; 1964, S. 6ff.; 1965, S. 22ff.; 1966, S. 77ff.; 1967, S. 48ff.; 1968, S. 22ff.; 1969, S. 39ff.; 1970, S. 65ff.; 1971, S. 60ff.

schiedlichen Voten zu der im Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 68ff. abgedruckten „Gemeinsamen theologischen Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit“ zum Ausdruck.

In seinem der Generalsynode der VELKD auf ihrer Tagung in Hamburg erstatteten Bericht führt der Leitende Bischof D. Wölber dazu aus:

... 3. Engagierte theologische Prozesse

Für sehr wichtig halte ich es, daß Sie angesichts der uns beschäftigenden Einheitsfrage Ihr Augenmerk auf die theologischen Prozesse richten. Ich denke an die europäischen Bemühungen um eine Konkordie, an die deutschen Thesen zur Kirchengemeinschaft und an die aktuelle theologische Orientierungshilfe. Die Debatte wird sehr engagiert und in einer derartigen Breite geführt, daß man heute von einer speziellen Phase theologischer Einheitsbemühungen sprechen kann. Ich möchte, was unsere VELKD angeht, nicht verhehlen, daß sie manchmal jenem Manne gleicht, der aus lauter Ängstlichkeit das Pfund vergräbt anstatt mit ihm zu wuchern. In unseren Verlautbarungen ist allzu leicht ein defensiver Ton. Ich finde es dagegen beachtlich, wie z. B. die Württembergische Kirche zu den Thesen über Kirchengemeinschaft konstruktiv Stellung genommen hat. Unsere eigenen Beiträge erreichen das nicht.

Die aktuelle Orientierungserklärung, die soeben vorgelegt wurde, ist in ihrer Eigenart bemerkenswert, in ihrem Inhalt für diejenigen wichtig, die zu der Erkenntnis gekommen sind, daß wir heute angesichts von Pluralismus und Polarisation immer wieder vor der Aufgabe stehen, Kennmarken zu setzen. Wie oft fragen Gemeindemitglieder: Wo steht ihr eigentlich? Dies ist nun versucht worden und eben gemeinsam lutherisch, reformiert, uniert. Die aktuelle Orientierungshilfe enthält formulierte Punkte auf der Leitlinie der Augsburgischen Konfession aber auch ein persönliches Zeugnis eines der Kommissionsmitglieder. In dieser Eigenart wird deutlich gemacht, und das scheint mir heute wichtig zu sein, daß das Zeugnis der Kirche immer zugleich den Konsensus fordert und zugleich in der Darbringung des Einzelnen wirksam werden muß. Dies schafft eine Differenz, die zeigt, daß die Lehre der Kirche kein Gesetz ist.

Nun wurde diese aktuelle Orientierungshilfe auf Anhieb außerordentlich kritisch aufgenommen. Ich möchte jedoch noch eine Runde des Nachdenkens empfehlen. Das Vorhaben geschah in der Erwartung der Vertiefung der Gemeinschaft. Ist das Ergebnis aber wirklich so ungenügend, dann ist dies nach einer Seite hin vielleicht ein Anlaß zur Solidarisierung, nach der anderen Seite aber eine Bestätigung der nun oft genannten lähmenden Krisis, d. h. die Bemühungen um Einheit im Fundamentalsten würden zur Unzeit geschehen, das Ergebnis wäre ein Rückschlag. Weil dieses Gewicht auf dem Vorgang liegt, muß man die Bitte um überlegte und konstruktive Kritik aussprechen, das heißt aber um den Vorschlag besserer Alternativen. Hier möchte ich noch einmal präzisieren. Gedacht war an eine Orientierungshilfe für diejenigen, die sich mit theologischen Fragestellungen in dem Chaos der Stimmen von heute besonders befassen müssen, also für Prediger im weitesten Sinne des Wortes. Es ist kein neues Bekenntnis und auch keine Werbeschrift und schließlich kein Traktat gemeint. Natürlich war es ein Kompromiß, es war eine Kommissionsarbeit. An vielen entscheidenden Punkten wird gezeigt, woran wir trotz aller Wandlungen der Auffassungen auf jeden Fall festzuhalten gedenken. Es wird eben von Gott so gesprochen, daß es ihn gibt, und vom Menschen in der ganzen Wahrheit seiner Situation von Schuld, Sünde und Tod. Ebenso wird der Versuch gemacht zu zeigen, wie weit man in den speziellen Herausforderungen zu gehen gedenkt, also wie weit das christliche Zeugnis in sozialen Fragen aufgeht, aber wie weit es dies eben auch nicht tut. Man hat also Abgrenzungen formuliert. Noch einmal: Es handelt sich um eine theologische Orientierungshilfe.

Das Moderamen des Reformierten Bundes erklärte zu der Gemeinsamen theologischen Erklärung:

1. Das Moderamen begrüßt, daß „angesichts der verwirrenden Lage in Theologie und Kirche ... eine theologische Orientierungshilfe“ angeboten wird, die in erster Linie das Ver-

hältnis der christlichen Botschaft sowohl zu den radikalen gesellschaftspolitischen Forderungen wie zu dem Beharren auf traditionellen gesellschaftlichen Positionen neu zu bestimmen sucht.

Für die Beteiligung breiterer Kreise der Öffentlichkeit an der Auseinandersetzung wäre es wünschenswert, daß das Hauptanliegen der „Erklärung“ im Titel deutlich ausgedrückt würde.

2. *Die Sprache der „theologischen Erklärung“ ist nicht gemeindegemäß; sie bleibt in dem zweiten Teil weithin theologische Fachsprache.*

Diesem Mangel hilft auch der erste Teil mit seinem individuellen meditativen und schwer nachzuvollziehenden Gedankengang nicht ab.

3. *Das Augsburger Bekenntnis sollte nicht so einseitig hervorgehoben werden, wie es in der „Gemeinsamen theologischen Erklärung“ geschieht.*

Es reicht heute nicht mehr als Grundlage einer theologischen Orientierung über die Herausforderungen der Zeit aus. Von der Gesamtheit der reformatorischen Bekenntnisse her könnte vollständiger und treffender auf die heute drängenden Fragen eingegangen werden. Zum Beispiel fehlt im Augsburger Bekenntnis eine Bekenntnisaussage über das heute umstrittene Gebet, das in den Katechismen Bestandteil christlicher Existenz ist.

4. *Der Wortlaut der „Gemeinsamen theologischen Erklärung zu den Herausforderungen der Zeit“ ist an vielen Stellen prägnant, treffend und einprägsam, an anderen Stellen jedoch mißverständlich oder anfechtbar.*

Als besonders schwerwiegendes Beispiel sei die Aussage über die Universalität des Heils erwähnt (s. 14, Von Gott I.), in der es heißt, „der in Jesus Christus Vater aller Menschen ist“ (statt „sein will“).

5. *Die „Gemeinsame theologische Erklärung“ ist eine Hilfe für Gemeinden und Pastoren in einer Zeit, in der der Inhalt der uns aufgetragenen Verkündigung zunehmend umstritten ist.*

Deshalb stimmt das Moderamen den in der „Erklärung“ gemachten Aussagen im Wesentlichen zu. Das Moderamen bittet, bei der Erarbeitung einer endgültigen Fassung die vorstehenden Einwendungen zu berücksichtigen. Presbyterien, Synoden und Pfarrkonferenzen werden gebeten, die „Erklärung“ sorgfältig zu besprechen und zu ihr Stellung zu nehmen.

Professor D. Dr. Künneth, einer der führenden Theologen der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“, der in einer ausführlichen Stellungnahme mit der „Gemeinsamen theologischen Erklärung“ hart ins Gericht geht, faßte seine Überlegungen folgendermaßen zusammen:

1. Die vorliegende „theologische Erklärung“ trägt das Gepräge einer inneren Zwiespältigkeit. Auf der einen Seite begegnen uns klares biblisch-reformatorisches Bekenntnis, in ansprechender, gegenwartsgemäßer Form, beachtliche und weiterführende Einsichten sowie hilfreiche Darlegungen. Auf der anderen Seite finden wir merkwürdige Anleihen bei den Vorstellungen und Diktionen einer dem Modernismus verfallenen Theologie sowie eine bewußte Aufnahme gesellschaftspolitischer Spekulationen, die morgen schon antiquiert sind und durch neue abgelöst werden.

Dadurch verliert diese Erklärung in einzelnen Partien die von ihr in Anspruch genommene Fähigkeit, in der Wirnis unserer Zeit rechte Wegweisung und „Orientierungshilfe“ zu vermitteln. In dieser Doppelseitigkeit wird deutlich, daß nicht nur Theologen verschiedener Konzeption mitgearbeitet, sondern auch es vermieden haben, die eigentliche durch den maßgebenden Einfluß des „Existentialismus“ herbeigeführte „Krisis der Theologie“, welche ja als Voraussetzung der „Theologie der Revolution“ zu begreifen ist, beim Namen zu nennen. So kommt es fast bei allen Lehrstücken zu einer wohltemperierten Aussageweise, welche eindeutige Konturen gerade gegenüber den Persionen des theologischen Modernismus vermissen läßt.

2. Die eigentliche theologische Schwäche dürfte in dem Verfehlen der „christologischen Mitte“ zu sehen sein. Wenn das im Neuen Testament in realen Fakten bezeugte Christus-

geschehen weithin zu bloßen christologischen Wahrheiten und theologischer Bedeutsamkeit verblaßt, so daß man es nicht wagt, das konkrete Wunder der Heilsoffenbarung Gottes in der Geschichte als den zentralen Ausgangspunkt aller christlichen Lehre zur Sprache zu bringen, so wird den „Herausforderungen der Zeit“ nicht die notwendige Antwort zuteil. Das berechtigte Verfahren in neuer Weise die „alte“ Wahrheit auszusprechen, muß sich aber der Verpflichtung bewußt bleiben, „moderne“ Begriffe zu vermeiden, wenn sie zu einer Nivellierung der „Sache“ Anlaß geben.

3. Die „theologische Erklärung“ ist allem Anschein nach aus einer Grundhaltung erwachsen, welche den eschatologischen Horizont der christlichen Botschaft und Lehre zwischen der Auferstehung Jesu und seiner Wiederkunft übersieht, auf jeden Fall nicht akzentuiert zu Wort kommen läßt. Hieraus erklärt sich wohl auch, daß die Tiefe der Krisis unserer Zeit in ihrer apokalyptischen Zuspitzung überhaupt nicht erkannt wird. Der säkularistische Materialismus, der atheistische Immanentismus, dessen Gottesleugnung und ethische Entartung heute im Raum der Kirche geduldet werden, sind nicht bloß „Herausforderungen“ eines aufgeblähten. Intellektualismus, sondern wesenhafte Symptome einer Situation, welche apokalyptische Züge trägt. Die alle christliche Wahrheit vernebelnde Begriffsverwirrung und die offenbar nicht zu überwindende Blindheit ungezählter Verantwortlicher in Kirche und Theologie hätten auch in dieser Erklärung kritisch angesprochen werden müssen. Der notwendige Hilfsdienst theologischer Reflexion kann sich nur dort verwirklichen, wo eine kompromißlose Analyse der Hintergründe und Abgründe der Zeitsituation in der Perspektive biblischer Weltdeutung vollzogen wird.

Mit den Fragen der Evangeliumsverkündigung, des Gottesdienstes und der Glaubensinformation in katechismusartiger Form hat sich die VELKD seit Jahren besonders gründlich befaßt. Der der vom 23. bis 27. Oktober 1972 in Hamburg tagenden Generalsynode vorgelegte Bericht der Kirchenleitung führt dazu aus:

Eine Erneuerung der Kirche aus strukturellen Änderungen allein ist nicht möglich. Ein erneutes Bemühen um die Inhalte der biblischen Botschaften ist heute in großer Breite gegeben. Hierzu soll der in Arbeit befindliche Erwachsenen Katechismus einen Beitrag bieten.

Die Neuformulierung kann nicht im erkenntnistheoretischen Bereich beharren. Im Blick müssen die daraus hervorstechenden Verhaltensweisen sein: Was bedeutet fromm sein heute konkret? Einen Beitrag zu dieser Frage sucht auch die Untersuchung „Gottesdienstbesuch“ zu leisten.

a) Projekt „Erwachsenen Katechismus“

Die Katechismuskommission folgt in ihrer Arbeit einem Zeitplan. Ihr ist von der Kirchenleitung ein Zeitraum von fünf Jahren gesetzt, innerhalb dessen sie ihre Aufgabe lösen soll. Bis zum 1. September 1973 soll der sogenannte „Zwischentext“ vollständig vorliegen. Dieser Text enthält eine Vielzahl von Fragestellungen, Beispielen und Modellen, die besonders für das Gespräch in Gruppen der Erwachsenenbildung bestimmt sind. Er hat die Aufgabe, über die Hauptaspekte einer bestimmten Frage anhand von Beispielen zu orientieren. Dieses führt zu einer gewissen Breite. Der Zwischentext wird im Winter 1973/74 in ein Überprüfungs- und Erprobungsverfahren gegeben mit dem Ziel, den „Endverbraucher“ an der Gestaltung zu beteiligen, seine Änderungsvorschläge aufzunehmen und aus dem „Zwischentext“ die Elemente herauszuarbeiten, die in einer geplanten *Kurzfassung* enthalten sein sollten. Neben dieser Kurzfassung könnte dann der weiterentwickelte Zwischentext als Arbeitshilfe für die Erwachsenenbildung in Einzelheften herausgegeben werden. Die Kurzfassung soll Anfang 1975 vorgelegt werden.

Bei der Arbeit am Text des Erwachsenen Katechismus erweisen sich drei Fragenkreise als besonders gewichtig:

aa) Wie kann der biblische Gottesglaube in einer allgemeinen Atmosphäre des Atheismus bezeugt werden? Wie kann im wissenschaftlich-technischen Zeitalter von „Gott“ gesprochen werden? Inwieweit ist gerade die bildhafte Rede von Gott die angemessene Art, von ihm zu reden?

bb) Wie kann der Schöpfungsglaube vor dem Hintergrund heutigen Wirklichkeitsverständnisses interpretiert werden? Hier muß die Rede von der *einen* Wirklichkeit auf ihren Gehalt hin analysiert werden. Die Unterscheidung zwischen *Wirklichkeitsbegriff* und *wissenschaftlich erkannter Teilwirklichkeit* erweist ihre besondere Bedeutung.

cc) Wie kann im Zeichen heutigen Denkens die biblische Dimension von Schuld und Scheitern ausgesagt werden? Hier geht es um die Auseinandersetzung etwa mit Ergebnissen der Verhaltensforschung (Konrad Lorenz: Das sogenannte Böse), aber auch mit psychologischen und sozial-psychologischen Theorien über Schuld, Schuldgefühl, Schuldbewußtsein, Aggression usw.

Folgende Perspektiven haben sich bei der Gestaltung der Texte nach und nach als wesentlich herauskristallisiert:

aa) Der Katechismus soll kirchliche Lehre bieten. Er ist damit der ganzen biblischen Verkündigung und kirchlichen Lehrtradition verpflichtet. Er muß außerdem versuchen, in der Vielzahl heutiger Meinungsäußerungen den vorhandenen Konsensus aufzuspüren und zu formulieren.

bb) Die Aussagen des Katechismus dürfen nicht hinter der wissenschaftlichen Erkenntnis der Zeit zurückbleiben. Informationen aus der Theologie und anderen Wissenschaften müssen vor den Vertretern des betreffenden Fachs verantwortet werden.

cc) Der Katechismus muß elementar sprechen. Wo immer es möglich ist, wird versucht, Aussagen auch in Verhaltensweisen und Handlungen zu übersetzen. Informationen sollen seelsorgerlich zugespitzt sein.

dd) Der Katechismus soll sich, wenn auch knapp, zu den wichtigsten kirchlichen Arbeitszweigen äußern. Das gilt z. B. für Diakonie, Mission, politische Verantwortung, Bildungsaufgaben und ähnliches.

ee) Der Katechismus verfolgt eine ökumenische Linie, ohne die Identität des eigenen Kirchenverständnisses aufzugeben. Fragestellungen und Beispiele aus anderen großen Kirchen werden einbezogen und als Vertiefungshilfe für das Fragen nach dem einen Evangelium benutzt.

Hierzu kann angemerkt werden, daß die Aufgabe der Elementarisierung der Texte nach Sprache und Inhalt sich als eine Hauptschwierigkeit erweist. Dieses dürfte in einer wissenschaftlichen Tradition gerade unseres Landes begründet sein.

Die Arbeit an dem Entwurf eines evangelischen Erwachsenenkatechismus konnte von der Kommission planmäßig weitergeführt werden. Im Berichtszeitraum hat das Schwergewicht der Kommissionsarbeit bei den drei Redaktionsausschüssen gelegen, die sich mit der didaktischen und koordinierenden Überarbeitung der Verfasserentwürfe beschäftigen.

Die Gesamtkommission konnte im Berichtszeitraum zwei Sitzungen durchführen. Beide fanden im Prediger- und Studienseminar in Pullach statt. Die Sitzung vom 6. bis 8. Januar 1972 diente vor allem einer Abklärung der Frage, wie der Katechismus den Themenbereich Schöpfungsglaube und Naturwissenschaft behandeln könnte. Auf der Kommissionsitzung vom 26. bis 28. Juni 1972 wurde das Gespräch über das theologische und naturwissenschaftliche Wirklichkeitsverständnis anhand des inzwischen weiter entwickelten Textentwurfes fortgesetzt. Das Gespräch führte zu einer weiteren Klärung des Wirklichkeitsbegriffes unter den Teilaspekten von Naturverständnis, Menschenverständnis und Geschichtsverständnis. Bei einer nächsten Begegnung soll im Mittelpunkt des Gespräches „das sogenannte Böse“ stehen: Aggression, Schuld, Sünde.

b) Untersuchung „Gottesdienstbesuch“

Seit ihrem Entstehen hat sich die Vereinigte Kirche Fragen des Gottesdienstes besonders angelegen sein lassen. Mit der Fertigstellung des Agendenwerkes ist eine Arbeit abgeschlossen worden, die auf Vereinheitlichung und Vertiefung des gottesdienstlichen Lebens zielte.

Allerdings hat sich in der letzten Dekade herausgestellt, daß ständige Reformen an dem Erarbeiteten nötig sind, um den theologischen Trends und der gemeindlichen Praxis gerecht zu werden.

Der Liturgische Ausschuß hat sich ständig mit der Revision der vorliegenden Agenden befaßt.

Daneben wurde es aber unabdingbar, die Fragen der Bedeutung des Gottesdienstes für das kirchliche Leben zu ergründen und die Möglichkeiten, den seit Ende der 60-iger Jahre spürbaren Tendenzen zum Absinken des Gottesdienstbesuches entgegenzuwirken, aufzudecken.

Durch das Memorandum eines bayerischen Pfarrers über „Freude am Gottesdienst“ wurden die Erwägungen, die an vielen Stellen aufgetaucht waren, ins Blickfeld der Kirchenleitung gerückt, so daß diese eine Kommission für den Gottesdienstbesuch berief.

Schon kurz nachdem diese Kommission ihre Arbeit aufgenommen hatte und die verschiedenartigen Aspekte des Gesamtproblems zu analysieren versuchte, wurde ihr deutlich, daß sie ohne eine breiter angelegte religions-soziologische Studie zwar Einzelfragen behandeln, aber keineswegs, wie von ihr erwartet, umfassende Vorschläge unterbreiten könne. Sie hat darum gebeten, in Analogie zu den Bemühungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche, eine Repräsentativumfrage durchführen zu lassen. Die Generalsynode hat dafür Mittel bereit gestellt.

Mit der Durchführung der Befragung wurde das Institut für Demoskopie Allensbach beauftragt. Der Befragung von 2000 repräsentativ ausgewählten Gemeindegliedern aus dem Bereich der VELKD-Kirchen ging eine umfassende repräsentative Leitstudie mit 200 Befragten voraus. Die Rohergebnisse der im Sommer 1971 durchgeführten Leitstudie wurden mit den Kommissionsmitgliedern diskutiert und waren entscheidend für die endgültige Fassung des Fragebogens. Die Ergebnisse der Befragung liegen seit August 1972 in einer ersten Aufbereitung in einem Computerband vor. Die unter dem Vorsitz von Professor Dr. Manfred Seitz stehende Kommission wird der Generalsynode eine erste Auswertung vortragen. Dem Computerband wird ein Forschungsbericht folgen, der auch auf die thematisch umfassenden Ergebnisse der Leitstudie zurückgreifen wird.

Zur Tagung der Generalsynode 1973 soll ein erster Bericht über das Ergebnis der Umfrage vorgelegt werden.

Die Ausarbeitung des Fragebogens wurde durch die Kommission in einer Reihe von Sitzungen sehr sorgfältig vorgenommen. Bei ihren Erwägungen geht die Kommission davon aus, daß das Angebot an gottesdienstlichen Formen pluriformer sein muß als bisher. Zwar läßt das Agendenwerk eine Reihe von Möglichkeiten zur Abwandlung der vielfach als zu starr empfundenen Formen offen. Es ist aber noch nicht ins Allgemeinbewußtsein eingedrungen, daß eine Vielfalt gottesdienstlicher Gestaltung auch im Rahmen der bisher erstrebten Vereinheitlichung denkbar ist. Besonders fehlt es an klaren Vorstellungen darüber, welche Elemente im gottesdienstlichen Geschehen der Neugestaltung offen stehen und neuer Formen bedürfen, vor allem um der veränderten Bewußtseinslage in der Gemeinde willen. Während es auch bisher an beachtlichen Einzelversuchen für die Gestaltung „Neuer Gottesdienste“ nicht fehlt und die Literatur darüber aufzufert, ist eine Zusammenfassung der Bemühungen noch nicht gelungen.

Das Ergebnis der römisch-katholischen Umfrage zum Gottesdienstbesuch, einer „Totalerhebung“, an der alle Katholiken beteiligt wurden und einer Repräsentativumfrage, bei der 4000 Personen, die die Einläufe auf die erstgenannte Umfrage kontrollieren sollte, sowie einer Umfrage bei allen Priestern und Ordensleuten, die beide Untersuchungen flankiert, hat bereits zu beachtlichen Ergebnissen geführt. Der Forschungsbericht darüber liegt inzwischen vor. Die Zeit ist noch zu kurz, um die in dem Bericht naturgemäß im Vordergrund stehenden soziologischen und sozial- bzw. religionspsychologischen Aspekte theologisch gründlich zu reflektieren. An der pastoral-soziologischen und pastoral-praktischen Auswertung wird in der röm.-kath. Kirche gearbeitet. Mit diesem Arbeitsvorhaben steht die von der Kirchenleitung berufene Kommission in ständigem Erfahrungsaustausch.

Neben der Forderung, daß das Gottesdienstangebot vielgestaltiger werden muß (es ist mit Zahlen zu belegen, daß die Beliebtheit von bestimmten Gottesdienstformen mit Alter und Bildung variiert), steht die andere, daß das Evangelium nicht nur zur *Sprache* zu bringen ist, sondern neu *Gestalt* finden muß. Ein erstaunliches Ergebnis der röm.-kath. Umfrage bildet die Tatsache, daß die Erwartungshaltung auch bei den Kirchenfernern erheblich ist. So wird zu fragen sein: Wie kann die Kirche der „moralisch-politischen Warnfunktion“, die von ihr erwartet wird, im Gottesdienst deutlich Ausdruck verleihen?

Schließlich muß beachtet werden, daß neben den überkommenen Strukturen der Kirchengemeinden mit ihren sonntäglichen „Hauptgottesdiensten“ andere Gemeinschaften entstehen,

die sich als Sozialisationsfaktoren auswirken und anbieten. Sie sind weithin schon Ausdruck des Beteiligtseins an der Sache der Kirche.

Die Kommission dürfte, nachdem sie das Ergebnis der Umfrage bearbeitet hat, vor der Frage stehen: Wie erhalten wir die Einheit des gottesdienstlichen Handelns? Gottesdienst ist Feier des *einen* Gottesvolkes. Deshalb genügt es nicht, die Gemeinde in verschiedene und verschiedenartige Gruppen und Grüppchen aufzuteilen oder auseinanderlaufen zu lassen. Die Aufgabe ist also, zu überlegen, wie ein Ausdruck für die Einheit des Gottesdienstes in der Vielgestaltigkeit der neuen Formen gefunden werden kann.

Auch die westfälische Landessynode befaßte sich auf ihrer Herbsttagung mit Fragen des Gottesdienstes. Sie nahm durch Beschluß eine Vorlage ihres Berichtsausschusses – Unterausschuß Gottesdienst – entgegen:

Der Berichtsausschuß bestätigt den Satz des Präses:

„Vom Gottesdienst als der tragenden Mitte aus hat alles Leben der Gemeinde Ausrichtung und Antrieb.“ Er beantragt deshalb als Proponendum für eine der nächsten Landessynoden das Thema vorzusehen: Gottesdienst in unserer Zeit. Er bittet die Kirchenleitung, baldmöglichst einen Ausschuß mit der Erstellung eines knappen Proponendums zu beauftragen. Es sollte folgende Gesichtspunkte enthalten:

1. Was geschieht im Gottesdienst? Was richtet er aus? Inwiefern ist er die „tragende Mitte“ des Gemeindelebens?

2. Welche Elemente gehören zum evangelischen Gottesdienst? Wie gehört zueinander, daß unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang (M. Luther)?

Hat die evangelische Kirche liturgischen Reichtum verloren: Anbetung, Lobpreis, Bekenntnis des Glaubens, Fürbitte ...?

3. Wie sind Gottesdienst und Alltagsleben aufeinander bezogen? In welcher Weise gehört es als Auswirkung zum Gottesdienst hinzu, daß Formen von gelebter Frömmigkeit im Alltagsleben ihren Platz finden? In welcher Beziehung steht der sonntägliche Gottesdienst zu anderen Formen von Gottesdienst während der Woche?

4. Welche Ursachen lassen sich nennen für das weitreichende Desinteresse vieler Gemeindeglieder am sonntäglichen Gottesdienst? Hat das verlängerte Wochenende den Sonntag entwertet? Lassen sich nicht andererseits Möglichkeiten erschließen, die durch die Fünftagewoche frei werdenden Tage zu nutzen, etwa zu Tagen der Einkehr in „Häusern der Stille“?

Ist unsere Sprache in Predigt und Liturgie unverständlich geworden? Verfehlt unsere Verkündigung und unser Beten den Bezug zur Wirklichkeit heutigen Lebens? Sind die traditionellen Formen unserer Gottesdienste schwer vollziehbar geworden für Menschen unserer Tage? Andere weisen darauf hin, daß Reformer kurzschlüssig vorgehen, wenn sie von der Änderung der Formen durchgreifende Hilfe erwarten. Auf Glauben weckende Verkündigung komme es an. Stehen hier unüberbrückbare Gegensätze gegeneinander, oder ist ein Ausweg, durch intensives Hören aufeinander zu suchen?

5. Gottesdienste in anderer Gestalt werden in vielen Gemeinden erprobt. Das ist ein erfreulicher Vorgang. Welche Empfehlungen lassen sich dazu geben? Welche Kriterien könnten denen an die Hand gegeben werden, die sich um Neugestaltung von Gottesdiensten bemühen? Welche Hilfestellung oder Anleitung läßt sich geben zur Gestaltung von gelebter Frömmigkeit in Gruppen und Familien, bei Zusammenkünften verschiedenster Art, wie Freizeiten, Einkehrtagungen, Seminaren, Tagungen, und in ständigen Einrichtungen der Gemeinde (z. B. in Kindergärten u. a.)?

6. Welche Stellung kommt insbesondere dem Altarsakrament im Gottesdienst zu? Welche Konsequenzen ergeben sich von der Feier der Sakramente her für Gestalt und Gestaltung unserer Gottesdienste?

7. Müssen unsere Gottesdienste nicht den unterschiedlichen Frömmigkeitsstil von Gruppen und Gemeinschaften in der Kirche berücksichtigen?

8. Schließlich werden soziologische Untersuchungen unserer Gottesdienste für notwendig erachtet.

Der Gottesdienst ist Gottes großartiges Angebot an uns!
'Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.'

Wie dürfte da die Kirche müde oder nachlässig werden, immer neu Gottesdienst zu feiern und darin seine Anrede als Zuspruch und Anspruch zu hören?

Zu der Sorge um die rechte Verkündigung gehört auch das Bemühen um das rechte Verständnis des Amtes der Verkündigung, des ministerium verbi divini, und der Ordination. Mit dieser Frage hat sich in besonderer Weise die VELKD befaßt. Im Berichtsjahr wurde eine theologische Stellungnahme „Kirchliches Amt und Ordination“ veröffentlicht, die im November 1971 von der Bischofskonferenz angenommen wurde. Sie lautet:

KIRCHLICHES AMT UND ORDINATION

Die VELKD hat sich in der Vergangenheit wiederholt mit der Frage des kirchlichen Amtes und der Ordination befaßt. Seither haben sich neue Probleme und Gesichtspunkte ergeben: Die Gleichsetzung des kirchlichen Amtes mit dem Pfarramt überlieferter Prägung wird in Zweifel gezogen; neue gemeindebezogene Funktionen treten ins Blickfeld; der Begriff der publica doctrina ist von der medienbesetzten Öffentlichkeit her in Frage gestellt. Das Amt auf Zeit wird gefordert, die Gleichsetzung von Ordination und Einführung in einen konkreten Aufgabenbereich (Installation) erwogen.

Auf alle diese in der Gegenwart aufbrechenden Fragen kann nicht in einer zusammenfassenden Stellungnahme geantwortet werden; sie bedürfen einer gesonderten, vor allem auch kirchenrechtlichen Behandlung. Eine Stellungnahme wird heute nur Orientierungspunkte für die weitere Diskussion setzen können.

Für die weitere Arbeit an diesem Problem wird allerdings eine Grundentscheidung in bezug auf die Frage gefällt werden müssen, nämlich, ob ein besonderes Amt der Kirche (nach CA 5 und 14) aufrecht zu erhalten ist und in welchem Sinne eine spezifische Form der Übertragung dieses Amtes geübt werden soll.

Auf diese Frage will die folgende Stellungnahme eingehen. Sie will damit lediglich Leitsätze für die weitere Behandlung einiger mit dem Amtsverständnis sich stellender Probleme formulieren, nicht deren Lösung im einzelnen vorgereifen.

A. Biblische und reformatorische Grundlagen der Lehre vom Amt

Es ist für die biblischen und reformatorischen Grundlagen der kirchlichen Lehre vom Amt zu verweisen auf das Gutachten des Theologischen Ausschusses der VELKD zur Frage des Ministerium Ecclesiasticum und der Ordination vom 2. 6. 1955 sowie auf die Erklärung des Ökumenischen Ausschusses zur Frage der Apostolischen Sukzession vom 26. 11. 1957. Dabei ist besonders hervorzuheben:

a) Der Begriff des besonderen kirchlichen Amtes kann wegen der Vielfalt und der geschichtlichen Bedingtheit des neutestamentlichen Zeugnisses diesem nicht direkt entnommen werden. Er ist vielmehr ein dogmatischer Begriff, der von der Kirche in der Besinnung auf die sachliche Mitte des Auftrages der christlichen Sendung entwickelt wurde. Er ist zugleich in der Besonderung des Auftrages der Apostel gegenüber allen anderen Diensten des Neuen Testaments begründet.

b) Neutestamentliche Überlieferung stimmt aber darin zusammen, daß es der christlichen Gemeinde als ganzer aufgetragen ist, das Evangelium in der Welt zu bezeugen. Dieser Auftrag erfüllt sich in der Vielfalt der Charismen, in denen der Heilige Geist den Christen Anteil gibt am Leben und an der Sendung Jesu Christi. Darum gilt dieser Auftrag nicht einer besonderen Gruppe in der Kirche, sondern allen Getauften. In der Zuordnung der Gaben zueinander vollzieht sich der Aufbau der Gemeinde als Leib Christi.

c) Der Aufbau der Gemeinde als Leib Christi geschieht nach reformatorischem Verständnis vornehmlich durch die Verkündigung des Evangeliums (CA 5) öffentlich und privat in

vielfältiger Form (Schmalkald. Art. „Vom Evangelio“). Die öffentliche Verkündigung des Evangeliums dient ebenso zur Sammlung der Gemeinde (CA 7) wie zur Bezeugung Jesu Christi in der Welt. Darum ist es der Gemeinde aufgetragen, für die öffentliche Verkündigung des Evangeliums (*publica doctrina*) zu sorgen. Konstitutiv für die öffentliche Verkündigung des Evangeliums ist das mündliche Wort und die Darreichung der Sakramente in einer Form, die die Einheit und Gemeinsamkeit der ganzen Gemeinde deutlich zum Ausdruck bringt.

d) Um die Öffentlichkeit, Einheit und Gemeinsamkeit der Verkündigung wirksam werden zu lassen, beruft die Kirche einzelne aus ihrer Mitte, die allen gemeinsam aufgetragene Bezeugung Jesu Christi öffentlich wahrzunehmen (CA 14). Das so gebildete „Predigtamt“ oder Amt der Kirche (*ordo ecclesiasticus*) steht als öffentliche Wahrnehmung der grundlegenden Lebensfunktion christlichen Glaubens in der Gemeinde. Es steht als Verkündigung des Evangeliums an das glaubende Hören im Auftrage Christi der Gemeinde zugleich gegenüber. Es kann deshalb nicht aus der gesellschaftlichen Vorfindlichkeit der Gemeinde, sondern allein aus ihrem Auftrag abgeleitet werden.

B. Die gegenwärtige Situation des kirchlichen Amtes

In der gegenwärtigen Situation stellen sich für die kirchliche Lehre von Amt und Ordination viele Fragen neu. Zu einigen dieser Fragen, auf die die vorliegenden Gutachten keine oder nur unzureichende Antworten geben, nimmt der Theologische Ausschuss erneut wie folgt Stellung:

1. Christlicher Glaube und christliches Leben sind differenzierter geworden und vollziehen sich in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht mehr im selbstverständlichen Horizont der umgreifenden bestehenden Christenheit. Die traditionelle kirchliche Arbeit (Gottesdienste, Unterricht, Seelsorge, Diakonie, Gemeindeverwaltung) ist heute dadurch zum Teil problematisch geworden. Neue, der Kirche zugewachsene oder von ihr wahrgenommene Aufgaben (Öffentlichkeitsarbeit, Sozialarbeit, Bildungs- und Beratungswesen, Entwicklungshilfe u. a.) lassen die Frage entstehen, wie diese sich zur kirchlichen Verkündigung in ihrer traditionellen Gestalt verhalten. Mit anderen Worten: Wie ist der kirchliche Auftrag in der gegenwärtigen Gesellschaft zu verstehen und was folgt daraus für das Verständnis des kirchlichen Amtes?

a) Notwendig ist die Verkündigung der Rechtfertigung in Christus. Durch sie allein wird der Glaube bewirkt, welcher in Gottes eschatologischem Gericht rettet. Dieser Glaube schenkt die christliche Freiheit, aus der die Humanisierung gesellschaftlicher Prozesse geschehen kann. Daraus folgt die Notwendigkeit des Dienstes der Verkündigung (CA 5).

b) Notwendig ist die Sammlung der Glaubenden. Denn in ihr stellt sich die Gottesgemeinschaft auch nach außen hin dar, und in ihr findet das christliche Leben seine Antriebe. Daraus folgt die Notwendigkeit des Amtes der öffentlichen Predigt und Sakramentsverwaltung (Amt der Kirche, CA 14).

c) Notwendig ist der helfende Dienst am einzelnen und an der Gesellschaft. Denn ohne ihn kann sich das Leben aus dem christlichen Glauben nicht vollziehen. Daraus folgt nach jeweiligem Erfordernis die Einrichtung besonderer Dienste.

2. Die zunehmende Differenzierung des gesellschaftlichen Lebens hat das traditionelle Bild der durch den Pastor geleiteten und öffentlich vertretenen Gemeinde problematisch gemacht. In der heutigen Gemeinde stellt sich die Frage nach dem Verhältnis des Amtes der Kirche zu den anderen Diensten und Lebensäußerungen christlichen Glaubens mit neuer Dringlichkeit.

Auf die Erweiterung kirchlicher Aufgaben nach Umfang und Struktur hat die Kirche durch die Ausbildung von Schwerpunkten in der kirchlichen Arbeit und durch die Neueinführung von Diensten reagiert. In der Regel wurden jedoch Aufgaben dieser Art dem traditionellen Pfarramt aufgebürdet und haben dort vielfach zu einer Überlastung geführt. Von daher ist zu fragen: Welche Funktionen sind für das Amt der Kirche konstitutiv? Welche anderen Dienste sind nötig?

a) Konstitutiv für das Amt der Kirche sind auch in der neuen Situation die gottesdienstliche öffentliche Verkündigung und Sakramentsspendung. In ihnen geschieht die Sammlung der Gemeinde. In ihnen wird der Zusammenhang aller kirchlichen Dienste mit der

geschichtlichen Sendung des Evangeliums zum Ausdruck gebracht. Damit dient der Amtsträger der Gemeinde in ihrer konkreten Gestalt; er verantwortet diesen Dienst vor dem Evangelium. Neben diesem für sein Amt konstitutiven Dienst nimmt der Amtsträger je nach dem Maß seiner Gaben und Kräfte an denjenigen Diensten teil, die allen Gliedern der Gemeinde obliegen (1a und 1c).

b) Bei den für das Amt der Kirche konstitutiven Diensten können Schwerpunkte gesetzt werden, wenn die Lage es erfordert. Das befreit den Amtsträger nicht von der grundsätzlichen Verantwortung für diese Dienste.

c) Neben dem Amt der Kirche sind auch auf Grund des Auftrages der Verkündigung (1a) und der Notwendigkeit des helfenden Dienstes (1c) andere Dienste nach jeweiligem Erfordernis einzurichten (Unterricht und Jugendleitung, Beratungswesen, Sozialarbeit, Diakonie, Management, Öffentlichkeitsarbeit u. a.).

3. Die Vielzahl kirchlicher Aufgaben und Dienste hat in manchen Kreisen Unsicherheit und besondere Fragen entstehen lassen: Zu welchen von ihnen ist Ordination nötig und warum? Wie verhält sich die Ordination zu anderen ordinationsähnlichen Akten (Einsegnung, Berufung, Beauftragung)? Welche Folgen hat der Ordinationsauftrag?

a) Da das Amt der Kirche (CA 14) unbeschadet der Vielfalt der Dienste (1b) der Einheit der christlichen Gemeinde durch die Evangeliumsverkündigung dient, ist ein öffentlicher Akt der Beauftragung nötig. Dieser Akt wird Ordination genannt. In der Ordination wird der Ordinand berufen, der Kirche in ihrer konkreten Gestalt zu dienen und diesen Dienst in der Verantwortung vor dem Evangelium zu tun. Damit übernimmt er gesamtkirchliche Verpflichtung. Daraus folgt, daß eine Ordination nur für denjenigen kirchlichen Dienst notwendig und sinnvoll ist, der durch die öffentliche Evangeliumsverkündigung der Einheit der christlichen Gemeinde dient.

b) Überall wo das Amt der Kirche ausgeübt werden soll, ist Ordination erforderlich. Dies gilt auch da, wo Teilfunktionen des für das Amt der Kirche konstitutiven Dienstes (im Sinne von 2b) auf Dauer ausgeübt werden. Für andere kirchliche Dienste kann eine Einsegnung, Berufung oder Beauftragung vorgenommen werden.

c) 1. Der mit der Ordination übernommene Auftrag verpflichtet den Ordinierten, der Gemeinde durch öffentliche Verkündigung und Spendung der Sakramente zu dienen. Er gilt grundsätzlich auf Lebenszeit, kann aber entzogen oder zurückgegeben werden. Die Ausübung des mit dem Ordinationsauftrag übernommenen Dienstes kann in besonders begründeten Fällen ruhen, z. B. bei Sonderaufträgen, bei Krankheit, häuslichen oder politischen Verpflichtungen.

c) 2. Nach reformatorischem Verständnis bedeutet die Ordination nicht die Verleihung eines besonderen Charakters an die Person des Ordinierten im Sinne eines sakramental-ontologischen Status. Sie bedeutet vielmehr die von der Kirche geordnete und zu verantwortende Berufung in das Amt der öffentlichen Verkündigung, die die Einheit der Gemeinde des Evangeliums begründet und zum Ausdruck bringt. Diese Berufung ist unabhängig von der Frage, ob der Berufene das Amt haupt- oder nebenberuflich ausübt. Wenn das Amt der Kirche der Einheit der ganzen Kirche dient, sollte die Berufung in dieses Amt unabhängig von der Einführung in besondere Funktionen (z. B. Pastorenamt in einer bestimmten Gemeinde usw.) und für die ganze Kirche erfolgen. Es ist angemessen, die Ordination (unabhängig von der Ausübung bestimmter Funktionen und unabhängig von deren zeitlicher Begrenzung) nicht zu wiederholen, sondern ein für allemal gelten zu lassen. Es ist im Einzelfall zu prüfen, ob die Ordination wiederholt werden muß, wenn ein Amtsträger den mit der Ordination erteilten Auftrag wieder ausüben soll, nachdem er zurückgegeben oder ihm entzogen worden ist.

d) Das Amt der Kirche gilt in diesem Verständnis unbeschadet seiner besonderen Ausformung in verschiedenen Situationen der Gemeinde (Mission usw.) der ganzen Christenheit. Ist der Konsensus über die rechte Verkündigung des Evangeliums nach CA 7 festgestellt und sind die besonderen Merkmale der Ordination (nach 3a) gegeben, so besteht nach reformatorischem Verständnis kein Grund, die Anerkennung der Berufung ins Amt auch unter anderen Bedingungen (Mission usw.) zu verweigern. Es sollten deshalb alle Mittel und Wege genützt werden, die jeweils spezifische Form der Ordination bei grundsätzlichem Konsensus in der Verkündigung des Evangeliums und über die Funktion des Amtes der Kirche wechselseitig anzuerkennen.

5. SEELSORGE

Die VELKD und ihre Gliedkirchen haben sich seit Jahren besonders intensiv mit den Fragen und Aufgaben der Seelsorge befaßt. In seinem der Hamburgischen Synode am 9. März 1972 unter der Überschrift „Prioritäten“ erstatteten Bericht ging Bischof D. Wölber, der zugleich Leitender Bischof der VELKD ist, ausführlich darauf ein:

... III. Priorität Gemeinde

a) Personale Bindungen und Einzelkontakte

Doch nun möchte ich das Prioritätenproblem von den Gemeinden her ansprechen. Nach meiner Überzeugung hat die Gemeinde als solche immer Priorität. Es sind die Zellen der Kirche, wobei über die Durchlässigkeit ihrer Grenzen und über ihr Angewiesensein auf übergeordnete Zusammenarbeit viel Positives zu sagen wäre. Doch bleibt bei einer Gemeinde das Kennzeichen der Überschaubarkeit ihres Lebens und Tuns. Es bleibt die Begrenzung der Verantwortung in dem Maße, daß die sogenannten Laien wirklich konkret mittragen und mitgestalten können. Es bleibt der spezielle Kreislauf zwischen Gottesdienst und Aktion. Es bleibt die Notwendigkeit menschlicher Nähe. Es ginge also um Gemeinschaft in einem gefüllten aktiven Sinn, bezogen auf Gottesdienst. Welche Tendenzen, welcher Stil ergibt sich damit?

Bei meinen Visitationen habe ich es im Gespräch mit den Mitarbeitern oder in der Gemeindeversammlung immer wieder mit vier Gesichtspunkten zu tun. Da ist z. B. folgende Postkarte, die ich – Absender: Viele Gemeindeglieder von Cuxhaven – vor einiger Zeit erhielt. „Sehr geehrter Herr D. Wölber! In den letzten Tagen lese ich nur von Zusammenkünften der Pastoren, um verschiedene Reden pp. zu halten, so ökumenische Treffen, Einführung eines Pastors in Hamburg, Ärzte und Theologen treffen sich. Wir können nur den Kopf schütteln. Immer weniger Menschen gehen zur Kirche, überall herrscht Not in der Welt, und die Pastoren geben ungeheure Summen für Treffen aus. Die Pastoren sollen außerdem sich lieber der Gemeinde widmen anstatt überall nutzlos herumzufahren. Hochachtungsvoll.“

Natürlich ist eine solche Karte eine Karikatur. Aber die einen sagen, wir wollen eine richtige Gemeinde sein. Damit meinen sie die Pflege des Gedankenaustausches und gemeinsame Aktivitäten. Die anderen sagen mindestens: wozu ist eigentlich der Pastor da, wenn er nicht mit uns Fühlung nimmt? So ist wohl die Postkarte zu verstehen. Es ist das Bedürfnis nach spezieller Gemeinschaft. Ich würde dem eine Priorität zumessen.

Es geht dann auch immer wieder um den religiösen Erkenntnisvorgang. Jedenfalls sagen die Leute: was glaubt ihr eigentlich? Diese quasi theoretische oder kognitive Seite steht heute im Vordergrund. Wir sind davon durchdrungen, daß wir wegen des historischen Charakters des christlichen Zeugnisses „übersetzen“ müssen. Dies ergibt ein Übergewicht der Analyse und der Interpretation. Die Leute denken dann, Glauben, das ist ja eine ganz schwierige Sache, hier muß man lauter Probleme schlucken, hier können nur Experten reden. Alles ringt jedenfalls um die Konvertierbarkeit der theologischen Währung. Ich meine aber, die so notwendige Glaubensinformation sollte mehr zeigen, daß der Glaube auch ein paar einfache Grundentscheidungen in unserem Leben enthält, daß er Vertrauen bedeutet und vieles rational nicht erklärbar ist, sondern auf Erfahrung und Erleben beruht, wie auch sonst manches in dieser Welt.

Als selbstverständlich gilt dann noch der immer wieder bei den Visitationen zur Sprache gebrachte dritte Gesichtspunkt. Wer von Religion und Glaube hört, denkt an einen moralischen oder ethischen Zusammenhang. Von dem allgemeinen Zukunftsschock geprägt, von der Frage, was soll eigentlich aus dieser Welt mit ihren Schrecken und Ungerechtigkeiten werden, hat sich die Kirche wie selten zuvor als moralische Anstalt aufgemacht. Es gibt nichts Soziales und Sozialpolitisches in der Nähe und in der Ferne, welches nicht in den Predigten und in den Veröffentlichungen der Kirche angesprochen wird. Hier liegt zumeist das stärkste Sendungsbewußtsein.

Aber so wichtig die beiden zuletzt genannten Gesichtspunkte sind, Prioritäten zu setzen hieße heute m.E., personale Bindungen zu fördern und zu vertiefen. Es hieße, Einzelkontakte, wo immer möglich zu entwickeln. Es hieße, und sei es auch nur im kleinsten Maßstab, Zellen aufzubauen und in breiter Front Besuchsdienste zu intensivieren. Dies ist auch das richtige Motiv in dem Vorschlag des Petri-Kreises über die Intensivgemeinden. Es gilt, von Mann zu Mann zu arbeiten. Glaube läßt sich sozusagen nur durch persönliche Empfehlung übertragen. Aber ich meine hier gar nicht solche missionarischen Absichten der Kirche. Ich meine die Antwort auf eine Zeit, die den Menschen in die Isolation drängt, ihn einsam macht, um ihn dann im Konfliktfall einer Fachbehandlung auszuliefern.

Man muß spüren, daß die hier gemeinte Sorge um den Menschen eben nicht professionell handwerklich geschehen kann, sondern daß das Bemühtsein um den Menschen eine Lebensform ist, die in Fleisch und Blut übergehen muß. Die Absetzbewegung in Richtung auf Methodengläubigkeit und Expertentum für dies oder das ist eine bedrohliche Entwicklung. Wo das geistliche Leben der Hingabe durch Routine und Perfektion der „Behandlung“ des anderen, also durch technokratischen Positivismus ersetzt wird, fehlt gerade die kritische Potenz, die wir unserer allgemeinen Lebenswirklichkeit gegenüber brauchen und die von der Kirche her zu erwarten ist, nämlich Menschlichkeit, getragen von Vertrauen und Hoffnung, bemüht um Hilfe und Trost und dies unter Hintanstellung von Selbstgerechtigkeit, doch immer auch wieder orientiert an Glaube und Gebet. Dies ist eine universale, nicht aufzugliedernde Grundposition.

Meine Sorge ist, daß Mitarbeiter, die für diesen Auftrag da sind, in kirchlicher Selbstbeschäftigung in unserer inflationären Demokratie in vielfältigen Konzeptionsdebatten verbraucht werden. Aber sie gehören an die Front der Menschen. Ihr Tun ist vor Ort. Zugespitzt gesagt, wir verhalten uns manchmal und beinahe wie ein Industrieunternehmen, in dem viele Arbeiter, anstatt Autos herzustellen ständig konferieren und tagen. Sicher sind Beratungen zur Konzeption notwendig. Aber man muß auch aufpassen, daß andere Kräfte nicht deswegen inzwischen den Markt besetzen.

b) Der Rang des Gottesdienstes

Doch nun zum vierten Gesichtspunkt. Wer an die Kirche denkt, denkt an gefühlsmäßige Eindrücke, an geistliche Erfahrungen, an Besinnung, an Erhebung – warum eigentlich nicht? Zentriert ist dies auf die Vorstellung vom Gottesdienst. Ihm wieder mehr Rang zu geben, ist eine Schicksalsfrage der Kirche.

Sozialpsychologisch müssen wir von dem emotionalen Element, vom Erleben ausgehen. Viele Theologen pflegen den emotionalen Faktor in der erwähnten rationalanalytischen Überlegenheit zu unterschätzen. Sie haben aber damit nicht mehr den ganzen Menschen im Blick. Hinzu kommt, daß wir in der offiziellen Kirche viel mehr als wir wahrhaben wollen, von der marxistischen Religionskritik beherrscht sind, der These nämlich, der Mensch würde durch Religion in einem Zustand festgehalten, der der Illusion bedarf, und mit Harfenklängen würde er über das Elend des Diesseits hinweggehoben. Jedenfalls sind wir Kinder unserer technisch-wissenschaftlichen Welt im Zuge der Religionskritik zutiefst skeptisch und damit auch unfähig, die Seite der Erfahrung und des Erlebnisses beim religiösen Bewußtsein zu deuten und zu bejahen. Das Ganze wäre aber nicht nur ein Widerspruch zur Wirklichkeit des ganzen Menschen, sondern auch zur Geschichte des Christentums. Wo starke Triebkräfte spürbar wurden und zwar bis in den sozialen Bereich hinein, geschah es oft durch den Aufstand der religiös emotionalen Bedürfnisse und Erfahrungen. Es war ein Aufstand der Frömmigkeit. Wenn ich mich nach Prioritäten frage, so muß ich wirklich sagen, daß nach dieser Seite unsere christliche Existenz in die Enge der Rationalität geführt wurde. Ich meine, daß heute eine wesentliche Öffnung mit einer Verlebendigung und Modernisierung der Form der Gottesdienste gegeben sein könnte.

c) Die Last und Einsamkeit des Einzelnen

Nun sei aber am Ende noch eines hinzugefügt. Es bedeutet im gewissen Grade eine Zusammenfassung der letzten Überlegungen. Keine noch so gute Gestaltung unserer allgemeinen Lebensbeziehungen, keine noch so durchgefeilte und geschickte Technik unseres Mit-

einanders und auch keine noch so günstige soziale Ausgewogenheit unseres Anteils am Leben befreit den Menschen von seiner Auseinandersetzung mit seinem persönlichen Schicksal, mit seinem Versagen, mit seiner Krankheit, mit seinem Alter, mit seinem Tod. Davor kann er nicht in den Dienst des Kollektivs oder der Institution fliehen. Darin kann ihn niemand vertreten. Nicht hilft ihm der Streit der Ideologen und die Vollstreckung des Zeitgeistes, dieses im Grunde richtungslosen pragmatischen Liberalismus. Niemals ist der Mensch seinen eigenen Entscheidungen und Leiden enthoben. Aber wo immer man steht, der Mensch möchte trotz aller Ablenkung und trotz aller Pressionen mit sich selbst ins Reine kommen und sich an diejenigen halten, die Hoffnung geben können und tröstlich sind.

So also braucht der Mensch Beistand. Er sucht Antwort auf seine Fragen nach dem Lebenssinn, er will in seiner Not nicht allein gelassen sein, er erwartet, daß man ihn nicht losläßt. Weil jedoch der Mensch in diesem Sinne seine gleichsam eigene Priorität ist, weil es um den Menschen im Staat, in Kirche und Gesellschaft geht und eben nicht um Systeme und Theorien, müssen wir Seelsorge betonen, d. h. den Dienst der Kirche am Einzelnen. Nach meiner Erfahrung ist dies auch die glücklichste Seite unseres Wirkens, denn man hat hier am allerwenigsten den Eindruck, ins Leere zu arbeiten. Sich um den Menschen zu kümmern, schafft immer Antwort im eigenen Innersten und auch von ihm, dem Menschen her ...

Die vom 23. bis 27. Oktober 1972 tagende Generalsynode der VELKD faßte folgende Entschlieung:

SEELSORGE

1. Die Generalsynode hat den Bericht des Ausschusses für Gemeindeaufbau und Kirchenreform entgegengenommen. Sie bittet die Gliedkirchen, die Krankenhausseelsorge als wichtige Aufgabe in der heutigen volksgemeinnützigen Situation zu fördern. Dazu gehört vor allem:

a) die Bettenzahl, die von einem hauptamtlichen Krankenhausseelsorger betreut wird, möglichst auf 500 Betten zu reduzieren;
b) auf Stationen mit besonderer Todesbedrohung, wenn Krankenhausverwaltung, Ärzteschaft und Landeskirche zustimmen, Modelle zu errichten, in denen der Pfarrer voll in den Behandlungsplan integriert wird und auf diese Weise dem Kranken helfen kann.

2. Die Generalsynode bittet die Kirchenleitung,

a) die Weiterentwicklung einer Theologie der Seelsorge vor allem durch Planungen im Zusammenhang mit dem Prediger- und Studienseminar Pullach zu unterstützen;
b) durch Angebot eines „Kollegs“ Gemeindeglieder für den Dienst der Seelsorge auszu-bilden.

3. Die Generalsynode hält es für nötig, daß die Entwicklung der Seelsorgearbeit und Seelsorgeausbildung auch weiterhin durch ein synodales Gremium begleitet wird.

6. DAS EVANGELISCH-KATHOLISCHE VERHÄLTNIS UND GESPRÄCH¹⁰

Nachdem er in seinem Rechenschaftsbericht als Ratsvorsitzender vor der EKD-Synode in Berlin-Spandau auch auf das Verhältnis zur katholischen Kirche eingegangen war (s. o.), berichtete Landesbischof D. Dietzfelbinger in seiner Eigenschaft als Catholica-Beauftragter der vom 22. bis 27. Oktober 1972 in Hamburg tagenden Generalsynode der VELKD:

10. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1965, S. 99ff.; 1966, S. 181ff.; 1967, S. 138ff.; 1968, S. 45ff.; 1970, S. 109ff.; 1971, S. 22ff.

1. Als im vorigen Jahr die Dechanten des katholischen Erzbistums Köln eine Reise durch das Heilige Land machten, führte der Jerusalemer Pfarrer Düsing vor ihnen in einem Vortrag aus: Die ökumenischen Bemühungen der römisch-katholischen Kirche in Deutschland und anderswo müßten die orthodoxen Christen mit einbeziehen, wenn die römisch-katholische Kirche dem vom Konzil gemeinten Ökumenismus entsprechen solle. Sonst – wenn sie also die orthodoxe Kirche nicht einbeziehe – bestehe die große Gefahr der Einseitigkeit, der Glaubensschwächung, ja des Glaubensverlustes. Die zu starke Orientierung allein zu den evangelischen Christen hin, ohne die Rücksicht auf die vom Ökumenismus mitgemeinten orthodoxen Kirchen, bedeute die Gefahr der Entsakralisierung, des Verlustes des Mysteriums, der Sakramente, des Amtes, der Liturgie.

Die Spiritualität der Ostkirche habe viel zu sagen und werde in den gegenwärtigen Gefährdungen der römisch-katholischen Kirche in Deutschland eine große Hilfe bedeuten.

Wenn nicht viele Zeichen trügen, so kann man eine Aufnahme dieser Gedanken im Großen heute wohl in der ökumenischen Strategie der römisch-katholischen Kirche finden. Ihre ökumenische Aktivität hat keinesfalls nachgelassen, wie es heute vielfach vermutet wird. Sie hat sich zwar nicht von den Kirchen des Ökumenischen Rates in Genf abgewendet, zu denen ja auch die orthodoxen Kirchen gehören, scheint sich jedoch stärker eben auf diese Kirchen der Orthodoxie zu konzentrieren. Die Verwandtschaft untereinander wird dabei ebenso konstatiert wie die gemeinsamen Unterschiede gegenüber den protestantischen Kirchen ...

2. Wenn man die Stellung der orthodoxen Kirchen im Ökumenischen Rat heute überdenkt, so kann man auch bei ihnen gegenüber diesem Ökumenischen Rat eine ähnlich kritischer werdende Haltung feststellen, wie auf der Seite der römisch-katholischen Kirche zu beobachten ist. Am deutlichsten wurde dies ausgesprochen auf der Konferenz für Glauben und Kirchenverfassung, für „Faith and Order“ in Löwen 1971, durch den Vorsitzenden selbst, den orthodoxen Professor John Meyendorff, der in das Hauptthema „Einheit der Kirche und Einheit der Menschheit“ einführte und sagte: in der orthodoxen Kirche gäbe es eine Meinung, daß die Orthodoxen sich aus der ökumenischen Bewegung des Ökumenischen Rates gänzlich zurückziehen sollten. Wörtlich: „In ihren Augen ist Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat gleichbedeutend mit Teilnahme am nationalen und internationalpolitischen Handeln. Mit der Suche nach kirchlicher Einheit hat das nichts zu tun.“ Auch wenn man dies nicht als allgemeines Urteil im orthodoxen Lager gelten lassen dürfe, so bleibe doch bestehen ..., „daß im Ökumenischen Rat die Anliegen von „Glauben und Kirchenverfassung“ weitgehend von lautem Gerede über soziale Probleme überdeckt werden. Natürlich ist das meiste daran gewichtig genug und gerechtfertigt, und ich nenne ausdrücklich etwa die Mithilfe des Ökumenischen Rates bei den Friedensbemühungen im Sudan.“ Aber es berührt nach Meinung der orthodoxen Kirche doch nicht die Hauptsache des christlichen Glaubens, nämlich „die Frage nach der letzten und ewigen Bestimmung des Menschen“. Es sei darum Aufgabe gerade der Bewegung von Faith and Order, „der ökumenischen Bewegung in einer akuten Krisensituation zu Hilfe zu kommen“.

3. Die Frage, ob die römisch-katholische Kirche und die orthodoxe Christenheit aus der gemeinsamen kritischen Haltung heraus, die ich eben ein wenig zu beschreiben versuchte, wirklich in größere Nähe zueinander kommen, lasse ich offen. Aber es ist eine Aufgabe – so meine ich – gerade der Theologie und Kirche der lutherischen Reformation, in der die Frage nach der letzten und ewigen Bestimmung des Menschen, nach dem Heil des Menschen nämlich, von zentraler Bedeutung ist. Dabei hat die lutherische Kirche auch bei der schärfsten Auseinandersetzung mit der Kirche Roms durch die Jahrhunderte dennoch eine innere Nähe zu ihr immer behalten. Diese lutherische Kirche – kann man sagen – hat eine nicht römisch-katholische, aber eine katholische Dimension, wie es ja ganz deutlich unsere große Bekenntnisschrift, die Augsburgische Konfession, zeigt, die ohne diese Dimension verkürzt und mißverstanden wird. Und was das Verhältnis der lutherischen Kirche zur Orthodoxie betrifft, so mögen die in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder einmal wiederaufgenommenen Verbindungen zwischen der lutherischen und der orthodoxen Theologie mehr ideellen Wert gehabt haben. Aber als z. B. 1968 auf der Weltkirchen-Versammlung in Uppsala das Thema „Siehe, ich mache alles neu“ verhandelt wurde, waren sich – ich habe das selbst erfahren – in der Frage nach dem neuschaffenden Handeln Gottes – nicht des Menschen – die orthodoxen und die lutherischen Theologen nicht sel-

ten besonders nahe – eine Nähe, die ich bei meinem Besuch der orthodoxen Kirche Rumäniens im Frühjahr dieses Jahres bei aller Fremdheit doch auch bezüglich der lebendigen Spiritualität, d.h. praxis pietatis, des Glaubenslebens dieser Kirche empfunden habe.

Was ich mit diesen Hinweisen auf die orthodoxe Kirche und ihr Verhältnis zu Rom meine, ist dies: Die lutherische Kirche darf bei dem derzeitigen Stand des ökumenischen Gesprächs nicht nur einen einseitigen Blick haben, sondern darf die doppelte ökumenische Verantwortung sowohl nach der römisch-katholischen wie nach der orthodoxen Seite hin nicht aus dem Auge verlieren, auch um des mit mancherlei Fragezeichen zu versehenen gesamten Kurses des Ökumenischen Rates willen. Der lutherischen Kirche mit ihrem vierfachen „Allein“ – die Heilige Schrift allein, Christus allein, der Glaube allein, die Gnade allein – ist die Aufgabe gestellt und die Möglichkeit besonders gegeben, an der Hauptlinie des ökumenischen Gesprächs festzuhalten, damit wir nicht ins ökumenische Abseits geraten.

4. In Wahrnehmung solcher Verantwortung ist auch nach der römisch-katholischen Seite hin in der hinter uns liegenden Zeit manches geschehen. Ich nenne auf einer weiteren Ebene, nämlich über Deutschland hinaus, kurz drei Dinge:

Einmal verdient das Ergebnis des durch mehrere Jahre hindurch geführten Gesprächs zwischen einer römisch-katholischen Kommission des Einheitssekretariates des Vatikans und einer Kommission des Lutherischen Weltbundes auch unsere Aufmerksamkeit. Das Ergebnis ist betitelt: „Das Evangelium und die Kirche“! Es wird häufig das Malta-Dokument genannt, weil es in Malta bei einer Beratung seine derzeitige Gestalt bekam. Die Frage nach dem Evangelium wird hier im ersten Teil gestellt, im zweiten Teil das Verhältnis Evangelium und Welt untersucht. Im dritten Teil geht es um Evangelium und Amt, im vierten um Evangelium und kirchliche Einheit. Die Themen des päpstlichen Primats, der Interkommunion und einer möglichen gegenseitigen Anerkennung kirchlicher Ämter werden da verhandelt. Man kann sich hier gut orientieren über den neuesten Stand des theologischen interkonfessionellen Gesprächs.

Zum anderen möchte ich doch wenigstens kurz auch die in den Vereinigten Staaten gehaltenen römisch-katholisch-lutherischen Gespräche erwähnen, weil dort zuletzt im besonderen die Frage des päpstlichen Primates behandelt wurde. Da heißt es: „Die Lutheraner sind sich der Notwendigkeit eines kirchlichen Amtes, das der Einheit und Mission der Kirche dient, bewußter geworden, während die Katholiken in zunehmendem Maße das Erfordernis eines mehr nuancierten Verständnisses der Rolle des Papsttums erkennen.“

Man braucht diese Sätze nicht zu überschätzen, aber auf die hier bezüglich des Papstamtes auftauchende Konvergenz sollten wir rechtzeitig aufmerksam werden.

Endlich will auch in der Diskussion um die ‚Leuenberger Konkordie‘ – die ja zunächst, wie wir jetzt schon alle miteinander gelernt haben, der Ordnung des Verhältnisses zwischen den lutherischen und reformierten Kirchen dienen will – die offene Seite zur römisch-katholischen Kirche hin nicht außer acht gelassen werden ... In jedem Falle scheint es mir, gerade wenn man der Leuenberger Konkordie eine länger dauernde Wirkung wünschen möchte, heute schon notwendig, dieses Dokument bewußter auch in die katholische Dimension hineinzustellen, wozu ja noch einmal die Augsburgische Konfession, recht verstanden, geradezu einlädt, ja zwingt ...

Ich meine nicht, daß in die Leuenberger Konkordie die Unterscheidungen und Gemeinsamkeiten mit der römisch-katholischen Kirche nun auch noch eingearbeitet werden müßten, aber in einer allgemeinen Überarbeitung erhalten viele Punkte noch einen ganz anderen Stellenwert, wenn die katholische Dimension nicht nur am Rande auftaucht, sondern das Ganze mitbestimmt.

5. Nachdem ich etwas über das Gespräch mit der römisch-katholischen Seite auf der breiteren Ebene angedeutet habe, möchte ich auf das Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche bei uns kommen ... Wir treffen ja auch in der römisch-katholischen Kirche im Augenblick auf einen tiefgehenden Prozeß intensiver Selbstbesinnung. Ob und wie z.B. neben der hierarchischen Struktur der Kirche, die ja mit zum Dogma gehört, auch so etwas wie eine synodale Struktur überhaupt Raum hat, das ist ein Thema der Synoden heute, oder: wie der Zentralismus Roms durch eine gewisse Mannigfaltigkeit ergänzt werden kann, die man freigibt, damit Gemeinschaft entsteht und bleibt.

Der Prozeß der Selbstbesinnung in der römisch-katholischen Kirche äußert sich auch in der eingehenden Bestandsaufnahme, die in Verbindung mit der gemeinsamen Synode der Bistümer Deutschlands in den letzten Jahren gemacht wurde und deren Auswertung gegenwärtig erfolgt. Diese Bestandsaufnahme ist auch für uns von großem Interesse und fordert zu Vergleichen heraus, wenn die Ergebnisse der vorhin schon in ihrem vorläufigen Bestand dargestellten Gottesdienstumfrage bei uns vorliegen, etwa, wie es mit dem Kirchenbesuch wirklich steht, welche Gründe das Distanzgefühl gegenüber der Institution Kirche verursachen, vom Ärger über die Kirchensteuer bis hin zur Klage über mangelnde Hilfe in Glaubensfragen, wie verbale Forderungen nach Entwicklungshilfe, die heute oft vehement ausgesprochen werden, und die aktive Unterstützung dieser Forderungen, etwa auch durch persönliches Engagement oder finanzielle Hilfe, sich in den kirchlichen Gruppierungen gar nicht decken und welche positiven Aussagen als Begründung der Zugehörigkeit zur Kirche heute gemacht werden.

Hier erfährt man zugleich etwas über das ökumenische Klima und die Strömungen auf einer im allgemeinen nicht so sehr ins Auge fallenden, aber primär bedeutsamen Ebene, nämlich der Gemeinden, der Gruppen, der Kommunitäten, der Familien, in denen die Nöte und Hoffnungen der getrennten Christenheit durchlitten, durchlebt und auch mit Hoffnungen begleitet werden.

Wenn es richtig ist, daß für die Annäherung der Kirchen das Leben an der Basis den stärksten Motor abgibt, dann darf man auch auf einige weitere Hilfen noch hinweisen, die inzwischen gegeben wurden im ganzen Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland: Gemeinsame Übersetzung wichtiger Teile der Heiligen Schrift, gemeinsamer Text des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, gemeinsame Liedersammlung, was alles die Abhaltung gemeinsamer Feiern und Gottesdienste erleichtert.

Ein anderer Anlaß zur Selbstbesinnung ist für die römisch-katholische Kirche in diesem Jahr die Erinnerung an den Beginn des zweiten Vatikanischen Konzils vor zehn Jahren. Damals hatte der Mailänder Kardinal Montini gesagt: „Im Unterschied zu vielen anderen Konzilien tritt das Vatikanum II in einem friedlichen, glaubenseifrigen Lebensaugenblick der Kirche zusammen.“ Heute muß er, der jetzige Papst Paul VI., von der tiefen Krise der Kirche auf allen Gebieten, denen des Glaubens wie des Lebens, reden.

Aber hier sitzen wir, denke ich, in demselben Boot, und es gibt genug Zeichen dafür, daß zu den stärksten sammelnden Kräften in der getrennten Christenheit die gemeinsame Anfechtung der Christen gehört. Solche gemeinsame Erfahrung steckte beispielsweise auch in dem ökumenischen Gottesdienst in der Münchner Frauenkirche, den Kardinal Döpfner und ich während der Olympischen Spiele am Tage nach dem schrecklichen Blutbad in München und Fürstenfeldbruck hielten. Dabei versuchte der eine von uns, von dem Text Jesaja 45 aus: „Ich bin der Herr, der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Unheil!“ der andere im Anschluß an Daniel 9 das biblische Wort zu sagen: „Wir liegen vor Dir mit unserem Gebet, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine große Barmherzigkeit!“

Warum aber dann nicht noch mehr Gemeinsamkeit? fragen viele. Die ökumenische Ungeduld begegnet einem da und dort, etwa wenn auf Campingplätzen gefragt wird, warum denn nicht alle Gottesdienste und überhaupt alles gemeinsam sein könnte. Andere überlegen, ob nicht, solange es offiziell nicht geht, so etwas wie eine Art Doppelmitgliedschaft – vielleicht nicht rechtlich, aber auf irgendeine Weise – in beiden Kirchen weiterführe. Nachdem der Prior von Taizé sich in dieser Richtung einmal vorsichtig geäußert hat, werden nun auch bei uns in manchen Gruppen derartige Gedanken durchgearbeitet, wobei mir freilich neben der Wahrheitsfrage einer Über- bzw. Unterschätzung des Institutionellen und anderer geschichtlicher Faktoren eine Rolle zu spielen scheint.

Eine Stelle, an der sich das Hin und Her, das Vorwärts- und Rückwärtsdrängen der Kräfte besonders stark bemerkbar macht, ist nach wie vor das Problem der *Interkommunion*, deutlicher: die Frage einer begrenzten gegenseitigen Zulassung zum Heiligen Abendmahl in besonderen Fällen. In der römisch-katholischen Kirche hat darüber das Vatikanische Sekretariat für die Einheit der Christen am 8. Juli eine „Instruktion für besondere Fälle einer Zulassung anderer Christen zur eucharistischen Kommunion in der katholischen Kirche“ herausgegeben. Wer sie studiert ..., wird auch darin wieder die von mir erwähnte Verwandtschaft zwischen römisch-katholischer und orthodoxer Kirche herausgehoben erkennen auf Grund

des gemeinsamen Sakraments- und Weiheverständnisses. Was die anderen, d.h. besonders die von der Reformation her kommenden Christen betrifft, so ist nach wie vor die Zurückhaltung groß. Deshalb hat sich auch die deutsche katholische Bischofskonferenz auf ihrer Herbst-Vollversammlung zurückhaltend geäußert. Wörtlich: „Es ist für die deutschen katholischen Bischöfe eine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die in der Instruktion ermöglichte beschränkte offene Kommunion nur mit den Orthodoxen auf der Basis der Gegenseitigkeit möglich ist, nicht aber mit den reformatorischen kirchlichen Gemeinschaften; denn diesen fehlt das Weisakrament und damit die volle Wirksamkeit des eucharistischen Mysteriums.“

Daraus folgt, wieder wörtlich: „Weil Abendmahlsgemeinschaft Kirchengemeinschaft ist und die Teilnahme am Herrenmahl zugleich Bekenntnis zur konkreten Gemeinschaft der Kirche ist, ist angesichts der gespaltenen Christenheit die Zulassung von nichtkatholischen Christen nur in besonderen Fällen und unter bestimmten Bedingungen möglich.“

Ob hier ein Türspalt aufgetan ist oder nicht: Es wird Aufgabe der nächsten Zukunft sein, mit den römisch-katholischen Bischöfen bei uns darüber zu sprechen, welches diese besonderen Fälle und die bestimmten Bedingungen sind und ob damit auch Möglichkeiten für glaubensverschiedene Eheleute angedeutet sind. Wie Sie wissen, kennt etwa die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern ihrerseits schon seit langem eine Möglichkeit der Zulassung des katholischen Ehepartners. Wir sollten auch unter uns allgemein über solche Möglichkeit sprechen. Das wäre also eine von unserer Seite aus gegebene einseitige Möglichkeit, zumal da auch das vorhin erwähnte Malta-Dokument von solchen Dingen spricht. Freilich denke ich, daß auch diese Frage zunächst, wie wir das in den letzten Jahren immer gemacht haben, offen mit den katholischen Partnern besprochen werden sollte. Es stehen dabei von ihrer Seite ja auch andere Probleme zur Diskussion. An uns stellt sich auch in diesem Zusammenhang die Rückfrage, wie es denn bei uns mit der Abendmahlsfrömmigkeit, überhaupt der Abendmahlsteilnahme, steht und ob nicht unser noch schwereres Problem die Abendmahlsfremdheit überhaupt ist.

6. Es ist gegenwärtig unter mancherlei Beschwerden wie ein Augenblick ökumenischen Atemholens. Dabei scheint es mir gut, wenn wir neben das Wort von der ökumenischen Verantwortung der lutherischen Reformation, das wir in den vergangenen Jahren oft gebraucht haben, einmal die andere Frage stellen, was wir selber, die evangelisch-lutherische Kirche, aus dem Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche lernen und welche Auswirkungen dieses Gespräch bei uns gehabt hat und haben kann. Welche Entwicklungen haben sich im Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche in den letzten 15 Jahren bei uns vollzogen? Welche Defizite und Mängel haben sich über diesem Gespräch herausgestellt? In welcher Weise sind wir neu aufeinander angewiesen, vielleicht gerade um des reformatorischen Auftrags willen? Da können wir zum Beispiel auch unter dem Einfluß der Theologie Martin Luthers, der in weiten Bereichen katholischer Theologie gar nicht mehr als Ketzer draußen steht, sondern aufgenommen ist, etwas wie eine Erneuerung der Predigt, der Besinnung auf die Predigt, in der römisch-katholischen Kirche feststellen, genau in einem Augenblick, wo zwar in der vorhin erwähnten Umfrage die Forderung nach der Predigt deutlich ausgesprochen ist, wo aber wir selber bezüglich der Predigt besonders unsicher geworden sind; wo bei uns ein Kreisdekan feststellt, daß manche Theologen, wenn sie aus dem Studium kommen, mit dem Dogma in das Amt hineingehen, die Zeit der Predigt sei vorbei; wo Heinrich Vogel und andere auf der letzten EKD-Synode die Predigtnot und -verlegenheit als das vordringlichste Thema für jede evangelische Synode und für die Christenheit heute bezeichnet haben, wobei dann durchaus die methodischen Fragen neben die inhaltlichen treten können und müssen und die Vielfalt der Verkündigung auch eine Rolle spielen wird. Da berichtet ein Beobachter von der römisch-katholischen Bischofssynode in Würzburg, daß bei den Themen „Wortverkündigung“ und „Bußsakrament“, also Vergebung der Sünden, eine ausgesprochen reformatorische Fragestellung zu erkennen war. Das Zweite Vatikanum habe das Bewußtsein geweckt, daß das Evangelium ausgelegt und verkündigt werden müsse auf allerlei Weise, koste es, was es wolle. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!“ ruft Paulus. Was ruft heute die lutherische Kirche?

Die Krise der Predigt hängt ja wohl immer auch mit der inneren Situation, einer kritischen Situation der Gemeinde selbst, zusammen, vielleicht mit der Verflüchtigung ihres Lebens, dem Schwinden ihrer Leibhaftigkeit, der Verdünnung des Blutkreislaufes, dem Auseinandergerissenwerden und Gezerrtwerden durch die heutigen Zwänge, wie wir das nennen. Aber

Predigt hat es ja wohl mit dieser Leibhaftigkeit der Gemeinde selber sehr zu tun, wie das Wort Gottes selber ja auch nicht nur ein Jonglieren mit Gedanken, die Predigt nicht nur ein gedankliches Werk ist, sondern „Dein Wort macht Leib und Seel“ gesund“ heißt es. Der Geist, der durch das Wort wirksam ist, will sich verleblichen. Wenn da und dort in der römisch-katholischen Kirche, z.B. in Amerika, aber nicht nur dort, ein neues Erwachen charismatischer Kräfte zu beobachten ist, das auch von der amtlichen Kirche sehr positiv beurteilt und aufgenommen wird, wenn sich Kreise und Gruppen bilden innerhalb der katholischen Kirche um diese Bewegung, so muß das auch uns aufmerksam machen. Spiritualität und Leiblichkeit des Glaubensleben widersprechen sich ja nicht, sondern ergänzen und durchdringen einander. Mir scheint, der Kirche des Wortes könnte in manchem geholfen werden zu neuem Leben und neuen Schritten, wenn sie diesen Zusammenhängen sich öffnet, auch mit einem neuen Achten auf das Wort und auf die Lehre vom Heiligen Geist.

Gerade in solch ökumenischer Offenheit ... wird diese Kirche weiter im Schnittpunkt der ökumenischen Entwicklungen ihren Dienst tun können und müssen. Bei der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Minneapolis 1957 sagte der damalige Generalsekretär des Ökumenischen Rates, Dr. Visser't Hooft, in seinem Grußwort: „Wir wollen nicht eine ökumenische Bewegung, die sich auf den Grundsatz des laissez faire, des Relativismus oder der Gleichgültigkeit stützt, sondern eine Bewegung, die eine echte Gemeinschaft in Christus ist. Hier setzt die Hilfe der konfessionellen Bewegungen ein. Darum sage ich auch nicht zu Ihnen: Liebe Lutheraner, seid in der ökumenischen Bewegung nicht so lutherisch, sondern: Liebe Lutheraner, seid so lutherisch, wie Ihr nur sein könnt! Wenn Sie wirklich auf den Grund gehen, nimmt der Herr sich dieser Sache an und die Wahrheit kann wirklich Sieger in der ökumenischen Bewegung werden.“

Soweit Visser't Hooft! Wahrscheinlich hätte kein Lutheraner so deutlich geredet wie der reformierte Visser't Hooft. Ich selber würde mich hier auch nicht trauen.

Seitdem sind 15 Jahre vergangen. Seitdem hat sich in der ökumenischen Landschaft vieles gewandelt. Das muß man sehen und sagen. Aber der Genosse Wandel, dem wir heute uns so leicht an den Hals hängen, ist zwar ein sehr aktionierender und kreativer, aber auch ein etwas treuloser und unsicherer Geselle. Wie wird er sich in 10 oder 15 Jahren darstellen? Ist Visser't Hooft's Ruf, ausgesprochen für die ganze ökumenische Bewegung, für die Lutheraner überholt? Das muß sich eine Kirche fragen. Das wird sie gefragt, wenn sie nicht nur aus dem Augenblick, sondern in größeren Zeiträumen denkt.

Aus diesen wie auch anderen dem Chronisten vorliegenden Berichten geht hervor, daß die katholische Kirche zwar einerseits die kirchlichen Grenzen wieder strenger markiert, andererseits aber zugleich ökumenische Offenheit zu praktizieren bemüht ist.

Auf allen Ebenen gab es Kontakte und Zusammenarbeit zwischen den beiden großen Kirchen in unserem Lande. Der 1966 gebildete *Ausschuß von Vertretern des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz* trat im Berichtsjahr – wie in den Vorjahren – zweimal zur Beratung gemeinsamer Fragen und Aufgaben theologischer und gesellschaftspolitischer Art zusammen.

Die vom Rat der EKD und von der Deutschen Bischofskonferenz eingesetzte *gemeinsame Übersetzerkommission* konnte am 4. Februar 1972 auf einer Pressekonferenz in Düsseldorf den in vierjähriger Arbeit erstellten „Ökumenischen Psalter“ – einen gemeinsamen Text der Psalmen – vorlegen, der von der Katholischen Bibelanstalt und der Württembergischen Bibelgesellschaft gedruckt und herausgegeben wird. Auch die ökumenischen Übersetzungen des Römer- und des Galaterbriefes sowie die der „Altkirchlichen Perikopen“ (Sonntagslesungen) konnten fertiggestellt und im Berichtsjahr veröffentlicht werden: die Übersetzung des Matthäusevangeliums befindet sich in der Arbeit, die des Johannesevangeliums ist geplant. So erweitert sich nicht nur der Radius gemeinsamer Arbeit an der Bi-

bel Stück um Stück, sondern auch der Umfang gemeinsamer biblischer Texte.

Auf Anregung des Kontaktgesprächskreises erarbeitete eine von der Deutschen Bischofskonferenz berufene liturgische *ad-hoc-Kommission eine Ordnung für eine gemeinsame kirchliche Trauung* unter Beteiligung des jeweils anderen Geistlichen. Diese Ordnung wird in allen Gliedkirchen und Diözesen verwendet, sofern konfessionsverschiedene Paare den Wunsch haben, daß bei der Trauung auch der Pfarrer der anderen Konfession mitwirkt.

Eine zweite Gemeinsame Kommission wurde nach Beratung im Kontaktgesprächskreis für Fragen der glaubensverschiedenen Ehen berufen; sie hat den Auftrag, „*Empfehlungen für eine gemeinsame Seelsorge an konfessionsverschiedenen Ehen*“ zu erarbeiten. Die Arbeit konnte im Berichtsjahr noch nicht endgültig abgeschlossen werden. In der Chronik des nächsten Jahres wird darüber zu berichten sein.

Die von der *Arbeitsgemeinschaft für liturgische Texte* erarbeiteten Fassungen des *Apostolicum* und des *Nicaenum* (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 107ff.), die im Vorjahre vom Rat der EKD und der Kirchenkonferenz zur Erprobung und zur Verwendung in ökumenischen Gottesdiensten freigegeben wurden, finden allmählich in den Gliedkirchen Eingang, nachdem die katholische Kirche, der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR und die Evangelische Kirche A. und H. B. in Österreich sie im Berichtsjahr eingeführt haben.

Kritik an der neuen deutschen Textgestalt des Apostolicums wurde von reformierter Seite geäußert. In seinem Bericht vor der Hauptversammlung des Reformierten Bundes am 12./14. Oktober 1972 in Hamburg führte Moderator Professor D. Dr. Niesel dazu aus:

Das Moderamen sah sich insbesondere nicht in der Lage, den Gemeinden zu empfehlen, die Aussagen preiszugeben, daß die Kirche, die wir glauben, die katholische, zu deutsch: die allgemeine, sei. Wir vermögen die Bezeugung dieses Wesenszuges nicht der römischen Kirche zu überlassen; denn unsere Väter wollten keine Sonderkirche gründen, sondern die ursprüngliche, katholische wiederherstellen. Leider haben die rheinische und die westfälische Landessynode vor der abschließenden Besprechung in der Kirchenkonferenz die Einführung des abgeänderten Textes beschlossen und viele unserer Gemeinden in eine Zwangslage gebracht.

Im gleichen Zusammenhang kritisierte der Moderator den Entwurf eines Ökumenischen Gesangbuchs, der von der Arbeitsgemeinschaft ökumenisches Liedgut vorgelegt war:

Als mißglückt müssen wir das von einem Kreis beider Kirchen zusammengestellte Ökumenische Gesangbuch ansehen. Die nicht wenigen Psalmlieder, die es enthält, bieten einen unseren Gemeinden unbekannten Text. Unter ihnen fehlen zudem die, welche Melodien aufweisen, die zu den herrlichsten des Gesangbuchs gehören.

Begrüßt jedoch wurde vom Moderamen der Plan einer gemeinsamen evangelisch-katholischen Bibellese, allerdings mit der Maßgabe, daß bei der Drucklegung dort, wo Texte aus den Apokryphen vorgesehen sind, die an zweiter Stelle namhaft gemachten kanonischen Texte vorangestellt und gegebenenfalls über diese Andachten angeboten werden.

Als weiteres Ergebnis zwischenkirchlicher Zusammenarbeit im Berichtsjahr ist die *Gemeinsame Erklärung des Rates der EKD und der Deutschen Katholischen Bischofskonferenz zur 3. Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Ent-*

wicklung (UNCTAD) in Santiago de Chile April/Mai 1972 zu erwähnen, die am 8. März 1973 veröffentlicht wurde und an anderer Stelle der Jahreschronik 1972 wiedergegeben ist.

Eine vom Rat der EKD und von der Deutschen Bischofskonferenz berufene *Kommission zur Erörterung der Eidesfrage* verabschiedete eine Thesenreihe zur Eidespraxis, der die Auftraggeber zustimmten und die durch die Bevollmächtigten beider Kirchen den zuständigen staatlichen Stellen übermittelt wurde. Die Thesen sind an anderer Stelle dieses Berichts in dem entsprechenden Sachzusammenhang wiedergegeben.

Eine gemeinsame *ad-hoc-Kommission für Fragen des Religionsunterrichts*, in der Vertreter der evangelischen und der katholischen Kirche zusammenarbeiteten, formulierte die kirchlichen Anliegen und Wünsche, die durch den Vorsitzenden des Rates der EKD in einem mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz abgestimmten Brief dem Präsidenten der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland zur Kenntnis gebracht wurden. Dieser Brief ist im Zusammenhang des Berichtsteils „Der Beitrag der Kirche zum kultur- und bildungspolitischen Gespräch und Geschehen“ abgedruckt.

Evangelisch-katholische Zusammenarbeit war auch auf der Ebene der Landeskirchen und der Diözese festzustellen.

Der Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland Lic. Immer führte in seinem Bericht zur Lage der Kirche vor der vom 9.–14. April 1972 zu einer außerordentlichen Tagung versammelten rheinischen Landessynode aus:

... d) *Die Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche*

In den letzten Monaten hat es so ausgesehen, als wenn das Aufeinanderzugehen der beiden großen Kirchen in unserem Land einen Rückschlag erlitten hat. An manchen Orten ist die Aktivität erlahmt. Es muß aber deutlich erklärt werden, daß die Bereitschaft des katholischen Partners zu verantwortlichem Miteinander auf den verschiedenen Gebieten weiterhin genauso besteht wie bei uns. In den halbjährig stattfindenden Sitzungen der Bischöfe und Präses werden vertrauensvoll die anstehenden Probleme beraten. Die ökumenische Landekommission arbeitet weiter. Viele Gemeinden unserer Kirche halten mit ihren katholischen Nachbargemeinden ökumenische Wortgottesdienste. Doch es zeigt sich bei so manchem Unternehmen, das gemeinsam geplant und veranstaltet wird, daß dieses Miteinander nicht allein vom guten Willen aller Beteiligten leben kann. In vielen Punkten kommen wir von unterschiedlichen Voraussetzungen her, die das gemeinsame Tun erschweren. Hier gilt es, in redlicher theologischer Arbeit die Unterschiede zu überwinden und sie nicht durch schwärmerischen Enthusiasmus zu überspielen. Das Erzbistum Köln hat grundsätzliche Überlegungen und praktische Empfehlungen unter dem Titel „Ökumene im Erzbistum Köln“ erarbeitet, die Kardinal Höffner am 15. Februar dieses Jahres der Öffentlichkeit übergeben hat mit dem Wunsch, daß durch sie die ökumenische Arbeit angeregt und gefördert werde. In dieser Ausarbeitung heißt es zum Schluß: „Sinn allen ökumenischen Bemühens muß es sein, die Gläubigen in die immer größere Treue zu ihren Kirchen und dadurch zu Christus und seinem Willen mit der einen Kirche zu rufen.“ Wir werden diese Anregung aufnehmen. Der Catholica-Ausschuß ist an der Arbeit, um der Landessynode für die nächste Tagung im Januar 1973 Arbeitsmaterial zu erstellen.

Im Lande Nordrhein-Westfalen wurde am 8. Juni 1972 eine Gemeinsame Erklärung der Diözesen und Landeskirchen über die Wahrnehmung ihres Dienstes im sozialen und kulturellen Bereich veröffentlicht. Sie lautet:

GEMEINSAME ERKLÄRUNG DER DIÖZESEN UND LANDESKIRCHEN IN NORDRHEIN-WESTFALEN

Die Evangelische Kirche im Rheinland
die Evangelische Kirche von Westfalen
die Lippische Landeskirche
das Erzbistum Köln
das Erzbistum Paderborn
das Bistum Aachen
das Bistum Essen
das Bistum Münster

bekunden ihre Bereitschaft, kirchliche Einrichtungen im Sozial- und Bildungswesen in freier Trägerschaft fortzuführen und weiterzuentwickeln. Sie leisten diesen vom Evangelium aufgetragenen Dienst für das Wohl des einzelnen und des Ganzen.

Die Diözesen und Landeskirchen sind der Auffassung, daß kirchliche Einrichtungen des Sozial- und Bildungswesens in ihrer konfessionellen Prägung einen unverzichtbaren Bestandteil der im freiheitlichen Rechtsstaat organisierten und plural entfalteten Gesellschaft darstellen. Sie gehen davon aus, daß die von freien Trägern geprägten Einrichtungen gleichberechtigt neben den entsprechenden Einrichtungen des Staates und der kommunalen Körperschaften stehen. Im Hinblick auf das Recht des einzelnen, Sozial- und Bildungseinrichtungen seiner Wahl in Anspruch zu nehmen, lehnen sie eine Monopolstellung sowohl öffentlicher als auch privater Träger entschieden ab und treten für ein partnerschaftliches Zusammenwirken zwischen Staat, Gemeinden und freien Trägern ein.

Unter Wahrung der Bindungen bestehender oder künftiger Einrichtungen an eine bestimmte Kirche oder kirchliche Gruppe vereinbaren die Landeskirchen und Diözesen:

- sich über ihren Dienst im sozialen und kulturellen Bereich regelmäßig zu unterrichten,
- ihre Planungen im Sinne einer möglichst großen Effizienz miteinander abzustimmen,
- unter Berücksichtigung lokaler oder regionaler Gegebenheiten zusammenzuwirken,
- in ihren Einrichtungen die religiöse Betreuung von Angehörigen der anderen Konfession in vollem Umfang zu ermöglichen,
- sich um Einvernehmen in der Wahrung der kirchlichen Belange im Vollzug ihres sozialen und kulturellen Dienstes sowie in der Erfüllung ihres seelsorgerlichen Auftrages zu bemühen und
- bei der Information der Öffentlichkeit zusammenzuarbeiten.

Die Diözesen und Landeskirchen werden für das konkrete Zusammenwirken kirchlicher Stellen und Gruppen sachverständige Gremien beauftragen, im Sinne dieser Vereinbarung Entscheidungsunterlagen zu erarbeiten, die der Billigung durch die zuständigen Kirchenleitungen bedürfen und von ihnen in Kraft gesetzt werden.

Trotz vieler Gemeinsamkeiten in theologischer Erkenntnis und kirchlicher Praxis gibt es Hindernisse und Grenzen im Miteinander der beiden großen Kirchen. Dogmatische und kirchenrechtliche Fragen spielen in diesem Zusammenhang eine gewichtige Rolle; der Primats- und Unfehlbarkeitsanspruch des Papstes, die unterschiedlichen Auffassungen von der Kirche und vom kirchlichen Amt, von Eucharistie bzw. Abendmahl, die die Interkommunion erschweren, seien als Beispiele genannt. In der Frage der Interkommunion hatte schon 1971 der Leitende Bischof D. Wölber in seinem Rechenschaftsbericht erklärt: „Uns hat einmal das Sakrament auseinandergebracht, es wird uns auch wieder zusammenbringen.“ Im September 1972 empfahl die Kirchenleitung der VELKD den Gliedkirchen, die einseitige begrenzte offene Kommunion zu prüfen und in Aussicht zu stellen, und erregte mit diesem Abbau der Abendmahlsschranken im evangelischen, vor allem aber im katholischen Raum Aufsehen und Beunruhigung. In seinem Rechenschaftsbericht vor der Generalsynode der

VELKD griff Bischof D. Wölber die Frage der Interkommunion erneut auf und erklärte:

In unserem ökumenischen Wollen müssen wir all unser Sinnen und Trachten auf die Erfahrungen mit dem Worte Gottes, auf Gottesdienste, auf praxis pietatis, auf Gebet, auf das Ringen um eucharistische Gemeinschaft richten. Dann wird sich eine Veränderung des Denkens der Christen anbahnen. Es muß eine neue ökumenische Spiritualität entstehen, in der sich die Christen aller Kirchen wiedererkennen können. Dabei werden wir lernen, nicht nur die Einheit der Kirche neu auszudrücken, die durchaus in der Vielfalt möglich ist, wir werden auch lernen, wie wichtig die Schritte der Ökumene in der Gemeinschaft am Orte sind. Denn alles, was ich gesagt habe, bedingt eine menschliche Nähe. Die Ökumene kann nur wachsen, wenn die Basis gestärkt wird. In dieser Richtung werden immer mehr Stimmen laut. Dazu gehört dann freilich auch eine gewisse Freiheit gegenüber spontanem Geschehen. Man braucht nicht gleich vom ungezügelten Ökumenismus zu reden. Jenseits der Institutionen, die immer schwergewichtig genug bleiben werden, soll unter den Menschen und auch in den Menschen etwas wachsen. Soweit ich sehe, ist dies auch die Wahrheit, die offensichtlich geschieht. Jedenfalls möchte ich sagen, die Einheit der Kirche ist nicht ein Projekt, sie ist eine Frucht. Sie kann nur eine Frucht des Geistes sein. Natürlich macht dieses es den Behörden nicht immer leicht.

In diesem Zusammenhang möchte ich einen Punkt nicht verschweigen, der vielen besondere Schwierigkeiten macht. Das ist das Tasten nach der Möglichkeit der Abendmahls-gemeinschaft. Das Abendmahl befindet sich schrecklich hinter den Mauern des Dogmas, des Kirchenrechts und der Kirchenzucht. Neben das charismatische Drängen und die Hoffnung lebendiger Christen treten nun mehr und mehr offizielle Überlegungen. Im Februar 1972 wurde der Bericht der evangelisch-lutherisch – römisch-katholischen Studienkommission „Das Evangelium und die Kirche“ vorgelegt. Hier heißt es: „Auf Grund der festgestellten Gemeinsamkeiten im Evangeliumsverständnis, das für die Verkündigung, Sakramentsverwaltung und liturgische Praxis entscheidende Wirkung hat, meinen die Lutheraner, daß schon jetzt gelegentliche Kanzelgemeinschaft und gelegentliche gemeinsame eucharistische Feiern befürwortet werden können.“ 1968 wurde von der Anglikanischen Lambeth-Konferenz und dem Exekutivausschuß des Lutherischen Weltbundes die Bildung einer gemeinsamen Kommission beschlossen, die nach einer Reihe von Sitzungen im Juli 1972 ihren Bericht veröffentlicht hat. Auch in diesem Bericht finden wir die Empfehlung für Interkommunion. Lutherisch-reformiert haben wir, ... die Leuenberger Konkordie als eine Herausforderung, vor der wir jetzt stehen. Am stärksten abgrenzend verhält sich Rom. Im Juli erschien eine Pastoralinstruktion über die Zulassung nichtkatholischer Christen zur Eucharistie. Diese Instruktion ist eine behutsame Fortschreibung des Ökumenismusdekrets. Die Zulassung von Nichtkatholiken die auf extreme Notfälle wie Gefangenschaft und Verfolgung beschränkt war, wird erweitert. Zur Hauptsache ist an Christen in einsamer Diasporasituation gedacht. Wenn man aber unter den Voraussetzungen des Heilsverständnisses sich in dieser Weise den Nöten der Menschen öffnen will, so ist es unverständlich, daß das dann doch dogmatisch unmöglich gemacht wird. Dogmatisch wird nämlich dann doch die Einheit des Amtes und die vollständige Einheit des Glaubens für die Eucharistie als Kernstück des Mysteriums der Kirche herausgestellt. Die Versuche, Christus als den eigentlichen Herrn und Gastgeber des eucharistischen Mahls und eben nicht die Kirche als diesen Herrn zu verstehen, sind abgeblockt.

Trotz allem muß man sagen, was an theologischen Aussagen und Visionen jetzt entwickelt wird, ist ein erheblicher Schritt über die Schwelle. Es ist ein erregendes Moment unserer Lage. Natürlich müssen wir die Haltung anderer Kirchen respektieren. Hier kann man nichts fordern, hier kann man nicht einmal drängen. Aber wir müssen uns selbst fragen, ob wir zu eng sind. Unsere Kirchenleitung hat sich in ihrer Septembersitzung mit diesem Problem befaßt und laut Communiqué den Gliedkirchen empfohlen, die einseitige begrenzte offene Kommunion zu prüfen und in Aussicht zu stellen. Unsere Synode sollte das aufnehmen. Einseitig heißt, wir können dies nur für uns erklären, begrenzt heißt, daß diese offene Kommunion auf Sonderfälle beschränkt sein sollte, wie etwa bei besonderen ökumenischen Veranstaltungen oder auch in akuter persönlicher Not. Wir ändern unsere Deutung des Abendmahls nicht. Wir sind den Menschen unsere Abendmahlsverkün-

digung schuldig. Aber wer darum weiß und mit redlichem Gewissen den Tisch der Versöhnung bei uns sucht, sollte erklärtermaßen willkommen sein. Ist es nicht in Wahrheit so, daß die ökumenisch anerkannte Taufe uns auf diesen Weg führt? Durch die Taufe sind die Christen grundsätzlich zum Abendmahl des Herrn eingeladen. Eine Abendmahlsfeier, an der Getaufte nicht mit gutem Gewissen teilnehmen dürfen, leidet an einem inneren Widerspruch. Wenn wir durch die Sakramente handeln, heißt dieses, einzutreten in die eschatologische Dimension der Kirche. Wir richten das Zeichen der kommenden Einheit des Gottesvolkes auf. So wird der wahre Weg zur Einheit in dem Maße ermöglicht wie die Abendmahlschranken fallen.

Die Generalsynode beschloß:

OFFENE KOMMUNION

Die Frage einer begrenzten offenen Kommunion in der evangelisch-lutherischen Kirche gegenüber Gliedern der römisch-katholischen Kirche, die in Äußerungen des Leitenden Bischofs wie der Kirchenleitung der VELKD angesprochen wurde, ist durch die Situation in konfessionsverschiedenen Ehen und bei ökumenischen Veranstaltungen vordringlich.

Die Kirchenleitung wird gebeten, eine pastoraltheologische Ausarbeitung erstellen zu lassen, die zur Klärung der seelsorgerlichen Verantwortung in dieser Frage beiträgt, und sie der Synode bei der nächsten Tagung vorzulegen.

Die Bischofskonferenz wird gebeten, die anstehenden Fragen in geeigneter Weise in Kontakten mit der römisch-katholischen Kirche zu erörtern.

Sekundiert wurde der Vorstoß der VELKD durch Kirchenpräsident Hild der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, der unter wiederholtem Beifall der Synodalen in seinem der Kirchensynode auf ihrer Tagung vom 18. bis 20. Februar 1972 in Frankfurt a. M. gehaltenen Bericht ausführte:

Uns liegt nichts an einer Union der Gleichmacherei, die unsere Evangelische Kirche in Hessen und Nassau nie kannte, wohl aber alles an einer Kirchengemeinschaft, die in Rechten und Pflichten die Gemeinsamkeit aus der Fülle Christi sinnfällig zum Ausdruck bringt.

Ich bin überzeugt, daß wir auch das Verhältnis zur *Römisch-Katholischen Kirche* langfristig in diesem Rahmen sehen müssen. Die öffentliche Meinung macht da ohnehin schon keinen Unterschied mehr und steckt alle Konfessionen kurzer Hand in den einen Topf Kirche. Aber auch wenn wir es so eilig nicht haben, ist doch nicht zu verkennen, daß die höchste Hürde zu einem gemeinsamen Weg bereits hinter uns liegt. Wir bestreiten uns nicht mehr, von dem gleichen Herrn berufen und dem gleichen Herrn verpflichtet zu sein. Damit und in der Form unserer Beziehungen ist die gegenseitige Anerkennung als Kirche vollzogen, selbst wenn da theologisch noch nichts ausgehandelt und rechtlich noch nichts paraphiert oder ratifiziert worden ist. Deswegen sollten wir nicht nur dort zusammenarbeiten, wo uns das Interesse an praktischen Aufgaben verbindet. Die Zeit ist reif, das theologische Gespräch mit dem Ziel einer Überwindung der Hindernisse auf dem Weg zur Gemeinsamkeit offiziell aufzunehmen. Es ist keine Schwärmerei, wenn Gemeinden hüben und drüben zur Darstellung der tiefsten Gemeinschaft im Heiligen Abendmahl drängen. So sehr wir darum bitten müssen, die Klärung der Wahrheitsfrage durch theologische Arbeit nicht zu überspringen, weil sonst ein plötzlicher Reif auf die Blüten der Gemeinschaft fallen wird, so deutlich müssen wir auch sehen, daß hier ein Verlangen aus den Tiefen der christlichen Liebe aufbricht. Darum sollte ein Weg gefunden werden, der beiden Rechnung trägt. Ich hätte keine Bedenken, diesen Weg in der „offenen Kommunion“ – in der gegenseitigen Zulassung zum Heiligen Abendmahl – zu beschreiten.

Die Synode begrüßte diese Erklärung und richtete an die Kirchenleitung die Bitte, „die im Gange befindlichen Gespräche mit den katholischen Bischöfen mit dem Ziel, die offene Kommunion zu ermöglichen, fortzuführen“.

7. DER BEITRAG DER KIRCHE ZU FRAGEN DES POLITISCHEN UND GESELLSCHAFTLICHEN LEBENS¹¹

a) Grundsätzliche Anfragen und Überlegungen zum politischen und gesellschaftlichen Engagement der Kirche

Der Grundlagen- und Grundsatzstreit über die politische Ethik im Bereich von Kirche und Theologie, über Recht und Grenzen kirchlicher Äußerungen zu politischen und gesellschaftlichen Fragen, der die EKD seit mehr als zwei Jahrzehnten begleitet und sie weiterhin begleiten wird, kommt nicht zur Ruhe, sondern entzündet sich an konkreten Sachfragen immer wieder neu. Dieser Streit geht nicht um die Frage, ob das Evangelium und seine Ausrichtung in Wort und Tat eine politische Dimension hat, und auch nicht darum, ob die kirchliche Mitwirkung an politischer und gesellschaftlicher Meinungs- und Entscheidungsbildung konkret sein soll. Vielmehr ist strittig, welcher Art diese Konkretion sein soll und darf, welches Maß ihr gesetzt ist, welche Grenzen sie nicht überschreiten darf. Nicht bestritten wird das Recht der Kirche, zu Fragen des öffentlichen Lebens und Zusammenlebens im politischen und gesellschaftlichen Raum Stellung zu nehmen, und nicht bestritten wird, daß Christen in politischen und gesellschaftspolitischen Fragen unterschiedliche Auffassungen vertreten können. Gefragt aber wird, wie weit die Unterschiedlichkeit der Stellungnahmen und Entscheidungen gehen darf, ohne das Zusammenbleiben unter dem Evangelium in Frage zu stellen oder gar ernstlich zu gefährden.

Im Berichtsjahr waren es die Ostverträge, die Bundestagswahl und die Strafrechtsreform (§ 218), an denen der Meinungsstreit entbrannte und deutlich machte, daß die Prinzipienfragen einer theologischen, christlichen und kirchlichen Ethik des Politischen und Gesellschaftlichen einer Klärung dringend bedürftig sind, wenn die kirchliche Gemeinschaft nicht Schaden nehmen soll.

In seinem der vom 1. bis 5. Oktober 1972 tagenden EKD-Synode erstatteten Bericht widmete der Ratsvorsitzende Landesbischof D. Dietzfelbinger der Frage nach dem Rang des Politischen in der Evangelischen Kirche in Deutschland und in der Christenheit einen besonderen Abschnitt:

3. a) Einige Monate sind vergangen, seitdem auch unter uns über die Ostverträge gestritten und Erklärungen hin und her abgegeben wurden. Strittig geblieben ist die Frage nach der Art und Weise des kirchlichen Mitredens in politischen Dingen. Da neben den vor einem halben Jahr akuten Brennpunkt „Ostverträge“ in diesem Augenblick als anderer Brennpunkt der Ellipse der Wahlkampf getreten ist und ähnliche Fragen stellt, fühle ich mich verpflichtet, einiges dazu zu sagen, wobei ich mir der Bruchstückhaftigkeit der folgenden Sätze bewußt bin, die mehr das Problem als die Lösung aufzeigen können. An dem Thema „Mitreden der Kirche bei politischen Entscheidungen“ entzünden und scheiden sich viele Geister. Freundschaften und Bruderschaften sind dabei entstanden und zerbrochen. Kommt man auf das Politische, dann können sich auf einmal die sich ganz nahe wähten, ganz ferne werden, und diese oder jene politische Entscheidung kann zum Schibboleth der Christlichkeit werden, mehr als die Frage der Gottessohnschaft Jesu. Theologen werden daran gemessen, ihr Lebenswerk – wie das Karl Barths – wird von da her neu interpretiert, uminterpretiert. Es

11. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1966, S. 167ff.; 1967, S. 95ff.; 1968, S. 96ff.; 1969, S. 67ff.; 1970, S. 117ff.; 1971, S. 110ff.

gibt viele Spielarten politischer Theologie, darunter manche, die dem Verdacht nicht entgehen, als gingen sie darauf hinaus, die Politik als die leitende Instanz des Menschen zu inthronisieren.

Ganz unbestreitbar ist dieses Thema des Politischen ja auch eine Lebensfrage, eine Dimension des kirchlichen Lebens, und der Mensch ist ein *zoon politicon*, ein politisches Wesen. Es gibt *einen* Rat, eine Forderung heute, die man in Ost und West, in Nord und Süd gleicherweise an die Kirche gerichtet hören kann: sie soll das Evangelium verkündigen und sonst nichts! Diese Lösung kann richtig sein, sofern sie eine in Vielgeschäftigkeit auseinanderlaufende Schar zu der Sache ruft, die über den Horizont dieser Welt hinausgreift. Aber sie wird verdächtig und falsch, wenn sie Kirche oder Wort Gottes von gewissen Bereichen fernhalten will, wo sie unbequem werden könnten, wenn sie also bedeutet: stört unsere politischen, wirtschaftlichen, weltanschaulichen Kreise nicht! Das Wort Gottes ist ein öffentliches Wort, von dem die Welt lebt, und das Reich Gottes, nicht *von* dieser Welt, ist doch *in* dieser Welt! Kirche sind ja doch die Glieder der Gemeinde, die nicht außerhalb der Welt, sondern zugleich im öffentlichen, gesellschaftlichen, politischen Leben stehen. Schon dieser einfache Tatbestand zeigt, daß Kirche eine politische Dimension hat.

b) Aber dies ist auch gar nicht das Problem. Das Problem ist die *Qualität* des Politischen in der Kirche für uns Christen. In einem Gespräch mit Theologen, das der Rat vor einigen Monaten hatte, hat es einer der Teilnehmer als Aberglauben bezeichnet zu meinen, daß das Politische die Dimension unseres Lebens sei. Dieser Aberglaube werde Tag für Tag unter uns millionenfach genährt. Demgegenüber gehört es zu den großen Wirkungen der christlichen Botschaft, daß an Jesus Christus, der uns die Dimension des Reiches Gottes erschlossen hat, die politischen Religionen der Antike gestorben sind. Die Götter weichen aus den Dingen und Systemen, wenn der wahre Gott die Herrschaft über sie antritt. Auf den politischen Bereich angewendet heißt das, daß die Gemeinde Jesu Christi zum Exorzismus des Politischen da ist, eben damit es seine Existenz und seinen Auftrag erfülle, der rechten Ordnung unseres irdischen Lebens im einzelnen wie in der Gemeinschaft so sachlich und gerecht wie möglich zu dienen. Man kann fragen, ob in einer Demokratie, dieser so nüchternen und auch verletzlichen Staatsform, die dazu noch eine gewisse Affinität zum Christentum hat, solche Sorgen und Fragen nötig sind. Aber wir leben gerade in dieser verletzlichen Demokratie nicht im Abseits von dem Kampf der Geister. Vor kurzem jährte sich zum 100. Mal der Todestag des Philosophen Ludwig Feuerbach, dieses frommen Atheisten. Zwei von ihm stammende Sätze bestimmen unser Jahrhundert mit erstaunlicher Kraft: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde“ – das ist der eine, der durch alle Auseinandersetzungen um die Sache Gottes heute hindurchschlägt. Der andere, scheinbar ohne Zusammenhang damit und doch nicht von ungefähr, sondern beinahe als notwendig daraus folgend: „Die Politik muß unsere Religion werden!“ Nicht von ungefähr – denn an die Stelle eines abgeschafften oder erstorbenen biblischen Gottesglaubens tritt nicht ein wertfreier Säkularismus oder Positivismus, sondern andere Religionen – eine davon: die POLITIK muß unsere Religion werden! Hat dieser Ludwig Feuerbach nicht weithin gesiegt bei uns selber? So, daß gerade dieser zweite Satz, kaum noch in Frage gestellt, eben damit sich als Religion erweisend, zur selbstverständlichen Voraussetzung unseres Lebens geworden ist, so daß heute auch von Theologen hier und dort Christenglaube auf politisches bzw. gesellschaftliches Engagement reduziert wird?

c) Mir scheint darum an dieser Stelle gerade um des Ganzen in Staat und Gesellschaft willen bei den im kirchlichen Raum Verantwortlichen eine besondere Sorgfalt nötig zu sein. Luthers Zwei-Regimenten-Lehre, so sehr sie mißbraucht werden kann und wohl auch selber zu Mißdeutungen Anlaß gab und gibt, ist doch ein unverzichtbarer Hinweis. Wenn etwas an ihr bis heute bedeutsam ist, dann dies: des Messianismus, der Heilsbedeutung hat er das Politische entkleidet, aber unter Herrschaft Gottes hat er es gelassen. Gerade weil auch das Politische unter der Herrschaft Gottes bleibt, läßt politische Verantwortung und Macht in dieser Welt sich nüchtern betrachten und verwalten, so daß dem menschlichen Nachdenken und der Vernunft und auch der unterschiedlichen Ermessensentscheidung Spielraum gegeben wird. Die von Jesus Christus zum neuen Leben in der Schöpfung befreite Gemeinde, die eben noch andere Dimensionen kennt als die politische – im Apostolischen Glaubensbekenntnis z.B. werden sie genannt –, kann damit der Ort sein, wo Menschen mit unterschiedlicher politischer Meinung und parteipolitischer Zuge-

hörigkeit beisammen bleiben, einander begegnen, Kommunikation haben, eben weil das Politische sein ihm zukommendes Maß empfängt. Die letzte Erklärung des Rates zur Bundestagswahl will von daher verstanden werden.

d) Auf den Träger des geistlichen Amtes legt sich damit noch eine besondere Verantwortung. Ich denke hierbei an viele Pfarrer, die von diesen Fragen umgetrieben sind, aber noch mehr an viele Gemeindeglieder, die an dieser Stelle im Blick auf das geistliche Amt von schweren Fragen und Vertrauenskrisen gequält werden. Und ich denke dabei auch an die derzeitige Diskussion über die Zugehörigkeit von Pfarrern zu radikalen politischen Organisationen. Nicht weil der Pfarrer ein besonderer Mensch ist, aber weil er ein Diener am Wort Gottes ist und diesem Auftrag besonders verpflichtet, möchte ich diese Priorität meines Pfarrerdienstes nicht verrücken und nicht verdunkeln lassen, auch nicht von mir selber und dem in mir wohnenden homo politicus. Das bedeutet keineswegs, daß der Raum des Politischen ausgespart wird von der Verkündigung von Gesetz und Evangelium. Die Frage, ob ich dabei als Pfarrer in meinen staatsbürgerlichen Rechten beschnitten bin, bedrückt mich ganz und gar nicht. Es könnte ja sein, daß ich auch meine staatsbürgerliche Pflicht im letzten Sinn gerade damit wahrnehme, daß ich nicht nur das sage oder nachsage, was viele andere auch schon sagen, sondern daß ich das tue, was eben mir aufgetragen ist und was nicht geschieht, wenn nicht ich, der Pfarrer, es tue. Wenn heute das Politische die Neigung hat, sich zu überdimensionieren und Polarisierungen zu schaffen, dann sind umso mehr Menschen nötig, die das andere tun, was leicht vergessen wird, die die sich heute neu auftürmenden Barrieren übersteigen, die gewiß auch ihre politische Meinung haben, aber zugleich zwischen den Fronten stehen und vor Gott – nach Hes. 22,30 – „in den Riß treten für das Land“. Sollte ich nicht gerade im Blick auf die Gesamtheit der Gemeindeglieder, die auf verschiedenste Weise vom Wahlkampf berührt werden, den Schwerpunkt meines Auftrages in dieser Kommunikationsaufgabe sehen, die die Versachlichung der politischen Diskussion ebenso umfaßt wie die Tiefe des seelsorgerlichen, ja priesterlichen Dienstes für einzelne wie für das Volk? Die Argumentation für das politische Engagement des Pfarrers, man könne doch Person und Amt trennen und auf diese Weise das eine wie das andere tun, verfängt in Wirklichkeit nicht, weder bei mir noch bei den Gliedern der Gemeinde. Eben weil ich diese Trennung nicht durchführen kann, darum will ich auch angesichts der politischen Fragen zuerst Pfarrer sein und bin gewiß, daß ich mit diesem Dienst wie von selber bis ins Politische hinein wirke.

Wiederholt nahm der Hamburger Bischof D. Wölber, der zugleich Leitender Bischof der VELKD ist, zu diesem Problembereich Stellung. Auf der Tagung der Synode der Evang.-Luth. Kirche im Hamburgischen Staate am 20. April 1972 führte er in seinem Bericht aus:

Ein politischer Disput unter evangelischen Christen ist natürlich und selbstverständlich. Wer zweifelte daran? Aber hier sitzt die Sache tiefer. Die Bedeutung des Evangeliums für die Gemeinschaft muß doch gerade in strittigen Fällen spürbar bleiben, also unsere Gemeinsamkeit als Kirche. Das aber kann nicht geschehen, wenn man die Kirche für eine bestimmte politische Linie direkt oder indirekt in Anspruch nimmt. Immer wieder wird versucht, das geistliche Amt für ein politisches Votum in Anschlag zu bringen: Seht, ich als privatisierender Pastor oder Bischof empfehle euch dies oder das. Die Leute sagen dann: Im Privaten ist sogar der Pastor dafür. Oder auch das eigenartige Spiel mit der Optik: Wir als Synodale oder kirchliche Mitarbeiter empfehlen dies oder das. Wo aber ist dann das andere synodale Wir, das nicht fragte, sich weigernde oder schweigende? Die publizistische Auswertung lautet in jedem Fall: hier ist ein Votum von kirchlichem Gewicht, und man hat es auch so gewollt. Warum denn sonst die Präsentation mit kirchlichem Amt und Auftrag? So stehen die Dinge. Streuen wir uns doch keinen Sand in die Augen.

Schlimmer noch ist der Anspruch im Unterton: Es ist die eigentliche Evangelische Kirche, die dies oder das empfiehlt. Wenn beispielsweise gesagt wird, die Kirche habe vom Stuttgarter Schuldbekenntnis über die Ostdenkschrift auf die jetzt anstehende Ratifizie-

rung der Ostverträge zu „einen gradlinigen Weg beschritten“, oder es sei „der durch die Ostdenkschrift der EKD aufgezeigte Weg ... politisch konsequent weiterverfolgt worden“, dann kann dieser geschichtliche Duktus gar nicht anders gemeint sein. Gemeint ist, die wahre EKD habe sich so und nicht anders zu äußern. Schlimm hieran ist die hybride Behauptung, die Versöhnung aus dem Evangelium sei überhaupt nur durch ein bestimmtes politisches Urteil realisierbar. Gestern abend war eine Fernsehsendung: Brandt und Barzel im Kreuzfeuer. Hier sagte der Bundeskanzler: „Der Streit geht um das Wie, aber die Kollegen von der anderen Partei sind auch für den Frieden.“ Das kann man etlichen Verantwortlichen für kirchliche Erklärungen ins Stammbuch schreiben. Wie schlimm, wenn eine bestimmte Politik als einzig kirchlich konsequent beschrieben wird! Tritt sie damit nicht an die Stelle des Evangeliums?

Diejenigen, die nicht zum kirchlich-politischen Streich ausholen, sind dabei seltsam wehrlos. Denken sie politisch anders, so geraten sie in Zugzwang. Es wäre ihr nicht weniger evangelisches Recht, Aufrufe zu machen. Was aber nützt die dann gegebene Polarisation? Wir haben ja jetzt nichts anderes als einen Kirchenstreit. Diejenigen aber, die über kirchliche Möglichkeiten, sich zu artikulieren, anders denken, sind bedrückt. Sie werden einfach vor vollendete Tatsachen gestellt, und wenn sie sich räuspern, werden sie darüber hinaus kurzschlüssig auf das politische Gegenkonto gebucht. Es ist wahrlich eine Pression. Wer so kirchlich politisiert, treibt eben auch Politik mit seiner Kirche.

Natürlich muß jeder Christ mit seiner Vernunft, mit seiner Information, mit seinem Machtkalkül, seiner Risikobereitschaft, seiner Zukunftsabschätzung usw. politische Verantwortung parteilich wahrnehmen. Aber für solches Ermessen hat er zweifellos kein Wort des Herrn. Er hat es, wenn er dabei in seinem Gewissen geschärft ist durch die großen christlichen Motivationen der Freiheit, der Versöhnung, der Friedensbereitschaft usw. Das ist ja nicht selbstverständlich. Manche wollen Macht, manche nur Rechte, manche können nicht vergeben. Der einzelne Christ wird für sich selber die konkreten Zeichen für seine Motive aufrichten müssen. Wie aber steht es mit der Kirche? Was es heißt, sich hier konkret kirchlich zu verhalten, hoffe ich, deutlich gemacht zu haben. Das ist nicht einmal zuvörderst eine Sorge um die Einheit der Kirche, es ist die Frage, was mächtiger ist, das Gesetz des politischen Handelns oder das Evangelium? Dieses gilt doch politischen Versagern ebenso wie politisch Gerechten. Und wehe, wenn einer von den Gerechten sagt: Dies ist meine Kirche, denn mein ist das „Verständnis der christlichen Verantwortung“ – und andere würden „mit Recht moralisch diskreditiert“. Hier sehe ich nichts mehr von der Kirche, die unter dem Kreuz steht. Hier ist nicht einmal mehr das Wissen um die wahre Ambivalenz der geschichtlichen Dinge, die uns Entscheidungen abzwängen, aber doch wohl nicht das Heil garantieren.

Meines Erachtens ist es ein deutlicher lutherischer Trend, die Identität der Kirche, in der politische Gegner aufeinander Rücksicht nehmen und sich nicht das konsequente Kirchesein absprechen, zu wahren. Die Sensibilität dafür hat ihren Niederschlag in der vieldiskutierten Zwei-Regimente-Lehre gefunden. Damit ist nicht eine Trennung von Kirche und Welt, wohl aber die Sorge um die Verwischung der Grenzen gemeint. Wir müssen die Gefahr der Säkularisierung der Kirche und der Klerikalisierung der Politik im Auge behalten, sonst sitzen wir genau dort, wo unsere lutherischen Väter die Werkgerechtigkeit beklagt haben. Heute sehen wir auch deutlicher, daß das Evangelium zu einem ideologischen Faktor verengt werden könnte.

So wie die Dinge stehen, ist die politische Frage ein Pfahl im Fleisch der EKD. Ich war sehr froh, als Lutheraner, d.h. die VELKD, nach langem Verharren mit den Synoden von Augsburg und Tutzing 1969 eine entschiedene Wendung nach vorn zu einem vertieften Miteinander in der EKD machten. Ich war auch froh, als die Leuenberger Konkordie endlich eine Lösung des Konfessionsproblems in der EKD anbot. Aber wir können beim Weiterbauen der EKD nicht vorankommen, wenn wir nicht eine Übereinkunft über das Verständnis des Verhältnisses von Kirche und Welt erzielen, mindestens ein Arrangement, wie Konflikte ausgetragen werden sollen.

In seinem der Generalsynode der VELKD auf ihrer Tagung vom 22. bis 27. Oktober 1972 erstatteten Bericht erklärte Bischof D. Wölber:

Bedenke ich nun die Hauptereignisse des vergangenen Jahres weiter, so bleibt ein leider wunder Punkt. Es ist der mit Regelmäßigkeit ausbrechende Streit um die Möglichkeit politischer Äußerungen der Kirche. Ein Höhepunkt waren die Auseinandersetzungen anlässlich der Ostverträge. Jetzt befinden wir uns mitten im Wahlkampf ...

Die Kirche wird wohl mit dieser politischen Dauerspannung leben müssen. Die politischen Leidenschaften sind groß, der theologische Hintergrund selbst ist ein Streit und zwar ein Streit um die Sache der Kirche. Das ist eine unglückselige Doppelschichtigkeit von politischer Option und theologischer Orientierung, die nicht einmal für jeden durchschaubar ist. Wir müssen aber vorläufig mit einem solchen Riß in der evangelischen Christenheit rechnen. Es gilt aber auch, nüchtern zu registrieren, daß der Streit zusammen gesehen mit der allgemeinen Erosion des christlichen Bewußtseins die Entfremdung von der Kirche verstärkt.

Meines Erachtens wird unser Problem noch gravierender werden. Nachdem die großen Kriegsfolgefragen, die im wesentlichen außenpolitische Aspekte hatten, Lösungen zugeführt wurden, wird sich die mit den vielen Veränderungen dieser Welt herausgeforderte gesellschaftspolitische Neuorientierung in den Vordergrund drängen. Man spürt die Brisanz dieses Vorganges. Dahinter stehen auch weitreichende geistige Entscheidungen. Das politische Klima hat sich verschärft. Symptome des Wahlkampfes sind nicht nur unwürdig, sie gefährden die gemeinsame Basis. Wenn da eine Instanz wie die Kirche sagen kann, es ist nicht alles Politik, wenn in unserem begrenzten Leben einer zur Illusionslosigkeit rät und die zum Radikalismus drängenden Ideologien abwehrt, und dies dann auch durch Distanz vom politischen Tageskampf kenntlich macht, ist das für alle, wo immer wir stehen, gut.

Vielleicht gibt es wenige Mechanismen, um die politischen Spannungen in der Kirche etwas abzukühlen. Das sind z. B. solche rechtzeitigen Stellungnahmen der Leitungsinstanzen. Es ist auch schon etwas Gewinn, wenn Vertreter der kirchlichen Institutionen prinzipiell und ausdrücklich ohne Amt und Titel auftreten, auch wenn dies dann in der Publizistik nicht so weitergegeben wird. Niemals sollte durch den Duktus einer Stellungnahme eine einzige kirchliche Konsequenz und Gewissensbindung behauptet werden. Es ist einfach so, daß gläubige Menschen bei gleicher Gewissenhaftigkeit in der gleichen Frage zu einem anderen Urteil kommen können. Wichtig scheint mir auch zu sein, daß nicht ständig Synoden oder Kirchenleitungen politische Voten abgefordert werden. Es ist oft nicht schwer, sie zu überumpeln. Doch bleiben solche Mechanismen schwach.

So wie die Dinge stehen, ist wohl auch noch eine Bemerkung nötig. In dem Berichtsjahr hat es viel Gewalt und Terror gegeben, zuletzt bei der Olympiade. Nicht nur das politisch geistige Klima ist verschärft. Ob nicht auch Christen dazu geholfen haben, Gewalt zu verharmlosen? Eine gewisse Art von Theologie der Revolution oder eine Deutung des kirchlichen Handelns im politischen Raum als Umverteilung von Macht hat die Anwendung von Gewalt mit kalkuliert, anstatt auf die wahrlich verändernde Kraft des Christentums zu sehen. Schnell schlägt der Radikalismus der Motivationen in einen Radikalismus der Tat um, und zwar mit der Versuchung, alle Sachprobleme unserer Gesellschaft mit den Interessen und dem bösen Willen seiner Gegner zu erklären, also in Machtfragen umzufunktionieren.

Zu der Grundsatzfrage nach dem Recht und den Grenzen kirchlicher Stellungnahmen zu Fragen des öffentlichen Lebens und zum politischen und gesellschaftlichen Engagement von Kirche, Gemeinde und Christen erklärte Bischof D. Vellmer vor der außerordentlichen Tagung der Landessynode der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, die vom 30. April bis 5. Mai 1972 in Hofgeismar zusammentrat:

Die erregenden Tage in Bonn in der vergangenen Woche und auch die, welche wahrscheinlich in der angebrochenen Woche folgen werden, lassen nicht zu, daß wir bei unserer Synodaltagung diese Dinge schweigend übergehen und uns unserer Tagesordnung zuwenden.

Die gestrigen Nachrichten lassen die Hoffnung aufkommen, daß es wohl nicht so sein wird, daß die Verträge von einer kleinen Mehrheit beschlossen werden, nachdem sich Re-

gierung und Opposition darin geeinigt haben, eine gemeinsame Erklärung zu erarbeiten, von der man vermutet, daß sie vielleicht in die Präambel eingearbeitet werden könnte; eine Erklärung, die auf Fragen eingeht, die einen großen Teil der Bundesbürger im Blick auf die Verträge, wie sie im Wortlaut vorliegen, bewegen und beunruhigen. Dazu will ich in dieser Stunde nichts weiter sagen, wie ich meine, daß man überhaupt zu diesen Dingen das Wort nur nehmen sollte auf Grund eingehendster Sachkenntnis und auf Grund genauester Unterrichtung darüber, welche Überlegungen auf allen Seiten bis hin nach Moskau angestellt werden und angestellt worden sind. Wenn ich trotzdem am Beginn unserer Tagung das Wort nehme, dann deswegen, weil mir in den letzten Wochen wegen meines Schweigens in der Öffentlichkeit verschiedentlich gesagt worden ist, politische Abstinenz der Kirche bedeute Rückzug des Evangeliums aus der Wirklichkeit und Preisgabe der Welt an die Mächte des Unfriedens und der Zerstörung. Dazu muß ich etwas sagen. Es ist meine Überzeugung, daß die Kirche als Kirche immer dann ihre Stimme zu erheben hat, wenn Gottes Gottsein und des Menschen Menschsein auf dem Spiel steht. Bei den Verträgen, um die es zur Zeit geht, scheint es mindestens zunächst um diese Frage nicht zu gehen. Sie sind das Ergebnis politischer Erwägungen und Prognosen darüber, ob günstigere Vertragsbedingungen möglich gewesen wären oder nicht und ob die Ablehnung der Verträge nachteilige Folgen haben könnte. Dabei kann niemand für sein Urteil beanspruchen, daß es dem Evangelium entspricht. Bei gleicher Bereitschaft zum Frieden können verschiedene Menschen zu unterschiedlichen Urteilen gelangen. Die Frage, die dabei an beide Teile zu stellen ist, ist die nach der Sachkunde. Aber diese Bereitschaft, den anderen in seinem sachlich von ihm zu begründenden Urteil gelten zu lassen, ist nun allerdings auch eine Sache, in der die Menschlichkeit sich erweisen will. Das Humanum wird sich freilich nur dann durchsetzen, wenn es seine Kraft erhält aus dem Bewußtsein letzter Verantwortung vor dem Unbedingten, dem Divinum, Gott. In diesem Punkt ist der Christ auf den Plan gerufen. Er soll zur Nüchternheit aufrufen, sie auch selbst üben und damit der Ideologisierung politischer Fragen und der Diffamierung des Andersdenkenden entgegentreten. Im Streit der politischen Überzeugungen muß die Kirche sich als die Stätte anbieten, an der die anstehenden Probleme in ihrem wahren Sachverhalt offen dargelegt werden. Der Kirche ist immer die Sorge um das Ganze aufgetragen. Darum hat sie den Tisch bereitzuhalten, an dem alle Platz finden, alle, denen es um Frieden, Freiheit, Recht und Barmherzigkeit geht. Die Kirche dient damit nicht dem faulen Kompromiß, aber ihr Dienst über die trennenden Gräben hinweg ist legitimiert durch die Mittlerrolle ihres Herrn.

Ich wünsche sehr, daß die Kirche sich gerade jetzt dieses ihres Auftrages bewußt wird. Ich wende mich besonders an die Pfarrer, aber ebenso an die Christen in den verschiedenen Parteien, daß sie sich dieser Aufgabe bewußt seien, die den Pfarrern mit ihrem Amt und den anderen mit ihrem Christenstand aufgegeben ist.

Lassen Sie mich ein Zweites sagen: Christen sollen wissen, daß ihr Schicksal zutiefst nicht abhängt von Verträgen und Bündnissen, sondern von dem Bund, den Gott mit uns geschlossen hat und der uns mit dem Osterereignis neue Dimensionen des Lebens eröffnet. Auferstehungsleben wird dort wirklich, wo die Angst vor dem Tod überwunden ist; das ist dort der Fall, wo auch nicht mehr mit dem Tode paktiert wird, indem man etwa mit den Mitteln des Todes – das kann eine Drohung sein, das kann brutale Macht und Gewalt sein – Angst schafft, um selbst herrschen und sicher sein zu können. Diese Furchtlosigkeit des Glaubens hat unlängst Solschenizyn in seinem Fastenbrief an den russischen Patriarchen Pimen in bewegender Weise bezeugt. Ein Auszug dieses ausführlichen Briefes, den ich kürzlich im Wortlaut bekommen habe, ist auch in der Presse bekanntgeworden.

Die eigentliche Entscheidung über unsere Zukunft fällt nicht auf dem Gebiet der Politik, sondern in unserem Verhältnis zu Christus. Auch angesichts der Faszination durch säkularistische Utopien gilt die Mahnung Jesu „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere dazugegeben“ (Matth. 6,33). Nur in dieser Haltung können wir Freiheit gewinnen gegenüber den irdischen Bindungen, auch gegenüber überkommener Heimat und erworbenem Gut. Auch in einer sinnlosen Vertreibung kann Gottes Ruf vernehmbar werden, der einst an Abraham erging: „Geh aus deinem Vaterland und aus deiner Verwandtschaft“ – Luther hat übersetzt: „aus deiner Freundschaft“ – „und aus deines Vaters Haus in das Land, das ich dir zeigen werde“. Christen sind in dieser Welt das wandernde Gottesvolk, wie der Hebräerbrief deutlich gemacht hat, und der Satz,

daß wir hier keine bleibende Statt haben, gilt dem Text zufolge nicht erst in der Todesstunde oder bei der Beerdigung. Christen haben, wie Paulus schreibt, ihr Bürgerrecht im Himmel (Phil. 2,3). Nur in dieser Freiheit des Glaubens, der aus dem Recht Gottes lebt, den Menschen als sein eigen zu beanspruchen, wird die unendliche Aufeinanderfolge von immer neuem Unrecht, das an die Stelle von vorangegangenen Unrecht tritt, beendet und ein neues Recht verwirklicht, das dem Herrsein Gottes Raum gibt.

Ein Drittes: Wenn wir uns als Glieder der Kirche zu dieser Menschlichkeit bekennen, die Gott schafft, dann übernehmen wir damit auch Verantwortung für die Menschen im anderen Teile Deutschlands. Nach den letzten Besprechungen zwischen Bahr und Kohl ist in Fernsehen und Rundfunk mitgeteilt worden, daß es künftig spürbare Erleichterungen im Reiseverkehr zwischen der DDR und der BRD geben solle. Im Zusammenhang damit meine ich, daß Christen es sich nicht leisten sollten, als bloße Touristen oder gar als Wohlstandsbegeisterte nach drüben zu reisen. Sie sollen freilich nicht eine westliche Demokratie in der DDR propagieren, aber sie sollen die Augen offen halten. Die Benachteiligung der Christen um ihres Glaubens willen wird in der DDR immer schmerzlicher spürbar. Vor etwas mehr als einer Woche wurde mir in Gegenwart von Zeugen, die in diesem Sitzungssaal anwesend sind, von Pfarrern aus der DDR gesagt: Wir wünschen, daß die Verträge abgeschlossen werden; aber wir wissen, daß damit, daß die außenpolitische Situation sich glättet und erleichtert, unsere Lage und die Lage unserer Gemeinden immer mehr erschwert wird. Wie bereits in den Zeitungen geschrieben wurde, so wurde auch mir berichtet, daß in Schulklassen der Lehrer während einer Unterrichtsstunde dreimal fragte, wer denn von den Schülern am Konfirmandenunterricht teilnehme. Dreimal in einer Stunde müssen sich diese Kinder dann den Spott gefallen lassen. Außerdem werden sie vom Besuch der Abschlußklassen ausgeschlossen und damit auch von einem Universitätsstudium. Wer eine verantwortliche Stellung übernehmen will, muß vorher seinen Austritt aus der Kirche erklärt haben. Es wird gesagt, in den Schulen wird zum Atheismus erzogen. Massenweise treten Lehrer, wenn sie es noch nicht getan haben, aus der Kirche aus. Die in der Verfassung garantierte Freiheit in Glaubensdingen ist faktisch nicht gewährleistet. Ich frage: Wie soll ein kultureller Austausch möglich sein mit einem Staat, in dem ein wesentliches Element kulturellen Lebens – und das ist Religion und Glaube – verfehmt wird und dessen Bekenner disqualifiziert werden? Unsere Aufgabe muß es sein, die Christen drüben nicht allein zu lassen. Vielleicht können die Verträge uns dazu helfen, mit ihnen in Berührung zu kommen, sei es, daß wir sie drüben besuchen, sei es, daß wir sie hier bei uns haben können. Diese Hilfen können sich auf mancherlei Weise konkretisieren, im Gespräch, in der gemeinsamen Teilnahme am Gottesdienst, wenn wir etwa drüben sind, durch Bekundung unseres Interesses an den Lebensverhältnissen drüben und durch ein bewußt christliches Verhalten hierzulande.

Wo die Ideologien ihren Absolutheitsanspruch durchsetzen, da ist das Menschsein des Menschen in größter Gefahr. Der Anspruch der Ideologien wird immer dann in Frage gestellt, wenn das Gespräch aufgenommen und durchgehalten wird, indem es sich nicht durch das Diktat der anderen Seite abwürgen läßt. Es hängt in unserer Zeit vieles davon ab, ob die Kirche und in ihr die einzelnen Christen tüchtig sind zum Gespräch, damit die Gräben zugeschüttet werden. In der vergangenen Woche hatte ich den Eindruck, sie seien hier unerschütterbar tief. Hoffentlich ist das nicht der Fall. Nötig ist Bereitschaft zum Gespräch, auch über die Grenzen hinweg, das hervorgeht aus der Freiheit des versachlichenden und den Blick öffnenden Glaubens. Hierbei werden wir auf den Boden der Realitäten gestellt und erfüllen dabei, nicht in dem Verlangen nach eigener Macht, sondern in der Bereitschaft, dem Volke zu dienen, im Namen und im Auftrag Gottes das uns Aufgetragene.

Auch der Berliner Bischof D. Scharf nahm unter Bezug auf den aktuellen Anlaß kirchlicher Äußerungen zu den Ostverträgen (s.u.) in seinem der Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (West) erstatteten Bericht zu den Grundsatzfragen des politischen Engagements der Kirche Stellung:

Der zweite Fragenkreis betrifft ein Grundsatzproblem pfarramtlichen und presbyterialen Dienstes, das so alt ist wie die Christenheit, das aber in der aktuellen politischen Stunde ... brennend virulent geworden ist. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hatte –

mit meiner Stimme – eine Erklärung zur Debatte um die Ratifizierung der Ostverträge veröffentlicht ... Wenige Tage nach diesem Ratsbeschluß habe ich eine andere Erklärung mitunterzeichnet, die sich eindeutiger für die Ratifizierung aussprach ... die sogenannte Erklärung der 25. Beide öffentlichen Äußerungen sind kritisiert worden ... Ich gestehe, daß beide Erklärungen das, was sie hätten leisten können, nicht in vollem Maße erbringen ... Ich gestehe die Schwächen beider Verlautbarungen zu und halte sie beide dennoch in ihrem Kern für richtig und nötig und jedenfalls nicht für einen Verstoß gegen den § 34 des Pfarrerdienstrechtes der Evangelischen Kirche der Union. Ich stehe grundsätzlich zu Worten der Kirche dieser Art.

Das Pfarrerdienstrecht warnt den Diener der Kirche, besonders den Diener der Kirche im seelsorgerlichen Amt, vor parteipolitischer Agitation, um nicht durch einseitige politische Bindung in festgelegte Gruppierungen hinein einen Teil der ihm anvertrauten Gemeinde von vornherein vor seinem Wirken zu verschließen. Pfarrerdienstrecht und Ordinationsvorhalt verlangen auf der anderen Seite, daß der Diener am Wort für die öffentliche Geltung der Gebote Gottes eintritt und zu den Lebensfragen der Nation Stellung nimmt. Er hat die Vorgänge des öffentlichen Lebens zu beobachten und sich ihnen vom Evangelium her zu äußern. Das ist unsere Forderung und Praxis in den dreißiger Jahren im sogenannten 3. Reich und seit 1945 in beiden Teilen Deutschlands immer gewesen, jedenfalls immer dann, wenn wir Gottes Gebot an seine Kirche recht befolgt haben. Wir waren und sind der Meinung, daß die Kirche damals nicht schweigen durfte, und sie hat in diesen beiden Epochen deutscher Geschichte nicht geschwiegen. Vielleicht hat sie in manchen kritischen Situationen nicht laut genug geschrien. Unterlassungen wiegen hier schwerer als Unvollkommenheit an tapferen Versuchen, das Notwendige zu tun ...

Weil das Evangelium Botschaft Gottes ist an die ganze Welt, schließt es eine Weltverantwortung der Kirche ein. Jesus Christus ist der Heiland und Herr über alle Völker, Sprachen, Nationen, Gruppen, Rassen und Machtblöcke. Er gebietet in allen Lebensbereichen. Deshalb muß die Kirche sein Wort, seinen Befehl und sein Angebot in Kultur und Wirtschaft, in Familie, Beruf und Politik hinein verkündigen.

Wo die Kirche in die Lebensbereiche des Menschen hinein spricht, hat sie ihn, den einzelnen, und die Gemeinschaften, auf das Gewissen hin anzureden. Sie hat es konkret zu tun, nicht in gesetzlicher Weisung, aber sie hat Hilfe zu leisten zur Schärfung der Gewissen und zur Befreiung der Gewissen. Sie bedarf dazu sachkundigen Urteils; dennoch kann sie nicht vorschreiben, wie der einzelne oder die Gruppe im Einzelfall sich zu entscheiden hat. Deshalb darf die Äußerung eines Dieners am Wort es weder unternehmen wollen, das Für oder Wider einer akuten Entscheidung unmittelbar aus der Heiligen Schrift herzuleiten, noch darf sie den verteuflern, moralisch diskreditieren, der in der zur Entscheidung stehenden Sache anders urteilt als der kirchliche Mahner. Die Kirche wird sich äußern müssen – und das gilt von einer Kirchenleitung, einer Synode oder einem je zuständigen Amtsträger in gleicher Weise –, wenn es um Lebensfragen der Gemeinschaft geht, in der sie oder er stehen, und zwar gerade dann, wenn die Beteiligten, die in erster Linie Verantwortlichen oder Betroffenen, in dieser Frage nicht einer Meinung sind. In den Chor gemeinsamer Überzeugung einzustimmen, ist nicht die Aufgabe der Kirche.

Sind Lebensfragen des eigenen Volkes kontrovers, muß die Kirche ihre Stimme erheben. Gebe Gott, daß ihre Stimme dann das Schwert Gottes im Munde des erhöhten Christus ist, das Schwert, das die Gedanken und Sinne des Herzens trennt und das Mark und Bein durchschneidet! Sein Wort deckt Schuld auf, sein Wort tut Schuld beiseite, sein Wort, eindeutig verkündet – zur Zeit oder zur Unzeit –, wirkt Versöhnung, es erweckt zu Taten des Friedens, auch dann und gerade dann, wenn es „scheidet“.

Um dieser Kriterien willen hat der Rat zu den Ostverträgen das Wort genommen. Er hat nicht genug Zeit und Mühe daran gewendet, aber alle im Rat waren darin einig: er durfte nicht schweigen, er durfte die die Verantwortung tragenden Politiker nicht ihrem innerparlamentarischen Dialog überlassen. Aus dem gleichen Grunde haben die 25 gesprochen, da das Wort des Rates ihnen die Hilfe nicht zu leisten schien, die nötig war. Es stand viel auf dem Spiel. Die Sorge war berechtigt, daß ein Beitrag zur Versöhnung in Europa versäumt werden könnte. Der Ausgang des Parteienkampfes im Bundestag hat gezeigt, daß schließlich nach all dem, was vorangegangen war, die überwältigende Mehrheit der Abgeordneten eine Ablehnung der Ratifizierung nicht für verantwortbar hielt. Mir hat mehr als ein Abgeordne-

ter der Opposition im Bundestag gesagt, daß sie den Appell an ihr Gewissen dankbar angenommen hätten ... Wir werden aus Fehlern zu lernen haben. Nur eins sei klar hervorgehoben: ich habe mich in dieser Sache geäußert nicht als Privatperson, nicht auf Grund meines Rechtes als deutscher Bürger, sondern aus der Erfahrung, der Kenntnis und der Verantwortung des kirchlichen Amtes das ich inne habe, wie in einer demokratischen Staatsordnung auch die Vertreter anderer Berufsgruppen und die Inhaber anderer öffentlicher Ämter, wenn sie zu Fragen des öffentlichen Lebens Stellung nehmen, nicht je als einer unter vielen ihr Votum abgeben, sondern aus der Einsicht, die ihre besondere Berufserfahrung ihnen vermittelt hat. Ein solcher Anspruch schließt keineswegs aus, daß ein anderer Vertreter in gleicher öffentlicher Stellung oder der gleichen Berufsgruppe auf Grund seiner Erfahrung zu einem anderen Urteil gelangt. Unterschiedliche Stellungnahme auch leitender Amtsträger der Kirche ist keineswegs ein Zeichen kirchlicher Zerrissenheit, auch kein Indiz gegen die Glaubwürdigkeit der Kirche, sondern im Gegenteil ein Beweis ihrer Aufrichtigkeit und des Reichtums ihres inneren Lebens.

Ich erbitte, daß es in unserm Volk und in unserer Kirche in der Breite der Gemeinden durch den mühseligen Prozeß des Lernens hindurch, den uns gerade dieses letzte Stadium öffentlicher Auseinandersetzung abverlangt hat, zu mehr gutwilligem Verständnis, zu größerer Bereitschaft, sachlich zu prüfen, und zu tieferem Respekt vor der im Gewissen gründenden Überzeugung eines von der eigenen Meinung differierend denkenden und sich äußernden kirchlichen Gremiums komme, als es diesmal wieder unter uns der Fall gewesen ist.

b) Kirchliche Verlautbarungen zu den Ostverträgen

Die Auseinandersetzung über die Ratifizierung der Ostverträge, von der die bundesdeutsche Öffentlichkeit leidenschaftlich bewegt wurde, wurde auch in der Kirche mit ähnlicher Heftigkeit und unter den gleichen Polarisierungserscheinungen geführt.

In dem harten Widereinander der Meinungen und Stellungnahmen versuchte der Rat zur Frage der Ostverträge kirchlich verantwortlich und ohne Parteinahme zu reden. Am 20. März 1972 erging seine

ERKLÄRUNG ZUR GEGENWÄRTIGEN AUSEINANDERSETZUNG ÜBER DIE OSTVERTRÄGE

Es ist nicht Aufgabe der Kirche, in der notwendigen Auseinandersetzung der politischen Parteien über die Ratifizierungsfrage für oder gegen eine der beiden Seiten Stellung zu nehmen. Weder ist sie über die Voraussetzungen besser unterrichtet, noch ist ihr Urteil über die Folgen fundierter als das der zur Entscheidung berufenen Politiker.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland ist sich dessen bewußt, daß die an den parlamentarischen Entscheidungen verantwortlichen Politiker ihrem persönlichen Gewissensurteil zu folgen haben. Er weiß, daß es dabei um die nüchterne Suche nach einem vernünftigen Ausgleich der politischen Interessen und Ziele geht. Er ermutigt aber alle Politiker, bei dieser Suche den Weg der Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn, den die Evangelische Kirche seit langem bewußt beschritten hat, nach vorn zu gehen.

In jedem Fall wird es auch weiterhin die schwere Aufgabe der Regierung unseres Staates sein, zu ihrem Teil die Bedingungen für die Erhaltung des Friedens in Europa und der Welt zu verbessern. Dazu nach innen und nach außen mitzuhelfen, sieht auch die Kirche als ihre Aufgabe an.

Diese Erklärung wurde von der Kirchenleitung der VELKD aufgenommen. In dem Kommuniqué über die Sitzung am 23./24. März 1973 heißt es:

Im ‚Bericht zur Lage‘ ging Bischof Wölber hauptsächlich auf die gegenwärtige Auseinandersetzung um die Ostverträge ein. Die Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) vom 20. März wurde von der Kirchenleitung unterstützt ...

Die Kirchenleitung beobachtet mit Sorge die zunehmende Unversöhnlichkeit zwischen Befürwortern und Gegnern der Ostverträge. Sie muß aber bis zu den Gemeindegliedern hin voraussetzen, daß jeder seinem Gewissen folgt und in dieser schwierigen Entscheidung die Größe der Verantwortung sieht. Wir können nicht Versöhnung mit unseren Nachbarn wollen, wie immer der politische Weg dahin gesucht wird, und als in sich unversöhntes Volk zurückbleiben. Nur so werden wir die Zeit nach der Entscheidung bewältigen.

Weil das – vielleicht allzusehr – abgewogene Wort des Rates der Erwartungslage weiter Kreise gegenüber einem Wort des leitenden Gremiums der EKD nicht entsprach und mehrdeutig auszulegen war, konnte es weder den öffentlichen wie den innerkirchlichen Meinungswirrwarr steuern noch dem Bürger und Gemeindeglied die zur Klärung der eigenen Entscheidung notwendige Hilfe leisten. Daraus erklärt sich, daß schon am 29. März 1972 eine *Verlautbarung von 25 Theologen und Nichttheologen* in verantwortlicher kirchlicher Stellung – darunter 5 Mitglieder des Rates – erging, die von ihren Unterzeichnern als Interpretation und konkretisierende Fortführung der Ratserklärung verstanden, in der Öffentlichkeit jedoch weithin als Gegenaktion zu dieser gewertet wurde.

Die Erklärung der 25 lautet:

Mehr als einmal, zuletzt in der Erklärung des Rates der EKD vom 20. März 1972 und am eindringlichsten in der Denkschrift der EKD vom 1. Oktober 1965 über die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn, hat die evangelische Kirche zur Aussöhnung und zu einem neuen Anfang in den Beziehungen zu den östlichen Nachbarländern aufgerufen. Sie hat davor gewarnt, die gebotenen Entscheidungen auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Sie wollte damit unerläßliche Schritte vorbereiten und den Handlungsspielraum der Politiker erweitern.

Nun haben die Politiker den Spielraum genutzt. Sie haben versucht, diese Anstöße in politische Praxis zu übersetzen und dabei die Interessen unseres Volkes zu wahren. Dieser Versuch ist gewiß nicht frei von Risiken und erfüllt auch nicht alle Wünsche. Aber ein Scheitern der Verträge würde aller Wahrscheinlichkeit nach ein ungleich größeres Risiko mit sich bringen.

Niemandem kann verwehrt werden, sich gewissenhaft ein Urteil zu bilden. Wir meinen aber, daß die Verträge von Moskau, Warschau und Berlin jenen Beitrag zum Frieden ermöglichen, den nur die Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland leisten können und den unsere Nachbarn in Ost und in West von uns erwarten dürfen. Darum finden sie auch international nahezu einhellige Zustimmung, gerade auch in der Ökumene. Nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in der Weltöffentlichkeit würde ihre Ablehnung größte Enttäuschung hervorrufen.

Nach unserer Auffassung geht es jetzt nicht darum, ob das Verhandlungsergebnis hätte besser ausfallen können. Vielmehr steht auf dem Spiel, ob die von den Verträgen zu erwartenden Möglichkeiten zur Entwicklung eines friedlicheren Europas genutzt oder verpaßt werden.

Wir befürchten, daß bei einer Ablehnung der Verträge sich auf lange Zeit hinaus keine günstigere Situation für erfolgreichere Verhandlungen ergeben wird.

Prof. Dr. Dr. *Joachim Beckmann*, Präses i.R.; Prof. Dr. *Eberhard Bethge*; Prof. Dr. *Martin Fischer*; *Horst Bannach*, Generalsekr. d. Evangelischen Akademikerschaft in Deutschland; Dr. *Alfred Burgsmüller*, Oberkonsistorialrat; Dr. *Gerhard Heintze*, Landesbischof; *Karl Herbert*, Oberkirchenrat; *Helmut Hild*, Kirchenpräsident; Lic. *Karl Immer*, Präses; *Benjamin Locher*, Oberkirchenrat; Prof. Dr. *Eduard Lohse*, Landesbischof; Prof. Dr. *Jürgen Moltmann*; D. Dr. *Eberhard Müller*; Prof. Dr. *Georg Picht*; Prof. Dr. Dr. *Ludwig Raiser*, Präses der Synode der EKD; Dr. *Kurt Scharf* DD, Bischof; Prof. Dr. *Klaus Scholder*;

Prof. Dr. Kurt Sontheimer; Eberhard Stammler; Prof. Dr. Heinz Eduard Tödt; Dr. Fritz Viering, Landessuperintendent; Prof. D. Heinrich Vogel; Prof. Dr. Carl-Friedrich Freiherr von Weizsäcker; D. Ernst Wilm, Präses i. R.; Dr. Heinz Zahrt, Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

Die Bundesregierung antwortete auf die Erklärung der 25:

Durch die Erklärung führender Persönlichkeiten der Evangelischen Kirche wird fortgesetzt, was durch die Ostdenkschrift der EKD 1965 begonnen hat. Die Namen der Unterzeichner zeigen, daß nicht nur eine bestimmte Gruppe innerhalb der Kirche die Friedenspolitik der Bundesregierung unterstützt, sondern daß ein großer Teil der Kirche in der Politik der Regierung Brandt/Scheel eigene Anregungen und Impulse wiedererkennt.

Die Bundesregierung anerkennt dankbar den konstruktiven Beitrag, den gerade die Evangelische Kirche zur Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn geleistet hat.

In gleicher Richtung wie die Erklärung der 25 nahmen zahlreiche württembergische Pfarrer Stellung:

OFFENER BRIEF AN DIE ABGEORDNETEN IM DEUTSCHEN BUNDESTAG

Sehr geehrte Damen und Herren!

Wir unterzeichnenden evangelischen Pfarrer in Württemberg wenden uns an Sie, die Sie als verantwortliche Politiker über die zur Ratifizierung anstehenden Ostverträge zu entscheiden haben.

Wir sind uns der Tragweite dieser Verträge bewußt und unterstellen beiden Auffassungen dazu im Bundestag verantwortliches Bemühen, gewissenhaft zu prüfen und zu entscheiden. Dabei bitten wir Sie zu bedenken:

Mit den Ostverträgen stellen wir uns einem mühsamen Kapitel unbewältigter Vergangenheit.

Die evangelische Kirche hat mit ihrer Schulderklärung 1945 und mit ihrer Ostdenkschrift 1965 einen Weg beschritten, der aus der Mitschuld an der nationalsozialistischen Politik zu einem Neuanfang auch im Zusammenleben mit den östlichen Nachbarn führen sollte.

Damit wurde deutlich, daß bei der Normalisierung unseres Verhältnisses zu den östlichen Nachbarn die Dimension der Versöhnung wahrgenommen werden muß.

Diese Einsicht wird naturgemäß zunehmend schwieriger. Deshalb ist Versöhnung heute notwendig, damit der Teufelskreis der Vergeltung endlich durchbrochen wird, der gerade in den Beziehungen zwischen Deutschen und den Völkern des Ostens eine im vollen Sinn des Wortes verheerende Rolle gespielt hat.

Alle Signale des Versöhnungswillens sind nicht nur bei den Völkern des Ostens, sondern auch in der gesamten Ökumene mit lebhaftem Interesse aufgenommen worden. Sie wurden trotz verständlichen Mißtrauens überraschend beantwortet. So ist etwa im Brief der polnischen katholischen Bischöfe an den deutschen Episkopat im Jahr 1965 zu lesen: Wir vergeben und bitten um Vergebung.

Wir können nicht glauben,

daß es erlaubt ist, diese Verträge, in denen es über die weitreichende politische Dimension hinaus um die Dimension von Schuld und Versöhnung geht, dem Verdacht politischer Taktik auszusetzen,

daß es richtig ist, die Entscheidung über die Ostverträge, die der Wechselwirkung des Hasses und der Vergeltung ein Ende setzen und weitere Schritte der Aussöhnung ermöglichen, noch länger hinauszuschieben.

Es darf nicht noch einmal zu spät sein!

Darum warnen wir heute davor,

durch Ablehnung der Ostverträge die Herausforderung zur Versöhnung zu versäumen;

durch Ablehnung der Ostverträge das im Osten und im Westen wieder in unser Volk gesetzte Vertrauen zu verspielen;

durch Ablehnung der Ostverträge uns wieder in eine verhängnisvolle Isolation zu bringen.

Lassen Sie sich bei Ihren Überlegungen und bei der Entscheidung über die Ostverträge nicht mitbestimmen von den Emotionen jener Wähler, die unsere Schuld an der geschichtlichen Entwicklung im Osten nicht annehmen wollen und versuchen, auf alle mögliche Weise auf Sie, die Abgeordneten, Druck auszuüben.

In der Karwoche erinnern wir uns daran, daß unseren Schritten der Versöhnung Gottes Versöhnung vorausgeht.

Nehmen Sie darum das Mandat, das wir als Christen haben, wahr: der Versöhnung zu dienen.

In dem Antwortschreiben der Bundesregierung auf den Offenen Brief heißt es:

Die Bundesregierung begrüßt ferner die Stellungnahme einer großen Gruppe von württembergischen Geistlichen, die sich in einem offenen Brief an die Abgeordneten des Deutschen Bundestages für eine baldige Ratifizierung der Ostverträge eingesetzt haben. Über 250 Pfarrer, Vikare und Dekane warnen in diesem Schreiben davor:

„... durch Ablehnung der Ostverträge das im Osten und im Westen wieder in unser Volk gesetzte Vertrauen zu verspielen ... und uns wieder in eine verhängnisvolle Isolation zu bringen.“

„Wir können nicht glauben, daß es erlaubt ist, diese Verträge, in denen es über die weitreichende politische Dimension hinaus um die Dimension von Schuld und Versöhnung geht, dem Verdacht politischer Taktik auszusetzen – daß es richtig ist, die Entscheidung über die Ostverträge, die der Wechselwirkung des Hasses und der Vergeltung ein Ende setzen und weitere Schritte der Aussöhnung ermöglichen, noch länger hinauszuschieben. Es darf nicht noch einmal zu spät sein! Darum warnen wir heute davor, durch Ablehnung der Ostverträge die Herausforderung zur Versöhnung zu versäumen.“

Auch die Pfarrer erinnern im übrigen an das Schuldbekenntnis der Evangelischen Kirche von 1945 und an die Ost-Denkschrift von 1965. Sie rufen zur Versöhnung auf, um den „Teufelskreis der Vergeltung“ endlich zu durchbrechen, der in den Beziehungen zwischen den Deutschen und dem Osten „eine so verheerende Rolle gespielt“ hat.

Für die Ratifikation der Ostverträge sprechen sich auch die Aktion Sühnezeichen und der Comenius-Club Berlin in einer gemeinsamen Erklärung aus:

1. Es gibt zu den Verträgen von Moskau und Warschau keine Alternative außer die der völligen Isolierung der Bundesrepublik Deutschland von Ost und West.
2. West-Berlin wird mit dem Scheitern der Verträge praktisch abgeschieden.
3. Innenpolitisch fällt die Bundesrepublik Deutschland mit West-Berlin auf deutsch-nationale Grundvorstellungen zurück und wird jeder nationalistischen und faschistischen Gefährdung ausgeliefert.
4. Jede Chance einer Normalisierung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR wird blockiert.
5. Vor allem aber werden die Völker der Sowjetunion und Polens jedes Vertrauen zum Friedenswillen der Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin verlieren.

Die negativen Folgen eines Scheiterns der Verträge also sind berechenbar. Deshalb soll niemand schweigen, der jetzt reden mußte.

29. März 1972

Die Erklärung der 25 löste aber nicht nur Zustimmung, sondern auch erheblichen Widerspruch in Kirche und Öffentlichkeit aus:

Der *Leitende Bischof* der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands *D. Wölber* (Hamburg) antwortete am 30. März 1972 auf die Erklärung der 25:

Den Aufruf einiger bekannter Persönlichkeiten der evangelischen Kirche zur Ratifizierung der Ostverträge gilt es als persönliche Erklärung und private Meinung zu respektieren. Er ist aber selbstverständlich nicht kirchlich maßgeblich. Man könnte den Unterzeichnern entgegenhalten, daß sie kein Monopol für Versöhnung haben. Es gibt bekannte evangelische Persönlichkeiten, wie etwa den ehemaligen Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Richard von Weizsäcker, oder den seinerzeitigen Bundesaußenminister Schröder, die einen anderen oder modifizierten konkreten Weg zur Versöhnung suchen. Das kann jeder in der Presse lesen. Jedenfalls ist jeder evangelische Christ an sein Gewissen gewiesen. Die Kirche gibt in den einzelnen politischen Ermessensfragen, wie sie sich auf dem Weg zum Frieden ergeben, keine Empfehlungen. Darum hat jüngst der Rat der EKD ein Votum nach der einen oder anderen Seite abgelehnt. Die Kirchenleitung der VELKD hat dies soeben unterstützt.

Peinlich ist allerdings der Hintergrund der Erklärung. Die Bischöfe bzw. Präsidenten Hild, Heintze und Immer, deren Amt und Auftrag von gleicher Art ist wie der des Rates der EKD, haben die Aktion gestartet und für Unterschriften geworben. Ein solcher gemeinsamer politischer Schritt kirchlicher Repräsentanten auf dieser Ebene ist zweifellos der Versuch, das eindeutige Votum des Rates der EKD zu unterlaufen. Er ist ein Schlag für die Gemeinschaft von Kirchen in der EKD.

Am gleichen Tage und in gleicher kritischer Richtung erging eine

ERKLÄRUNG DER „NOTGEMEINSCHAFT EVANGELISCHER DEUTSCHER“

Kaum ein wirksameres Mittel zur Zerstörung unserer evangelischen Kirche und ihrer Glaubwürdigkeit ist denkbar als die politische Erklärung hervorragender Amtsträger, mit der sie die Ratifikation der Ostverträge zu empfehlen suchen. Soeben noch hatte der Rat der EKD ausgesprochen, daß dies nicht Aufgabe der Kirche sei und daß es ihr an besserer politischer Einsicht fehle. Nun aber beteiligen sich Mitglieder eben dieses Rates, Bischöfe und Präses an einer Verlautbarung, die sich anmaßt, die Wirkungen einer staatlichen Außenpolitik zu kennen. Jeder dieser Männer weiß aber, daß er nicht heute als Amtsträger seiner Kirche, morgen aber als Privatperson sprechen darf. Person und Amt sind untrennbar, und nur wegen des Amtes findet die Aussage Beachtung, verwirrt aber auch die Gläubigen.

Frieden und Versöhnung wagen geistliche Herren in einer gefallenen Welt zu verheißen. Sie scheuen sich nicht, ihren Mitchristen anzubieten, beides sei zu erwarten, wenn nur alle Bürger bereit seien, ihre Nächsten in Mittel- und Ostdeutschland, Glieder der eigenen Kirche, ihrem Schicksal zu überlassen. Christlich also soll sein, Vertreibung von Mitmenschen und ihre Rechtlosigkeit hinzunehmen, damit man nur selbst Ruhe gewinnt und Risiken meidet! Gerade der Christ aber ist als Staatsbürger seinem Gemeinwesen verpflichtet.

Auch eine Gruppe theologischer und nichttheologischer Hochschullehrer, kirchlicher Amtsträger und Gemeindeglieder distanzierte sich nachdrücklich von der Erklärung der 25 und ähnlichen kirchlichen Verlautbarungen:

KIRCHE UND OSTVERTRÄGE

Wider den politischen Mißbrauch des kirchlichen Amtes

Bischöfe, Theologen und Pfarrer der Evangelischen Kirche in Deutschland haben in jüngster Zeit die geistliche Autorität ihres Amtes für eine Ratifizierung der im Parlament umstrittenen außenpolitischen Vertragsvorlagen eingesetzt. Dies geschah von Kanzeln, in Fernseh- und Rundfunksendungen sowie durch gemeinsame Verlautbarungen.

Der nachträglich beschwichtigende Hinweis einzelner, daß es sich dabei nur um persönliche Äußerungen handele, verträgt sich nicht mit dem Öffentlichkeitsanspruch und mit

dem Gewicht solcher Äußerungen, das der einzelne nicht nur seiner Person, sondern dem ihm übertragenen öffentlichen kirchlichen Amt verdankt.

Wir Unterzeichnenden erklären hiermit, daß wir in dieser Frage Einmischungen in die Gewissensentscheidungen von Wählern und Abgeordneten als Mißbrauch des kirchlichen Amtes verurteilen. Wer in parteipolitische Konflikte mit kirchlicher Autorität und mit dem Anspruch evangelischer Weisung eingreifen zu müssen meint, hat das Evangelium mißverstanden.

Allen Gliedern unserer Kirche, die durch solche unter Berufung auf das Evangelium motivierten einseitigen Stellungnahmen verwirrt und enttäuscht sind, sagen wir im Namen des Evangeliums: Eure politische Entscheidung in dieser Sache kann und darf Euch von niemandem abgenommen werden. Wen Einsicht und Gewissen dazu treiben, die Ostverträge zu befürworten, soll nicht meinen, er habe die einzig mögliche christliche Entscheidung getroffen. Wer die Ratifizierung ablehnt, darf überzeugt sein, daß er deshalb kein schlechterer Christ ist.

An alle diejenigen aber, die die Grenze ihrer kirchlichen Legitimation überschritten haben, richten wir die Mahnung: Gefährdet die Einheit der Evangelischen Kirche nicht länger, indem Ihr das kirchliche Amt und dadurch auch den Herrn der Kirche für bestimmte politische Zielvorstellungen in Anspruch nehmt. Der Dienst des Evangeliums will Menschen frei machen zu eigenverantwortlichem politischen Handeln.

Professor Dr. *Horst Bürkle* (München)

Professor D. Dr. *Hans Frhr. von Campenhausen* D. D. (Heidelberg)

Prosper Graf zu Castell-Castell (Frankfurt)

Professor D. *Karl Elliger* (Tübingen)

Kirchenrat *Herbert Goltzen* (Weißensee)

Professor Dr. *Pascual Jordan* (Hamburg)

Professor D. Dr. *Adolf Köberle* (München)

Professor Kirchenrat D. Dr. *Walter Künneth* D. D. (Erlangen)

Kirchenrat Dr. *Reinhard Mumm* (München)

Professor Dr. *Th. Schmidt-Kaler* (Bochum)

Bischof Professor D. Dr. *Wilhelm Stählin* D. D. (Prien)

Professor D. Dr. *Helmut Thielicke* D. D. (Hamburg).

Stellvertretend für die Unterzeichner der Erklärung der 25 – ähnliche Erklärungen liegen auch von Landesbischof Dr. Heintze, Präses Lic. Immer und Bischof D. Scharf vor – sei die seine Entscheidung begründende Erklärung von Landesbischof D. Lohse vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers am 22. Juni 1972 wiedergegeben:

Ein ... Problem der politischen Ethik hat in den letzten Monaten die gesamte Bevölkerung unseres Landes in starkem Maße beschäftigt. Es ist kaum verwunderlich, daß die Frage der Ostverträge uns alle zutiefst betroffen hat. Denn hier geht es nicht um den Abschluß von Verträgen, wie sonst Abmachungen zwischen Staaten getroffen werden. Kam und kommt es doch nicht nur darauf an, endlich zu dauerhaften Übereinkünften mit unseren Nachbarn im Osten Europas zu gelangen, sondern vor allem die schwere Belastung zu mindern, die durch das furchtbare Unrecht des zweiten Weltkriegs noch heute auf allen betroffenen Völkern und Menschen liegt. In den vergangenen Jahren haben die Kirchen wiederholt darauf hingewiesen, daß Christen unter allen Umständen das Werk des Friedens zu besorgen haben. Die 1965 verabschiedete Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ hat den gesamten Problemkreis eingehend erörtert und damit bereits vor Jahren intensive Gespräche in unseren Gemeinden ausgelöst. Die Denkschrift hat gewiß erhebliche Unterschiede der Ansichten nur teilweise abbauen können; doch wird man sagen dürfen, daß ihr Ruf nach Versöhnung weithin verstanden und aufgenommen worden ist.

Nachdem der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland am 20. März d. J. dazu ermutigt hatte, „den Weg der Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn, den die evange-

lische Kirche seit langem bewußt beschritten hatte, nach vorn zu gehen“, hat ein Kreis verantwortlicher evangelischer Christen sich veranlaßt gesehen, deutlicher zu sagen, wie denn dieser Schritt nach vorn zu tun sei. Bei der viel erörterten Erklärung der 25 handelt es sich weder um eine kirchenamtliche Verlautbarung noch um eine Äußerung ex cathedra. Vielmehr hat jeder der Unterzeichner als einzelner evangelischer Christ unterschrieben und dabei allerdings seine gewissenhaft geprüfte Meinung ausgesprochen. Mit den anderen Unterzeichnern war und bin ich der Überzeugung, daß verantwortliche evangelische Christen, die sich seit Jahren darum bemüht haben, zu dauerhaftem Frieden mit unseren Nachbarn im Osten zu gelangen, die Politiker nicht in dem Augenblick allein lassen dürfen, in dem entscheidende Schritte zur Verwirklichung zu tun sind. Im Streit der Meinungen, wie er in den vergangenen Monaten geführt wurde, drohte diese Aufgabe in den Strudel des Ringens der Parteien um die Macht zu geraten und darin unterzugehen.

Wie wir wußten, haben die Christen in der DDR den Gang der Verhandlungen, die zum Abschluß der Verträge geführt hatten, mit großer Anteilnahme verfolgt und sie mit der Hoffnung begleitet, daß zwar keine baldige Verbesserung der für die Kirche und die Menschen gegebenen Lage eintreten werde, aber doch mit Abschluß der Verträge der richtige Weg eingeschlagen wird, der auf lange Sicht zu echter Entspannung führen muß. Bischof Schönherr hat diese Sicht der Lage bei dem Besuch zum Ausdruck gebracht, den die Kirchenleitung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR im März d. J. dem Weltkirchenrat in Genf abgestattet hat, und dabei erklärt, daß es sich in der Sache der Verträge „um Lebensfragen Europas und nicht um parteipolitische Machtfragen handele“. Und Bischof Fränkel hat in seinem Bericht vor der Synode der Evangelischen Kirchen der Union in Magdeburg diese Auffassung nachdrücklich unterstrichen und gesagt, die Verträge von Moskau und Warschau könnten „nur im Horizont der gebieterischen Notwendigkeit des Weltfriedens recht“ beurteilt werden. Er fügte hinzu: „Wir – und damit schließe ich alle Brüder im kirchenleitenden Amt in der DDR ein – machen keine Pflichtübungen, sondern sprechen das aus, was unter dem Wort von der Versöhnung unsere Erkenntnis ist.“ Da mir bekannt war, wie die Christen in der DDR dachten, habe ich es gerade um meines kirchlichen Auftrages willen als eine mich im Gewissen bindende Verpflichtung ansehen müssen, nach Kräften dazu beizutragen, daß die Frage der Ostverträge wieder aus der parteipolitischen Auseinandersetzung herausgeholt und in ihrem vollen Gewicht freigelegt werde.

Ich war und bin bereit, mich der Kritik an der Erklärung der 25 zu stellen. Wer immer es unternimmt, den Auftrag zur Seelsorge inmitten gesellschaftlicher Spannungen nach bestem Vermögen zu erfüllen, geht dabei das Risiko ein, im eigenen Urteil zu irren, mißdeutet oder mißverstanden zu werden. So wenig dieses Risiko den verantwortlichen Christen von der Notwendigkeit entbinden kann, der verpflichtenden Kraft des Gebots der Liebe in allen Bereichen unseres Lebens zu folgen, so schmerzlich ist dann allerdings auch die Erfahrung, daß neben vielen Antworten des Verstehens oder doch verständnisvoller Kritik auch manche böse und bittere Reaktionen laut geworden sind, die bis zu Äußerungen verhärteten Hasses gingen. Was alles dabei zur Sprache gekommen ist, ist nicht im einzelnen aufzurechnen. Uns allen ist wohl bewußt, wie schwer die politische Entscheidung vor allem den Menschen werden mußte, die einst ihre Heimat im Osten gehabt haben. Umso bewegen-der war es für mich, daß ich gerade aus ihren Kreisen manches Wort der Ermutigung und des Trostes habe hören dürfen. Aus einem dieser Briefe möchte ich einige Sätze anführen: „Ob die öffentliche politische Stellungnahme eines Repräsentanten der Kirche ... als Überschreitung seiner Amtsbefugnis angesehen werden muß, kann nicht in der Dimension abstrakt theologischer Vorwegnahme ermittelt werden; das Urteil darüber bedarf vor allem der genauen Vergegenwärtigung des jeweils konkret Gegebenen – der wirklichen Situation in allen ihren Voraussetzungen und Beziehungen und des Menschen in seiner jeweiligen Bedürftigkeit, Abhängigkeit und Unsicherheit. Die Dinge sind heute – geschrieben Anfang April – soweit gediehen, daß das Stillschweigen oder die Neutralität der gesamten kirchlichen Repräsentation im Verhältnis zu den Verträgen einer öffentlichen Stellungnahme gegen sie gleichkäme. Die politischen Kreise und Gruppen, die sich als christlich und evangelisch verstehen, sind weithin öffentlich sichtbar gegen die Ratifizierung eingestellt. In der heutigen Situation, die so ernst ist wie lange nicht, ist nur eine Erklärung wie die von Ihnen mitunterzeichnete noch stark genug, den evangelischen Christen die Freiheit der politischen Entscheidung zum Bewußtsein zu bringen und aufs Gewissen zu legen. Ich

sehe deshalb in Ihrem Hervortreten – ganz abgesehen davon, daß ich sachlich der gleichen Meinung bin – einen ebenso notwendigen wie hilfreichen Akt der Seesorge.“

Bei aller Verschiedenheit der Meinungen, die bis heute auch unter uns anhält und uns beschwert, werden wir unter keinen Umständen die Bereitschaft verlieren dürfen, auf das Wort des anderen zu hören und die eigene Ansicht kritisch zu überprüfen. Angesichts unserer immer komplizierter werdenden Lebensverhältnisse wird es kaum zu erreichen sein, daß unter uns Christen die in der Gesellschaft anstehenden Grundsatzentscheidungen einheitlich beurteilt werden. Die Öffentlichkeit wird jedoch mit Recht von uns erwarten, daß Christen im Abwägen unterschiedlicher Ansichten so miteinander umgehen, wie es die Liebe Christi ihnen gebietet.

Die Grundsatzfragen politischer Ethik, die uns so schwer zu schaffen gemacht haben, werden uns weiterhin beschäftigen müssen. Dabei sollten gerade wir Christen nicht vergessen, dankbar dafür zu sein, daß wir die unverdiente Wohltat genießen dürfen, Bürger eines demokratischen Rechtsstaates zu sein, in dem allen freie Meinungsäußerung garantiert und der christlichen Kirche die volle und ungehinderte Entfaltung ihres Lebens und Dienstes ermöglicht ist. Wer mit der deutschen Geschichte einigermaßen vertraut ist, wer sich in der Welt umschaut und andere Länder und Staaten kennt, der wird zu ermessen wissen, daß wir zwar nicht in idealen, sondern weiterhin der Verbesserung bedürftigen Verhältnissen leben, daß aber Freiheit und Recht, die die Grundlage unseres demokratischen Staates bilden, unantastbare Güter sind und bleiben sollen. Die christliche Kirche betrat nicht nur darum, daß Gott die Herzen und Sinne der Politiker zur rechten Erkenntnis und zum rechten Handeln erleuchten möchte, sondern sie hat auch ihren Beitrag dazu zu leisten, daß Gerechtigkeit im Zusammenleben der Menschen hergestellt und vor allem den Schwachen Schutz und Hilfe zuteil wird. Wir werden daher gerade als Christen ständig darüber nachzudenken haben, wie das Zusammenleben der Menschen besser und gerechter gestaltet werden kann. Unter keinen Umständen aber werden wir jenen Schlagworten Gehör schenken dürfen, die uns einreden wollen, der vermeintlich oder vielleicht auch wirklich gute Zweck, den man anstrebt, rechtfertige jedes Mittel, das zu seiner Verwirklichung führen könne. Jene sophistische Unterscheidung, die zwar vorgibt, Gewalt gegen Menschen nicht üben zu wollen, aber Gewalt gegen Sachen für ein erlaubtes Mittel zur Durchsetzung politischer Ziele hält, hat manchen Menschen den klaren Blick vernebelt. Das Gebot, unter dem wir stehen, ist eindeutig und untersagt uns, an die Stelle der Liebe, der wir verpflichtet sind, irgendeine andere Weise des Handelns zu setzen. Es erschiene mir gerade in dieser Zeit, in der kleine Gruppen nicht davor zurückschrecken, Gewalt ohne Rücksicht auf andere zu üben, als eine ebenso wichtige wie dringend gestellte Aufgabe, wenn von der Kirche ein grundsätzlicher Beitrag – vielleicht eine Denkschrift – über den demokratischen Rechtsstaat erarbeitet würde, für dessen Schutz, Erhaltung und Förderung wir alle verantwortlich sind.

In seiner Sitzung am 20./21. April 1972 nahm der Rat angesichts der Erklärung der 25 nochmals und abschließend Stellung. Das Presse-Kommuniqué berichtet darüber:

Gegenstand eingehender Aussprache waren der Stand der öffentlichen Diskussion zu den Ostverträgen und die dazu in den letzten Wochen von verschiedenen Gruppen aus dem kirchlichen Raum abgegebenen Erklärungen.

Der Rat hält an seiner Erklärung vom 17./20. März 1972 fest. Insbesondere bleibt er sich dessen bewußt, daß es in der Auseinandersetzung um die Ostverträge „um die höchsternstliche Suche nach einem vernünftigen Ausgleich der politischen Interessen und Ziele geht. Der Rat ermutigt alle Politiker, bei dieser Sache den Weg der Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn, den die evangelische Kirche seit langem bewußt beschritten hat, nach vorn zu gehen.“

In der Erklärung vom 29. März 1972, mit der 25 evangelische Theologen und Laien sich für eine Ratifizierung der Ostverträge aussprachen, sieht der Rat eine auf persönliche Initiative zurückgehende politische Meinungsäußerung. Die Erklärung ist vor ihrer Veröffentlichung nicht allen Mitgliedern des Rates zugänglich gewesen. Die fünf Mitglieder des Rates, die diese Erklärung mitunterzeichnet haben, haben dem Rat zur Kenntnis gegeben,

daß sie sich nicht in Gegensatz zur Ratserklärung vom 20. März stellen wollten.

Angesichts zahlreicher öffentlicher Erklärungen von evangelischen Christen zur Ostpolitik weist der Rat darauf hin, daß eine konkrete Stellungnahme die Friedens- und Versöhnungsbereitschaft politisch Andersdenkender nicht in Frage stellen soll und daß dieses in der Erklärung der 25 nach Auskunft der unterzeichneten Ratsmitglieder nicht beabsichtigt ist.

Am 7. April 1972 wurde ein von Bischof D. Wölber in eigener Initiative an den Bundeskanzler und an den Fraktionsführer der Opposition Dr. Barzel gerichteter Brief veröffentlicht:

*Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,
sehr geehrter Herr Dr. Barzel!*

Angesichts schwerer Entscheidungen von historischem Ausmaß werden Sie sich zu einer Aussprache treffen. Es gibt wohl niemand, der nicht mit Ihnen das Gewicht der Situation empfindet. Sie aber tragen in hervorgehobener Weise die konkrete politische Verantwortung.

Erlauben Sie mir bitte, von meinem kirchlichen Amt her die Hoffnung auszusprechen, daß durch Ihr ernstes und entschiedenes Bemühen doch noch eine Basis für gemeinsames Handeln gefunden wird. Es wäre zweifellos gut, wenn dies geschieht, von welcher Art die gemeinsamen Schritte immer sein mögen.

Ist Ihnen dies in der Sache aber nicht möglich, so sollte doch jene Basis betont bleiben, die zum Zusammenleben im gemeinsamen politischen Raum nötig ist. Das gilt auch für die menschliche Seite. Alle müssen die Zeit danach bedenken. Niemand kann Versöhnung mit unseren Nachbarn wollen ohne den Willen zur Versöhnlichkeit in unserem Land. In solchen Augenblicken geht es um mehr als um Parteiinteressen. Wir müssen dazu beitragen, daß in Anerkennung der Schwere der Entscheidung und der aufrichtigen, an die Gewissen gebundenen Bemühungen jeder Seite Diskriminierung vermieden, Legendenbildung verhindert und der faire Wille zur Kooperation erhalten bleibt.

Als Bischof kann ich auf Ihre weitreichenden konkreten politischen Sacherwägungen nicht durch Parteinahme einwirken wollen. Aber erinnern muß ich Sie an die Unteilbarkeit der Versöhnung, und darum wünsche ich Ihnen, daß ihre Begegnung eine Frucht haben möchte.

In dieser uns alle bewegenden Situation darf ich Ihr Einverständnis voraussetzen, daß ich diesen Brief anderweitig verwende, nachdem Sie ihn erhalten haben.

Mit freundlichen Grüßen

gez. D. Wölber
Leitender Bischof der Vereinigten Ev.-Luth.
Kirche Deutschlands

Sowohl der Bundeskanzler wie der Oppositionsführer Dr. Barzel antworteten auf diesen Brief. Die beiden Schreiben lauten:

Herr Bischof,

Sie haben in Ihrem Schreiben vom 7. April 1972 die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, daß in der Aussprache, zu der der Herr Bundesaußenminister und ich die Herren Bundestagsabgeordneten Barzel, Schröder und Stücklen eingeladen haben, eine Basis für gemeinsames Handeln gefunden werden möge.

Ich danke Ihnen für diesen von hoher Verantwortung getragenen Wunsch. Die Bundesregierung, die sich gerade in den Fragen der Ost-West-Politik von Anfang an um innenpolitische Zusammenarbeit bemüht hat, wird fortfahren, ein Höchstmaß an Gemeinsamkeit anzustreben, weil auch sie die Versöhnung für unteilbar hält und die zur Entscheidung anstehenden Fragen als für unser Volk entscheidend ansieht.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener
Willy Brandt

Sehr geehrter Herr Bischof Wölber,

Ihren Brief vom 8. April, für den ich Ihnen danke, haben wir heute im Vorstand der Bundestagsfraktion der CDU/CSU erörtert. Meine Kolleginnen und Kollegen haben einstimmig diesem Antwortbrief zugestimmt, der ebenfalls veröffentlicht werden wird.

Wir begrüßen Ihre Initiative und danken für den Respekt, den Sie unserer besonderen Verantwortung entgegenbringen. Wir haben unsere Entscheidung nach sorgfältiger, ernsthafter Prüfung getroffen.

Von Anfang an haben wir die Gemeinsamkeit aller Demokraten gerade in den Fragen der Ostpolitik angeboten und gefordert. Auch wir sind davon überzeugt, daß Aussöhnung und Frieden nach innen wie nach außen Hand in Hand gehen sollen. Unsere konkreten Vorschläge zur außenpolitischen Gemeinsamkeit und gemeinsamen Pflicht, den inneren Frieden zu fördern, wurden von der Bundesregierung abgelehnt. Trotzdem haben wir noch in der ersten Lesung des Vertragswerkes im Deutschen Bundestag präzise vorgeschlagen, das Vertragswerk zunächst liegenzulassen, um einen gemeinsamen Weg für die Entspannung, einschließlich der Freizügigkeit für Menschen, Informationen und Meinungen in Deutschland – entsprechend dem Beschluß der Verbündeten –, zu finden. Obwohl auch das abgelehnt wurde, bleiben wir bereit, einen gemeinsamen Weg zu suchen und zu finden.

Für das Richtige ist es nie zu spät – zumal es hier um Fragen von moralischem Rang und prinzipielle Überzeugungen geht, die nicht aus tagespolitischer Sicht oder in parteiischem Geist beantwortet werden dürfen. (4/69 FS-Voraus 11.4.)

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Barzel

Der Bischof von Oldenburg D. Dr. Harms richtete am 5. April 1972 an die Pastoren und Pastorinnen ein Schreiben, in dem es heißt:

Eine Kirchenleitung würde ihre Kompetenzen überschreiten, wenn sie in die schwierige politische Entscheidung über die Ostverträge eingreifen wollte. Auch die Theologie kann dabei keinen eindeutigen Rat geben. Zwischen der Versöhnung des Menschen mit Gott, wie sie das Evangelium nahebringt, und einer versöhnlichen Außenpolitik liegen Sach- und Gewissensentscheidungen, welche weder die Theologie noch eine andere Wissenschaft auf sich nehmen kann. Ein Christ – auch ein kirchlicher Amtsträger – kann deshalb die Ostverträge nur im eigenen Namen bejahen oder ablehnen. Wenn er die Versöhnungspredigt des Evangeliums verstanden hat, wird er freilich den, der sich anders entscheidet, nicht verketzern.

Am 13. April 1972 beschloß die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen folgende Stellungnahme:

1. Die Leitung der Evangelischen Kirche von Westfalen macht sich einstimmig die Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 20. März des Jahres zur Auseinandersetzung über die Ostverträge zu eigen.

...

2. Die Kirchenleitung unterstreicht den bindenden Auftrag der Kirche, für Versöhnung und Frieden einzutreten, wie er in der Denkschrift der EKD zur Versöhnung mit den östlichen Nachbarn bereits 1965 ausgesprochen und seitdem auch seitens der Landes-synode der Evangelischen Kirche von Westfalen wiederholt in Erinnerung gebracht worden ist.

3. Sie erkennt an, daß die Bundesregierung darum bemüht ist, Versöhnung herbeizuführen und den Frieden zu sichern. Zugleich aber gibt sie der Überzeugung Ausdruck, daß sich die gegenwärtige Diskussion um das Für und Wider der Ostverträge im Rahmen der in der Denkschrift festgelegten Grundlinien bewegt. Die Entscheidung hinsichtlich der vertraglich auszuhandelnden Einzelheiten stellt eine politische Ermessensfrage dar, die in Abwägung aller Gegebenheiten der politischen Wirklichkeit entschieden werden muß.

4. Im Bereich politischer Ermessensfragen sind verschiedene Meinungen möglich und unvermeidlich. Sie sind im Verlauf eines klärenden Dialogs geradezu notwendig. Kirchliche Voten, die in solchem Meinungsstreit Partei ergreifen, stehen in der Gefahr, einem Ermessensurteil das Gewicht einer Glaubensentscheidung zu geben.

5. Aufgabe der Kirche ist es, im notwendigen und unvermeidlichen Streit der Meinungen die gemeinsame Ausrichtung auf Versöhnung und Frieden wachzuhalten und die Bereitschaft zu wecken, die eigene Meinung zu überprüfen.

6. Christen dürfen sich der staatsbürgerlichen Pflicht persönlicher Urteilsbildung und Entscheidung nicht entziehen. Wenn sie sich öffentlich äußern, sollten sie, gleich welche Position sie in der Kirche haben, zu erkennen geben, daß ihre Äußerung persönlichen Charakter trägt.

7. Die Leitung der Evangelischen Kirche von Westfalen gibt dem Wunsch Ausdruck, daß die anstehenden Meinungsverschiedenheiten sachlich und nüchtern ausgetragen werden und daß die politische Entscheidung auch derer, die anderer Meinung sind, ernst genommen wird, insofern in ihr die grundsätzliche Bereitschaft zur Versöhnung mit den östlichen Nachbarn erkennbar wird. Im Blick auf die unausweichliche Notwendigkeit einer dem Frieden und der Versöhnung dienenden Entscheidung sollten in gemeinsamer Verantwortung Wege gefunden werden, die dem Wohl aller beteiligten Menschen dienen.

Wenige Tage später erging folgender

OFFENER BRIEF AN DIE LEITUNG DER EVANGELISCHEN KIRCHE VON WESTFALEN

Sehr geehrter Herr Präses!

Sehr geehrte Damen und Herren!

Auf die „Stellungnahme der Leitung der Evangelischen Kirche von Westfalen zur Auseinandersetzung über die Ostverträge vom 13. April 1972“ antworten wir wie folgt:

1. Ihre Stellungnahme erinnert mit Recht an die Denkschrift der EKD über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ von 1965 und versucht die Richtung alles praktischen Handelns, nämlich Versöhnung und Frieden, deutlich hervorzuheben.

2. Bis zum Abschluß der Verhandlungen über die Ostverträge einschließlich des Berlin-Abkommens konnte man mit Ihren Worten sagen: „Die Entscheidung der vertraglich *auszuhandelnden* Einzelheiten stellt eine politische Ermessenfrage dar, die in Abwägung aller Gegebenheiten der *politischen Wirklichkeit* entschieden werden muß“ (Hervorhebungen von uns). Hier das Bestmögliche auszuhandeln, war nicht Sache der Kirche, sondern der Politiker. Soweit können wir ihnen zustimmen.

3. Zu den „Gegebenheiten der politischen Wirklichkeit“ gehört es aber auch, daß die Ablehnung eines ausgehandelten Ergebnisses eine Grundentscheidung darstellt, bei der die Einzelheiten nicht mehr das gleiche Gewicht haben können wie vorher. Jetzt geht es nur noch um die Frage, „ob die von den Verträgen zu erwartenden Möglichkeiten zur Entwicklung eines friedlichen Europas genutzt oder verpaßt werden“, wie es in der Erklärung der 25 Theologen und Laien zur Diskussion um die Ostverträge heißt. – Daß es jetzt um diese Grundentscheidung geht und nicht um viele Einzelheiten im weiten Spielraum des Ermessens, das haben Sie verkannt.

4. Sie erwecken den Eindruck, als sei noch alles offen, noch „auszuhandeln“. Sie wiederholen damit ein nach unserer Meinung haltloses Argument der Oppositionspartei im Deutschen Bundestag, das die politische Wirklichkeit ignoriert. Denn nach einer Ablehnung der Verträge würde die Bundesrepublik Deutschland zweifellos in der ganzen Welt als der europäische Friedensstörer dastehen. Es ist bedauerlich, daß Sie, vor Parteilichkeit der Kirche warnend, mit Ihrem Votum selbst eine Partei unterstützt haben.

5. Ihre Behauptung, „daß sich die gegenwärtige Diskussion um das Für und Wider der Ostverträge im Rahmen der in der Denkschrift von 1965 festgelegten Grundlinien bewegt“, scheint uns fraglich. – Wir vermissen außerdem in Ihrer Verlautbarung eine deutliche

Warnung vor den nationalsozialistischen Tendenzen, wie sie im Verlauf der Diskussion um die Ostverträge immer wieder spürbar werden.

Unser Ergebnis:

Die Stellungnahme der Leitung der Evangelischen Kirche von Westfalen ist nicht klärend, sondern verwirrend.

Bielefeld, Dortmund, Münster, den 19. April 1972

gez. *Dietrich von Bodelschwingh*, Pfarrer;

gez. *Friedrich Hufendiek*, Studentenpfarrer;

gez. *Dr. Wolfgang Schweitzer*, Professor;

gez. *Dr. Hartmut Weber*, Akademischer Oberrat.

Die *Regionalsynode West der Evangelischen Kirche der Union* verabschiedete auf ihrer Tagung vom 5. bis 8. Mai 1972 in Berlin das folgende

WORT ZU DER ENTSCHEIDUNG ÜBER DIE OSTVERTRÄGE

Die bevorstehende Entscheidung über die Verträge von Moskau und Warschau bewegt die Glieder unserer Kirche in beiden deutschen Staaten. Es handelt sich hier um eine Schicksalsfrage für unser Volk, die auch für Europa, ja für den Weltfrieden von großer Bedeutung ist.

Die Synode bittet die Abgeordneten des Deutschen Bundestages, die vielen nicht unmittelbar die Verträge betreffenden Erwägungen, insbesondere parteipolitischer Art, die in eine solche Entscheidung einfließen, gerade im vorliegenden Falle beiseite zu lassen. Bei der Entscheidung über die Verträge sollte, wie es das Grundgesetz den Abgeordneten aufgibt, in der Verantwortung vor Gott und den Menschen allein das Gewissen sprechen.

In Erinnerung an die Denkschrift über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ vom Oktober 1965 und an das Wort der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland zu dieser Denkschrift vom März 1966 rufen wir dazu auf, eine Politik der Versöhnung zu wagen. Die Synode weiß sich nicht dazu berufen, die politische Entscheidung zu treffen und sie gar dem Urteil Gottes gleichzusetzen. In ihrer Mitverantwortung für die Menschen in der DDR bittet sie aber, deren Ruf nach einer Verwirklichung der Versöhnung bei der anstehenden Entscheidung nicht zu überhören.

Offenbar läßt sich dem Vertragswerk in der gegenwärtigen Situation materiell nichts mehr hinzufügen. Wenn aber durch Verdeutlichungen und Klarstellungen in dem gegebenen Rahmen die Verträge für eine größere Mehrheit der Abgeordneten und der Bürger der Bundesrepublik annehmbar werden sollten, so wird die Synode das dankbar begrüßen. Sie unterstützt deshalb alle in diese Richtung gehenden Bemühungen.

Am 26. Mai 1972 erschien eine von 2214 kirchlichen Amtsträgern und Gemeindegliedern unterschriebene

ERKLÄRUNG WESTFÄLISCHER EVANGELISCHER THEOLOGEN UND LAIEN ZUR DISKUSSION UM DIE OSTVERTRÄGE

Ansichts der von bestimmten Kreisen mit allen Mitteln betriebenen Kampagne gegen die Ratifizierung der Ostverträge halten es die Unterzeichneten für eine Pflicht ihres Gewissens, öffentlich zu erklären:

Die einfache und eindeutige Forderung des christlichen Glaubens, die Versöhnung zu suchen, wo immer es möglich ist, gilt ohne Einschränkung auch für das politische Handeln. Angesichts der Vernichtungsmöglichkeiten moderner Waffen und der gefährlichen politischen Auswirkungen von Angst und Mißtrauen ist eine konsequent auf Versöhnung ausgerichtete Politik der einzige Weg, der uns und unseren Kindern eine menschenwürdige Zukunft zu eröffnen vermag.

Die von der Bundesregierung vorgelegten Ostverträge sind ein Schritt zur Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn und haben schon deutliche Wirkungen in diesem Sinne gehabt.

Wir halten es für unverantwortlich gegenüber unserem Volk und seinen Nachbarn, diese Brücke, die über so viel Leid und Schuld zwischen den Völkern geschlagen worden ist, durch eine Ablehnung der Verträge wieder einzureißen. Dem Ansehen unseres Volkes und der Sache des Friedens würde unermesslicher Schade zugefügt.

Wenn irgendwo, so hat die Kirche hier ein eindeutiges Wort zu sagen. Sie kann sich nicht mit der Sache einer Partei identifizieren, aber sie muß sich mit der Sache des Friedens identifizieren, wo immer diese betrieben wird. Sie darf nicht schweigen, wenn die politische Bemühung um Versöhnung planmäßig diffamiert und dagegen Kräfte des nationalen Egoismus beschworen werden. Sie muß an das Unheil erinnern, das diese Kräfte, ausgehend von unserem Volk, über uns und unsere Nachbarn gebracht haben.

Wir erklären weiter, daß wir es nur als eine Verschleierung der Situation ansehen können, wenn Erklärungen wie die der fünfundzwanzig leitenden Theologen und Laien als private Stellungnahmen bagatellisiert, ja sogar als der Sache der Kirche abträglich gerügt werden. Das Gegenteil ist richtig: In Erinnerung an eindeutige Erklärungen der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland 1966 wurde durch die 25 leitenden Männer die Glaubwürdigkeit des kirchlichen Zeugnisses für Frieden und Versöhnung wieder hergestellt. Es liegt nun an den Politikern, durch die Ratifizierung der Ostverträge den deutschen Verzicht auf gewaltsame Veränderung von Grenzen vor den Völkern der Welt glaubwürdig zu machen.

Siegen und Bielefeld, Ostern 1972

Aus der Dokumentation ergibt sich, daß es der EKD nicht gelungen ist, ein gemeinsames kirchliches Wort zu dem Streit um die Ostverträge zu finden und es gegenüber der Öffentlichkeit wirksam und überzeugend auszusprechen. Die innerkirchliche Auseinandersetzung und Uneinigkeit ist ein Anwendungsfall und eine auf die Tagespolitik bezogene Erscheinungsform des die Kirche seit dem Ende des zweiten Weltkrieges begleitenden Streites über die Grundlagen und Grundfragen der theologischen Ethik des Politischen. Es steht außer Zweifel, daß die Verkündigung, das Leben und das Handeln der Kirche eine politische Dimension hat. Es steht auch nicht zur Diskussion, daß Christen in politischen und gesellschaftspolitischen Fragen unterschiedliche Auffassungen vertreten können. Vielmehr geht es um die Frage, welcher Art die Konkretion der Mitwirkung der Kirche im politischen und gesellschaftlichen Felde sein soll, in welchem Maße die Kirche konkret reden und raten soll und wo eine der Kirche gebotene Grenze zu ziehen ist. Daß Pfarrer und Gemeindeglieder gegen politische und gesellschaftspolitische Stellungnahmen kirchlicher Gremien und Persönlichkeiten protestieren und sich bis zum Kirchenaustritt hin von der Kirche distanzieren, sollte zu denken geben. Im Blick auf Theologie und Lehre liegt der Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa vor und begegnet weitgehender Annahmefähigkeit. Angesichts der tiefgreifenden Auffassungsdifferenzen in den grundsätzlichen und praktischen Fragen der politischen und gesellschaftspolitischen Verantwortung der Kirche wäre es an der Zeit und jeglicher Mühe wert, die gleiche Aufgabe in diesem Bereich in Angriff zu nehmen, wenn nicht schwerer Schaden für Kirche, Staat und Gesellschaft entstehen soll.

c) Kirchliche Stimmen zur Bundestagswahl

Nicht geringer als bei der Diskussion um die Ostverträge war die Bandbreite kirchlicher Meinungsäußerungen und Stellungnahmen anläßlich der Bundestagswahl am 19. November 1972. Kirchenleitungen, kirchenleitende Gremien und Persön-

lichkeiten, kirchliche Aktionsgruppen, Arbeitskreise u. a. m. meldeten sich in unterschiedlicher, vielfach gegensätzlicher Weise zu Wort.

Am 22. September 1972 erging eine Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland:

ZUR BUNDESTAGSWAHL 1972

Die bevorstehenden Wahlen zum Deutschen Bundestag werden im Kampf um Wählerstimmen politische Leidenschaften wecken und Gegensätze verschärfen. Der Kampf um Stimmen, die zur politischen Macht verhelfen, hat seinen legitimen Platz in einer Demokratie; viele seiner Begleiterscheinungen müssen offenbar um dieser Funktion willen in Kauf genommen werden. Aber der Kampf birgt auch Gefahren für den Bestand unseres politischen Gemeinwesens in sich.

In dieser Lage wendet sich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) mit den nachstehenden Überlegungen an die Öffentlichkeit:

1. Wir rufen unsere Gemeindeglieder auf, ihrer Bürgerpflicht nachzukommen und sich an der Wahl zu beteiligen. Verdrossenheit und Unschlüssigkeit sind schlechte Entschuldigungen. Der Christ als Staatsbürger sollte der Beteiligung an der uns allen aufgetragenen politischen Verantwortung nicht ausweichen.

2. Es ist nicht Sache der Kirche, die Wahl einer bestimmten politischen Partei zu empfehlen. Nach unserem Urteil sind alle jetzt im Bundestag vertretenen Parteien, die um die künftige Verteilung der Mandate kämpfen, fähig und geeignet, eine Regierungsverantwortung sachgemäß wahrzunehmen.

3. Der Wahlkampf hat es mit Fragen aus allen Bereichen des politischen Lebens zu tun: Mit der gegensätzlichen Interessenlage in der internationalen Politik; mit der gegenseitigen Abhängigkeit der Staaten voneinander in den großen internationalen Gemeinschaften; mit den gemeinsam zu lösenden Zukunftsaufgaben aller Völker; mit dem sprunghaft anwachsenden Finanzbedarf für die Sicherung des Friedens, für Umweltschutz und Entwicklungspolitik, für Bildung und sozialen Fortschritt. In der Beantwortung dieser Fragen bieten die Parteien unterschiedliche Auffassungen an. Der Wähler steht vor der Aufgabe, sie zu prüfen. Dabei sollte er sich nicht in eine Übersteigerung der Gegensätze hineinziehen lassen. Er darf auch nicht übersehen, daß es außen- und innenpolitisch Situationen gibt, in denen der Handlungsspielraum einer Regierung gering ist, und daß es Sachzwänge gibt, denen keine Regierung ausweichen kann.

4. Gegenüber Versprechungen und Übertreibungen in Programmen und Reden ist kritische Nüchternheit geboten. Den Parteien ist zu sagen, daß Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit ihnen das Vertrauen gerade der kritischen und zweifelnden Wähler, auf die es in dieser Wahl ankommen wird, am besten erwirbt und erhält. Es sollte für alle deutlich sein, die politische Verantwortung tragen, daß die Mehrung des allgemeinen Wohlstandes, die wir in den 50er und 60er Jahren erlebt haben, jetzt an Grenzen stößt. Die Lösung gemeinschaftlicher Aufgaben ist nicht ohne Verzicht im privaten Bereich zu haben.

5. Es geht in der Politik immer auch um ethische Grundlagen. Der Christ wird bemüht sein, sich in ihnen von seinem Glauben her zu orientieren. Die Verwirklichung sittlicher Forderungen in praktischer Politik und in rechtlich vollziehbaren Regelungen hat viele Gesichtspunkte zu berücksichtigen, die zu Meinungsverschiedenheiten führen. Eine gewissenhafte Prüfung wird ihn bewahren vor vereinfachenden oder vergrößernden oder solchen Positionen, die nur einen einzigen Standpunkt als allein gültig herausstellen. Hier gilt es, in gegenseitiger Achtung nach Lösungen zu suchen, die allen Gliedern des Volkes zugemutet werden können.

6. In den letzten Jahren haben sich die natürlichen und für ein Volk gesunden Spannungen der Gruppen und Generationen erheblich verschärft; sie drohen mit Schlagworten auch die Wahlentscheidungen zu beeinflussen. Wir raten dringend, solchen Tendenzen zu gegenseitiger Verketzerung zu widerstehen. Keine Gruppe kann in sich das Ganze in Staat und Gesellschaft repräsentieren.

7. Politische Gegensätze und Konflikte sind unvermeidlich. Oft sind sie notwendig, mitunter auch heilsam. Aber die Geschichte unseres Volkes belehrt uns mit Nachdruck dar-

über, daß ein Staat zugrunde gehen kann, wenn die Gräben zu tief werden, die jene Gegensätze aufreißen. Darum mahnen wir alle Beteiligten, den Wahlkampf so zu führen, daß die gemeinsame Verantwortung für unseren Staat im Bewußtsein aller lebendig bleibt und auch am Tage nach der Wahl das Fundament eines neuen Bundestages und einer neuen Regierung bildet.

Am gleichen Tage richtete der Leitende Bischof der VELKD D. Wölber namens der Kirchenleitung folgendes, von allen Empfängern mit Dank beantwortetes Schreiben an die Vorsitzenden der Parteien, die für den Bundestag kandidierten:

Die Kirchenleitung der VELKD möchte Ihnen folgendes übermitteln:

In den letzten Monaten sind evangelische Christen als einzelne und als Gruppen mit unterschiedlicher oder gegensätzlicher Tendenz in die politischen Auseinandersetzungen in unserem Lande eingetreten. Wir sind der Überzeugung, daß derartige Äußerungen Schritte sind, die Christen in ihrer persönlichen Verantwortung als Bürger unseres Staates tun.

Wir fühlen uns verpflichtet, etwas auszusprechen, was unseres Erachtens von allen Christen gemeinsam gesagt werden kann und in der gegenwärtigen Situation gesagt werden muß: es geht um die Art und Weise der politischen Auseinandersetzung. Unterschiedliche oder gegensätzliche Positionen müssen im Wahlkampf deutlich und wohl auch mit Schärfe herausgestellt werden. Es geht dabei ohne Überzeichnungen nicht ab. Wer am Wahlkampf teilnimmt, findet sich Zwängen ausgesetzt, die sich auf dem Gebiete der öffentlichen Meinungsbildung zunehmend als wirksam erweisen. Diese Zwänge fördern den Trend zur Vereinfachung, Vergröberung und nicht selten zur Verzerrung der Positionen und leider auch zur Verunglimpfung des Gegners. So entsteht ein Klima der Unversöhnlichkeit und des Hasses.

Weil eine Entwicklung in dieser Richtung verhindert werden muß, bitten wir Sie dringend, mit all Ihrem Einfluß als Parteivorsitzender diesem Trend entgegenzuwirken.

Für die politische Zukunft unseres Volkes wird viel davon abhängen, wieweit es gelingt, auch im Wahlkampf Sorgfalt, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in der Darstellung der eigenen und der gegnerischen Positionen, in der Bewertung des Handelns und der Möglichkeiten der eigenen und anderer Parteien gelten zu lassen.

Das Vertrauen der Bürger zu unserer Demokratie hängt schließlich davon ab, wieweit die Maßstäbe der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit auch im Umgang mit dem politischen Gegner aufrechterhalten werden. Wo man diese Maßstäbe verläßt, werden Resignation oder radikale Tendenzen gefördert.

Wir sind weiter der Überzeugung, daß es sich schließlich für jede Partei und auch für jeden Politiker als Gewinn erweisen wird, wenn sie soviel wie irgend möglich für die Geltung der genannten Maßstäbe tun. Das gilt für die Wahl selbst und nicht zuletzt auch für die Zeit nach dem Wahltage.

Wir möchten betonen, daß wir uns mit unserer Bitte an Sie wenden, weil wir davon ausgehen, daß Sie mit uns in diesem Grundanliegen übereinstimmen. Wir möchten Sie darin bestärken. Die gleiche Bitte, die wir hier aussprechen, werden wir auch an die Vorsitzenden der anderen an der Wahl beteiligten Parteien richten.

Schließlich bitten wir Sie, damit einverstanden zu sein, daß wir diesen Brief auch in unseren Gemeinden bekanntmachen dürfen. Wir meinen, daß auch christliche Wähler dazu beitragen müssen, daß den Politikern nicht durch falsche Erwartungen Rollen aufgezungen werden, die unserem demokratischen Gemeinwesen schädlich sind.

Für die vor Ihnen liegende Zeit des Wahlkampfes, die gewiß hohe Anforderungen an Sie stellen wird, wünschen wir Ihnen Gesundheit und Kraft.

Mit freundlichen Grüßen

gez. D. Hans-Otto Wölber
Leitender Bischof
als Vorsitzender der Kirchenleitung

Mit einem Aufruf zur Bundestagswahl wandte sich Bischof D. Wölber an die Hamburger evangelischen Gemeinden und ihre Glieder:

Wenn die Berichte der Demoskopen stimmen, dann ist ein besonders großer Teil der Wähler unsicher. Selbst diejenigen, die sich über ihre Linie klar sind, empfinden viele Fragen. Nicht wenige ahnen auch, daß die Entscheidungen heute weiter ausgreifen als früher. In dieser Situation möchte ich mich mit drei Gedanken an Sie wenden.

Ich weiß, daß viele Christen engagiert für diese oder jene Partei kämpfen – warum nicht! Sie erwecken freilich manchmal den Eindruck, als könne gerade ein Christ nur ihren Weg gehen. Wenn dann einer ein Amt in der Kirche hat, klingt es noch mehr so. Da möchte ich Ihnen sagen, daß die Kirche, wie es kürzlich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland erklärt hat, der Überzeugung ist, daß jede im Bundestag vertretene Partei fähig und geeignet ist, Regierungsverantwortung sachgemäß wahrzunehmen. Die Kirche ist vielmehr bemüht, für den gemeinsamen Boden einzutreten und die übergroße Hitze des Wahlkampfes abzuwehren. Die sich allmählich ergebende Verbitterung ist schrecklich. Wir können in unserer Demokratie bei allen Unterschieden im einzelnen nicht leben ohne das Vertrauen in den guten Willen des anderen. Wir können nicht leben ohne die Gewißheit, daß die Basis gültig bleiben soll. Darum müssen wir auch Grenzen gegenüber dem Radikalismus ziehen.

Wenn sodann viel Unsicherheit besteht, dann darf das keinesfalls zu einem Rückzug aus der Verantwortung des Wählers führen. Das verfälscht nicht nur die Demokratie an und für sich. Gerade in unserer Situation würde im Gemeindebewußtsein wohl auch vieles verzeichnet, wenn nur die Selbstsicheren aktiv werden. Vor allem aber haben wir alle die Risiken mitzuübernehmen. Es gibt keine Absolutheit des richtigen Weges. Niemand wird die beste aller Welten herstellen. Wenn wir mitentscheiden können und sollen, dann müssen wir, wie immer die Dinge laufen, auch die Risiken mittragen. Es ist unsere gemeinsame Welt, unser gemeinsames Leben. Man darf aus einer schwierigen Situation ehrlicher-weise nicht fliehen. Gehen Sie also unbedingt zur Wahl.

Schließlich sollten wir auch nüchtern auf den Kern der Probleme sehen. Reformen sind auf vielen Gebieten dringend. Sie verlangen Verzicht, vielleicht sogar Opfer. Ohne dies gibt es kein besseres Bildungssystem, keine Bewältigung der Umweltproblematik – nicht einmal Stabilität. Was aber ist der richtige Weg?

Wir könnten unsere Freiheit verlieren ohne Reformen. Wir hätten aber auch nichts von Reformen ohne Freiheit. Alle Parteien sind mit diesen Problemen beschäftigt. Sie sind unausweichlich und weltweit. Aber gerade deshalb denke ich, man müßte sich an den nächsten konkreten Schritten orientieren. Was ist nach unserer Meinung hier vernünftiger, realistischer, von jetzt aus gesehen sachgerechter? Wer daherkommt mit dem großen Angebot der Ideologien, gerät in Gefahr, die Wirklichkeit in sein Bild von der perfekten Welt zu pressen.

Im übrigen, nachher geht das Leben weiter. Wir werden einer des anderen bedürfen, und ich denke auch, Gott muß uns helfen, daß die Dinge sich zum besten wenden.

An die Amtsträger der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck richtete Bischof D. Vellmer folgenden Brief:

Liebe Brüder und Schwestern!

Der Rat der EKD hat in seiner Sitzung am 22. 9. 72 eine Erklärung zur bevorstehenden Bundestagswahl beschlossen. Ich gebe Ihnen diese Erklärung im Wortlaut bekannt und empfehle Ihnen, sie auch den Gemeindegliedern zugänglich zu machen.

Es ist damit zu rechnen, daß der Wahlkampf dieses Mal besonders leidenschaftlich ausgetragen wird. Ganz gewiß müssen unterschiedliche und gegensätzliche Positionen deutlich und auch mit Schärfe herausgestellt werden. Dabei gibt es gewisse Zwänge, die zur Vereinfachung, Vergröberung und nicht selten zur Verzerrung der Positionen und zur Verunglimpfung des Gegners verleiten. So entsteht ein Klima der Unversöhnlichkeit und des Hasses.

Die Verantwortlichen in der Kirche werden angesichts dieser Situation in Gespräch, Predigt und Unterweisung deutlich zu machen haben, daß auch im Wahlkampf Sorgfalt und Nüchternheit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in der Darstellung der eigenen und der

gegenerischen Positionen sowie in der Bewertung der Möglichkeiten des politischen Handelns in der Zukunft oberstes Gebot sein müssen.

Wenn diese Maßstäbe, die für das Vertrauen der Bürger zu einer Demokratie unaufgebar sind, verlassen werden, wird die Resignation oder der Radikalismus gefördert.

Es wird die Aufgabe der Pfarrer sein, den Gemeindegliedern diese Maßstäbe ins Bewußtsein zu rufen, sie dadurch zu einer kritischen Haltung zu führen und ihnen zugleich zu helfen, die eigene Entscheidung bei der Wahl verantwortungsvoll zu treffen. Es wird auch nötig sein, daran zu denken, daß die Menschen, die sich im Wahlkampf in politischen Lagern gegenüberstehen, nach der Wahl wieder *miteinander* leben müssen. Diese Überlegung könnte dazu helfen, auch im Wahlkampf menschlich miteinander umzugehen und nicht die Interessen von einzelnen Gruppen, sondern das Wohl des Ganzen und die größtmögliche Freiheit des einzelnen in den verschiedenen gesellschaftlichen Bindungen vor Augen zu haben.

Mit brüderlichen Grüßen

Ihr gez. (Unterschrift)

Die Bischöfe Dr. Hübner und Petersen der Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins richteten an alle Pastoren und Pastorinnen der Landeskirche am 20. September 1972 folgendes Schreiben:

Die bevorstehenden Wahlen zum Bundestag führen zweifellos zu einer harten politischen Auseinandersetzung zwischen den Parteien. Angesichts der Bedeutung der Fragen, um die es dabei geht, ist die Härte des Wahlkampfes zwar zu befürchten aber auch verständlich. Ein demokratisches Staatswesen lebt davon, daß sich die verschiedenen Parteien mit ihren Programmen und mit den ihnen jeweils zur Verfügung stehenden Mitteln um die Ausübung der Machtverwaltung in unserem Lande bemühen.

Ein solcher Wahlkampf stellt uns Pastoren wie alle kirchlichen Mitarbeiter vor die Frage, wie wir uns dabei verhalten sollen. Das Pfarrergesetz unserer Kirche mahnt zur Mäßigung beim parteipolitischen Engagement. Wörtlich heißt es: „Bei politischer Betätigung“ ist „die Mäßigung und Zurückhaltung zu üben, die sich aus dem Amt und aus der Rücksicht auf Kirche und Gemeinde ergeben“.

Daß diese Bestimmung nicht die Mitgliedschaft in einer politischen Partei verbietet, war schon immer klar. Selbstverständlich ist auch, daß ein Pastor, der sich selbst um ein politisches Mandat meint bewerben zu sollen, vom Tage der Kandidatur ab in den Wartestand tritt. Die Frage, wie diese Bestimmung darüber hinaus zu verstehen und zu praktizieren ist, hat unter uns immer wieder zu lebhaften Gesprächen und Stellungnahmen geführt.

Viele Amtsträger sehen in dieser Bestimmung die Aufforderung, jedes parteipolitische Engagement zu unterlassen, das den Pastor zum Repräsentanten eines bestimmten Parteiprogrammes macht und ihm deshalb den Dienst an den Gliedern der Kirche erschwert, die anderer politischer Überzeugung sind. Diese Haltung hat bei vielen Gemeindegliedern wie auch in der Öffentlichkeit großes Verständnis gefunden. Auch mit Recht. Unser Amt verbietet uns, etwas zu sagen oder zu tun, was die Glieder der Kirche dazu veranlassen könnte, sich der Verkündigung des Evangeliums und dem Dienste der Pastoren zu verschließen. Auch die Aufgabe, die Gemeindeglieder mit unterschiedlicher Parteibindung in der Gemeinschaft des Glaubens beieinander zu halten, kann den Verzicht auf ein parteipolitisches Engagement herausfordern. Angesichts der zu erwartenden Härte in der Auseinandersetzung mögen es Amtsbrüder auch als geboten ansehen, sich durch den bewußten Verzicht auf die öffentliche Äußerung der eigenen politischen Überzeugung als Treffpunkt für versöhnende Gespräche zwischen den Parteien bereit zu halten. Wir werden auf jeden Fall dafür Verständnis haben müssen, daß sich Amtsbrüder um ihres Amtes willen weigern, öffentlich für eine bestimmte Partei oder deren Programm einzutreten. Diese Form der Zurückhaltung darf nicht als politisches Desinteresse und damit als Verstoß gegen die Grundregeln eines demokratischen Staatswesens mißverstanden werden.

Daß der Paragraph 51 unseres Pfarrergesetzes, der sich mit der politischen Betätigung von Pastoren befaßt, einer Neufassung bedurfte, macht uns aber auch darauf aufmerksam, daß die gesellschaftspolitischen Voraussetzungen für die uns Pastoren gebotene Mäßigung beim politischen Einsatz im Bewußtsein der Bevölkerung heute andere sind als noch

vor wenigen Jahren. Mehr und mehr empfinden wir alle, daß politische Auseinandersetzungen zum Wesen eines demokratischen Staates gehören. Fänden solche Auseinandersetzungen nicht statt, dann wäre das ein Zeichen dafür, daß an der demokratischen Meinungs- und Willensbildung etwas nicht in Ordnung ist. Wir müssen auch sehen, daß es kaum noch einen Bereich des Lebens gibt, der nicht in irgendeinem Sinne von der staatlichen Machtverwaltung berührt und darum auch Gegenstand der politischen Auseinandersetzung wäre. Diese Einsicht macht es uns als Christen geradezu zur Pflicht, uns aktiv an der Gestaltung unseres Zusammenlebens zu beteiligen, ganz abgesehen davon, daß der christliche Glaube aus sich selbst heraus zur politischen Mitverantwortung drängt. So nimmt auch die Zahl der Gemeindeglieder zu, die es ihrem Pastor nicht mehr übel nehmen, wenn er sich parteipolitisch engagiert. Auch parteipolitisch anders orientierte Gemeindeglieder haben dafür Verständnis, daß sich auch der Inhaber eines kirchlichen Amtes in der Öffentlichkeit zu Programmen und Personen äußert. Unter jungen Gemeindegliedern werden nicht wenige sein, die dem Dienst des Pastors mehr Vertrauen entgegenbringen, wenn er sich auch parteipolitisch engagiert und damit der offenen Diskussion aussetzt, als wenn er auf die Äußerung des eigenen Engagements verzichtet.

Im Blick auf diesen sich unter uns vollziehenden Wandel im Verständnis der politischen Auseinandersetzungen stellt sich allerdings noch einmal die Frage, wie sich unter diesen Voraussetzungen Mäßigung und Zurückhaltung verwirklichen lassen. Da es in der politischen Auseinandersetzung nur darum gehen kann, daß politische Argumente laut werden und sich schließlich im Regierungsvollzug durchsetzen, kommt alles darauf an, daß die Aussagen der Parteien nur und ausschließlich als politische Argumente gewertet werden können. Ein politisches Argument wird keineswegs dadurch einleuchtender, daß ein Amtsträger der Kirche es vertritt. Im Gegenteil! Ein Hinweis auf die Stellung oder auf das Amt in der Kirche kann geradezu dafür geeignet sein, die politische Diskussion über Sachargumente zu verdunkeln oder gar zu verhindern. Uns Pastoren muß aber daran liegen, daß wir der klaren und eindeutigen politischen Wertung von Argumenten und Aussagen nicht im Wege stehen. Aus diesem Grunde sollte es unter uns selbstverständlich sein, daß wir bei Wahlaufrufen zwar mit unserem Namen, aber nicht unter Hinzufügung unserer Dienstbezeichnung unterschreiben. Wer bei Wählerversammlungen mitwirkt, muß die Veranstalter darauf drängen, jeden Hinweis auf das Amt zu unterlassen. Die politischen Parteien in unserem Lande haben schon jetzt Verständnis für diese Zurückhaltung gezeigt, sollen aber auch ausdrücklich darum gebeten werden.

Wer als Pastor meint, seiner Gemeinde wie der Kirche die parteipolitische Stellungnahme zumuten zu sollen und zu dürfen, der sollte vor allem in seinem Dienst darauf bedacht sein, daß das Amt nicht als politisches Argument mißbraucht wird. Dort, wo Pastoren das Zeugnis der Bibel weiterzugeben haben, ohne daß ihnen dabei praktisch und tatsächlich widersprochen werden kann, wie zum Beispiel im Gottesdienst oder bei Amtshandlungen, sind parteipolitische Stellungnahmen gänzlich fehl am Platz. Haben die Gemeindeglieder dagegen praktisch die Möglichkeit, die Stellungnahme des Pastors als Argument zu werten und das heißt zugleich, daß sie ihm widersprechen können, dann mögen solche Äußerungen berechtigt und dann auch erlaubt sein. Die uns Pastoren gebotene Mäßigung käme dann darin zum Ausdruck, daß wir in der praktischen Möglichkeit zur Äußerung anderer Überzeugungen das Maß für das eigene Engagement finden.

Endlich könnte sich auch in der Art und Weise, wie wir an der parteipolitischen Auseinandersetzung teilnehmen, etwas von der Mäßigung verwirklichen, die uns geboten ist. Mitten im Wahlkampf haben wir doch um unseres Glaubens willen dafür einzutreten, daß Menschen auch dann unseren Respekt verdienen, wenn sie zu einer anderen Partei gehören. Wir könnten hier sichtbar werden lassen, daß Können und Versagen sich nicht wie Schwarz und Weiß auf die Parteien verteilen lassen. Es könnte sogar dazu kommen, daß durch unser Mitwirken der Mut zum Eingeständnis des eigenen Versagens auf die Bereitschaft zum Verstehen und Vergeben trifft. Auch ohne ausdrücklichen Bezug auf das kirchliche Amt sind wir mitten im politischen Kampf dazu herausgefordert, dafür einzutreten, daß auch der politisch anders orientierte und tätige Mitbürger den Schutz für seine Person und Ehre, aber auch für seine politischen Rechte findet. Die uns gebotene Mäßigung findet letztlich ihr Maß darin, daß wir auch in der politischen Auseinanderset-

zung unsere Glaubwürdigkeit als Christen in der Nachfolge Jesu Christi und damit auch als Pastoren und kirchliche Mitarbeiter zu bewähren haben.

Liebe Brüder und Schwestern im Amt, uns lag daran, Sie darüber in Kenntnis zu setzen, wie wir angesichts des bevorstehenden Wahlkampfes die Mahnung zur Mäßigung im parteipolitischen Einsatz verstehen. Wir haben dabei die Hoffnung, daß es in dieser Hinsicht unter uns zu einer weitgehenden Übereinstimmung kommt. Auf jeden Fall sollten wir uns bei aller Unterschiedlichkeit in der politischen Überzeugung darum bemühen, einander als die zu achten, die dem gleichen Dienst in der Verkündigung des Evangeliums verpflichtet sind.

Landesbischof D. Dietzfelbinger widmete einen eigenen Abschnitt eines Rundbriefes vom 24. August 1972 an die Pfarrer der Ev.-Luth. Kirche in Bayern, nachdem er einiges über die gesellschaftlichen Bezüge des Pfarramtes ausgeführt hatte, der Frage

PFARRER UND WAHLKAMPF

Einen dieser gesellschaftlichen Bezüge muß ich noch genauer ansprechen, der in den letzten Monaten eine große Rolle spielte und wohl auch in der kommenden Zeit Besonnenheit und Wachsamkeit fordern wird, wenn nämlich ein Bundestagswahlkampf auf uns zukommt: wie werden wir Pfarrer uns in der Wahlkampfsituation als Pfarrer bewähren? Die Frage ist ein Ausschnitt aus dem großen Thema Kirche und Politik. Es begegnete mir kürzlich wieder konkret, als die evangelischen Landtagsabgeordneten zu einem Gespräch mit den Mitgliedern des Landeskirchenrats beisammen waren. Mitglieder aller Parteien beteiligten sich an einer intensiven Aussprache über kommunale Gebietsreformen und Kirchenreform, über Religionsunterricht und Jugendarbeit, auch über den Pfarrer in der Politik. Bei solchen Gelegenheiten geht es oft eigenartig zu. Die Vertreter verschiedener politischer Richtungen, die sich oft heftig bekämpfen, sind auf kirchlichem Boden wie in einer übergreifenden Gemeinschaft verbunden. Das Gespräch wird dadurch nicht weniger deutlich, aber es wird „entideologisiert“ und versachlicht. Mir scheint, daß wir im gegenwärtigen Augenblick politischer Polarisierung gerade solch einen kirchlichen Dienst auf allen Ebenen der politischen Diskussion nicht hoch genug einschätzen können, nämlich Plattform und Hilfe rechter Kommunikation zu sein, die eine große Unterschiedlichkeit des Denkens über die Mittel des politischen Handelns durchaus tragen kann. Damit ist sicher noch nicht alles gesagt, vor allem nicht für den Rat der EKD. Aber es war einer der 25 Umzeichner des umstrittenen Votums für die Ostverträge, der mir in diesen Tagen als primär kirchliche Aufgabe dies ans Herz legte, daß „relativ frühzeitig die Partner in politischer Auseinandersetzung auf ihre Verpflichtung füreinander und für das Ganze wie auf die Gefahr von schädlicher Polarisierung aufmerksam gemacht werden“.

Damit aber stellt sich für meinen Pfarrerauftrag die große Priorität deutlich heraus, die ich nicht verrücken oder verdunkeln lassen sollte, auch nicht von mir selber und dem in mir wohnenden homo politicus. Es ist unbestreitbar, daß viele Lebensbereiche eine „politische“ Dimension haben. Ebenso unbestreitbar aber hat das Politische die Tendenz, sich zu überdimensionieren bis ins Ideologische und Religiöse hinein und dadurch, wie man heute sagt, Polarisierungen zu schaffen. Wenn heute solche Gefahren wieder stärker auftreten, sind um so dringender Menschen nötig, die die Dinge nicht auch noch auf dem gleichen Weg weitertreiben, sondern „eine Mauer ziehen und vor Gott in die Bresche treten für das Land“ (Hes. 22,30). Sollte ich nicht gerade im Blick auf die Gesamtheit der Gemeindeglieder, die auf die verschiedenste Weise am Wahlkampf beteiligt sind, den Schwerpunkt meines Auftrages in dieser „Kommunikationsaufgabe“ sehen, die die Versachlichung der politischen Diskussion ebenso umfaßt wie die Tiefe des seelsorgerlichen, ja priesterlichen Dienstes für einzelne wie für das Volk. Damit tritt freilich das Engagement für das vordergründig Politische oder Parteipolitische zurück. Auch die Argumentation, man könne doch Person und Amt trennen und auf diese Weise das eine und das andere tun, verfängt in Wirklichkeit nicht, weder bei mir selber noch bei den Gliedern der Gemeinde. Natürlich habe auch ich eine politische Meinung und kann sie

da und dort äußern, ich werde auch meinen Stimmzettel abgeben. Aber auch angesichts der politischen Fragen möchte ich zuerst Pfarrer sein und bin gewiß, daß ich mit diesem Dienst auch bis ins Politische hinein wirke. Die reformatorische Botschaft enthält eine Dynamik, die alle Lebensbereiche angeht ...

Am 20. Oktober 1972 schrieb Professor Dr. Lohse, Landesbischof der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers, in einem Rundbrief „an alle Pastoren und Pastorinnen, Vikare und Vikarinnen“ der Landeskirche:

In den kommenden Wochen wird die politische Entscheidung, die in den Wahlen zum Bundestag getroffen werden muß, uns alle in starkem Maß beschäftigen. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat am 22. September eine Erklärung abgegeben, die zu kritischer Nüchternheit und Fairneß im Wahlkampf aufruft. Diese Erklärung ist von den Parteien, die bisher im Bundestag vertreten waren, übereinstimmend begrüßt worden, weil sie bei den notwendigen politischen Auseinandersetzungen den Blick auf das Wohl des Ganzen richtet, und hat auch in der Öffentlichkeit Beachtung gefunden. Ich bitte Sie darum, dieses ausgewogene Wort, dessen Text Ihnen durch eine Rundverfügung bereits bekanntgemacht wurde, weiterzugeben und weiterzusagen.

Die Bundestagswahl wird mit dem Volkstrauertag zusammenfallen. Die Kirche hat an diesem Tag den kommenden Christus zu verkündigen, der allein der König aller Könige und der Herr aller Herren ist (Offb. 19,11–16). Die Christenheit, die auf die Ankunft des Gekommenen hofft und alle Zeit durch den Namen Jesu Christi gezeichnet sieht, gewinnt aus ihrem Glauben und ihrer Hoffnung jene kritische Distanz zu allen anderen Schlagworten, Parolen und Werbesprüchen, die zu besonnenem und nüchternem Urteil befreit und ermächtigt. Im Licht der eschatologischen Botschaft, die am Ende des Kirchenjahres laut werden soll, werden wir auf die Vergangenheit zurückblicken, um der zahl- und namenlosen Opfer zu gedenken, die der Krieg gefordert hat, den vielen seither einsam gebliebenen Menschen ein Wort des Trostes zu sagen und unser aller Verpflichtung zum Dienst des Friedens hervorzuheben. Damit ist aber zugleich auch die hier und jetzt uns alle bindende Aufgabe in den Blick zu nehmen, die in der Freiheit des Christen aufgenommen wird, die ihm im Glauben eröffnet ist und ihn im Dienst der Liebe an die Brüder bindet. Solcher Dienst schließt politische Verantwortung ein, die auch im anders denkenden Menschen den Partner sieht und festhält, mit dem wir gemeinsam zu überlegen, zu planen und zu handeln haben. Im Sinn der oben angeführten Erklärung des Rates der EKD, nach der alle Parteien, die im bisherigen Bundestag vertreten waren, fähig sind, Regierungsverantwortung zu übernehmen, sollten wir – unbeschadet der eigenen politischen Entscheidung – darauf achten, daß in den hitzig geführten Reden der kommenden Wochen eine unstatthafte Diffamierung von politischen Gegnern unterbleibt bzw. zurückgewiesen wird.

Die Bischöfe der Evangelischen Landeskirche in Baden, Professor Dr. Heidebrand, und der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, D. Claß, veröffentlichten im September 1972 eine Handreichung

ZUM POLITISCHEN VERHALTEN VON PFARRERN UND GEMEINDEN VOR DER BUNDESTAGSWAHL 1972

Zur Einführung

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

mit der beiliegenden Handreichung möchten wir Ihnen einige Erwägungen und Empfehlungen zur bevorstehenden Bundestagswahl weitergeben.

Sie erinnern sich, daß die baden-württembergische Landtagswahl im Frühjahr d.J. wie kaum je zuvor evangelische Pfarrer und Gemeinden in die Auseinandersetzung der Parteien einbezogen hat. Die Frage nach dem politischen Auftrag der Kirche sowie dem des Pfar-

ners wurde erneut und verschärft gestellt. Aber auch die Parteien mußten sich nach ihrem Selbstverständnis fragen und ihr Verhältnis zur Kirche neu überdenken.

Um die hier aufgebrochenen Probleme auch mit den Parteien selbst zu besprechen, haben die beiden evangelischen Kirchenleitungen in Baden-Württemberg im Juli d.J. führende Vertreter der drei Landtagsparteien zu Gesprächen in den „Bernhäuser Forst“ eingeladen. Die wichtigsten Themen, Tendenzen und Ergebnisse dieser – mit jeder Partei für sich geführten – Gespräche sind in der beiliegenden Handreichung zusammengestellt. Diese wurde von einem Arbeitskreis beider Landeskirchen entworfen und im Benehmen mit Vertretern der drei Parteien formuliert.

Von besonderer Bedeutung ist das politische Verhalten des Pfarrers. Selbstverständlich ist es nicht möglich, an dieser Stelle dieses vielschichtige Problem umfassend und ausgewogen zu erörtern. Aber vielleicht ist es eine Orientierungshilfe für Sie, wenn wir Ihnen einige Gesichtspunkte nennen, die uns bei unserem eigenen Verhalten leiten. Aufgrund unserer Ordination sind wir gehalten, das Evangelium in der Öffentlichkeit zu bezeugen. Wenn ein Pfarrer bei dem Bemühen, biblische Texte zu vergegenwärtigen, oder wenn er von der politischen Situation dazu herausgefordert wird, eine biblische Weisung zu konkretisieren, so hat er dazu die Freiheit, auch wenn er dabei nicht die Zustimmung aller Gemeindeglieder findet. Wenn sich aber aus dem betenden Nachdenken über die Schrift eine klare Antwort oder eine eindeutige Weisung nicht ergibt, wird der Pfarrer sich Zurückhaltung im Blick auf politische Äußerungen auferlegen müssen.

Der Pfarrer kann nicht absehen von der Rücksicht auf politisch anders orientierte Gemeindeglieder oder von der Sorge um die Einheit der Gemeinde. Angesichts der außerordentlich komplizierten politischen Fragestellungen unserer Zeit wird jeder einzelne von uns auf das brüderliche Gespräch und auf den Rat von Sachkennern mehr als je zuvor angewiesen sein. Eine Besprechung auch politischer Fragen im Kirchengemeinderat, in Gemeindekreisen und mit Amtsbrüdern kann sich nahelegen.

Eine demokratische Staatsordnung ist auf die Mitarbeit aller angewiesen. Das bedeutet, daß evangelische Christen bereit sein müssen, sich nach ihren Möglichkeiten in und außerhalb der Parteien politisch einzusetzen. Auch sie, die nicht wie der Pfarrer im Dienst der öffentlichen Verkündigung stehen, werden dabei zu unterscheiden haben zwischen Konsequenzen des Glaubens und Fragen des politischen Ermessens.

Im übrigen haben sich bei unseren Gesprächen mit den Vertretern der Parteien alle für eine nüchterne Beurteilung politischer Fragen ausgesprochen und vor deren Ideologisierung gewarnt. Offensichtlich erwarten Politiker und Wähler, die ja oft auch unsere Gemeindeglieder sind, von der Kirche und von uns Pfarrern eine Hilfe zur Entkrampfung und zur Versachlichung nicht nur des bevorstehenden Wahlkampfes. Darüber hinaus hoffen sie auf unseren Beitrag zur Milderung der Polarisierungen, die immer mehr ein bedrohliches Ausmaß anzunehmen scheinen. Natürlich kann niemand von uns Pfarrern verlangen, daß wir „sagen: ‚Friede! Friede‘, und ist doch nicht Friede“ (Jer. 6,14). Aber wenn Gott ein „Gott des Friedens“ (1.Thess. 5,23) und die Kirche sein Werkzeug in dieser Welt ist, dann kann die Welt doch wohl mit Recht erwarten, daß wir Christen Menschen des Friedens sind und die Kirche Schritte des Friedens zeigt und geht. Dabei sollten wir Pfarrer uns gegenseitig behaften und einander helfen in der Kraft jenes Friedens, „der höher ist als alle Vernunft“.

Karlsruhe/Stuttgart, im September 1972

Erwägungen und Empfehlungen

Parteien im Wahlkampf: Profilierung – Polarisierung – Ideologisierung

Profilierung ist notwendig.

Eine Partei, die sich zur Wahl stellt, muß deutlich machen, was sie von anderen Parteien unterscheidet. Sie muß für jedermann erkennbar ihre Leitlinien und Ziele sichtbar machen, Prioritäten setzen.

Eine solche Darstellung und Gegenüberstellung von Gegensätzen ist im Interesse einer politischen Meinungs- und Willensbildung notwendig. Eine Demokratie kann ohne Profilierung der sie tragenden Parteien und Gruppen nicht auskommen. Insofern ist ein Wahlkampf kein

notwendiges Übel, sondern eine Chance für jeden Bürger, der sich informieren und ein eigenes Urteil bilden will.

Polarisierung ist problematisch

Wenn eine Partei sich profilieren will, kann jedoch leicht aus sachlichen Meinungsverschiedenheiten prinzipielle Gegnerschaft werden.

Der politisch Andersdenkende wird zum Feind, den es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt. Emotionen treten an die Stelle rationaler Argumentation. Unterstellungen, Verdächtigungen, Panikmache und Diffamierung ersetzen dann sachliche Informationen.

In einer so polarisierten Szene wird es schwer, in Einzelfragen gewissenhaft abzuwägen und sachlich begründete Wahlentscheidungen zu treffen.

Ideologisierung ist gefährlich.

Nicht selten geraten Parteien in die Gefahr, sich in ideologische Positionen drängen zu lassen. Das Parteiprogramm wird dann bis in Einzelheiten hinein zum Credo. Diskussion wird durch Deklamation ersetzt, Argumentation durch Fanatismus. Jede Seite erhebt einen Ausschließlichkeitsanspruch. Wer anders denkt, wird zum Ketzer. Die Partei wird zum Heilsbringer. Der Dialog verstummt. Niemand, der sich um eine sachliche Auseinandersetzung bemüht, kann Interesse an einer solchen Ideologisierung haben. Christen müssen sich vor allen anderen dafür einsetzen, daß Politik nicht zum Religionersatz wird, und umgekehrt darf eine kirchliche Stellungnahme nicht politische Vernunft durch Glaubensaussagen ersetzen.

Die Parteien heute und der christliche Wähler

Das „C“ ist nicht exklusiv

Wenn eine Partei sich „christlich“ nennt, liegt die Vermutung nahe, daß sie sich als die einzige Partei versteht oder empfiehlt, mit der Christen sich identifizieren können. Sie kann in die Versuchung geraten, dieses „C“ zu einem Unterscheidungsmerkmal im Wahlkampf zu machen.

Die CDU betont, daß sie nicht den Anspruch erhebt, nur in ihr könnten Christen mitarbeiten. Sie stellt sich heute als eine Volkspartei dar, die für alle wählbar ist. Es ist der CDU immer wieder nahegelegt worden, das „C“ aus ihrem Namen zu streichen. Da dies als Preisgabe nicht nur ihrer Traditionen, sondern auch einer ihr wichtigen Selbstverpflichtung verstanden werden könnte, lehnt sie eine solche Namensänderung ab. Sie ist sich der darinliegenden Problematik bewußt und will sich im Wahlkampf bemühen, ihr „C“ den Wählern nicht als einen ausschließlichen Anspruch darzustellen.

Wer „sozialistisch“ sagt, muß nicht Atheist sein.

Die SPD legt Wert darauf, nicht mit einer marxistisch-atheistischen Weltanschauungspartei verwechselt zu werden. Auch sie hat sich zur Volkspartei entwickelt, die sich an alle Bürger wendet. Sie legt Wert auf die Feststellung, daß überzeugte Christen in ihr genauso mitarbeiten können wie in anderen Parteien.

Noch immer empfindet die SPD das „C“ der CDU als einen „Wettbewerbsvorsprung“. Während des vergangenen Landtagswahlkampfes in Baden-Württemberg wurde deshalb versucht, diesen Nachteil durch eine auf christliche Wähler zielende Werbung zu kompensieren. So wurde der Eindruck erweckt, nur die SPD vertrete – etwa mit ihrer Ostpolitik – eine konsequent christliche Linie.

Diese Wahlinitiative wird auch in der SPD kritisch beurteilt. Die SPD beabsichtigt, die Kirchen und ihre Pfarrer nicht mehr in dieser Weise in ihre künftige Wahlwerbung einzubeziehen. Sie erwartet jedoch, daß christliche Wähler dazu ermutigt werden, diejenige Partei zu wählen, die nach ihrer Einsicht die bessere Politik vertritt. Dabei ist sie sich auch dessen bewußt, daß sie keinen Monopolanspruch auf soziale Politik erheben kann.

Wer sich „liberal“ nennt, muß sich nicht von der Kirche distanzieren

Im politischen Kräftefeld der Bundesrepublik hat sich die FDP vorgenommen, besonders für Recht und Freiheit des einzelnen Staatsbürgers einzutreten. In ihrer Wahlwerbung

hat sie sich gelegentlich für größere Distanz zwischen Staat und Kirche ausgesprochen. Das konnte so verstanden werden, als wolle die FDP den kirchlichen Handlungsspielraum im öffentlichen Leben einengen. Dem gegenüber wird heute von der FDP betont: Wer sich liberal nennt, ist deshalb nicht Gegner der Kirche als einer gesellschaftlichen Gruppe. Die FDP ist offen für Menschen, die Ziel und Motivation ihres Lebens selbst bestimmen. Sie ist offen auch für Christen.

„Bewahren“ und „Verändern“ schließen sich nicht aus

Alle demokratischen Parteien stimmen darin überein, daß sie kein Monopol auf politische Verwirklichung christlicher Grundsätze haben. Trotzdem ist offensichtlich, daß jede Partei in ihrem Selbstverständnis und in ihren Grundsatzklärungen ethische Prinzipien vertritt, die durch ihre Nähe zu christlichen Verhaltensweisen als christliche Prämissen beansprucht werden könnten.

Es läßt sich nicht ausschließen, daß im Wahlkampf die Konfrontation zwischen „christlich“ und „ethisch“ in veränderter Form wieder aktuell wird. Wenn auf der einen Seite, im Blick auf christlich-konservative Wählerschichten, das Bewahren, die Sicherung und Pflege des Überkommenen, wenn auf der anderen Seite, im Blick auf christlich-progressive Wählergruppen, die Veränderung der Verhältnisse auf eine gerechtere soziale Ordnung hin zum Prinzip erhoben wird, dann taucht an dieser Stelle die Gefahr einer Polarisierung auf.

Die Parteien sind sich dieser Gefahr bewußt. Sie wissen, daß man solche Gegensätze nicht absolut setzen darf. Wer bewahren will, muß ständig um Veränderung, Erneuerung, Reform bemüht sein. Nur so läßt sich das Erreichte sichern. Und wer die Verhältnisse ändern, gesellschaftliche Strukturen weiterentwickeln will, darf sie zuvor nicht radikal zerschlagen. Die Grundspannung zwischen „konservativen“ und „progressiven“ Kräften darf nicht ideologisiert werden.

Christen müssen politische Fragen stellen

Es gehört zur Aufgabe der Christen, in persönlichen Gesprächen, in Familie und Nachbarschaft, bei Kollegen und Bekannten auch politische Probleme aus christlicher Verantwortung unter dem Aspekt des Evangeliums zu diskutieren.

Wo Gemeinden in ihren Veranstaltungen sich mit der Problematik des Wahlkampfes befassen, sollten sie sich vor allem darum bemühen, sich aus dem Umgang mit biblischen Texten ein vom Glauben her begründetes Urteil zu bilden und entsprechende Anfragen an Politiker und Parteien zu stellen.

Es gibt eine Reihe von Grundfragen, die Christen – eben weil sie Christen sind – nicht aus den Augen verlieren dürfen. Dazu gehören etwa die folgenden:

- Wo wird in unserer Gesellschaft das Recht auf Leben und auf Entfaltung des Menschseins bedroht (z. B. in den Fragebereichen der Leistung als des einzigen Wertmaßstabes, des Schwangerschaftsabbruchs, der Euthanasie)?
- Wo leben in unserer Mitte besonders gefährdete und benachteiligte Gruppen (z. B. Gastarbeiter, Behinderte, Strafgefangene, Homosexuelle)?
- Wie verhalten wir uns zu unserem Eigentum (z. B. in der konkreten Ausführung des § 14,2 des Grundgesetzes, wo von der „Sozialbindung des Eigentums“ die Rede ist)?
- Wie gehen wir mit der Schöpfung um (z. B. durch Erhaltung oder Zerstörung von Energiequellen oder Verwüstung der Umwelt, durch Einschränkung der Lebensbedingungen kommender Generationen)?
- Wo besteht die Gefahr menschlicher Überheblichkeit und Selbstüberschätzung (z. B. bei Manipulation und Verplanung des Menschen, bei Mißachtung der Grundwerte des Gemeinwesens)?
- Wo klammern wir Probleme und Fragen anderer Kontinente aus nationalistischen und egoistischen Gründen aus (z. B. bei Fragen der Entwicklungshilfe, bei Rassenproblemen, bei unseren Handelsbeziehungen mit der Welt)?

Es gibt viele Möglichkeiten, diese Fragen in die Diskussion einzubringen. Wir müssen allerdings damit rechnen, daß sie als Anfrage an uns selbst zurückkommen.

Praktisch bedeutet das, daß Christen sich an der Sachdiskussion beteiligen. Ein Mittel, mit dem man mancherorts gute Erfahrungen gemacht hat, ist die Podiumsdiskussion: das politische Forum in der Gemeinde, zu dem Vertreter aller demokratischen Parteien eingeladen werden. Solche Veranstaltungen, die von den Parteien begrüßt werden, können wesentlich zur Versachlichung der Atmosphäre beitragen. Sie werden von den Kirchenleitungen empfohlen.

Der Dialog muß aber auch innerhalb der Gemeinde stattfinden. Älteste bzw. Kirchengeräte und Gemeindeglieder dürfen ihre Pfarrer und kirchlichen Mitarbeiter nicht allein lassen, wenn es darum geht, das politische Ermessen gewissenhaft zu handhaben. Die Pfarrer sind ihren Gemeinden grundsätzlich für ihr Reden und Handeln Rechenschaft schuldig. Gerade im Konfliktfall aber darf der Pfarrer sich nicht dazu verleiten lassen, im Alleingang seine Entscheidungen zu treffen. Er muß ermutigt werden, in offener Aussprache seine Probleme zu klären und eine angemessene Form für seine politische Stellungnahme zu finden. Eine Gemeinde, die ihrem Pfarrer diese entscheidende Hilfe versagt, hat eine ihrer wichtigsten Aufgaben noch nicht erkannt.

Pfarrer haben einen besonderen politischen Auftrag

Der Pfarrer ist Seelsorger und Staatsbürger in einer Person. Er ist durch seinen in der Ordination empfangenen besonderen Auftrag zugleich Repräsentant der gesamten Kirche. Dies entspricht auch der Vorstellung, die man sich in der Öffentlichkeit von seinem Amt macht. Er ist also verpflichtet, seine politische Meinungsbildung im Gespräch mit Mitarbeitern und Amtsbrüdern zu vollziehen, bevor er sich öffentlich äußert.

Wo ein biblischer Text in seiner inneren Konsequenz ihn zu einer Stellungnahme in heutigen politischen Konkrektionen zwingt, ist dem Pfarrer dies unbenommen. Er darf aber das „Verkündigungsmonopol“, das er in der herkömmlichen Form der gottesdienstlichen Predigt hat, nicht mißbrauchen. Politische Urteile, die Ergebnis seiner eigenen Einschätzung der Lage sind, sollten von ihm deutlich als seine Meinung – und nicht als verpflichtender Anspruch des Evangeliums – gekennzeichnet und dort ausgesprochen werden, wo Gelegenheit zu Rückfragen, zum Gedankenaustausch oder zum Widerspruch besteht. Sonst wird politische Information zur Indoktrination.

Als Seelsorger ist der Pfarrer allen Gemeindegliedern verpflichtet

Die Gemeinde darf von ihm erwarten, daß er auch im Wahlkampf für alle da ist. Wenn er sich jedoch vorschnell festgelegt hat, wenn er einseitig argumentiert und parteipolitisch agitiert, verengt sich der seelsorgerliche Zugang zu ihm für viele Gemeindeglieder, die andere Meinung oder Überzeugung sind. Auch Pfarrer mit übergemeindlichen Aufgaben und Spezialaufträgen (z. B. Religionslehrer, Mitarbeiter kirchlicher Werke) sind in ihren Arbeitsbereichen genauso wie Gemeindepfarrer zur Seelsorge verpflichtet.

Während eines Wahlkampfes kann Seelsorge noch in verstärktem Maß und mit besonderer Zielrichtung notwendig werden: Auch Parteien und ihre Kandidaten sollten gerade in den Spannungen eines Wahlkampfes nicht allein gelassen werden. Parteipolitisch engagierte Pfarrer stehen dabei vor einer besonders schweren Aufgabe.

Der Pfarrer soll dem Ganzen dienen

Er muß an einer möglichst breiten Information seiner Gemeindeglieder und an ihrer Befähigung zu einer möglichst sachlichen Entscheidung in politischen Fragen interessiert sein. Dabei spielen politische Informationen gewiß eine wichtige Rolle. Sie müssen jedoch biblisch-theologisch verarbeitet werden. Gerade im Wahlkampf wird also der Pfarrer seine Predigten, Bibelstunden und Gruppengespräche besonders sorgfältig vorbereiten müssen.

Der Pfarrer muß darauf achten, daß der Blick für das Ganze nicht verloren geht. Wenn Gruppeninteressen sich absolut setzen, wenn Halbwahrheiten als Wahrheit ausgegeben werden, wenn das Gespräch zwischen den Parteien abubrechen droht, ist das Ganze in Gefahr. Ein Wahlkampf darf nicht nur den Parteien, er muß dem ganzen Volk und allen Bürgern dienen.

Der parteipolitisch aktive Pfarrer ist besonders exponiert

Es gibt nicht wenige Pfarrer, die überzeugt sind, sich über ihren allgemeinen politischen Auftrag hinaus politisch aktiv betätigen zu sollen. Sie müssen bedenken, daß Politik heute in der Regel konkret wird als Politik einer bestimmten Partei. Pfarrer sind durch ihr Amt besonders exponiert, gerade dann, wenn sie in der Öffentlichkeit eine bestimmte Partei unterstützen oder gar sich als Kandidaten zur Wahl stellen. Sie müssen eine Reihe von Überlegungen anstellen, die einer eingehenden Prüfung und Klärung bedürfen.

Der Wert einer Beteiligung von Pfarrern und führenden Vertretern der Kirche ist bei den Parteien umstritten

Die Parteien mögen aus verschiedenen Gründen an einer aktiven Beteiligung von Pfarrern interessiert sein. Sie haben aber die Beobachtung gemacht, daß viele Wähler negativ reagieren, wenn Pfarrer aktiv in den Wahlkampf eingreifen. „Politisierende“ Pfarrer werden abgelehnt. Vorurteile gegen die Kirche oder einen bestimmten Pfarrer werden auf die Partei übertragen. Man befürchtet eine neue Klerikalisierung der Politik unter anderen Vorzeichen. Die Parteien beobachten diese Entwicklung neuerdings aufmerksam und sind an diesem Punkt zurückhaltender geworden.

Die politische Stellungnahme eines Pfarrers kann die Wirkung seiner Verkündigung mindern

In der Gemeinde wird eine einseitige politische Stellungnahme des Pfarrers leicht zum Anlaß genommen, sich nicht mehr mit seiner Theologie auseinanderzusetzen. Man überhört theologische Begründungen, übersieht die theologische Motivation seiner Entscheidung, man achtet nur noch auf seine politischen Aussagen, um sich dann von ihm zu distanzieren.

Das kirchliche Amt eines Pfarrers kann seinen politischen Sachbeitrag entwerten

Nicht nur die geistliche Auseinandersetzung, auch die politische Diskussion kann wegen der mit dem Pfarrer-Titel herkömmlich verbundenen Autorität verhindert werden. Dies kann insbesondere da eintreten, wo Wählerinitiativen oder politische Stellungnahmen mit dem Amtstitel gekennzeichnet werden. Der Hörer oder Leser solcher Äußerungen vermutet eine offizielle kirchliche Stellungnahme und reagiert mit pauschaler Zustimmung oder Ablehnung. Dadurch werden auch gute, theologisch durchdachte Beiträge in ihrem Wert gemindert. Sie hätten in einem offenen Gespräch durchaus ihren Platz und ihre Wirkung gehabt.

Das parteipolitische Engagement eines Pfarrers stellt Fragen an sein Selbstverständnis. Wenn ein Pfarrer vor der Frage steht, ob er sich in eine aktive politische Tätigkeit rufen lassen soll, wird er diese Entscheidung nur treffen können, wenn er sich darüber klar geworden ist,

- ob er mit seinem politischen Engagement nicht auf der Flucht vor seinen pastoralen Aufgaben ist;
- ob er seine Arbeitskraft nicht denen entzieht, denen er sich besonders verpflichtet wissen mußte;
- ob er durch sein Engagement die Gemeinde nicht bevormundet;
- ob er durch sein provokatives Beispiel bei der Gemeinde nicht das Gegenteil dessen erreicht, was er beabsichtigt;
- ob er seinen Willen, Christus zu dienen, im parteipolitischen Bereich besser verwirklichen kann als in einer kirchlichen Arbeit;
- ob das Evangelium sein Reden und Handeln deckt.

Es kann nicht Aufgabe der Kirche sein, Stellung zu nehmen zu allen Problemen der Gegenwart, die auf eine Lösung warten. Sie muß sich auf die Botschaft berufen können, die sie vertritt. Und sie muß einsichtig machen, daß sie sich der Autorität des Herren auch in politischen Fragen unterwirft.

Eine repräsentative Gruppe namhafter evangelischer Theologen und Gemeindeglieder, unter ihnen eine Reihe von Hochschullehrern, startete eine Wählerinitiative unter dem Titel „Wider das Geschäft mit der Angst“ für die Fortsetzung der Politik der Regierung Brandt–Scheel. Die einleitenden Sätze des Aufrufs lauten:

Im Wahlkampf blüht das Geschäft mit der Angst. Dagegen muß man ankämpfen. Angst ist kein guter Ratgeber, schon gar nicht in der Politik.

Viele Mitbürger machen sich Sorgen um das, was seit zwanzig Jahren aufgebaut worden ist. Es hat viel Arbeit gemacht. Und der Erfolg ist unbestreitbar. Jetzt wird alles kritisiert. Jetzt soll auf einmal alles reformbedürftig sein. Aber kann man den Reformern trauen? Werden sie nicht womöglich alles einreißen? Schöne Pläne sind leicht gemacht. Aber wer sagt, daß sie funktionieren? Was bisher zu sehen ist, – etwa in der Bildungsreform – überzeugt noch nicht. Und die Kosten sind hoch!

Andere machen sich Sorgen um das, was auf uns zukommt. Sie sagen: Wir haben „nur eine Erde“. Die Luft, das Wasser, der Boden, die Reichtümer der Natur – all das ist begrenzt. Noch geht es Deutschland gut. Aber das ungezügelte Wachstum ist gefährlich. Es zerstört die Umwelt. Die Kluft zwischen arm und reich wird breiter. Die großen Städte erstickern. Der Verkehr ist jetzt schon aus allen Fugen.

Wir haben uns zu lange an Quantitäten berauscht. Jetzt geht es um die Qualität des Lebens. Was muß geschehen, damit unser Land, damit diese Erde ein Platz für Menschen bleibt? Das ist der Sinn der Reformen: ein bewohnbares Deutschland auf einer bewohnbaren Erde.

Es gibt Grund zur Sorge. Aber Angst ist etwas anderes. Angst macht blind für die Wirklichkeit. Angst trübt das Urteil. Angst verführt zu politischen Kurzschlüssen. Und es ist nur ein Schritt von der Sorge zur Angst. Das ist die Chance der Angstmacher.

Angst machen gilt nicht!

Sie sagen: Die Volksfront marschiert. Die Regierung Brandt geht am Zügel des Kreml. Sie sagen: Der Staat ist schwach. Er kann keine Ordnung mehr halten. Sie sagen: Die Marktwirtschaft ist in Gefahr. Leichtfertige Neuerer und Systemüberwinder gefährden die Stabilität. Am Ende kommt die Enteignung.

Überhaupt: Wenn man den Angstmachern zuhört, dann ist eine große Verschwörung im Gang, eine kommunistische Unterwanderung unserer Ordnung.

Natürlich, es gibt die Extremisten, die von der großen Erneuerung träumen und die große Zerstörung proben. Es sind kleine Gruppen, ganz rechts und ganz links. Man muß sie bekämpfen. Aber um die politische Auseinandersetzung mit den Extremisten ist es den Angstmachern gar nicht sosehr zu tun. Sie benützen sie als Bürgerschreck. Manche Extremisten gebärden sich als die wahren Linken – also sind für die Angstmacher alle Linken mögliche Extremisten. Die Jungsozialisten und die Jungdemokraten sind links – also sind sie gefährlich. Die SPD deckt die Jusos und die FDP die Jüdos, also sind SPD und FDP gefährlich. Brandt gibt für das alles seinen Namen her, und Scheel stellt sich hinter Brandt, also sind Brandt und Scheel gefährlich. Der Extremismus unterwandert die Regierung. Was nun? Natürlich CDU. So einfach ist das.

Angst machen ist schlecht. Gute Politik braucht einen kühlen Kopf. Sie braucht auch Leidenschaft für das Unverzichtbare: Freiheit und Recht für alle Bürger, den menschlichen Staat, die bewohnbare Erde. Aber der Angstkrampf im Magen ist schädlich. Schädlich ist vor allem der Haß, den ein Land erntet, in dem Angst gesät wird.

Darum protestieren wir gegen das Geschäft mit der Angst. Wir wenden uns dabei vor allem an die Christen in diesem Land. Das hat zwei Gründe. Einmal: Viele von uns sind selbst Christen. Und wir meinen, der Glauben und die Angst schließen einander aus. Gerade die Christen müßten also den Angstmachern entgegentreten. Zum anderen: Seltsamerweise ist es fast umgekehrt. Die Angstmacher wenden sich mit Vorliebe an die Christen. Und es scheint, daß sie dabei Erfolg haben. Das darf man nicht hinnehmen.

Der Aufruf schließt mit folgenden Worten:

Ich wähle
ein bewohnbares
Deutschland
und eine bewohnbare Erde
für mich
und meine Kinder.
Ich wähle
mehr Frieden
zwischen den Völkern
mehr Redlichkeit
in der Politik
mehr Gerechtigkeit in
Wirtschaft und Gesellschaft
mehr Freiheit für jedermann
mehr Sorgfalt in der
Planung der Zukunft.
Ich wähle
die vertrauenswürdigeren
Politiker.
Ich wähle
die Politik Brandt/Scheel.

d) Kirchliche Stimmen zur Reform des § 218 StGB¹²

Die schon im Vorjahr in der öffentlichen und der innerkirchlichen Diskussion leidenschaftlich erörterte und strittig gebliebene Frage der Strafwürdigkeit bzw. Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs (§ 218 StGB), die zu den schwierigsten politisch-ethischen Entscheidungen des Bundestages gehört, stand auch 1972 auf der Tagesordnung zahlreicher Beratungen in Öffentlichkeit und Kirche, ohne ein befriedigendes Ergebnis zu erbringen. Der Widerstreit zwischen „Indikationslösung“ und „Fristenlösung“ dauerte fort und führte auch in der Kirche nicht zu einer gegenseitigen Annäherung der Standpunkte.

Am 17. März 1972 erging eine Erklärung des Rates der EKD:

Mit großer Leidenschaft wird in der deutschen Öffentlichkeit die Reform gesetzlicher Bestimmungen zum Schwangerschaftsabbruch diskutiert. Unter besonderer Hervorhebung der rechtlichen und gesellschaftlichen Aspekte nimmt der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hierzu folgendermaßen Stellung:

I.

Die Diskussion entzündet sich besonders daran, daß Staat und Gesellschaft diese Frage bisher zu sehr unter strafrechtlichen Gesichtspunkten behandelt haben. Das geltende Recht sucht die Unantastbarkeit des ungeborenen Lebens durch die Androhung von Strafen zu sichern, es läßt den Schwangerschaftsabbruch nur im Falle einer schweren Gefährdung von Leben und Gesundheit der Frau straffrei. Dieses Strafrecht hat eine unübersehbar große Zahl von illegalen Abtreibungen nicht verhindern können.

Weder eine Verschärfung noch eine Milderung noch eine Angleichung der Strafbestimmungen an die heutige Lebenswirklichkeit wird diese Lage nennenswert ändern können. Es besteht Übereinstimmung darin, daß eine Neufassung der Strafbestimmungen für sich noch

12. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 146ff.

keine Reform darstellt. Vielmehr bedarf es umfangreicher Anstrengungen des Gesetzgebers und der hierzu berufenen gesellschaftlichen Kräfte, wirksame Hilfen menschlicher und sozialpolitischer Art für bedrängte Frauen und ihre Familien zu schaffen. Nur so sind Strafbestimmungen als ein letzter Ausweg glaubwürdig. Und nur so kann es die Gemeinschaft verantworten, in besonders schweren Konfliktfällen, in denen auf andere Weise nicht zu helfen ist, den Abbruch einer Schwangerschaft zuzulassen.

II.

Eine so verstandene Reform muß eine Reihe von Grundwerten berücksichtigen.

1. Es geht in der Frage des Schwangerschaftsabbruchs um nichts Geringeres als um das Verständnis von Leben, das nach christlicher Verkündigung von Gott gegeben ist und vor ihm verantwortet wird. Schutz und Förderung des Lebens sind aber auch ein allgemeines menschliches Grundgebot. Das eigene Leben zu verantworten und das Leben anderer zu schützen, fordert von jedem einzelnen die Bereitschaft, Opfer zu bringen und Gefahren zu bestehen. Von diesem Verständnis menschlichen Lebens darf das ungeborene Leben nicht ausgenommen werden. Es ist einem eigenmächtigen Zugriff nicht verfügbar.

2. Schwangerschaft und Geburt werden heute häufig anders als in früheren Generationen erfahren. Die nachfolgende Sorge für Kinder und Familie legt in vielen Fällen der Mutter besondere Lasten auf. Familie, Kinder und Gesellschaft sind es ihr schuldig, ihr diese Lasten soweit wie möglich zu erleichtern, damit die Freude an Kindern erhalten bleibt. Ihr dieses zu verweigern, bedeutet eine Mißachtung des Lebens der Frau. Viele Argumente in der Diskussion um den Schwangerschaftsabbruch lassen erkennen, daß eine geringere Wertung der Frau gegenüber dem Mann nach wie vor zu den Kennzeichen unserer Gesellschaft gehört. Eine breite Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs würde hier keinen Wandel schaffen, sondern eher die entgegengesetzte Wirkung haben. Eine größere Rücksichtnahme des Mannes auf die Frau im geschlechtlichen Umgang ist das eigentlich menschliche Gebot.

3. Es gibt Fälle, in denen eine Frau durch eine Schwangerschaft in eine solche Bedrängnis gerät, daß das Strafrecht ein Austragen der Leibesfrucht nicht erzwingen sollte. Wo sich menschlich gesehen einer Frau kein anderer Ausweg zeigt, ist es ihre Gewissensentscheidung, ob sie von der durch Straffreiheit gegebenen Möglichkeit Gebrauch macht. Dabei ist zu bedenken, daß ein vom Gesetzgeber straffrei gelassenes Verhalten damit noch nicht sittlich gerechtfertigt ist. Wenn sich eine Frau trotz schwieriger Situation dafür entscheidet, ihr Kind auszutragen, verdient sie jede Achtung und jede nur mögliche Hilfe.

4. Der Schwangerschaftsabbruch wird von vielen Frauen als ihr eigenes Lebensrecht beansprucht. Von ärztlicher Seite wird dagegen immer wieder neu zu bedenken gegeben, daß ein Schwangerschaftsabbruch nicht nur ein körperlicher Vorgang ist, sondern tief in seelische Grundlagen der betroffenen Frau eingreift. Schwerer noch als die unmittelbaren körperlichen Gefahren wiegen die physischen und psychischen Spätfolgen eines Schwangerschaftsabbruchs, deren Ausmaß noch nicht ausreichend erforscht ist.

5. Die Gesellschaft hat alles Interesse daran, die sittlichen Grundlagen des ärztlichen Berufes nicht anzutasten. Eine über das zwingend notwendige Maß hinausgehende Ermöglichung des Schwangerschaftsabbruchs bringt auch den Gesetzgeber mit dem ärztlichen Grundgebot, alle Möglichkeiten der Erhaltung von Leben auszuschöpfen, in einen unheilvollen Konflikt. Statt dessen sollte es allgemein mit Dankbarkeit anerkannt werden, daß ein so wichtiger Berufsstand wie der des Arztes auch heute auf die Wahrung seiner sittlichen Grundlagen bedacht ist.

III.

Strafrechtliche Bestimmungen zum Schwangerschaftsabbruch müssen die Unantastbarkeit ungeborenen Lebens zugrundelegen zugleich aber auch einen Ausweg im Notfall vorsehen. Daran sind die beiden gegenwärtig dem Gesetzgeber vorliegenden Entwürfe zu prüfen.

1. Als Ergebnis einer breiten öffentlichen Diskussion liegt dem Bundestag der Initiativantrag einer Abgeordnetengruppe vor. Danach soll der Schwangerschaftsabbruch bis zum Ende des dritten Monats nach der Empfängnis straffrei bleiben, wenn er mit Einwilligung der Schwangeren nach ärztlicher Beratung von einem Arzt vorgenommen wird (Fristenregelung). Es soll nicht verkannt werden, daß auch dieser Entwurf einen wirksamen Schutz

für das ungeborene Leben zum Ziele hat und daß hinter ihm die Überlegung steht, auf welche Weise das Strafrecht diesen Schutz am ehesten erreichen kann. Doch muß man wegen des Fehlens jeglicher Gesichtspunkte zur Beurteilung des Einzelfalles und näherer Bestimmungen zum Verfahren daran zweifeln, ob das Ziel auf diese Weise erreichbar ist. Mit Recht heißt es daher in der Begründung zum Entwurf der Bundesregierung, daß ein derartiges Fristenmodell einer Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs gleichzuachten ist.

2. Der von der Bundesregierung den gesetzgebenden Organen zugeleitete Entwurf eines Fünften Gesetzes zur Reform des Strafrechts mit einer Neufassung der Bestimmungen zum Schwangerschaftsabbruch legt den Schutz des ungeborenen Lebens als eines im Grundsatz unverletzlichen Rechtsgutes zugrunde, sichert dieses durch eine rechtliche Sanktion und wendet zur Beurteilung von Ausnahmefällen, in denen dem Gesetzgeber ein Schwangerschaftsabbruch strafrechtlich gesehen gerechtfertigt erscheint, das Indikationsmodell an. Dabei geht der Entwurf über die schon bisher geltende medizinische Indikation hinaus, indem er für diese die Berücksichtigung der Lebensverhältnisse der Schwangeren hinzufügt sowie die sogenannte kindliche und die ethische Indikation anerkennt. Außerdem wird mit der Indikation der allgemeinen Notlage eine neuartige Indikationsform hinzugefügt, die unter bestimmten Voraussetzungen auch die Berücksichtigung anderer schwerer Konflikte erlaubt.

3. Es ist zu begrüßen, daß dieser Entwurf sich mit großer Entschiedenheit an dem Grundsatz orientiert, daß menschliches Leben auch vor der Geburt ein schutzwürdiges und schutzbedürftiges Rechtsgut ist. Folgerichtig sucht er die vier Indikationsbereiche so zu gestalten, daß der Schwangerschaftsabbruch auf die Lösung besonders schwerer Konflikte beschränkt bleibt. Dennoch müssen an den Entwurf kritische Anfragen gerichtet werden, von denen hier die wichtigsten genannt werden.

a) Diese Anfragen betreffen besonders die Notlagenindikation, die nach dem Willen des Entwurfs zwar als ein Auffangtatbestand nur in ganz besonderen Ausnahmefällen einer sonst ausweglosen Situation der Frau angewendet werden soll. Es ist aber zu befürchten, daß wegen der sehr subjektiven Bewertungsmöglichkeiten eines Notstandes ein Prozeß der Aushöhlung des im Ansatz so entschiedenen Gesamtentwurfs eingeleitet wird.

b) Eine solche Entwicklung wird durch die Systematik in den materiellen Aussagen des Entwurfs begünstigt, weil die Bestimmungen über den straffreien Abbruch der Schwangerschaft wegen allgemeiner Notlage denen über die drei anderen Indikationen angefügt werden. Medizinische Gründe, Schädigung der Leibesfrucht und aufgezwungene Schwangerschaft sind Sonderfälle einer allgemeinen schwerwiegenden Notlage. Es käme ihrer verantwortlichen Anwendung zugute, wenn die im jetzigen Entwurf an vierter Stelle aufgeführte Notlagenindikation vorangestellt würde, um die drei anderen als Regelbeispiele folgen zu lassen. Damit wäre das Maß der Anforderungen an die Anwendung der generellen Notlagenindikation bezeichnet.

c) Die Verfahrensregelung für die Feststellung einer Ausnahmesituation aufgrund der Indikationsfälle läßt für den einzelnen Arzt, der zum Eingriff bereit ist, einen viel zu breiten Ermessensspielraum. Das Indikationsmodell verlangt nach einer sorgfältigen Prüfung des Einzelfalles. Der Grundsatz, daß ein Schwangerschaftsabbruch auch im Notfall eine schwerwiegende Rechtsgutverletzung darstellt, läßt eine objektivierende Begutachtung des Einzelfalles geboten erscheinen. Es ist möglich, das Modell einer Gutachterstelle zu entwickeln, das den bekannten Einwänden gegen eine solche Rechnung trägt.

d) Der Entwurf unterläßt es, auf eine geordnete Beratung der schwangeren Frau abzustellen. Mit einer solchen Beratung hat man in Nachbarländern sehr gute Erfahrungen gemacht, über die der vorliegende Regierungsentwurf zu schnell hinweggeht. Erst die Verknüpfung mit Beratungseinrichtungen würde es erlauben, in den neu gefaßten Strafrechtsbestimmungen wenigstens das Teilstück einer wirksamen Reform zu sehen. Andernfalls bleibt das Strafrecht in der Isolierung, ohne als Instrument einer wirklichen Hilfe zu dienen.

IV.

Der Impuls zur Verbesserung der sozialen Lage kinderreicher oder alleinstehender Mütter und ihrer Kinder, der nach dem Willen der Regierung von ihrem Entwurf ausgehen soll, kann nicht voll zur Wirkung kommen, ohne daß das Strafrecht mit der Beratungsaufgabe verknüpft wird. Ziel der Gesamtreform muß es sein, soziale Hilfen für Frauen, Familien

und Kinder zur Verfügung zu stellen, um mit derartigen Alternativen der Versuchung zum Abbruch einer Schwangerschaft entgegenwirken zu können. Auf diese Weise wird die Achtung vor dem Leben und der rechtliche Schutz des ungeborenen Lebens in die Schaffung kinderfreundlicher Lebensbedingungen umgesetzt.

Die Bundesregierung hat diese Aufgabe mit ihrem Programm flankierender Maßnahmen in Angriff genommen. Genau betrachtet haben aber die meisten dieser vorgesehenen Mittel auf die Verhinderung eines Schwangerschaftsabbruches keinen direkten Bezug. Der Staat erwartet mit Recht, daß ihn gesellschaftliche und private Kräfte bei der Bewältigung dieser Aufgabe unterstützen. Dazu bedarf es aber auch bestimmter gesetzlicher Grundlagen und der Erarbeitung eines gezielten sozialpolitischen Programms.

Die Kirchen stellen solche Forderungen nicht nur an Staat und Gesellschaft, sondern sind zu einem eigenen Einsatz bereit. Darum werden die Kirchenleitungen, die diakonischen Werke, die Frauenorganisationen, die sozialen Dienste der Kirche und ihre Beratungseinrichtungen in enger Zusammenarbeit ihr bisheriges Angebot an Hilfeleistungen für Notstände bei Schwangerschaften zu überprüfen und erheblich auszuweiten haben.

Bei nüchterner Einschätzung der Lage kann nicht erwartet werden, daß die Strafrechtsreform und die Verbesserung der Lebensbedingungen dazu führen werden, die Erscheinung des Schwangerschaftsabbruches zu überwinden. Es wird weiterhin Frauen geben, die sich nicht in einer außergewöhnlichen Notlage befinden und sich durch kein Hilfsangebot von dem Entschluß zum Abbruch ihrer Schwangerschaft abbringen lassen. Hier wird deutlich, daß die Arbeit an einer Reform zur Frage des Schwangerschaftsabbruches über sich selbst hinausweist. Sie verbindet sich mit der Aufgabe, in Erziehung, Verkündigung und Seelsorge an der Wiedergewinnung einer verantwortlichen Einstellung zum Leben zu arbeiten.

Diese Erklärung ist dadurch ein besonders wertvoller Diskussionsbeitrag, daß sie vom Respekt für den Andersdenkenden ausgeht, um von dieser Basis her jene wirksame Kritik im einzelnen anzubringen, mit der das Dokument nicht spart. Der wichtigste Gedanke, ist im Hinblick auf die Indikationsmöglichkeiten positiver formuliert als in den beiden Regierungsentwürfen. Der Fall des sozialen Notstandes, im Regierungsentwurf nach kasuistischer Methode an die übrigen „Fälle“ angehängt, wird im Vorschlag des Rates den anderen möglichen Indikationsfällen vorangestellt. Soziale Bedrängnis, gesundheitliche Gefahr, aufgezwangene Schwangerschaft, unheilbare Schädigung des zu erwartenden Kindes: dies alles sind Sonderfälle dessen, was die Erklärung umfassend „Not“ nennt. Dadurch wird die Erklärung zu einem hilfreichen und wegweisenden Wort.

In der *Strafrechtskommission der EKD*, deren Ausarbeitung aus Raumgründen nicht abgedruckt werden kann, waren die Meinungen geteilt: Zwar geht die Kommission grundsätzlich davon aus, daß es Gottes Wille entspricht, wenn menschliches Leben geschützt, gepflegt und gefördert wird. Das ungeborene Kind sei ein eigenständiges lebendiges Wesen. Die Kirche habe die Verpflichtung, deutlich zu machen, daß Gott die Erhaltung ungeborenen Lebens wolle. Sie müsse ferner durch eigenes Handeln und durch Rat an den Gesetzgeber dazu beitragen, daß die gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse der betroffenen Menschen verbessert werden. Zu Meinungsverschiedenheiten kam es aber hinsichtlich der unterschiedlichen Vorschläge für die rechtliche Neuregelung; während die Mehrzahl der 14 Mitglieder das Indikationsmodell begrüßte, sprachen sich zwei Mitglieder für die Fristenlösung aus. Die Mehrheit bejahte im Prinzip auch die Notlagen-Indikation, wünschte aber die Präzisierung, daß es sich jeweils um eine „außergewöhnliche“ (nicht lediglich um eine „schwerwiegende“) Situation handeln müsse. Die Außergewöhnlichkeit sei dann gegeben, wenn die Notlage auf andere Weise, etwa durch die Inanspruchnahme privater oder öffentlicher Hilfen nicht abgewendet

werden und der Schwangeren die Fortsetzung der Schwangerschaft nicht zugemutet werden könne. Geisteskrankheit, Alkoholismus und Pflegebedürftigkeit des Ehemannes oder eines Kindes werden als Beispiele angeführt. Neutrale Gutachterstellen, die mit Ärzten und Sozialarbeitern besetzt sind, sollen die Schwangere beraten und über die Anwendung der Indikationen entscheiden. Frauen, die älter als 40 Jahre sind, sollen selbst entscheiden, ob sie ein Kind austragen wollen oder nicht. Auch der Frau, die sich nach eingehender Prüfung zum Schwangerschaftsabbruch entschieden habe, sei die Achtung nicht zu versagen. In einem Vorwort zu der Bekanntgabe dieser Stellungnahme erklärte der Rat der EKD, er habe den Ausführungen der Strafrechtskommission teilweise zugestimmt, aber sie nicht als Ganzes zu übernehmen vermocht; sie gebe das Meinungsbild ihrer Mitglieder wieder.

Landesbischof D. Dietzfelbinger nahm in seinem der bayerischen Landessynode auf ihrer Tagung vom 5. bis 10. März 1972 in Bayreuth erstatteten Bericht auch zu der Frage der Novellierung von § 218 StGB Stellung:

Wer die heute gängigen Argumente für einen Schwangerschaftsabbruch zusammengefaßt lesen will, greife zu dem Roman von Max Frisch: „homo faber“. Der dort technisierte Mensch weiß Bescheid. Ich zitiere: „Es geht nicht anders, wo kämen wir sonst hin? – Konsequenz des Fortschritts – wir haben wie vieles andere so auch diese Sache selbst zu entscheiden – Schwangerschaftsunterbrechung ist eine Konsequenz der Kultur – Kinder sind etwas, was wir wollen bzw. nicht wollen.“ Das sind einige Sätze eben des „homo faber“, die wir in diesem Buch finden. Wie stehe ich, als Christ, wie stehen wir als christliche Gemeinde in dieser Argumentation? Ich denke doch, daß wir uns als Glieder dieser Gemeinde zuerst daran erinnern lassen sollten, daß wir Menschen durch Zeugung und Geburt teilhaben am Schöpferwillen Gottes und daß durch das Gebot Gottes gerade um die Gabe des Lebens eine Schutzmauer gelegt ist, von der auch nicht-christliche Menschen eine Ahnung haben. Wir sollten auch nicht vergessen, daß zum Leben und Leben geben nicht nur die Selbstverwirklichung gehört, sondern die Liebe, die Hingabe, der Schmerz, das Opfer. Es ist eine primäre Aufgabe, daß wir einander zu solchem Leben und in solchem Leben helfen: den betroffenen Frauen, die sich hier schwer tun, und den Männern, daß sie die Frauen in kritischer Lage nicht im Stich lassen oder hindrängen auf „ein bißchen Töten“, wie jemand gesagt hat. Wir werden an die Ärzte denken, die hier besonders unruhig geworden sind, in deren Aufgabe, dem Leben zu dienen, nun, wie einige sagen, doch stärker das Töten einbrechen und das ärztliche Ethos zerstören könnte. Gerade aus ihrem Kreis kommt ja auch immer wieder die Warnung davor, die Entscheidung nur der Mutter und dem eigenen Arzt zu überlassen. Einer sagte mir dazu vor kurzem aus eigener Erfahrung: „Schwangerschaftsunterbrechung ist nur in den seltensten Fällen eine echte Hilfe.“ Die müßte anderswo, anderswie, vorher, einsetzen. Eben darum sollte die christliche Gemeinde noch anders als bisher auf die Möglichkeiten und Angebote für Adoptionen dringen und ihre Heime – wie es in Fürth im Haus des Evangelischen Frauenbundes geschieht – für werdende Mütter, die nicht wissen, wohin mit dem ungewollten Kind, das doch oft nachher ein sehr geliebtes Kind werden kann, öffnen. So haben auch die Bischöfe der evangelischen Landeskirchen in der DDR als Antwort auf eine vom Ministerrat der DDR angekündigte Art Fristenlösung die Gemeindeglieder aufgefordert: „So bitten wir um des Evangeliums willen alle, die es unmittelbar betrifft: Macht von der Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs keinen Gebrauch! Drängt niemand dazu! Sucht den Rat anderer Menschen eures Vertrauens! Laßt die betroffenen Frauen, Mädchen und Familien in dieser schweren Frage nicht allein!“

Solch eine Kirche wird dann aber ebenso offen vor der Gesellschaft auf die Lebensgabe Gottes und auf sein Schutzgebot für das Leben hinweisen. In einer Fernsehdiskussion wurde von einem Teilnehmer gesagt: „Wenn die überwiegende Mehrheit des Volkes der

Meinung ist, daß die Abtreibung kein Unrecht ist, dann ist das eine demokratische Willensbildung!“ – Hier halten wir ein. Wer setzt Recht und Unrecht? Ist die Stimme des Volkes bis in solche Entscheidungen hinein die Stimme Gottes? Ich bin für die Äußerung des Bundesjustizministers dankbar: Die Aufgabe des Staates, Leben zu schützen, bestehe unverändert und könne keinen Zeitraum auslassen. Bei allem Unterschied zwischen dem Gebot Gottes und einer menschlichen Gesetzesformulierung läßt sich in einem solchen Satz doch etwas von der Achtung vor dem Gebot Gottes erkennen, das das Leben schützen will. Die Verantwortung derer, die in der Gesetzgebung und in der Rechtsprechung zu entscheiden haben, ist schwer und ich weiß, daß viele, die mit dieser Verantwortung heute belastet sind, es sich nicht leicht machen und die Schwangerschaftsunterbrechung nur als ultima ratio, als äußersten Ausweg, zugelassen sehen möchten. Ebenso deshalb müßte ich freilich, auch wenn ich alle menschlichen Probleme und den Wandel der sozialen Verhältnisse berücksichtige, doch widersprechen, wenn eine gesetzliche Regelung käme, die dem ungeborenen Leben auch nur eine Zeit lang generell den Schutz versagt. Dies wollten, wenn ich recht sehe, auch die Väter des Grundgesetzes nicht. Und auch wenn alle Konfliktsituationen, in die eine Frau kommen kann, in Betracht gezogen werden, wird doch, je mehr Ausnahmen von der Schutzpflicht für das Leben gemacht werden, umso deutlicher darauf hingewiesen werden müssen, auf welch abschüssiger Bahn wir uns bewegen. Auch in den komplexen ethischen Fragen des Lebens überhaupt wird die Kirche Jesu Christi heute vom Wort und Gebot Gottes her die Sinne zur Prüfung und Unterscheidung schärfen müssen, gerade wenn sie nicht nur Emanzipation, sondern Freiheit verkündigt, die zugleich Befreiung zum Dank für Gottes Gabe wie zum Gehorsam gegen sein Gebot bedeutet. Man muß es tragen, wenn dies nicht selten mit einem kirchlichen Machtanspruch verwechselt wird; um den geht es nicht, sondern um die Entfaltung des Jesus-Wortes vom Salz der Erde.

In seinem der rheinischen Landessynode auf ihrer Tagung vom 9. bis 14. April 1972 erstatteten Bericht führte Präses Lic. Immer aus:

... c) Die Diskussion um die Neufassung des § 218

Zum Schluß muß noch ein Problem angesprochen werden, das in den letzten Jahren die Öffentlichkeit in unserem Land und auch viele Kreise in unserer Kirche beschäftigt hat: die geplante Änderung des § 218, also eine Neufassung der Strafbestimmungen zum Schwangerschaftsabbruch. Es gibt eine Fülle von Material zu diesem Thema. Eine Auswahl der verschiedenen Stellungnahmen, z. B. die Erklärung des Rates der EKD vom 17. März 1972, die Erklärung der Bischöfe der DDR, eine Ausarbeitung des Öffentlichkeitsausschusses der Evangelischen Kirche im Rheinland, die ausführliche Erklärung Kardinal Höffners, aber auch der Regierungsentwurf liegt vervielfältigt ... vor. Angesichts der Fülle gegensätzlicher Äußerungen ist es fraglich, ob die Synode eine eigene weitere Stellungnahme erarbeiten kann. Aber es ist wohl angebracht, daß wir das zur Verfügung stehende Material benutzen, um uns zu orientieren und so selber zu einer gefestigteren Meinung kommen. Aus den Nachrichten des epd wissen Sie, daß ich mich am 6. März 1972 gegen die Fristenlösung ausgesprochen habe. Auch mein Vorgänger, Präses Professor D. Dr. Beckmann, hat sich geäußert und am 24. Februar für eine maßvolle Indikationslösung plädiert. Auf dieser Linie liegt auch das Votum des Rates der EKD.

In der Diskussion haben wir mit großer Entschiedenheit uns an dem Grundsatz zu orientieren, daß menschliches Leben auch vor der Geburt ein schutzwürdiges und schutzbedürftiges Rechtsgut ist. Wir haben zu sehen, daß es eine Schwangerschaftsunterbrechung nicht gibt, sondern nur den Abbruch, und dieser bedeutet in jedem Fall Tötung. Aber wir haben auch zu beachten, daß es nicht die Forderung der Kirche sein darf, vom Staat die Geltung der Gebote Gottes durch Strafbestimmungen sichern zu lassen. Auch hier gilt es, daß uns der Mißbrauch von Theologie zur Durchsetzung politischer Interessen verwehrt ist. Weiter müssen wir es lernen, daß die Aufgabe der Kirche in unserer Gesellschaft auch darin besteht, „in Erziehung, Verkündigung und Seelsorge an der Wiedergewinnung einer verantwortlichen Einstellung zum Leben zu arbeiten“ (Rat der EKD).

Schließlich werden wir in der Diakonie mit den staatlichen Stellen überlegen und planen müssen, wie wir flankierende Maßnahmen zum Schutz der Mütter und Kinder sicherstellen.

Doch es bleiben auch Fragen zu stellen. Ist es möglich, der Frau, die die Hauptlast zu tragen hat, eine wichtige Entscheidung zuzumuten in einer Zeit, in der sie durch die labile Phase der Schwangerschaft hindurch muß, und darum eher eine negative Einstellung zu dem werdenden Kind hat? Ist hier nicht mit allem Ernst eine Beratung zu fordern? Welchen Rang hat in der Diskussion das Votum der Ärzte, die entscheidend in ihrem Berufsethos angesprochen sind? Ist die Last der Entscheidung allein von zwei Menschen, dem Arzt und der Mutter, zu tragen? Wäre es nicht besser, wenn die Gesellschaft durch eine Art Kammer von Männern und Frauen vertreten wäre, in der Ärzte, Juristen, Sozialpsychologen und Theologen vertreten sein könnten? Die Frau könnte eine Fürsorgerin als Beistand bekommen. Es bleiben Fragen. Trotzdem kommt das Gutachten des Rates zu einer vorsichtigen Votierung für eine modifizierte Indikationsregelung. Der Bundestag wird entscheiden müssen. Eine Nichtneuregelung, also eine Beibehaltung der bisherigen Situation, kann nur ein äußerst schlechter Ausweg sein. Denn die derzeitige Regelung hat keine Hilfe und keinen wirklichen Schutz für das ungeborene Leben gewährleistet, sondern hat vielmehr viele Frauen in die Hände unverantwortlicher Kurfuscher getrieben. Es wird in jedem Fall die Aufgabe auch unserer Gemeinden bleiben, Menschen in Not mit Rat und Hilfe beizustehen, und die Politiker, die in diesen Wochen über die vorgeschlagenen Änderungen zu beschließen haben, zu beraten und zu unterstützen. Die Frage der Wählbarkeit oder Nichtwählbarkeit eines Abgeordneten kann ich mit seiner Entscheidung in dieser Problematik nicht in Verbindung bringen.

Die Landessynode der *Evangelischen Landessynode in Württemberg* faßte am 22. April 1972 mit 42 Ja- und 24 Nein-Stimmen bei 5 Enthaltungen folgenden Beschluß:

Die Württ. Landessynode hat sich am 22. April 1972 mit der Frage des Schwangerschaftsabbruchs (§ 218 StGB) befaßt und leitet den Mitgliedern der Bundesregierung, des Bundestages und des Bundesrates folgende Erklärung zum Entwurf des Fünften Gesetzes zur Reform des Strafrechts zu:

Die Württ. Landessynode stellt sich im wesentlichen hinter die Erklärung des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 17. 3. 1972.

Die Diskussion über § 218 zeigt immer deutlicher, daß der Schwerpunkt des Problems nicht mehr bei den medizinischen oder sozialen Aspekten, sondern bei der Frage nach den grundlegenden ethischen Normen liegt. Im einzelnen unterstreichen und ergänzen wir deshalb:

1. Grundlage einer Reform der einschlägigen Strafbestimmungen muß der Schutz menschlichen Lebens sein und zwar gerade auch des ungeborenen Lebens.

2. Die sogenannte Fristenlösung wird abgelehnt, weil sie einer Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs nahe kommt und grob gegen den Grundsatz der Unantastbarkeit ungeborenen Lebens verstößt.

3. Wir verstehen, daß eine staatliche Gesetzgebung eine Indikationenlösung vorsieht. Jedoch gehen uns die Indikationen des Entwurfs der Bundesregierung vom Februar 1972 zu weit.

- a) Die medizinische Indikation (§ 219) ist so eng wie möglich zu fassen. Die in Absatz 2 enthaltene soziale Indikation wird abgelehnt.

- b) Die genetisch-kindliche Indikation (§ 219b) ist zu verneinen. Es gibt kein lebensunwertes Leben. Extremfälle, in denen die Gesundheit der Mutter aus psychischen Gründen auf dem Spiel steht, können durch die medizinische Indikation erfaßt werden.

- c) Die ethische Indikation (§ 219c) kann nur unter der Einschränkung bejaht werden, daß die psychische Belastung der Mutter ein unerträgliches Maß erreicht.

- d) Eine allgemeine Notlagenindikation (§ 219d) wird abgelehnt, ebenso die allgemeine Möglichkeit des Absehens von Strafe, wenn die Schwangere „in besonderer Bedrängnis gehandelt hat“ (§ 218 Abs. 3 Satz 2). Diese Bestimmungen bergen die Gefahr einer Aushöh-

lung des Gesamtentwurfs in sich. Der berechtigte Widerstand der deutschen Ärzteschaft gegen diese Indikation darf nicht übergangen werden.

e) An die Stelle eines einzelnen ärztlichen Beraters (§ 220) sollte in jedem Falle eine Gutachterstelle treten, die eine möglichst objektive Beurteilung des Einzelfalls erlaubt. Zur Unterstützung der Schwangeren sollten zusätzlich soziale Beraterstellen geschaffen werden.

4. Im übrigen sind wir uns mit dem Rat der Evang. Kirche in Deutschland darüber im klaren, daß eine Reform des Strafrechts auf diesem Gebiet nicht das Entscheidende ist, sondern daß wir bedrängten Frauen und Familien die Hilfe zu gewähren haben, die den Gedanken an einen Schwangerschaftsabbruch auch in sehr schwierigen Fällen entbehrlich machen.

5. Um ein Umgehen dieses Gesetzes im Ausland zu verhindern, halten wir es für erforderlich, daß sich die Bundesregierung für einheitliches Recht in diesem Sinne in den europäischen Partnerländern einsetzt.

Der Oberkirchenrat wird gebeten, diesen Beschluß auf geeignetem Wege den Mitgliedern der Bundesregierung, des Bundestags und des Bundesrats zuzuleiten.

In die Bandbreite innerkirchlicher Meinungsbildung und die Polarisierung unterschiedlicher bzw. gegensätzlicher Standpunkte gibt ein Bericht „Aus der Arbeit des Deutschen Evangelischen Frauenbundes“ (Nr. 2/1972) aufschlußreichen Einblick:

ÜBERLEGUNGEN UND STELLUNGNAHMEN EINIGER ORTSVERBÄNDE ZUM § 218

Sieben Ortsverbände bzw. Arbeitskreise unseres Verbandes haben das Ergebnis ihrer Überlegungen zur Reform der Strafbestimmungen über den Schwangerschaftsabbruch formuliert. Durch Vorträge mit daran anschließenden Diskussionen oder innerhalb besonderer Arbeitskreise haben sie über die Problematik dieses gesetzlichen Vorhabens nachgedacht und sind, ebenso wie die öffentliche Diskussion, zu keiner einheitlichen Stellungnahme gekommen. Neben dem Für und Wider der Vorschläge in den Gesetzesentwürfen – Indikationslösung oder Fristenlösung – nehmen zwei Ortsverbände eine beinahe ablehnende Haltung gegenüber der Reform ein: In den Überlegungen wird deutlich, daß die Notwendigkeit zur Veränderung der Strafbestimmungen über den Schwangerschaftsabbruch hinterfragt werden muß und außerdem die Begleitmaßnahmen einer solchen Neuerung, die erforderlich sind, um durch die Gesetzesreform eine durchgreifende Verbesserung unserer jetzigen Situation zu gewährleisten, bedacht werden müssen.

Der OV Lindau spricht der Änderung des § 218 im Grunde die Notwendigkeit ab. Es handle sich nicht um „eine Verbesserung des bisher bestehenden Gesetzes, sondern um die Zersetzung der christlichen Ethik zugunsten der Herrschaft des Atheismus“, was auch noch näher ausgeführt wird. Jede Fristenlösung wird als „unvereinbar mit Gottes Wort und Gebot“ abgelehnt. „Auch in Bezug auf die Indikationen ist größte Vorsicht geboten.“ Es wird hingewiesen auf das Urteil vieler Ärzte, das oft ein klares Nein zum Schwangerschaftsabbruch erkennen läßt und das man berücksichtigen müsse.

Auch die Diskussion in Koblenz – dort hielten ein Jurist, ein Mediziner, ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher Referate – verlief trotz des Widerspruchs der jungen Generation in stark ablehnender Richtung dem ganzen Reformprogramm gegenüber. Obgleich die Frage, wann zur „Person hin angelegte Leiblichkeit“ entstehe, aufgeworfen und damit angedeutet wurde, daß „ein Eingriff im Frühstadium möglicherweise“ noch vertretbar sein könnte, wird hervorgehoben, daß „alle Eingriffe in die Entwicklung des befruchteten Eis Vernichtung menschlichen Lebens“ bedeuten. Der Mensch als Christ ist gehalten, „alles ihm anvertraute Leben – gleich welcher Art – in seine Hut zu nehmen“. Die medizinische Indikation, so wie sie jetzt schon gehandhabt wird, genüge, da auch die psychische Belastung der Mutter einen „echten Krankheitswert hat“. Es kam auch die „Novation des alten Gesetzes zum Schutze des erkrankten Nachwuchses“ zur Sprache, das geeignet sei, „eine sinn- und zweckvolle Lösung des Problems zu schaffen“.

Der OV Kassel schreibt, daß „alle Teilnehmer (einer Arbeitsgemeinschaft) sich einig waren, daß das werdende Leben weiter geschützt werden müsse und daß deshalb eine

ersatzlose Streichung des § 128 nicht befürwortet werden könne, daß aber andererseits eine Reform dieser Vorschrift erforderlich sei“. Die meisten Teilnehmerinnen an der Diskussion entschieden sich „für die Fristenlösung, weil sie größere Klarheit bietet und sich praktisch besser verwirklichen läßt ... Die gegen die Fristenlösung erhobenen Bedenken, daß mit der christlichen Ethik nicht vereinbar sei, das werdende Leben zeitweise schutzlos zu lassen, fand bei der Mehrheit keinen Widerhall.“

Auch ein Arbeitskreis junger Frauen des OV Karlsruhe ist der Meinung, „daß der § 218 in der jetzigen Form nicht beibehalten werden kann“. Härtere Bestrafung der Kurfürscher wird gefordert. „Die Möglichkeit der straffreien Abtreibung müßte durch Fachärzte erheblich erweitert werden.“ Ein Gremium, gebildet aus einem Arzt, Soziologen, Psychologen, Theologen und einer Hausfrau, sollten der Mutter die Entscheidung erleichtern. Der jetzige gesetzliche Zustand ließe es ja kaum zu, daß sich eine Frau, die sich mit dem Abtreibungsgedanken herumquält, irgendwo einen Rat einholen könne. Durch das Gremium hofft man auch, bessere Unterstützung von Härtefällen zu erreichen.

Ein Arbeitskreis des OV Bielefeld bringt besonders deutlich zum Ausdruck, wie schwer es ist, sich einer Auffassung anzuschließen; „der Unaufgebarkeit eines vorrangigen Schutzes des werdenden Lebens oder dem Straferlaß gegenüber der werdenden Mutter bei Abbruch der Schwangerschaft während der ersten drei Monate nach freier Entscheidung“.

Der Bielefelder Arbeitskreis hat sich intensiv mit den Problemen befaßt und formuliert eine detaillierte Stellungnahme. Die Befürworter der Indikationslösung fordern eine Erweiterung der medizinischen Indikation „auf schwierige soziale Verhältnisse, insoweit sie die gesundheitliche Verfassung der Frau beeinträchtigen!“ „Die Austragung eines Kindes, das durch Sexualdelikt erzeugt wurde, sollte nicht mit Mitteln des Strafrechtes erzwungen werden“ (ethische Indikation). Die genetische oder kindliche Indikation sollte angewandt werden, wenn von ärztlicher Seite wissenschaftlich fundiert die Vermutung einer Mißbildung des Kindes besteht, „insofern die Mutter zustimmt“. Die soziale Indikation („Gefährdung der Ehe, der Aufzucht und Erziehung bereits vorhandener Kinder, eine seelische Überforderung der Hausfrau und Mutter“) wäre abzulehnen, „wenn nur der Wunsch nach besserer sozialer Lebenssituation ausschlaggebend ist“. Die Befürworter der Fristenlösung, Eingriff des Arztes innerhalb der ersten drei Monate, fordern das vorherige Aufsuchen einer Beratungsstelle, der ein Arzt, ein Psychologe und eine Persönlichkeit angehören, „die im Einzelfall Auskunft über die sozialen Hilfsmöglichkeiten geben kann“. Begründet wird die Fristenlösung damit, „daß ... vielen ungewollten Kindern ein Leben ohne Geborgenheit und ohne freie Entwicklung erspart bliebe“. Die Indikationslösung würde die illegalen Abtreibungen nicht vermindern (Scheu vor ärztlicher Begutachtungsstelle). Außerdem wird Rechtsunsicherheit befürchtet.

Die Bedenken gegen die Fristenlösung besagen: „Die generelle Straflosigkeit eines Abbruchs während der ersten drei Monate würde bedeuten, daß das Selbstbestimmungsrecht der Frau einen Vorrang vor dem Schutz des werdenden Lebens einnähme. Der Schwangerschaftsabbruch würde nicht als Tötung ungeborenen Lebens empfunden, und eine Änderung des Unrechtsbewußtseins würde zwangsläufig zunehmen.“ Auch sei die Dreimonatsfrist oft nicht genau feststellbar. Die Befürchtung, daß ein Druck auf die werdende Mutter ausgeübt werden könne, wurde laut. Auch gibt man die ablehnende Haltung vieler Gynäkologen zur Fristenlösung zu bedenken.

Die Kieler Überlegung stellt an den Anfang die Sätze: „Schwangerschaftsunterbrechung ist Schwangerschaftsabbruch! Werdendes Leben wird getötet! Jede Neufassung des § 218 dürfte sich nicht mit der Frage der Fristenregelung oder möglicher Indikationen zufriedengeben, sondern müßte in viel stärkerem Maße als bisher die vielfältigen menschlichen Konflikte im Auge haben ... und die Frage nach der Verantwortung, nach dem Gewissen und nach der Schuld im weitesten Sinne einschließen.“ Hier muß geholfen werden, was als „spezifische Aufgabe der Kirche“ angesehen wird. Dieses Hinterfragen und Helfen sehen auch andere Ortsverbände. Koblenz spricht ganz deutlich von der Verantwortung von Mann und Frau. „Daher müssen alle Maßnahmen zu dem Kind ... beide, Vater und Mutter, einbeziehen ... Ohne diese Einbeziehung beider wird die gesamte Last auf die Mutter allein gelegt.“ Karlsruhe und Kiel prangern die Kinderfeindlichkeit unserer Gesellschaft an und fordern ein Umdenken, das sich aber nicht nur auf diese bezieht. In der Kieler Niederschrift heißt es: „Wenn die Reform des § 218 Erfolg haben soll, müssen die sozia-

len Belastungen der Frau, die aus der Einstellung unserer Gesellschaft erwachsen, abgebaut werden, denn sie sind es, die den Entschluß der Mutter erschweren, ein Kind auszutragen.“ Die Wirtschaft müßte sich stärker auf die Bedürfnisse der Frau, die sie als Arbeitskraft braucht, und ihre Kinder einstellen. „Leistungsdruck und Konsumzwang stehen der Bejahung des Kindes im Wege.“ Wichtig ist aber auch die Förderung und Inangriffnahme ganz gezielter Maßnahmen im Wohnungsbau, in der Bereitstellung von Kindergärten und Spielplätzen. Auch auf dem Gebiet der sexuellen und gesundheitlichen Aufklärung müßte noch viel geschehen.

Freigabe der „Pille“ und weitgehende Aufklärung über weitere Verhütungsmittel schlägt der Arbeitskreis Bielefeld vor, während die Kieler Frauen vor der unerprobten „Langzeitwirkung der Pille“ warnen. Vielmehr „müßte auch auf andere empfängnisverhütende Mittel hingewiesen werden. Diese sollten billiger und für jedermann zugänglich sein.“

Die Überlegungen der Ortsverbände machen deutlich, daß unsere Verantwortung für die Nöte der Mütter und für das werdende Leben nicht mit dem Abschluß dieser Gesetzesreform erlischt – ganz gleich wie sie ausfällt.

Die nach wie vor bestehende Unterschiedlichkeit der Auffassungen zur Neuordnung der Rechtsbestimmungen zum Schwangerschaftsabbruch, die an Grundfragen menschlicher Existenz und an Grundlagen menschlicher Gemeinschaftsordnung rührt, macht erneut deutlich, daß es der Kirche noch an der erforderlichen Klarheit und an gemeinsamen Urteilkriterien in ethischen Fragen fehlt. Dieser Mangel hat seinen eigentlichen Grund darin, daß Kirche und theologische Wissenschaft es versäumt haben, eine trinitarisch-christozentrische Theologie der Welt als einer sich ständig wandelnden Welt zu erarbeiten, die den Christen zu einer klaren Lebensorientierung und einer Entscheidungsklarheit in konkreten Fragen verhilft.

*e) Der Beitrag der Kirche zum kultur- und bildungspolitischen Gespräch und Geschehen*¹³

A. Allgemeine Bildungs- und Schulpolitik

In der Bildungspolitik des Bundes und der Länder standen die Bemühungen um den Bildungsgesamtplan (mit Bildungsbudget) der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und um das Hochschulrahmengesetz des Bundes im Vordergrund. Die EKD beobachtete die Vorgänge aufmerksam und gab zu dem Entwurf des Hochschulrahmengesetzes eine von einer durch den Rat der EKD berufenen ad-hoc-Kommission für hochschulpolitische Fragen erarbeitete Stellungnahme ab, um besondere kirchliche Anliegen – Fortgeltung der Staatskirchenverträge, Erhaltung der theologischen Fakultäten und der kirchlichen Ausbildungseinrichtungen für Theologen, Mitwirkungsrecht der Kirche bei der Berufung theologischer Hochschullehrer, Anerkennung der landeskirchlichen Prüfungen als Studienabschlußexamen – zur Sprache zu bringen. Das Gesetz konnte im Parlament nicht mehr abschließend behandelt werden, und es bleibt abzuwarten, ob und wann der neue Bundestag die Angelegenheit erneut aufgreifen wird.

¹³ Kirchl. Jahrbuch 1955, S. 232ff.; 1958, S. 76ff.; 1969, S. 146ff.; 1970, S. 166ff.; 1971, S. 159ff.

In Ausführung der Beschlüsse der EKD-Synode vom November 1971 (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 159ff.) berief der Rat der EKD im Einvernehmen mit dem Präsidium der Synode einen *Bildungspolitischen Ausschuß*, der sich am 25. Mai 1972 konstituierte und alsbald seine Arbeit an zwei Schwerpunkten aufnahm, für die er Fachausschüsse einsetzte: „Erziehung im Elementarbereich“ und „Aus-, Fort- und Weiterbildung kirchlicher Mitarbeiter“.

Die „*Erziehung im Elementarbereich*“, d.h. in Kindergärten und Vorschulklassen, hat im Rahmen des Gesamtbildungssystems einen besonderen Rang bekommen. In diesem Zusammenhang ist ein besonderes kirchliches Interesse dadurch gegeben, daß 70% aller Kindergärten in unserem Lande Einrichtungen der Kirchen sind. Der für die Aufgaben und Problembereiche eingesetzte Fachausschuß soll vor allem eine theologisch und religionspädagogisch verantwortbare Konzeption des Erziehungs- und Bildungsauftrages der Kirche im Elementarbereich erarbeiten und sich darüberhinaus mit einer Reihe von Spezialfragen befassen.

In seiner Sitzung vom 14./15. Dezember 1972 ließ sich der Rat der EKD eingehend über die Sach- und Rechtslage unterrichten und beschloß:

Auf dem Arbeitsfeld der frühkindlichen Erziehung, der Kindergärten und der vorschulischen Erziehung sind Diakonisches Werk und EKD wegen der veränderten Voraussetzungen verpflichtet, zusammenzuarbeiten und sich laufend gegenseitig zu unterrichten. Beide werden daher dringend gebeten, ständige Verbindung miteinander zu halten.

In der Frage der „*Aus-, Fort- und Weiterbildung kirchlicher Mitarbeiter*“ galt es, eine Übersicht über die Fülle der Aktivitäten auf diesem weiten Felde zu gewinnen, um in kreativer Fortentwicklung bestehender Einrichtungen und im Entwurf neuer Ansätze ein vorwärts weisendes Konzept zu erarbeiten, das dem Bedarf und den an die kirchlichen Mitarbeiter und ihre Aus-, Fort- und Weiterbildung heute gestellten Anforderungen entspricht. Wegen der Vielschichtigkeit des Problems und der Vielfalt zu koordinierender und fortzuentwickelnder sowie neu zu schaffender Institutionen mußte die Arbeit im Berichtsjahr sich auf Erhebung und Analyse beschränken.

Die Landessynode der *Evangelischen Kirche im Rheinland* beschloß am 14. April 1972 als Stellungnahme zu der Entschließung der EKD-Synode vom 12. November 1971 „Zur gegenwärtigen Entwicklung in der Bildungspolitik und Bildungsplanung“ (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 173ff.):

Die Landessynode macht sich die Entschließungen der 4. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 12. November 1971 über die Bildungsplanung in ihren Grundzügen zu eigen und bejaht die Wahrnehmung bildungspolitischer Verantwortung als Aufgabe der Evangelischen Kirche im Rheinland. Dies gilt insbesondere für

1. die Verantwortung der Kirche im Elementarbereich bis hin zu Modellversuchen;
2. die Förderung des Religionsunterrichtes an öffentlichen Schulen besonders im Hinblick auf die Schulreformen;
3. die Planung, Durchführung und Finanzierung der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Religionslehrern;
4. das kirchliche Schulwesen als Beitrag zu den Aufgaben der Bildungsgesellschaft und als Hilfe für junge Menschen, die besonderer pädagogischer Begleitung bedürfen;
5. den Ausbau der Bildungsmöglichkeiten für behinderte Kinder und Jugendliche;
6. die Bemühungen um den kirchlichen Unterricht.

Die Landessynode erwartet, daß die verschiedenen Träger von Bildungseinrichtungen künftig in verstärktem Maße zusammenarbeiten. Ebenfalls sieht es die Landessynode als unerlässlich an, daß die evangelischen Träger besonderer schulischer Einrichtungen, wie sie auch von der Diakonie unterhalten werden, in die Kooperation mit einbezogen werden.

Auch andere Landessynoden befaßten sich auf ihren Tagungen mit Bildungs- und Schulfragen. Aus Raumgründen kann darüber nur exemplarisch berichtet werden.

So nahm z. B. die *Badische Landessynode* auf ihrer Tagung vom 22. bis 27. Oktober 1972 einen Bericht über die Aufgaben kirchlicher Erwachsenenbildung entgegen. Darin heißt es:

Trotz oder vielleicht auch wegen zahlreicher Äußerungen zum Thema herrscht weithin Unklarheit darüber, was Erwachsenenbildung im allgemeinen und kirchliche Erwachsenenbildung im besonderen eigentlich meint. Die einen verstehen darunter ausschließlich berufliche Fort- und Weiterbildung. Es ist bezeichnend, daß im staatlichen Bereich – etwa im Bildungsbericht 70 der Bundesregierung oder im letzten Entwurf eines einschlägigen Gesetzes in unserem Lande – statt von „Erwachsenenbildung“ nur mehr von „Weiterbildung“ gesprochen wird. Die Berufsbildung bekommt ein Übergewicht gegenüber der Allgemeinbildung. Auf der anderen Seite wird die Aufgabe kirchlicher Erwachsenenbildung von einigen ausschließlich im Bereich der theologischen Bildung gesehen, in dem Bemühen, die ganz gewiß in erschreckendem Maße vorhandenen Lücken im theologischen Wissen bei den Gliedern der Gemeinde wenigstens etwas zu schließen. Die Kirche darf sich weder nach der einen noch nach der anderen Richtung einschränken und festlegen lassen. Sie hat ihren Beitrag zur Persönlichkeitsbildung zu geben, wo man das berufliche Vorwärtstommen im Auge hat, sie darf über der ganz gewiß dringend nötigen theologischen Zurechtstellung nicht die Bereiche der Gesellschaftspolitik vergessen.

Bei einer Tagung der Erwachsenenbildung, die vor wenigen Wochen stattfand, wurde zwischen emanzipatorischer und technokratischer Bildung unterschieden. Unter Emanzipation ist dabei die Befreiung des Menschen von Abhängigkeiten, Fremdbestimmungen und Zwängen zu verstehen, während technokratische Bildung dazu beiträgt, den Menschen immer mehr zum verwendbaren Objekt in einem technischen, wirtschaftlichen System zu machen. Es leuchtet leicht ein, daß die Kirche ihre Aufgabe im Bereich der befreienden Bildung hat, die dem Menschen zu sich selbst verhilft, der es um die Selbstverwirklichung im Gegensatz zur Selbstentfremdung zu tun ist.

Den richtigen Weg zur Lösung dieser großen Aufgabe zu finden, ist der Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung aufgetragen. In ihr sind – wie in anderen Landeskirchen auch – die kirchlichen Werke zusammengeschlossen, die bereits ja seit langem auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung tätig sind ...

Es geht um eine Dienstfunktion der Kirche, um eine gemeinsam zu lösende Aufgabe. Erwachsenenbildung muß die bestehenden Werke zu gemeinsamem Handeln zusammenführen und kann dazu helfen, einem Auseinanderstreben der Kräfte, einem Werksegoismus zu wehren. Es ist noch offen, in welcher Weise sich eine Umformung der bisherigen Werksarbeit ergeben wird; daß sie sich ergeben muß, liegt auf der Hand. Dabei gilt es darauf zu achten, daß nötige und sinnvolle Arbeit nicht zerstört wird. Erste Ansätze der Gemeinsamkeit in der Arbeit sind bereits etwa in der Entwicklung eines Konzeptes der Behinderten-Arbeit oder der Alten-Arbeit zu erkennen.

Zwei besondere Probleme sind in diesem Zusammenhang noch zu nennen. Erwachsenenbildung geschieht nicht nur durch die landeskirchlichen Werke und auf landeskirchlicher Ebene, sondern vor allem in den Gemeinden, den Kirchenbezirken, den Regionen. Wie diese Träger in richtiger Weise in die Gesamtplanung einbezogen werden können, wie der ständige enge Arbeitskontakt sichergestellt werden kann, ist bis heute ungeklärt. Es ist ein schwacher Trost, wenn man feststellen kann, daß die Lösung auch andernorts nicht gefunden wurde. So wurde in einem kürzlich gegebenen Bericht aus Bayern in bezeichnender Kürze fest-

gestellt: „Die Realisierung von Kooperation und Koordination zwischen Trägern kirchlicher Erwachsenenbildung und Kirchengemeinden ist nicht einfach.“ Und wenn man in das Gesetz der pfälzischen Kirche vom August 1971 hineinsieht, mit dem der „Evangelische Bildungsdienst“ dort ins Leben gerufen wurde, findet man alle Werke vertreten, die Gemeinden jedoch mit keinem Wort erwähnt. Wenn wir nicht aneinander vorbeiarbeiten wollen und wenn nicht weiterhin jeder nach seiner eigenen Vorstellung und nach seinem ganz eigenen Konzept ans Werk gehen soll, muß hier bald etwas geschehen. Es geht nicht an, daß irgendwo im Lande Aufträge zur Erwachsenenbildung erteilt werden, ohne daß in einer Fühlungnahme mit der landeskirchlichen Arbeitsgemeinschaft wenigstens versucht wird, eine gewisse Klarheit über den Inhalt dieses Auftrages herbeizuführen. Umgekehrt können landeskirchliche Stellen nicht ohne ständigen Rückbezug auf Bezirk und Gemeinde tätig sein. Nur dann läßt sich Leerlauf und Gegeneinanderarbeiten vermeiden.

Damit kommen wir zum zweiten Problem. Es ist dringend zu klären, wie die Arbeit der landeskirchlichen Werke und die in Gemeinden und Bezirken geschehende Arbeit gegenseitig abgegrenzt werden, so daß sie einander in sinnvoller Weise ergänzen und unterstützen. Es gibt Aufgaben, die in der Gemeinde, solche, die im Bezirk, und solche, die auf landeskirchlicher Ebene getan werden müssen. Es gibt Aufgaben, die so spezieller Art sind, daß sie von speziell geschulten Kräften getan werden müssen – ich würde hierhin etwa die Industriearbeit zählen. Es hat sich langsam herumgesprochen, daß der Gemeindepfarrer überfordert ist, wenn man alles von ihm erwartet – von der Theologie über das Bauen bis hin zur Verwaltungsarbeit. Wir sollten uns davor hüten, jetzt zu meinen, im engen eigenen Bereich alle Sparten der Erwachsenenbildung – von der Schulung der Kindergärtnerinnen bis hin zu der der Kirchenältesten, vom Wochenendseminar der Gemeinde bis hin zur Arbeit mit Unternehmern – selbst und allein wahrnehmen zu können. Auf eine ganz einfache Formel gebracht, heißt unser Problem: es muß klar werden, wer was wo wann tut. Dabei wird sich – vielleicht mehr als das bisher geschehen ist – zu zeigen haben, daß sich landeskirchliche Stellen als Dienststellen verstehen und sich beratend und unterstützend zur Verfügung stellen.

Um die Erwachsenenbildung in guter Weise ordnen und fördern zu können, ist eine landeskirchliche Zentralstelle dringend nötig. Das bedeutet nicht, daß ich jetzt, ... wieder mit dem Wunsch nach neuen Stellen komme, sondern daß man vielleicht durch eine Umorganisation diese Zentralstelle schaffen muß. In anderen Landeskirchen ist diese Zentralstelle bereits eingerichtet. In Bremen ist ein Zentrum mit 3 hauptamtlichen Mitarbeitern entstanden, in Hannover wurden 7 hauptamtliche pädagogische Mitarbeiter in Dienst genommen – allerdings wurde ihre Einstellung durch das dortige Erwachsenenbildungsgesetz leicht gemacht, weil der Staat die gesamten Kosten übernimmt –, das kirchliche württembergische Gesetz zur Erwachsenenbildung sieht die Einrichtung einer sachkundigen Arbeitsstelle vor, in Bayern, in Hessen und im Rheinland wurden hauptamtliche Beauftragte berufen.

Eine solche zentrale Arbeitsstelle soll die erforderlichen Kontakte zu entsprechenden Gremien in anderen Landeskirchen und der EKD, zu staatlichen Stellen und zu außerkirchlichen Verbänden der Erwachsenenbildung, mit denen in zahlreichen Fällen eine Zusammenarbeit geboten ist – ich brauche nur an die Volkshochschule zu denken –, herstellen und halten. Sie hat ferner Arbeitsmaterial auszuwählen, bereitzustellen und evtl. zu schaffen. Sie hat die Mitarbeiterschulung zu planen und durchzuführen. Sie hat Arbeitsmethoden zu erproben und zu entwickeln. Sie hat schließlich bestimmte Arbeitsvorhaben anzustoßen und ihre Durchführung zu begleiten.

Den Methoden, in denen kirchliche Erwachsenenbildung geleistet wird, kommt besondere Bedeutung zu. Es wird der Weg immer mehr vom Referat eines einzelnen mit oder ohne anschließendes Gespräch zur Gruppenarbeit hin zu gehen sein. Für diese Form der Bildungsarbeit sind von der Studienstelle der Deutschen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft Arbeitsbücher entwickelt worden. Das erste Buch mit dem Titel „Liebe – Ehe – Sexualität“ ist bereits in einer ganzen Reihe von Arbeitsgruppen, auch in unserer Landeskirche verwendet worden. Das nächste mit dem Titel „Glaube und Biologie“, dessen Verfasser der Studienleiter unserer Akademie, Herr Dr. Hübner ist, ist im Druck und wird demnächst erscheinen. Ein drittes zur „Medienerziehung“ ist in der Arbeit. Mit Hilfe solcher Bücher wird es möglich, Gruppen zu selbständiger Arbeit an einem Problem zu bringen. Aber so kann

gewiß nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis geistig Beweglicher und Interessierter angesprochen werden. Die Verwendung der Medien und auch des Spiels ist zu überdenken und zu erproben, um einen weiteren Kreis von Gemeindegliedern zu erreichen. Auf europäischer Ebene haben sich die Arbeitsgemeinschaften der evangelischen und der katholischen Kirchen die Schaffung zweier Seminarreihen im Medienverbund vorgenommen. Der Arbeitstitel dieser beiden Reihen heißt: „Bibel und Zeitgenossenschaft“ und „Theologie und Naturwissenschaft“. Unsere eigene Landesarbeitsgemeinschaft plant für das kommende Jahr eine Arbeitstagung zur Verwendung von Medien und Spiel in der Bildungsarbeit.

Aus dem hier in Kürze Angesprochenen wird erkennbar, daß in der Erwachsenenbildung die neben Grundschule, weiterführenden Bildungsgängen und Gesamthochschule allgemein als der vierte große Bildungsbereich gilt, für die Kirche ein weites, noch unbestelltes Feld gegeben ist. Wir sollten nicht zu schnell sagen, das sei ja alles schon vorhanden. Nicht jede Bibelstunde und nicht jeder Lichtbildervortrag ist schon Erwachsenenbildung im eigentlichen Sinne. Dazu gehört eine in Umfang, Methode und Ziel sorgfältig überlegte Planung. Wenn so an die Arbeit gegangen wird, wird sich verwirklichen lassen, was in einer Definition der „Erwachsenenbildung“ von Frau Dr. Scharffenorth so gesagt worden ist: „Erwachsenenbildung ist Vermittlung von Kenntnissen und Einsichten, die den Menschen befähigen, unter den veränderten Bedingungen der technischen Welt als Verantwortlicher zu leben und zu handeln.“ Kirchliche Erwachsenenbildung hat das Grundthema zur Sprache zu bringen, um das es im menschlichen Leben geht. Und darum betreibt sie nicht die „uneigentliche“, sondern die „eigentliche“ Sache der Kirche.

Die Landessynode der *Evangelischen Kirche von Westfalen* beschloß auf ihrer Tagung vom 15. bis 20. Oktober 1972 zur Frage der Vorschulerziehung und der Kindergärten:

1. Synode begrüßt dankbar die mancherlei Bemühungen um eine qualitative Verbesserung des Dienstes der evangelischen Kindergärten. Sie bittet Kirchenleitung, Kirchenkreise und Gemeinden, gemeinsam mit dem Diakonischen Werk solche Bemühungen zu unterstützen, insbesondere

a) dafür zu sorgen, daß der Religionsunterricht (einschließlich einer Unterweisung in Didaktik und Methodik religiöser Erziehung) an allen Fachschulen für Sozialpädagogik durch geeignete Dozenten erteilt wird, deren aufgabenspezifische Fortbildung zu fördern und die Erarbeitung und Erprobung geeigneten Unterrichtsmaterials anzuregen und zu unterstützen,

b) dafür zu sorgen, daß Fortbildungsveranstaltungen für die Fachkräfte im Kindergarten in ausreichender Zahl angeboten, zwischen deren Trägern koordiniert und finanziell ermöglicht werden,

c) in den Kirchenkreisen für Fortbildung und Praxisanleitung (Supervision) der Fachkräfte, für Beratung der Kindergartenträger und Kindergartenräte nach Möglichkeit eine erfahrene Sozialpädagogin (Jugendleiterin) anzustellen (und diese bezüglich der religionspädagogischen Aufgaben durch einen Pastor zu unterstützen).

2. Synode dankt den Diakonissenmutterhäusern und freien Vereinen, die zum Teil seit vielen Jahrzehnten unter erheblichen Opfern ihrer Mitglieder Ev. Fachschulen für Sozialpädagogik (früher Kindergärtnerinnenseminare) unterhalten haben und noch unterhalten. Sie bittet die Kirchenleitung gemeinsam mit dem Diakonischen Werk, dabei mitzuhelfen, daß dieser Dienst auch in Zukunft in einer den Ansprüchen der Zeit angemessenen Form fortgeführt werden kann.

3. Synode bittet die Träger der evangelischen Kindergärten, ihre Fachkräfte und die Eltern, sich um eine intensive und fruchtbare Zusammenarbeit im Kindergartenrat zu bemühen zum Wohle der Kinder und zur Förderung aller Eltern. Bei allen Beratungen möge bedacht werden, daß das Evangelium von Jesus Christus Grundlage allen Dienstes evangelischer Kindergärten ist. Für die Vereinbarung von Grundsätzen für die Aufnahme von Kindern in den Kindergarten bedeutet dies z. B. eine bevorzugte Berücksichtigung benachteiligter Kinder (z. B. behinderter Kinder, Ausländerkinder, Kinder aus Obdachlosenunterkünften usw.).

B. Zum Religionsunterricht¹⁴

Von den staatlichen Bemühungen um schulreformerische Maßnahmen wird naturgemäß auch der Religionsunterricht an allgemeinbildenden öffentlichen Schulen betroffen. Im Berichtsjahr spielte diese für die Kirche wichtige Frage vor allem im Zusammenhang der Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe in der Sekundarstufe II eine erhebliche Rolle. Eine gemeinsame evangelisch-katholische ad-hoc-Kommission formulierte die in diesem Zusammenhang vorzubringenden kirchlichen Anliegen und Wünsche. In einem mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz Kardinal Döpfner abgestimmten Brief vom 27. Mai 1972 an den Präsidenten der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der BRD nahm sie der Vorsitzende des Rates der EKD Landesbischof D. Dietzfelbinger auf:

Die kirchlichen Vertreter haben bei der Besprechung mit dem Schulausschuß der Kultusministerkonferenz am 25. November 1971 in Bonn eine angemessene Berücksichtigung des Faches Religionslehre in dem Entwurf der genannten Vereinbarung erbeten.

1. Ich möchte diesen Wunsch bekräftigen und auch meinerseits darum bitten, bei der Behandlung des Pflichtbereichs (Punkt 4) überall dort, wo von den Aufgabenfeldern und vom Sport die Rede ist, Religionslehre gleichberechtigt anzusprechen. Eine der Untergliederungen des Punktes 4 sollte die Religionslehre in demselben Umfang beschreiben wie die drei Aufgabenfelder. Die Frage, ob die Religionslehre einem Aufgabenfeld zuzuordnen ist, kann dann den Ländern überlassen bleiben.

2. Im Fächerangebot sollte die Religionslehre als Fach für die Zuordnung von Grund- und Leistungskursen aufgeführt werden (Punkt 6.1).

3. Für unbedingt geboten halte ich es, daß die Religionslehre bei der Aufteilung der Wochenstunden für den Pflichtbereich (Punkt 7.5.1) ausdrücklich mit der Mindeststundenzahl von zwei Stunden je Halbjahr genannt wird. Ich beziehe mich dabei auch auf Grundgesetz Art. 7 Abs. 3, wo der Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach bezeichnet ist. Dies muß auch bei der Aufteilung der Wochenstunden angemessen berücksichtigt werden, da sonst zu befürchten ist, daß in der Praxis erhebliche organisatorische Schwierigkeiten auftreten.

4. Wie die kirchlichen Vertreter bei der genannten Besprechung gehe ich davon aus, daß die evangelische und katholische Religionslehre als Prüfungsfach für die mündliche bzw. schriftliche Abiturprüfung vorgesehen wird.

In der am 7. Juli 1972 von der Kultusministerkonferenz verabschiedeten „*Vereinbarung zur Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe in der Sekundarstufe II*“ fanden die kirchlichen Wünsche angemessene Berücksichtigung:

...

4. Pflichtbereich

4.1 Der Pflichtbereich umfaßt:

das sprachlich-literarisch-künstlerische Aufgabenfeld,
das gesellschaftswissenschaftliche Aufgabenfeld,
das mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Aufgabenfeld,
Religionslehre,
Sport.

Für den Unterricht in Religionslehre gelten jeweils die Bestimmungen der Länder; dies gilt auch für die Festlegung von Wochenstundenzahlen.

14. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 179ff., 188ff.

In den Aufgabenfeldern, in Religionslehre und im Sport soll jeder Schüler der Oberstufe die vorher erworbenen Kenntnisse oder Fertigkeiten vertiefen und erweitern. Grundlegende Einsichten in fachspezifische Denkweisen und Methoden sollen durch geeignete Themenwahl und Unterrichtsformen exemplarisch für jedes Aufgabenfeld vermittelt werden. Philosophische Fragen, die diese Aufgabenfelder durchziehen, sollen berücksichtigt werden.

4.5 Der Unterricht in Religionslehre stellt die Grundlage und Lehre der jeweiligen Religionsgemeinschaft dar; er soll Einsichten in Sinn- und Wertfragen des Lebens vermitteln, die Auseinandersetzung mit Ideologien, Weltanschauungen und Religionen ermöglichen und zu verantwortlichem Handeln in der Gesellschaft motivieren.

Ob das Fach Religionslehre einem Aufgabenfeld zugeordnet wird, bleibt den Ländern überlassen.

6.1 Im Pflicht- und Wahlbereich bieten sich vor allem folgende Fächer für die Zuordnung der Grund- und Leistungskurse an:

Deutsch, Fremdsprachen, Bildende Kunst, Musik, Philosophie, Religionslehre, Religionskunde, Gemeinschaftskunde, Wirtschaftslehre, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie.

7.5.1 Im Pflichtbereich belegt der Schüler der Jahrgangsstufen 12/13 je Schulhalbjahr etwa 20 Wochenstunden in Grund- und Leistungskursen, und zwar
im sprachlich-literarisch-künstlerischen Aufgabenfeld
insgesamt mindestens 22 Wochenstunden in 4 Halbjahren,
im gesellschaftswissenschaftlichen Aufgabenfeld
insgesamt mindestens 16 Wochenstunden in 4 Halbjahren,
im mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Aufgabenfeld
insgesamt mindestens 22 Wochenstunden in 4 Halbjahren,
in Religionslehre gemäß 4.1 22 Wochenstunden in 4 Halbjahren,

8.3 Pflichtfächer der schriftlichen Abiturprüfung sind:

8.3.1 zwei Leistungsfächer

8.3.2 ein vom Schüler wählbares Fach aus einem Aufgabenfeld des Pflichtbereichs (vgl. 4), dem keines der beiden Leistungsfächer zugehört, oder das Fach Religionslehre.

In den schriftlich geprägten Fächern können auch mündliche Prüfungen angesetzt werden.

Die Landessynode der *Evangelischen Kirche in Baden* nahm auf ihrer Tagung vom 22. bis 27. Oktober 1972 einen Bericht über „Wichtige Probleme des heutigen schulischen Religionsunterrichts“ entgegen:

Die Situation des schulischen Religionsunterrichtes heute ist sicherlich ein Spiegelbild unserer geistigen, kulturellen und nicht zuletzt geistlichen Situation in ihrer ganzen vielschichtigen Problematik. Nur werden die Auseinandersetzungen in Theologie und Philosophie, Staat und Gesellschaft, Bildung und Erziehung im Spiegelbild des schulischen Religionsunterrichts in ihren Konturen und Abgrenzungen klarer erkennbar und faßbar.

Wenn es einen Nenner gibt, auf den man die gegensätzlichsten Positionen bringen kann, dann ist es, wie wir alle wissen, die Forderung nach Reformen, wobei schon die Frage nach inhaltlichen Ansätzen sofort wieder kontrovers wird.

Gestatten Sie mir den Versuch, einige Fragestellungen anzusprechen, die uns in ihrer Aktualität besonders bewegen:

1. Religionsunterricht in der gymnasialen Oberstufe.

Die Bestrebungen der Länder zur Reform des Schulwesens haben in der Vereinbarung zur Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe in der Sekundarstufe II der Kultusministerkonferenz vom 7. Juli 1972 ihre vorläufig weitreichendste Konkretion gefunden.

Zur Zeit werden in Baden-Württemberg diese Vereinbarungen an 13 Versuchsschulen durchgeführt, mit dem Schuljahr 1976/77 werden die in der Vereinbarung festgelegten Richtlinien für alle gymnasialen Oberstufen in der Sekundarstufe II in der ganzen Bundesrepublik verbindlich.

Es versteht sich von selbst, daß eine Vereinbarung von solcher Tragweite, die das Ziel verfolgt – ich zitiere aus den Vereinbarungen –, „die gymnasiale Oberstufe stärker als bisher sowohl an den Erfordernissen einer sich verändernden Gesellschaft als auch an den Bedürfnissen der Heranwachsenden zu orientieren“, eine eminente und grundlegende Bedeutung für den Religionsunterricht an unseren Schulen schlechthin haben mußte. Die außerordentlich schwierigen Verhandlungen haben ein Ergebnis gebracht, das die Stellung des Faches Religion eindeutig aufwertet.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die einzelnen Aufgabenfelder, das Kurssystem, Grundkurse und Leistungskurse, den Pflicht- und Wahlbereich im einzelnen darzulegen. Für den Religionsunterricht wichtig ist, daß der Schüler im Abitur Religion sowohl als schriftliches und mündliches Prüfungsfach im Leistungsbereich als auch als nur schriftliches Prüfungsfach aus dem Pflichtkursbereich als auch als nur mündliches Prüfungsfach wählen kann.

Die Möglichkeit der Abwahl ist zwar auch hier noch gegeben, aber nur um den Preis, daß der Schüler ein anderes Fach wählt, etwa Latein.

Die Erfahrungen, die wir in Baden gemacht haben, ... sind durchaus ermutigend und erfreulich; um nur eine Zahl zu nennen: 91 Prozent der Schüler nehmen am Religionsunterricht teil, während die Abmeldequote im Durchschnitt in unserem jetzigen System wesentlich höher liegt, nämlich je nach Schule und Region zwischen 25 und 35 Prozent.

Daß Religion hier in diesem Bereich als echtes Prüfungsfach eingebracht werden konnte, war nur möglich, weil eine Lehrplankommission einen Lehrplanentwurf erarbeitet hat, der, – auf der notwendigen curricularen Grundlage erstellt –, auch von seiten des Kultusministeriums mit hohem Lob bedacht wurde und sogar einen gewissen Modellcharakter für andere Fächer gewonnen hat.

Die Konsequenz für die Religionslehrer, die dieses Fach erteilen, liegt freilich auch auf der Hand: Die Erteilung eines im Abitur zählenden Unterrichtsfaches mit zum Teil zentral gestellten Prüfungsthemen stellt an den Lehrer besonders hohe Anforderungen an theologisch und didaktisch qualifiziertes Arbeiten.

2. In der Konsequenz der Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe in der Sekundarstufe II liegt die Reform der Sekundarstufe I und der Primarstufe, die noch in der Entwicklung begriffen ist.

Es sei erwähnt, daß von der Subkommission Primarstufe der Gemeinsamen religionspädagogischen Kommission der evangelischen Landeskirchen in Baden und Württemberg ein Lehrplanentwurf bereits erstellt wurde, der an einigen ausgewählten Klassen des Landes erprobt werden soll. Erst wenn Erfahrungen vorliegen, kann über weitere Schritte beraten werden.

3. Im Blick auf die Vielzahl der heute vertretenen Konzeptionen für den Religionsunterricht scheint es mir von besonderer Wichtigkeit, daß der schulische Religionsunterricht institutionell und materialiter an die Kirche gebunden ist und gebunden bleibt!

Was die inhaltliche Seite anlangt, so muß das besondere Augenmerk auf die theologischen Begründungen gerichtet werden. Die Gefahren, daß der christliche Religionsunterricht seine Spezifika, sein „Proprium“ in allgemeine schul- und bildungstheoretische Zielsetzungen, allgemein religiöse oder sozialpolitische Intentionen einebet, müssen klar gesehen und abgewehrt werden. In dieser Situation kommt deshalb nicht nur der Entwicklung neuer Lehrpläne, sondern auch der Modellentwicklung ganz besondere Bedeutung zu. Eine enge Zusammenarbeit zwischen religionspädagogischen Arbeitsstellen und Instituten mit der Kirchenleitung ist unbedingt erforderlich; es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß unser Religionspädagogisches Institut – gerade im Vergleich mit manchen anderen Arbeitsstellen – besonders intensiv und verantwortlich gearbeitet hat.

Religionsunterricht ist nicht der verlängerte Arm der Kirche in der Schule; aber die Kirche hat das, was im Religionsunterricht geschieht, zu verantworten: „Die Grundlage für einen sinnvollen Religionsunterricht kann nicht in einer Besinnung auf die Bedeutung des Religiösen für die gesamt menschliche Bildung und auch nicht in einer Analyse der religiösen Ansprechbarkeit der Schüler gesucht werden, sondern nur in der die Geschichte Israels und der Kirche bestimmenden Erfahrung des Angeredetseins von Gott“ (Ingo Baldermann).

Religionsunterricht, der nicht institutionell in der Kirche verankert ist, wäre einem Ballon vergleichbar, der sich von der Verankerung gelöst hat und in irgendeine Utopie

hineinschwebt, wo er in Ermangelung geeigneter atmosphärischer Bedingungen schlicht und einfach zerplatzen wird.

Die notwendige institutionelle Bindung an die Kirche setzt aber voraus, daß von staatlicher Seite her dem besonderen Anspruch der christlichen Überlieferung Raum gegeben wird.

Noch einmal ein Zitat von Baldermann: „Über den Fortbestand des schulischen Religionsunterrichts wird letzten Endes nicht auf Grund didaktischer, sondern politischer Argumente entschieden. Art. 7 des Grundgesetzes kann nicht auf Grund didaktischer Argumente geändert werden; zu entscheiden ist vielmehr, ob die öffentliche Schule weiterhin dem besonderen Anspruch der christlichen Überlieferung in ihrem Unterricht ausdrücklich Raum gibt oder sich ihm gegenüber bewußt indifferent verhält oder verschließt.“

Eines jedenfalls wird der Religionsunterricht nie sein dürfen: Ersatz für fehlende Ideologie, unverbindliche Religionskunde, Moral- oder Sittenlehre oder neutraler Ethikunterricht.

4. Mit dem Problem der institutionellen Bindung des Religionsunterrichts an die Kirche hängt eine Schwierigkeit zusammen, die hier einmal ausgesprochen sein soll: das Verhältnis von Religionslehrer und Gemeindepfarrer.

Wenn ich recht sehe, hat sich an manchen Orten eine gewisse Distanz zwischen Gemeindepfarrer und Religionslehrer herausgebildet, vielleicht hie und da auch Entfremdung. Diese Beobachtung, die gewiß nicht verallgemeinert werden darf, mag viele Ursachen und Hintergründe haben: Die rasante Entwicklung auf dem Gebiet der Religionspädagogik und die Flut neuer Veröffentlichungen über angebliche oder wirkliche neue Erkenntnisse auf diesem Gebiet mit dem ihnen eigenen Fachjargon, mit Begriffsneubildung, einer Art Geheimsprache, treiben den Gemeindepfarrer in eine gewisse Isolation in der Fachdiskussion über ein Fach, das ja auch *er* zu vertreten hat mit *seinem* Religionsunterricht.

Auf der anderen Seite einige hauptamtliche Religionslehrer, die sich von der Mitarbeit oder auch Teilnahme an der Gemeindegarbeit entbunden glauben und eine gewisse avantgardistisch seinsollende Frontstellung gegen die Institution Kirche bezogen haben. Ich muß aber gleich hinzufügen, daß die überwiegende Mehrheit der Religionslehrer ganz selbstverständlich gemeindliche Aufgaben übernommen hat und aus dem Gemeindeleben gar nicht wegzudenken ist.

Um den Gefahren einer gegenseitigen Entfremdung zu begegnen und den hie und da beschrittenen Weg in die innere Emigration auszuschließen, ist es erforderlich, daß auf Pfarrkonferenzen und Bezirkssynoden, religionspädagogischen Tagungen und Arbeitsgemeinschaften oder wo immer es auch sei, die Gespräche über die Fragen des Religionsunterrichts intensiviert werden unter dem Vorzeichen des gemeinsamen Dienstes, was nicht als Floskel zu verstehen ist.

5. Schließlich sei noch auf die theologische Klammer hingewiesen, durch die Verkündigung und Unterricht, Verkündigung und Erziehung, Verkündigung und Bildung miteinander verbunden sind. Verkündigung, die nicht das Unterrichten als integrierenden Bestandteil der Verkündigung versteht, entartet zur bloß irrationalen Religiosität, die das Prädikat christlich nicht verdient. Ein Religionsunterricht, der sich nicht von dem in dem geschichtlichen Handeln Gottes begründeten Glauben her versteht und der also nicht als das Angebot des Glaubens in der Schule in Erscheinung tritt, entartet zur farblosen Religionskunde, zum Sittenunterricht oder zum wertneutralen und deshalb wertlosen sogenannten objektiven Religionsunterricht, wie er in Schweden genannt wird.

Verkündigung und Unterricht sind deshalb auch nicht zwei selbständige Unternehmungen, die miteinander gar in Konkurrenz treten könnten, sondern zwei Seiten ein und derselben Sache des christlichen Glaubens, um den es in der Verkündigung und im Religionsunterricht geht. Deshalb gelten die beiden Sätze:

Wem es um die Verkündigung des christlichen Glaubens geht – gerade in unserer geistigen und geistlichen Situation –, dem *muß* es auch gehen um einen sach-, kind- und schulgemäßen Unterricht in dem Raum, der uns heute zur Verfügung steht. Ein Rückzug aus diesem Raum der Schule hätte auf dem Hintergrund unserer Tradition unabsehbare Konsequenzen für Kirche, Staat, Gesellschaft und Schule.

Und umgekehrt: Wem es um das sach-, kind- und schulgemäße Unterrichten im christlichen Religionsunterricht geht, der muß sich dessen bewußt bleiben und es ständig neu

im Vollzug des Unterrichtens realisieren. Die Frage, um die es in allen Aufgabenbereichen des Religionsunterrichts im letzten immer zu gehen hat und die immer sach- und wirklichkeitsbezogen zu stellen ist, ist keine andere als die, die für Bonhoeffer die zentrale Frage in seiner Situation war: Wer will Christus heute für uns sein?

In seinem der *Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland*, die vom 9. bis 14. Oktober 1972 tagte, erstatteten Bericht führte Präses Lic. Immer aus:

c) In einem dritten Gedankengang werden wir uns beschäftigen mit dem *Religionsunterricht* und den vielen Frauen und Männern, die haupt- oder nebenamtlich Religionsunterricht in den Schulen erteilen.

Die Zahl der auf diesem Arbeitsfeld Tätigen beträgt in unserer Kirche rund 6400. Davon unterrichten 3300 in Grund- und Hauptschulen, 680 in Realschulen, 1000 in Gymnasien, 420 in Berufsschulen und 940 in Sonderschulen. 530 Pfarrer erteilen nebenamtlich Religionsunterricht; hauptamtlich als Schulpfarrer sind an Gymnasien 25 und an Berufsschulen 57 Theologen tätig. Diese Zahlen mögen verdeutlichen, wie groß die Arbeit der Begleitung dieses Berufsstandes für die Schulabteilung und für die Fort- und Weiterbildung im Pädagogisch-theologischen Institut ist.

Der Religionsunterricht hat teil an den Veränderungen, die sich zur Zeit im Schulsektor vollziehen. Wir werden gewiß alle dem Beschluß der Kreissynode Elberfeld vom 18.

März 1972 zustimmen, in dem es heißt:

„Wir bejahen die im Schulwesen sich anbahnende Fortentwicklung als Versuch, den Erfordernissen der modernen Gesellschaft besser gerecht zu werden, soziale Integration und Chancenausgleich zu verwirklichen und dem Schüler zur Mündigkeit zu verhelfen. Wir erwarten, daß der Religionsunterricht an diesem Prozeß entsprechend teilhat und bei Schulversuchen und schulischen Umgestaltungen jeweils den ihm gemäßen Platz erhält.“

Es ist zu hoffen, daß sich dieser Satz bewahrheitet. Denn in den vergangenen Jahren war die Meinungsverschiedenheit groß in der Beschreibung dessen, was der Religionsunterricht inhaltlich darstellen soll. Von der evangelischen Unterweisung, die nach 1945 konzipiert wurde, bis hin zur Religionskunde, die von manchen heute gefordert wird, ist ein weiter Spielraum. Auch wird die Meinung vertreten, daß der Religionsunterricht sich einschalten muß in die sozialpolitischen Auseinandersetzungen unserer Tage, z. B. in der Frage der Lehrlingsausbildung. Es ist dankbar zu begrüßen, daß die Synode der EKD im Herbst 1971 hier Klarheit geschaffen hat durch folgende Beschlüsse:

„A. 2. Die Kirche weiß sich dafür mitverantwortlich, daß in der Schule die Frage nach dem Menschen und seiner Verantwortung für die Welt zu ihrem Recht kommt. Die Kirche nimmt diese Verantwortung wahr, indem sie gemäß ihrem Bekenntnis das Evangelium von Jesus Christus in die Auseinandersetzung über diese Frage einbringt. Sie bejaht darum insbesondere ihre Mitverantwortung für den schulischen Religionsunterricht. Es muß gesichert sein, daß der Schüler sein Recht auf Religionsunterricht auch im künftigen Schulwesen im Rahmen seiner Pflichtstunden verwirklichen kann.“

A. 3. Die Synode legt Wert darauf, festzustellen, daß in der Bundesrepublik der Religionsunterricht als Bestandteil der öffentlichen Schulen verstanden und weiterentwickelt wird. Er wird vom Staat veranstaltet, der die unter Mitwirkung der Kirche erarbeiteten Richtlinien erläßt. Die Kriterien der allgemeinen Didaktik gelten auch für den Religionsunterricht. Maßgebend für die Fachdidaktik des Religionsunterrichts sind die Erfahrungen, Konflikte und Fragen des jungen Menschen, das Selbstverständnis und das Bekenntnis der Religionsgemeinschaften sowie die mit den Sinn- und Wertfragen der menschlichen Existenz befaßten Wissenschaften.“

In der schwierigen Frage nach der Einordnung des Religionsunterrichts in die Neugliederung der Schule, besonders in der Sekundarstufe II, hat die Kirchenleitung am 10. Februar folgenden Beschluß gefaßt:

„Vorlage für die Stellungnahme der drei Landeskirchen im Bereich des Landes Nordrhein-Westfalen zur Einordnung des Religionsunterrichts in die gymnasiale Oberstufe (Sekundarbereich II):

1. Die Landeskirchen stimmen darin überein, daß der Religionsunterricht als wissenschaftliches Fach in den Pflicht- und Wahlbereich – Ziffer 4 und 5 des Kultus-Minister-Konferenz-Entwurfs – einbezogen wird. Damit kann der Schüler sein Recht auf Religionsunterricht innerhalb der Mindestpflichtstundenzahl wahrnehmen.

2. Sie schlagen vor, daß für einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren versuchsweise der Religionsunterricht in den Schulen entweder allen drei Aufgabenfeldern oder nur dem gesellschaftswissenschaftlichen Aufgabenfeld zugeordnet wird.

3. Unabhängig von dieser Frage der Zuordnung zu den Aufgabenfeldern muß der Religionsunterricht sein Proprium wahren und in die curriculare Entwicklung einbringen.

4. Innerhalb der angebotenen Religionskurse kann der Schüler frei wählen.“

Es ist zu hoffen, daß nun für alle Beteiligten Richtlinien vorhanden sind, die sowohl für die inhaltliche Bestimmung des Religionsunterrichts als auch für seine schulorganisatorische Einordnung hilfreich sein werden.

Doch muß noch ein Problem angesprochen werden, das für alle Lehrkräfte, die Religionsunterricht erteilen, eine fast unerträgliche Belastung darstellt: die Ab- und Anmeldung vom Religionsunterricht. Nach den gesetzlichen Bestimmungen hat der über 14 Jahre alte Schüler das Recht, sich vom Religionsunterricht ab- bzw. anzumelden. Nicht in allen Bundesländern gibt es einen Alternativunterricht, so daß sich der Schüler mit der Abmeldung eine Freistunde besorgen kann. Wieweit hier Gewissensgründe eine Rolle spielen, wage ich nicht zu entscheiden. Es muß auch gesehen werden, daß der Religionsunterricht die einzige Stelle ist, in der der Schüler sein Unbehagen an der Schule durch Abmeldung zum Ausdruck bringen kann. Wäre diese Möglichkeit z. B. auch in Mathematik oder Physik gegeben, so würde sich die Belastung auch auf andere Lehrkräfte verteilen. Erschwerend kommt in Nordrhein-Westfalen noch hinzu, daß gegenwärtig die Ab- bzw. Anmeldung jederzeit erfolgen kann. An der Oberstufe der Gymnasien machen bis zu 50% der Schüler von dieser Möglichkeit Gebrauch. Fast alle Religionslehrer erleben es Woche für Woche, daß vor der Stunde Schüler sich abmelden, andere aber sich anmelden. Daß auf diese Weise ein geordneter Unterricht nicht mehr gewährleistet ist, liegt auf der Hand. Aber man sollte auch die Selbstachtung des Lehrers bedenken, die gelegentlich über Gebühr durch die gezielte Ab- und Wiederanmeldung durch Schüler strapaziert wird. Es dürfte feststehen, daß das Grundgesetz seinerseits auf die Sicherung der Menschenwürde auch eines Lehrers bedacht ist. Hier ist die Kirche nach der Fürsorgepflicht, die ihr für die Religionslehrer obliegt, genauso gefragt wie der Staat. Hinzu kommt, daß das Recht der Schüler, die einen ordentlichen Religionsunterricht wünschen, durch diese Unordnung in Frage gestellt ist.

Was ist hier zu tun? Die Problematik ist allen Beteiligten bekannt. In Gesprächen mit dem Herrn Kultusminister von Nordrhein-Westfalen haben wir volles menschliches Verständnis gefunden. Aber ein Ausweg aus dieser Notsituation ist erst in Sicht, wenn die Neuordnung des Schulbetriebes durchgeführt ist. Darüber können noch Jahre vergehen. Ob es eine Hilfe sein kann, daß für die Zwischenzeit nun mindestens die Anmeldung zum Unterricht nicht jederzeit, sondern nur jeweils zum Halbjahrestermin möglich ist, möge der Schulausschuß prüfen und der Landessynode eine entsprechende Vorlage einbringen. Ich möchte aber an dieser Stelle allen Frauen und Männern, die zur Zeit wohl die schwerste Last des kirchlichen Dienstes in der Öffentlichkeit tragen, von Herzen danken und sie bitten, nicht müde zu werden. Auch bitte ich die Presbyterien, diese Gemeindeglieder einzuladen, um mit ihnen über ihren Dienst zu sprechen.

Die Synode beschloß aufgrund einer Vorlage des Schulausschusses zum Bericht des Präses:

Die Landessynode begrüßt die Ausführungen des Präses – in seinem Bericht zur Lage – zu Fragen des Religionsunterrichtes. Sie schließt sich dem Dank an die vielen Lehrer an, die heute Religionsunterricht erteilen. Dieser Dienst wird durch das Fehlen einer sinnvollen Regelung der Abmeldung und Wiederanmeldung unnötig erschwert. Eine solche Belastung der Lehrer hält die Landessynode nicht länger für vertretbar. Die Landessynode sieht in dieser Praxis eine Gefährdung des Religionsunterrichtes als ordentliches Lehrfach.

Sie erinnert mit Nachdruck an ihren Beschluß Nr. 111 von 1971 und beauftragt die Kirchenleitung, in Verhandlungen mit den Bundesländern im Bereich der Evangelischen Kirche im Rheinland auf Regelungen zu drängen, die dem Religionsunterricht als ordentlichem Lehrfach gerecht werden und eine ordnungsgemäße Durchführung des Unterrichts sicherstellen. Deshalb sollte die Ab- und Wiederanmeldung jeweils zu Beginn eines Schulhalbjahres oder eines Kurses als Regel vorgesehen werden. Ein vorzeitiges Ausscheiden schließt die Bewertung der Leistungen des Schülers aus.

Die *Westfälische Landessynode* verabschiedete auf ihrer Tagung vom 15. bis 20. Oktober 1972 folgenden Beschluß zur Frage des Religionsunterrichts und des kirchlichen Dienstes in und an der Schule:

I. 1. Die Synode bittet die Kirchenleitung, alle Anstrengungen darauf zu richten, daß aus pädagogischen, psychologischen und schulorganisatorischen Gründen eine Abmeldung vom Religionsunterricht nur zu Beginn eines Schulhalbjahres möglich ist. Ein ordnungsgemäßer Unterricht ist unter den gegebenen Bedingungen nicht durchführbar.

2. Die Synode bittet die Kirchenleitung, durch Verhandlungen mit dem Kultusminister folgende Regelung zu erwirken:

Schüler, die nicht am Religionsunterricht teilnehmen, müssen eine Unterrichtsveranstaltung entsprechenden Inhalts besuchen, damit die Schule die Forderungen des Art. 7 der Verfassung des Landes NRW für *alle* Schüler erfüllt.

3. Die Kirchenleitung wird gebeten, darauf zu achten, daß aus den obengenannten Gründen der Religionsunterricht oder eine andere Unterrichtsveranstaltung entsprechenden Inhalts mit mindestens zwei Wochenstunden je Klasse erteilt wird.

II. Die Synode bittet die Kirchenleitung zu prüfen, ob der besonders wichtigen Aufgabe des ‚Dienstes der Evangelischen Kirche von Westfalen an den Höheren Schulen‘ bei der Haushaltsplanung durch eine Vermehrung der Planstellen um mindestens drei Rechnung getragen werden kann, da dessen Arbeitsfeld sich inzwischen auf die Realschulen ausgedehnt hat und auf andere Schulformen ausgeweitet werden muß. Gerade in den letzten Jahren hat sich herausgestellt, daß dieser kirchliche Dienst für Eltern, Lehrer und Schüler ständig an Bedeutung gewinnt.

III. Das ‚Pädagogische Institut der Evangelischen Kirche von Westfalen‘ in Villigst wird gebeten, in verstärktem Maße Material und Arbeitshilfen für den Lehrer zu geben und auch Modelle fächerübergreifenden Unterrichts zu erarbeiten und den Schulen zur Erprobung zur Verfügung zu stellen.

IV. Die Synode bittet die Kirchenleitung, sie möge darauf hinwirken, daß es zwischen den Lehrplänen des Kirchlichen Unterrichts und den Richtlinien für den Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen zu keinen stofflichen Überschneidungen kommt.

V. Eine kommende Landessynode sollte sich gemäß den Beschlüssen der Landessynode von 1971 mit der Verantwortung der Kirche für die Bereiche der Kinder-, Jugend- und Elternarbeit sowie der Erziehung und des Unterrichts befassen. Die Synode bittet die Kirchenleitung, bei der Vorbereitung u. a. folgende Fragen zu berücksichtigen:

1. Wie verhalten sich Kirchlicher Unterricht und schulischer Unterricht zueinander?

2. Welchen Sinn und welche spezielle Aufgabe haben kirchliche Schulen?

3. Was ist das Evangelische an unseren evangelischen Schulen, Kindergärten und sonstigen Ausbildungsstätten?

4. Welche Aufgaben hat die Kirche gegenüber nichtkirchlichen Schulen, Kindergärten und sonstigen Ausbildungsstätten?

5. Inwieweit kann oder muß sich die Kirche um die entstehenden neuen Lehrpläne (Curricula) für alle Schulfächer bemühen?

6. Welche besondere Verantwortung hat die Kirche in der Erwachsenenbildung?

7. Wie nimmt die christliche Gemeinde ihre Aufgabe im Kinder- und Jugendkatechumenat sowie in der Elternarbeit wahr?

C. Fachhochschule in kirchlicher Trägerschaft

Einen wichtigen Beitrag zu dem Bildungsgeschehen im tertiären Bereich stellen die Fachhochschulen in kirchlicher Trägerschaft dar, deren Gründung 1971 begann und 1972 fortgesetzt wurde. Eine vom Rat der EKD berufene Fachhochschulkommission bereitete die Errichtung von Fachhochschulen bzw. die Umwandlung bestehender Höherer Fachschulen in Fachhochschulen vor. Dank ihrer Arbeit gelang es, trotz der unterschiedlichen Ländergesetzgebung ein hohes Maß von Übereinstimmung zu erreichen. Es gibt im Bereich der EKD insgesamt neun Fachhochschulen für Sozialwesen. An drei Fachhochschulen besteht ein theologisch-religionspädagogischer oder theologisch-praktischer Fachbereich. 2 weitere befinden sich in der Planung. Die Absolventen dieses Fachbereichs können nach Absolvierung eines verkürzten Universitätsstudiums Pfarrer oder Religionslehrer an höheren Schulen werden; ohne Universitätsstudium stehen ihnen andere Berufswege im kirchlichen Dienst offen. Die Absolventen der Fachbereiche Sozialwesen und Sozialpädagogik können sowohl im kirchlichen wie im öffentlichen Dienst Verwendung finden.

D. Die Studie „Konflikt im Erziehungsfeld“

Am 21. April 1972 gab der Rat der EKD eine von der Jugendkammer der EKD in mehrjähriger Arbeit erstellte Studie „Konflikte im Erziehungsfeld“ zur Veröffentlichung frei. Die Studie steht in sachlichem Zusammenhang mit der Grundsatzerklärung der „Bildungssynode“ der EKD im November 1971 in Frankfurt a.M. (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 174):

Die Mitverantwortung der Kirche für den Menschen und seine Zukunft im Rahmen der Bildungsplanung ist in der ihr aufgetragenen Botschaft begründet. Diese Botschaft sagt uns, daß Gott sich in Jesus Christus des Menschen angenommen hat und daß darum jeder Mensch vor Gott wert geachtet ist, ungeachtet seiner Begabung und Leistung. Sie befreit Lernende und Lehrende zu selbst- und mitverantwortlicher Mündigkeit wie zu kommunikativem Miteinander. Darum ist die Kirche aufgerufen, für den Menschen, für seine Würde und Rechte, für Erziehung und Bildung aller, insbesondere der Benachteiligten, einzutreten. Dies schließt die Mitverantwortung für nüchterne Analyse und sachgemäße Gestaltung der entsprechenden Strukturen ein.

Aufgabe und Ziel der Studie, die sich vor allem an erzieherisch tätige und interessierte Kreise wendet, ist „zu einem vertieften Verständnis der Konflikterfahrungen und zu einer neu zu begründenden Verständigungsbereitschaft im pädagogischen Bereich zu helfen. Dazu gehört, daß im gegenwärtigen Spannungsfeld der Erziehung das Gespräch über die Sache des Glaubens neu eröffnet wird.“ Aus Raumgründen muß sich die Wiedergabe auf den Abdruck der Einführung, der Beschreibung des Konfliktfeldes Schule und der Folgerungen beschränken:

Einführung

Zu den entscheidenden Erfahrungen in der jüngeren Geschichte der Bundesrepublik gehört die kritische Protestbewegung eines Teiles der jungen Generation, in der neue Ent-

würfe für das Zusammenleben und Zusammenwirken von Menschen unter den Herausforderungen durch die Zukunft ins Blickfeld der Öffentlichkeit getreten sind. Sie hat in vielfacher Hinsicht Versäumnisse und Fehlhaltungen der hinter uns liegenden, aber nach wie vor unter uns wirksamen gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse und deren Widersprüche aufgezeigt. Vor allem hat sie durch die Politisierung individueller und institutioneller Konflikte unbestreitbar eine Reihe von vorher unterlassenen Reformbemühungen in Gang zu setzen vermocht. Die Protestbewegung und die ihr zugrundeliegende Protesthaltung hat gleichzeitig aber auch zur Verhärtung gesellschaftlicher Konfliktsituationen geführt. Denn offensichtlich ist eine Veränderung eröffnende, tragfähige Kommunikation nicht erreicht worden – sofern sie überhaupt angestrebt wurde.

Die Jugendkammer der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich mit dem hier bezeichneten Zusammenhang von Problemen auseinandergesetzt und den Versuch gemacht, die vielerorts als Einzelphänomene unverstanden oder mißverstanden gebliebenen Protestaktionen und Protesthaltungen der Jugend in ihrem gesamtgesellschaftlichen Rahmen zu sehen. Sie ist dabei von den politisierten Schulkonflikten ausgegangen, weil diese einen exemplarischen Ansatz der Beschreibung und Interpretation erlauben. Im Zusammenhang mit der hauptsächlich auf Hochschulorte konzentrierten studentischen Protestbewegung treten sie seit 1967 in zahlreichen Orten der Bundesrepublik immer wieder und in variationsreichen Formen auf. Für eine große Zahl von betroffenen Einzelnen, Gruppen und Institutionen bedeuten sie noch immer eine Herausforderung.

Die Jugendkammer beansprucht mit der hier vorgelegten Lagebeschreibung weder, eine umfassende Dokumentation zu ersetzen, noch für alle Einzelfälle, von denen die Adressaten der Studie notwendigerweise ausgehen, die zutreffenden Deutungen zu liefern. Sie rechnet allerdings damit, daß ihre Gesichtspunkte und Ergebnisse – auch bei fortwährender Veränderung des Problemfeldes – exakt genug sind, um eine Grundlage für die erforderlichen Diskussionen zu bilden. Die Studie möchte helfen, strukturelle Probleme und Spannungen im gegenwärtigen Erziehungsfeld bewußt zu machen, und zwar sowohl durch eine Analyse der Konfliktfaktoren wie durch eine engagierte Interpretation.

Dem pädagogischen Engagement der Studie entspricht es, daß vor allem die Lage der Heranwachsenden in den Blick gefaßt wird. Selbstverständlich sind Aussagen über die Situation des Schülers zugleich auch Aussagen über die Situation ihrer Lehrer. Die spezifische Situation der Lehrer bedarf jedoch, will man ihrer Komplexität zwischen Zwängen und Möglichkeiten gerecht werden, einer eigenen Analyse, die im Zusammenhang dieses Versuchs nicht geleistet werden kann. Im Sinne der hier gewählten, streng pädagogischen Optik ist es unerläßlich, die Lage der Heranwachsenden in den Mittelpunkt zu stellen. Daraus folgt, daß die Rolle des Lehrers vornehmlich von den Wirkungszusammenhängen her beschrieben und gedeutet wird, in denen sie dem Schüler erscheint. So bewirkt z.B. der lebensgeschichtliche Vorsprung des Lehrers, daß er über ein größeres Maß an Freiheit verfügen kann. Eine Anerkennung dieses Vorsprungs sollte verbunden sein mit einer Anerkennung der damit gleichzeitig gegebenen Chancen der Lehrerrolle: Die Erfahrung verschiedener lebensgeschichtlicher (und damit sozialer) Positionen führt nicht notwendig auf den Weg der Verengung und Resignation; sie kann vielmehr, durch die wachsende Fähigkeit zur Differenzierung, zu größerer Konflikt-Offenheit und Unbefangenheit führen. Unter der Annahme einer auf unbegrenzte Kommunikation angelegten Gemeinschaft, wie sie im Schlußteil der Studie vertreten wird, sollen daher die Lehrer gerade durch diese Analyse ermutigt werden, sich nicht in die Rolle von Prügelknaben eines Systems „im Teufelskreis“ drängen zu lassen. Vielmehr kommt es für sie darauf an, den ganzen Schatz ihrer negativen und positiven Erfahrungen als Potential zu einer besseren Bewältigung von Zwängen und Chancen zu verstehen, die alle Partner im Erziehungsfeld betreffen. Wenn also die Analyse vornehmlich auf Situation, Sicht und Interessen der Schüler abhebt, so geschieht dies angesichts einer alle gleichermaßen betreffenden gesamtgesellschaftlichen Lage. Eltern und Lehrer sind dabei nur insofern privilegiert, als sie zugleich Abhängige und Repräsentanten von Zwängen sind, denen Ältere wie Jüngere unterliegen: Während die Jüngeren nur Wut, kritischen Protest oder Fluchtwünsche einzusetzen haben, befinden sich die Älteren bereits in sozial legitimierten, d.h. herrschaftsverbundenen Positionen und haben insofern die Vorhand – einerlei, ob sie sich für die Rechtfertigung bestehender Strukturen oder für neue und anders geartete Lösungen entscheiden wollen.

Die Studie zielt darauf, daß sich Lehrer, Erzieher, Jugendleiter, Pfarrer und die Heranwachsenden selbst je an ihrem Konfliktort orientieren können und daß sie zu Einsichten und Entscheidungen hindurchfinden, die an ihrem Teil eine Entwicklung der Gesellschaft in Richtung auf fundiertere Freiheit und bessere Gerechtigkeit fördern. Es liegt im Interesse unserer Gesellschaft, daß die radikale Anfrage, die die Protestbewegung der Jugend an sie richtet, nicht auf der einen Seite durch Repressionen erstickt und auf der anderen Seite durch Dogmatisierung oder durch Verabsolutierung der eigenen Position verzerrt wird. Genauso wenig dürfen die bestimmenden Sachverhalte und Widersprüche durch liberale Gesten, durch gönnerhafte Gleichgültigkeit verharmlost oder verschleiert werden. Phasen relativer Beruhigung können nicht darüber hinwegtäuschen, daß eine tiefe Unsicherheit über den zukünftigen Weg der Gesellschaft besteht. In diesem Sinne sollte der Text als ein Arbeitspapier aufgenommen werden, das, gerade weil es eine entschiedene Interpretationsthese vertritt, nicht zu vereinfachenden Urteilen verleiten möchte, sondern in verfestigten Situationen neues Nachdenken ermöglicht. Dieser Beitrag erfüllt seinen Zweck am besten, wenn er in einschlägigen Arbeitskreisen, Konferenzen, Diskussions- und Seminargruppen kritisch geprüft, ausgewertet und weitergeführt wird.

Die Mitglieder der Jugendkammer der Evangelischen Kirche in Deutschland, die – aus sehr verschiedenen Sektoren des Erziehungsfeldes kommend – gemeinsam an diesem Text gearbeitet haben, hoffen nicht zuletzt, daß den Lesern und Diskussionsteilnehmern deutlich wird, wie sehr die Kirche selbst von den Konfliktsituationen der Schule und der anderen gesellschaftlichen Bereiche, in denen Erziehung heute geschieht, betroffen ist. Die Kirche hat hier nicht die Absicht, andere aus überlegener Position zu belehren. Vielmehr hat sie die herrschende Situation ohne Einschränkung mitzuverantworten, solange sie institutionell oder über ihre Glieder am gesamtgesellschaftlichen Erziehungsprozeß beteiligt ist. Die Diskussionen um die Rolle des Religionsunterrichts in der sich reformierenden Schule belegen allein schon die Verflechtung und Mitverantwortung der Kirche deutlich genug; sie bleiben im folgenden nur deswegen ausgeklammert, weil ihre Auswertung unter dem Blickpunkt einer Analyse der Schulkonflikte eine eigene umfangreiche Arbeit erfordert. Der Jugendkammer kommt es darauf an, zur Diskussion der aufgezeigten Tendenzen dadurch anzuregen, daß zugleich gezeigt wird: sie sind nicht unabänderlich.

Die Glieder und Mitarbeiter der Kirche sollten sich deshalb dazu ermutigen lassen, Diskussionen, wie sie nach der Veröffentlichung der Studie zu erwarten sein mögen, nicht zu fürchten, sondern vielmehr zu suchen. Denn es geht in diesem Beitrag keineswegs darum, jemandem in den Rücken zu fallen. Aber ebenso wenig ist es erlaubt, vor Realitäten die Augen zu verschließen. Daher versucht die Studie, Schwierigkeiten und Grundkonflikte durchschaubar zu machen, die heute bei den Beteiligten im Erziehungsbereich unserer Gesellschaft Unbehagen, Ratlosigkeit, Resignation oder aber Reaktionen auslösen, mit denen jede Verständigung verweigert wird und Veränderungsmöglichkeiten zerstört werden. Vielleicht verdichten sich die Belastungen und Zumutungen der Erziehungssituation derzeit besonders in der angefochtenen Rolle des Lehrers. Die Studie weist auch hier auf die übergreifenden Zusammenhänge hin und macht zugleich auf die Ermutigung aufmerksam, die in einer neu erwachsenden pädagogischen Aufgabe liegen kann. Für den Augenblick sieht es so aus, als ob der emanzipatorische Impetus der protestierenden Jugend unter einer Staubdecke der Erfolglosigkeit oder hinter dem Schleier neuer Faszinationen und Vorbilder verschwindet. Aber so plötzlich die politische Protestbewegung auftrat, so rasch kann sich auch die gegenwärtige Szene von neuem wandeln. Eine Auseinandersetzung mit den hier geschilderten Zusammenhängen hilft verhindern, daß man zukünftigen Konflikten wiederum unvorbereitet begegnet. So kann Lehrern, Ausbildern, Erziehern, Jugendleitern und Jugendberatern ein notwendiges Stück Verantwortung dafür zukommen, daß Substanz, Sinnverlangen und Emanzipationsinteresse dieser Jugendbewegung erhalten bleiben.

Die vorliegende Studie wendet sich in erster Linie an Adressaten, die in irgendeiner Form bereits an der offenen Diskussion über unsere Erziehungswirklichkeit beteiligt sind und daher Zugang zu deren Sprachgebrauch haben. Der Anschluß an die Fachsprache wird aber auch dadurch gerechtfertigt, daß die fachwissenschaftliche Forschungs- und Interpretationsarbeit ihrerseits dem besseren Verständnis der Erziehungswirklichkeit und dem verantwortlichen Handeln in ihr dienen will. Als Glieder der Kirche, die im Erziehungsbereich tätig und mitverantwortlich sind, werden wir von den Fragestellungen und Lösungsversu-

chen mitbetroffen, die die Erziehungswissenschaft gegenwärtig verhandelt. Wir sollten uns daher – nicht zuletzt auch in der Elternarbeit – an der Klärung dessen beteiligen, was pädagogischerseits zur Sinnveränderung und inhaltlichen Orientierung für das Leben der Menschen beigetragen wird. Die Theorie der unbegrenzten, konfliktfähigen Verständigungsgemeinschaft, die im Schlußkapitel am prägnanten Begriff der „Kommunikationsgemeinschaft“ dargelegt wird, könnte dafür wichtige Ansatzpunkte bieten.

Kirchliche Voten zu sozialen Problemen mögen umstritten sein. Das ändert nichts an der eindeutigen und unabweisbaren Aufgabe der Kirche, in der Nachfolge des dienenden Christus für die Menschen einzutreten, deren Lebens- wie Lernsituation vom Defizit an Chancen, an Gerechtigkeit, an Freiheit gekennzeichnet ist. Die im Evangelium zugesprochene Rechtfertigung des Menschen ohne jede Voraussetzung von Leistung, Begabung und religiöser Disposition kann allen Beteiligten ein Maß an Freiheit zur Verständigung und zu Veränderungen erschließen, das uns von nirgendwoher sonst zuteil wird. Die Probe auf dieses Angebot ist angesichts der Konflikte im Erziehungsfeld überfällig.

...

II. Konfliktfeld Schule

1. Schule im gesellschaftlichen Wandel

Neben und nach der Familie ist heute die Schule der wichtigste Ort, in dem der heranwachsenden Generation die Verhaltenserwartungen der jeweiligen Gesellschaft vermittelt werden. Diesen Vorgang bezeichnet man als Sozialisation. Sozialisation ist nicht identisch mit Erziehung; neben beabsichtigter Erziehung und Bildung umfaßt sie auch unbeabsichtigte, ja unbewußte Einwirkungen auf den Heranwachsenden, die sich innerhalb eines bestimmten sozial-kulturellen Gefüges von selbst verstehen; vor allem löst Sozialisation den älteren Begriff einer – fälschlich so verstandenen – autonomen „Entwicklung“ ab. Je schneller und je nachhaltiger sich die technologischen, ökonomischen und politischen Bedingungen der Gesellschaft, in der wir leben, verändern, um so mehr wächst das öffentliche Interesse an der Institution Schule als einer „Sozialisationsagentur“. Dabei lassen sich eine Reihe von Grundwidersprüchen konstatieren: zukunftsgerichtete Interessen kollidieren mit Beharrungstendenzen auf vielfältige Weise – in der Regel innerhalb desselben ökonomisch-personellen Bezugssystems.

- Einerseits bringt die technologische Entwicklung ein ständig wachsendes Bedürfnis der Wirtschaft nach qualifizierten Arbeitskräften mit sich, das dem demokratischen Postulat nach gleichen Bildungschancen für alle entgegenkommt.

- Andererseits bestehen in den gleichen technologischen Zusammenhängen ökonomische Herrschaftsverhältnisse und sozial-kulturelle Normen fort, die der Aufhebung von sozialen Schichtgrenzen entgegenwirken und damit die Teilnahme der Unterschichten an den vorhandenen institutionellen Bildungsangeboten faktisch verhindern.

Im Folgenden sollen einige Gesichtspunkte genannt werden, um die in der Schule nach 1945 wirksamen Konflikt-Konstellationen zu verdeutlichen. Dabei ist vom Gegenüber zwischen Schule und Familie auszugehen.

2. Zur Situation von Eltern und Schülern in der Mittelschicht

Geht man davon aus, daß die Eltern von Gymnasiasten vorwiegend Angehörige der Mittelschicht sind, so ist damit zu rechnen, daß die gesellschaftlichen Leistungsforderungen sehr bewußt sind und deshalb die Erwartungen an die Zukunft der Kinder in entscheidender Weise bestimmen. Je deutlicher der gesellschaftliche Leistungsdruck von den Erwachsenen selbst erfahren wird, desto intensiver werden die Erwartungen an den schulischen Erfolg der Kinder. Innerhalb der breiten Mittelschicht lassen sich etwa drei Familientypen unterscheiden:

- Familien, die sich durch einen starken emotionalen Binnenkontakt auszeichnen und dank ihrer Statussicherheit nur schwach leistungsorientiert sind: in diesen ist das Kind als Ersatz für elterliche Statuserwartungen ohne Probleme.

- Intellektuellenfamilien mit gesellschaftskritischem Bewußtseinsreservoir; diese üben selbst keine repressive Erziehungspraxis, geraten dadurch aber in Widerspruch zur Schule

und zur Gesamtgesellschaft – und überschätzen dabei leicht das eigene Rationalitätsniveau und das ihrer Kinder.

– Aufstiegsorientierte Familien ohne ein sicheres Gefühl der Statuszugehörigkeit; in diesen leidet das Kind darunter, daß es als Unterpfand für die elterlichen Statuserwartungen und beruflichen Leistungswünsche fungieren soll und auf diese Weise sowohl in Schule wie Familie ständigen Konflikten ausgesetzt ist.

Insbesondere in der letzten Gruppe werden die Grenzen des eigenen Erfolges zum unmittelbaren Antrieb des Erziehungsverhaltens:

– Einerseits setzt sich die Einsicht durch, daß für die Zukunft Bildung – wie Ernährung – als menschliches Grundbedürfnis zu gelten hat. Und dieser politischen Einsicht kommen psychologisch-pädagogische Einsichten entgegen, daß Begabung weniger anlagebedingt als vielmehr überwiegend ein sozialer Prozeß ist, der in früher Kindheit entscheidend gefördert – oder verhindert werden kann.

– Andererseits ist die bürokratisch verwaltete und organisierte Institution Schule – und das gilt potentiell auch für eine leistungsorientierte Gesamtschule – immer noch ein (schichten-spezifisches) Instrument zur Stabilisierung bestehender Herrschaftsverhältnisse. Dazu gehört ihre Auslesefunktion, die mangelnde Durchlässigkeit und innere Differenzierung des Schulsystems, die soziale Orientierung an den Bedürfnissen der Mittelschicht und die damit gegebene Unfähigkeit, Lernbereitschaft und Lernfähigkeit in den Unterschichten zu fördern.

– Einerseits wird in der bildungspolitischen und pädagogischen Debatte ein zunehmender Reflexionsgrad verlangt.

– Andererseits wird der Eintritt in die kritische Diskussion der Curricula vielerorts immer noch verweigert.

Solche Widersprüche des gegenwärtigen Schulsystems werden insbesondere in der Struktur der Höheren Schule sichtbar. Die Höhere Schule kann daher als Beispiel dienen, um die Verflechtung von innerschulischen und gesamtgesellschaftlichen Konflikt-Konstellationen aufzuzeigen, die sich in den Handlungsmustern aktueller Konflikte zumeist nur unvollständig artikulieren. Diese Exemplifizierung scheint gegenwärtig auch deswegen sinnvoll, weil ein fortschrittliches Diskussionsvokabular – z. B. „Sekundarstufe“ – noch keine Veränderung der Institutionen selbst bedeutet.

Das Erreichen bestimmter Berechtigungen bzw. Qualifikationen, die beruflichen und sozialen Aufstieg versprechen, wird zum zentralen Erziehungsziel.

Aber auch in der ersten Gruppe werden das bestehende Schulsystem und seine Leistungsanforderungen leicht ohne jede Kritik hingenommen: Die Familie akzeptiert das Kind als Teil ihrer selbst, solange das Kind in der Schule konfliktlos funktioniert. Eine latente Kindfeindlichkeit der Familie wird aber da offenbar, wo die Selbstbestätigungswünsche scheitern, d. h. wo die narzißtische Projektion der Eltern mißlingt. So werden Eltern, die der Schule keinesfalls Erziehungsansprüche abtreten wollen und die Darstellung privaten Familienglücks sich selbst und ihren Kindern gegenüber für die beste Rechtfertigung ihres Erziehungsanspruchs halten, häufig zu unnachgiebigen Vertretern von gesellschaftlichen und schulischen Leistungsansprüchen, ohne daß ihnen der dadurch erzeugte Widerspruch zwischen familiärer Kindbezogenheit und erlebter Kindfeindlichkeit von der Schule in ihrem eigenen Verhalten bewußt wird.

Der Heranwachsende gerät dabei in einen Widerspruch, der ihn vereinsamt bzw. in die Solidarität von Subkulturen zwingt – falls es nicht gelingt, seinen altersgemäßen Ansprüchen auf Identifikationsangebote von seiten der Erwachsenen gerecht zu werden. Im Falle des Konflikts mit der Schule muß dem Heranwachsenden die Identität seiner Eltern fragwürdig werden, wenn er entdeckt, daß diejenigen, mit denen er sich in seiner Kindheit identifiziert hatte, sich aus einem Konflikt zurückziehen, dem er selber noch nicht gewachsen ist. Die Beobachtung widersprüchlichen Verhaltens bei den nächsten Menschen verschärft so eine Konfliktsituation, die für den Jugendlichen im Gegenüber von Schule und Familie ohnehin gegeben ist.

Für einen Teil der Jugendlichen gewinnt die Frage nach der Identität der Erwachsenen darüber hinaus im zeitgeschichtlichen Kontext eine zusätzliche Dimension, die von der Erforschung „faschistischen“ oder „demokratischen“ Verhaltens ihrer Bezugspersonen abhängig wird, die sie der Probe durch zeitgeschichtliche Stereotype unterwerfen. Auch die

Familie erweist sich als fremdbestimmt. Die mangelnde oder brüchige Identität der Erwachsenen wird schließlich zum zusätzlichen Konfliktherd zwischen Schule und Elternhaus.

3. Zur Situation von Eltern und Schülern aus den Unterschichten

Betrachtet man demgegenüber die Situation zwischen Elternhaus und Schule, wie sie sich für Angehörige der unterprivilegierten Schichten darstellt, so ergibt sich eine Reihe von Konflikten, die unter dem Stichwort „schichtenspezifische Sozialisationsfaktoren“ zusammengefaßt werden: Unterschichtenkinder sind im Gymnasium in einer Minderheit, die häufig schon durch ihre Wohnverhältnisse, durch die ökonomische Lage ihrer Familie, durch das wenig differenzierte sprachliche Milieu und eine geringe Zukunftsorientiertheit ihrer Umgebung benachteiligt ist und durch den herkömmlichen elitären Anspruch der Schule ständig weiter diskriminiert wird. Es handelt sich dabei nicht um eine ausdrückliche, sondern um eine funktionale, im System liegende Diskriminierung.

Auf seiten der Eltern ist die Unsicherheit gegenüber einer Schule, die sie nicht selbst durchlaufen haben, groß. So wird die Schule von Eltern und Kindern als Behörde erlebt, der man ausgeliefert ist, ohne sich zureichend über die durch die Schule vermittelten Chancen und Forderungen informieren zu können.

Dadurch entsteht

- entweder eine resignative Haltung gegenüber weiterführender Bildung
- oder – z. B. vor allem in Facharbeiter- oder Handwerkerfamilien – ein verschärfter Leistungs- und Anpassungsdruck. Die durch die Schule repräsentierten Mittelschichtwerte werden kritisch übernommen – um des erhofften sozialen Aufstiegs willen. Der Aufstieg der Kinder, d. h. die erstrebte „Intergenerationen-Mobilität“ führt jedoch häufig nicht zur Emanzipation, sondern nur zu einer Entfremdung von der sozialen Herkunft, während die möglichen Chancen einer erweiterten beruflichen und sozialen Identität abstrakt bleiben.

- Schließlich gibt es Gruppen, die in der sozialen Orientierung so schwach sind, daß ihre weitere Diskriminierung nicht verhindert werden kann. Es ist vielmehr schon jetzt erkennbar, daß das Problem des sogenannten „harten Unterschichtkerns“ in den bisherigen Ansätzen ungelöst bleibt, die Kinder dieser Familien also weiterhin nicht im Gymnasium bzw. in der Sekundarstufe II zu finden sein werden.

- Der Möglichkeit nach gibt es in der Unterschicht eine kleine Gruppe von Familien, die der politischen und gesellschaftlichen Reflexion fähig sind; diese bedürften jedoch einer anderen pädagogischen Strategie, da sie von sich aus eine Emanzipation von kleinbürgerlich-konservativen Lebensformen nicht erstreben. Die Frage der „Begabungsreserven“ entscheidet sich nicht im Sozialisationsmilieu dieser Familien, sondern an den Interessen, welche die institutionelle Erziehung zu wecken und – unter Umständen gegen die ökonomischen und moralischen Maßstäbe solcher Familien – durchzusetzen vermag.

Die sozialpolitische und pädagogische Arbeit mit Deklassierten leidet nicht nur in der Praxis unter mangelnder Koordination von gesellschaftspolitischen und schulpädagogischen Initiativen, sondern auf theoretischer Ebene auch an unzureichender Analyse von soziologischen Bewertungsmaßstäben, schichtenspezifischen Gebundenheiten (sofern diese nicht von Fakten der Sprache oder der Gesellschaftszugehörigkeit abhängig sind) und schichtenübergreifenden Formen gesellschaftlichen Protestes (wie er sich quer durch die Schichten zunehmend in non-verbalen Flucht Tendenzen dokumentiert). – Schulpädagogische Theorie ist immer noch überwiegend an Lehr- und Lernzielen allgemeiner Art, nicht aber an der Situation der Lernenden orientiert.

4. Gesellschaftliche Funktionen des Fächerkanons

Der Streit um die Lernangebote der Höheren Schule wird immer noch auf dem Hintergrund des traditionellen Fächerkanons geführt. Nicht der Zusammenhang von schulischen Lernangeboten mit den Lernangeboten in Familie, Altersgruppen, Fernsehen, Comics, Kirchen usw. wird bedacht, sondern nur jener Ausschnitt gefächerten Wissens, der für die – wissenschaftlichen Disziplinen folgende – Unterrichtsorganisation des Gymnasiums charakteristisch ist. Das aber bedeutet, daß nicht die Interessen und Gefühle, die Heran-

wachsende mitbringen, über die Auswahl möglicher Inhalte mitentscheiden. Infolge starrer Schul- und Unterrichtsorganisation fehlen vor allem solche Formen didaktischer Planung, welche die Aufhebung sozialer Schichtgrenzen fördern (Integration) und dem einzelnen angemessenes Lernen (Differenzierung) ermöglichen könnten. Über didaktisches Material wird zumeist nicht im Blick auf individuelle oder gruppenspezifische Erfahrungen der Schüler entschieden. Gesellschaftlich und politisch relevante Inhalte werden nicht vermittelt bzw. sie werden zur Bedeutungslosigkeit verurteilt durch Formalisierung – etwa von demokratischen Werten – oder durch Reduktion auf eine innerfachliche Ebene – etwa der Bedingungen städtischen Wohnens auf Konstruktionsaufgaben, die im Rahmen von „Kunst- und Werkerziehung“ gelöst werden können.

Das Gymnasium in seiner herkömmlichen Gestalt erweist sich heute als unfähig, zwischen den verschiedenen Lebenswelten seiner Absolventen und den von ihm gesetzten Inhalten kritisch zu vermitteln. Das angebotene Wissen ist zumeist nicht geeignet, um die von Schülern wie von Lehrern mitgebrachten Motivationen und Verhaltensweisen rational zu durchdringen und die realen gesellschaftlichen Konflikte zu thematisieren. Hier liegt die objektive Legitimation von Protestmotiven der Schüler, die sich mit dem Bruch zwischen schulischen Lernangeboten und außerschulischer Aufklärung über gesellschaftliche Konflikte nicht abfinden können.

Für die Schüler berufsbildender Schulen ist die Kluft zwischen den von ihnen mitgebrachten Motivationen einerseits und den angebotenen Lerninhalten andererseits ungleich geringer. Hierin mag ein Grund dafür liegen, daß die berufsbildenden Schulen bislang wenig Protestaktionen aufzuweisen hatten. Lehrlingsproteste artikulieren sich – wenn überhaupt – viel eher gegen den Betrieb als gegen die Schule; denn Heranwachsende in der Berufsausbildung stehen an einer anderen Stelle des ökonomischen Systems als Gymnasiasten.

Durch starre, überwiegend auf Wissenserwerb ausgerichtete Unterrichtsorganisation übt die Höhere Schule eine Auslesefunktion aus, die nur einer unverhältnismäßig kleinen Zahl von Unterschichtkindern einen erfolgreichen Besuch ermöglicht. Ob die Gesamtschule künftighin solche Benachteiligung aufzuheben vermag, wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, z. B. das Kern-Kurs-System so beweglich zu gestalten, daß nicht auf dem Umweg über Niveaugruppen die alten Barrieren des dreigliedrigen Schulsystems wiederhergestellt werden.

In der herkömmlichen Unterscheidung von Bildungs- und Erziehungszielen des Unterrichts wird eine gesellschaftliche Funktion der Lerninhalte sichtbar, die der Überprüfung bedarf. Die angenommenen Erziehungsziele der Fächer dienen vor allem der Pflege von sogenannten „Sekundärtugenden“ wie Ordnung, Fleiß, Sauberkeit, Genauigkeit usw. Sind solche Erziehungsziele schon deswegen fragwürdig, weil sie den Fortbestand der hierarchischen Verknüpfung von Schule und Staat dokumentieren (die Schule hat für das Wohlverhalten ihrer Bürger bzw. Untertanen zu sorgen!), so sind sie vor allem auch unrichtlich fragwürdig: indem die Fächer „erzieherisch“ funktionalisiert werden, wird den Lerninhalten ein scheinbar tieferer Sinn zugewiesen – als ob sie erst durch die auf sie angewandten Tugenden zu rechtfertigen seien. – Diese Kritik gilt auch für „fortschrittliche“ Erziehungsziele wie Kritikfähigkeit, Kreativität, Risikobereitschaft usw., sofern diese formale Setzungen sind, die nichts über die Integration von Lerninhalten, Erfahrungen und Verhaltensweisen in einer bestimmten gesellschaftlichen und individuellen Lage aussagen.

Das weitgehende Fehlen fächerübergreifender Curricula führt zu einer Zerstückelung der Lerninhalte für die Schüler. Von Schülern wie Lehrern wird die Fächerung zumeist als Fächerkonkurrenz und sich multiplizierender Leistungsanspruch erlebt. Dabei tritt eine Zerdehnung der Lernprozesse auf, die schließlich zur Erfahrung von Schule als institutionalisierter Langeweile führt (eine Erfahrung, die Schüler durch die Renitenz, mit der sie ihr begegnen, wiederum verstärken). Hier entspringen schließlich die personalisierten Konflikte zwischen Schülern und Lehrern, die über die institutionellen Bedingungen hinaus auf zugrundeliegende persönliche Konflikte und daraus resultierende Charakterstrukturen hin zu untersuchen sind.

5. Zur Situation des Lehrers in der Schule

Geht man von der Situation aus, in der sich der Lehrer als Beamter befindet, stellt vor allem die behördliche Abhängigkeit der meisten seiner Entscheidungen ein vielfältiges Konfliktpotential dar (z. B. hinsichtlich der Lehrpläne, der Disziplin, der Noten und Versetzungen), zugleich aber ist sein problematisches Verhältnis zu politischen und gesellschaftlichen Fragen evident. Auch sein ambivalentes Verhältnis zu (oft diffusen) Erwartungen hinsichtlich seines Erziehungsverhaltens ist durch seine Beamtenrolle mitbestimmt. Diese Ambivalenz scheint übrigens nicht in demselben Maße zu schwinden, wie seine Aufgabe professionalisiert, d. h. streng unterrichtlich definiert wird.

Je schärfer seine gesellschaftliche Schlüsselrolle bei der Chancenzumessung gesehen wird, um so beherrschender erscheint seine Urteilsfunktion – in erster Linie für Schüler und Eltern, zunehmend aber auch für ihn selbst. Die Standardisierung von Leistungsbewertungen sowohl durch das bestehende Benotungssystem als auch durch angestrebte Testverfahren ist von äußerster Unzuverlässigkeit. Experimente beweisen die Willkür von Zensuren für identische Leistungen, die je nach sozialem Vorverständnis bzw. Vorurteil und unterrichtlichen Standards zwischen den Noten Sehr gut und Mangelhaft variieren können, und zwar für mathematische Aufgaben kaum weniger als für sprachliche. Noten nach individueller Selbsteinschätzung verschieben den Konflikt freilich nur.

Bei den Urteilsfunktionen des Lehrers sind jedoch unbewußte Motive und Interaktionen aller Interessen zu berücksichtigen, die eine Objektivierung von Erfolgskriterien unter den bestehenden Bedingungen fast unmöglich machen. Das gilt z. B. für geschlechtsspezifische Notengebungen, die sprachliche Leistungen bei Mädchen höher honorieren als naturwissenschaftliche und damit wiederum auf die Lernprozesse einwirken. Zu ähnlichen Verzerrungen führen Vorurteile über Sozialstatus und Bildungsniveau des Elternhauses, die unreflektiert in die Bewertung von Schülerleistungen eingehen. Das Bewußtsein, den hier angedeuteten Konflikten nicht entinnen zu können, provoziert viele Lehrer zu äußerster Gewissenhaftigkeit und gesteigertem Wohlwollen, macht sie aber andererseits hochempfindlich gegen Kritik.

Das scheinbar abstrakte Sozialisationsklima der Schule (Schule als „freier Raum“) darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß Lehrer wie Schüler sich auch hier – weitgehend unbewußt – als Familienmitglieder verhalten. Dies bedeutet besonders im Blick auf die Urteilsfunktion des Lehrers eine Wiederbelebung von innerfamiliären Konflikt-Konstellationen und Status-Erfahrungen, die den Prozeß seiner Ich- und Wissensbildung in entscheidenden Kindheitsjahren geprägt haben: Leistungsanspruch und -bewertung des Lehrers können einer Identifikation mit dem zu zensierenden Schüler/Kind entspringen; es können aber auch den eigenen Erfahrungen entsprechende Vater- oder Mutterrollen ausgeübt werden, die den Schüler von Strafordürfnissen, Autoritätswünschen oder Gerechtigkeitsvorstellungen des Lehrers abhängig machen. – Auf der anderen Seite reagiert auch der Schüler je nach vater- oder mutterbestimmter Konfliktlage, je nach Geschwister- oder Schulkonkurrenz anders auf den unterrichtenden und urteilenden Lehrer; denn auch er antwortet bereits aufgrund seiner früheren Erfahrungen.

Die sich aus solchen Konstellationen ergebenden Interaktionsmöglichkeiten zwischen Lehrern und Schülern sind vielfältig. In vielen Fällen bedürfen sie einer individuellen Analyse, insbesondere dann, wenn die – unbewußte – Verhaltensunsicherheit auf Seiten der Erwachsenen so groß ist, daß sie den Schülern keinesfalls einen Freiheitsgrad zu gestatten vermögen, der ihnen selber, unter den geschichtlichen und sozialen Umständen ihrer eigenen Biographie, verwehrt war. Das Gesellschaftsbild des Gymnasiallehrers ist daher häufig durch Faktoren bestimmt, die ihn eher zur Rechtfertigung bestehender Herrschaftsansprüche als zu Innovationen befähigen.

Gradmesser für vom Lehrer ausgeübte Zwänge dürfte allerdings immer weniger ein bestimmter Unterrichtsstil als vielmehr der Freiheitsgrad seines Verhaltens in Konfliktfällen und angesichts von Umstrukturierungsaufgaben sein: Die Annahme autokratischen oder sozialintegrativen Verhaltens stellt ein durchaus unzulängliches Stereotyp dar, das die Frage nach der beruflichen und sozialen Identität des Lehrers nur verschleiern.

Neben Lehrern, die sich in der einen oder anderen Weise mit den Bedingungen, denen sie ausgeliefert sind, abfinden, gibt es eine Gruppe von system-konformen, aber pädago-

gisch fortschrittlichen Lehrern. Diese verfehlen ihr Ziel insofern, als sie das institutionelle Gefüge von Schule und Gesellschaft unkritisch bestehen lassen. So üben sie einen Anpassungsdruck aus, der den Schülern nicht hilft, Konflikte in einem umfassenderen Zusammenhang zu verstehen (z. B. in der Begründung von Protestaktionen) oder produktiv zu lösen (z. B. durch eine dem Niveau des Konfliktverständnisses angemessene Berufswahl).

Eine wachsende Gruppe von kritischen Lehrern gerät – zwischen Behörden, Elternhäusern und Schülern – in einen Rollenkonflikt, der sich in eben dem Maße verschärft, als sie die Glaubwürdigkeit und Rationalität ihrer Argumente höchstens einem Teil ihrer Kontrahenten deutlich machen können. Bei der Bearbeitung institutioneller und institutionell bedingter Konflikte fehlt ihnen in besonderem Maße die Hilfe einer Instanz, die von Eigeninteressen unabhängig genug ist, um die pädagogischen und politischen Ziele zu unterstützen, deretwegen solche Lehrer ihre persönliche Integrität aufs Spiel setzen.

6. Zur Situation des Schülers in der Schule

Über die angegebenen Konfliktkonstellationen hinaus ergeben sich für die Schüler der gymnasialen Oberstufe Schwierigkeiten aus der besonderen Sozialisationssituation, der sie unterworfen sind. Anders als den überwiegenden Teil ihrer Altersgenossen hält die Schule sie im Status der Unreife fest. Als Lernende stehen sie nicht im Produktionsprozeß, die soziale Reife wird ihnen daher trotz physiologischer und sexueller Reife aberkannt. Dabei führen die durch Konkurrenzlernen mobilisierten Ängste und Aggressionen um so eher tatsächlich zu kindlichen Verhaltensweisen (Apathie, personalisierte Rache-Versuche, demonstratives Leistungsveragen), je undurchschaubarer und bedrückender der schulische Apparat für sie ist.

Die Verleugnung jeglicher Triebdynamik durch die innere und äußere Schulorganisation und die damit verbundene Tabuierung von Sexualität durch die Schule bewirken, daß sexuelles Verhalten nur als weitgehend heimlicher Freizeitkonsum und in entsprechend infantilen Formen geduldet wird. (Auch bei gesellschaftlich toleriertem Trend zur Früh-ehe tritt die schwangere Primanerin immer noch als – wenngleich überwiegend wohlwollend behandelte – Disziplinarfall auf). Solange die Schülerrolle durch die Ausklammerung von Sexualität mitdefiniert bleibt, wird den Schülern aber jene Integration der sexuellen in die soziale Identität verweigert, die dem Mündigkeitspostulat aller öffentlichen und privaten Erziehung entspräche. – Hilfen zur Integration dürften allerdings kaum eine curriculare Aufgabe, als vielmehr eine solche des schulischen Sozialisationsklimas insgesamt sein.

Zum Status des Schülers gehört die finanzielle Abhängigkeit (angesichts eines stark jugendorientierten Konsumangebots!) ebenso wie die verlängerte Eingliederung in den elterlichen Haushalts- und Wohnbereich. Interessen und Aktivitäten, die nicht streng unterrichtsbezogen sind, stoßen daher einerseits schnell auf häuslichen Widerstand, andererseits auf Kontrolle und Unterdrückung durch die Schule, die den nicht-öffentlichen Charakter einer falsch verstandenen pädagogischen Provinz zu wahren wünscht. (Dies wird sichtbar an den Ergebnissen der Schülermitverantwortung oder den fragwürdigen Erfolgen von Schülerzeitschriften.)

Schließlich wird das Konfliktpotential der Schülerrolle dort evident, wo Schüler in eigener Initiative versuchen, zu politischer Bewußtseinsbildung und zur Aktion zu gelangen. In der Auseinandersetzung sowohl mit der Schule als auch mit dem Elternhaus werden solche Versuche alsbald zu Freizeitaktivitäten verurteilt, die sich hier wie dort gegen die Front der Erwachsenen richten bzw. abschirmen müssen. Daß den Schülern zu wenige glaubhafte Identifikationsmöglichkeiten, aber auch zu wenige theoretische Hilfen angeboten werden, hängt mit der Vielzahl der hier angesprochenen Faktoren zusammen. Innerhalb des geltenden Fächerkanons können sie kaum Orientierungshilfen für eine kritische sozialpsychologische und politische Selbstaufklärung erwarten. (Dies gilt in extremem Maße für wirtschaftspolitische Faktoren.) Die mangelnde Förderung kreativer Fähigkeiten und sozialer Verhaltensweisen durch die Schule aber rächt sich vor allem dort, wo die Versuche Jugendlicher, ihre Interessen selbst zu organisieren, hilflos versanden. Politische und pädagogische Urteile, die gegen Gewalt nur Gegengewalt mobilisieren oder

Protestaktionen psychologisieren, verkennen die eigene Angst; sie begreifen die Fragen nicht, die sich in dem Hin- und Herschwanken der Jugendlichen zwischen Handlungswillen und Passivität anmelden. Wenn die Proteste gelegentlich ein Leiden erst provozieren, das sie eigentlich bekämpfen wollen, so ist auch diese Kehrseite einer neuen Sensibilität nur Merkmal der Epoche nach dem Kriege.

Soweit es sich dabei aber um eine den Heranwachsenden von den Erwachsenen – unbewußt – auferlegte Lähmung von Lebensinteressen handelt, wird pädagogische Hilfe jedenfalls nur dann nicht fehlgehen, wenn sie zu einer genaueren Unterscheidung zwischen begründeter Systemkritik einerseits und der Aufklärung individueller bzw. gruppenspezifischer Sekundärrationalisierungen andererseits beiträgt.

Die Entwicklung der Gesellschaft hängt nicht zuletzt davon ab, welche Sozialisationsprozesse sie hervorzubringen vermag.

...

IV. Folgerungen: Kommunikationsgemeinschaft am Beispiel der Schule

Es genügt nicht, diese Vorgänge und Konfliktfaktoren zu registrieren. Aus der Beschreibung ergibt sich bereits, daß der Gedanke an alternative Verhaltens- und Handlungsmöglichkeiten naheliegen muß. Die entscheidende Frage an dieser Stelle lautet daher: Läßt sich ein Prinzip angeben, an dem sich das pädagogische Handeln orientieren kann und von dem her zugleich eine begründete Kritik des faktischen Erziehungsgeschehens in der Schule möglich ist?

Ein solches Prinzip bietet sich im Begriff der „Kommunikationsgemeinschaft“ an. Mit ihm wird darauf hingewiesen, daß es – wo immer Menschen zusammen leben, also auch zusammen lernen – ein vernünftiges Postulat ist, sich über Ziele und Wege des Zusammenlebens unablässig zu verständigen und auf diese Weise zu Übereinkünften zu gelangen, die nicht durch Herrschaftsverhältnisse erzwungen sind. Mit dem Begriff „Kommunikationsgemeinschaft“ ist also ein „regulatives Prinzip“ gemeint, ein Prinzip mit Handlungskonsequenzen, das erlaubt und verlangt, in konkreten Situationen Regeln des Prüfens und Sich-Veränderns anzuwenden.

Das regulative Prinzip der Kommunikationsgemeinschaft enthält für die an einem Kommunikationszusammenhang oder einer sozialen Handlung Beteiligten mindestens die folgenden einzelnen Annahmen: Jeder Kommunikationspartner unterstellt für sich selbst, daß sein Kommunizieren und Handeln bestimmten Intentionen folgt und daß sein Verhalten nicht durch „Ursachen“ bestimmt wird, die seinem Bewußtsein grundsätzlich entzogen sind. Es wird weiter angenommen, daß die Normen, denen das Verhalten folgt, einsichtig zu machen sind und gegenüber anderen begründet werden können. Es wird schließlich angenommen, daß grundsätzlich ein Konsensus möglich ist im Hinblick auf die Normen, denen das Handeln folgen soll. Und es wird darüber hinaus angenommen, daß diejenigen Normen, denen das Handeln tatsächlich folgt, nicht endgültig sein müssen, sondern problematisiert werden können oder gerade problematisiert werden sollten, um danach zu einem neuen gemeinsamen Konsensus zu kommen. Es wird mithin unterstellt, daß alle an Kommunikationen oder Handlungen beteiligten Individuen als Subjekte einen empirisch gegebenen und institutionell gesicherten, sich selbst stabilisierenden Interaktionszusammenhang in Frage stellen können, daß sie die in ihm geltenden Regeln überprüfen und verändern und daß sie zu neuen, auf Einsicht beruhenden Orientierungen gelangen können.

Indessen ist unabweisbar, daß es sich bei solchen Bestimmungen in der Tat um „Annahmen“ oder „Unterstellungen“ handelt, mit denen nicht die Wirklichkeit des Kommunizierens und Handelns beschrieben wird. Es handelt sich nämlich um nichts anderes als, philosophisch gesprochen, um eine „transzendental-hermeneutische Annahme“, eine Annahme also, ohne die gar nicht zu denken wäre, wie denn überhaupt Verständigungsprozesse in Gang kommen sollten. Dagegen unterliegt das wirkliche Kommunizieren und Handeln nachweisbar einer Reihe von empirisch im einzelnen zu ermittelnden Bedingungen, die Kommunikationsstrukturen zur Folge haben, welche die Realisierung jenes Begriffs von „Kommunikationsgemeinschaft“ beständig verhindern oder erschweren. Jene Unterstellung widerspricht also der ständigen faktischen Wirklichkeitserfahrung; daher wird sie als „kontrafaktische Antizipation“ bezeichnet. In dieser kontrafaktischen Antizipation steckt zweierlei:

– Sie ist eine Bedingung für die Möglichkeit von Kommunikation, d.h. also zugleich eine Voraussetzung für das Zustandekommen von kommunikativem Handeln und die darin enthaltene Orientierung an Normen.

– Sie ist außerdem ein die empirischen Feststellungen leitendes Prinzip, mit dessen Hilfe angegeben werden kann, welche Verhaltensmerkmale faktisch geboten sind, damit die Kommunikationsgemeinschaft keine idealistische Annahme oder Wunschvorstellung bleibt, sondern zum Moment des tatsächlichen, auf Veränderung gerichteten Handelns werden kann. An solchen Kriterien gemessen stellen sich die oben beschriebenen Phänomene in den Konfliktabläufen als „verzerrte Kommunikationen“ dar. Verzerrt sind diese Kommunikationen deshalb zu nennen, weil in sie Faktoren eingehen – Absicherung der Lehrerrolle, Herrschaftsinteressen, Vorurteile, konformistische Sprachspiele, unbegründete Berufungen auf Traditionen usw. –, die eine wechselseitige Sinnverständigung, den Weg zu einem begründeten Konsensus des Meinens und Handelns mindestens erschweren.

Verzerrt sind sie aber auch deshalb zu nennen, weil solche Faktoren es dem Kommunikationspartner, dem Kinde oder dem Jugendlichen unmöglich machen, frei von Zwängen, Ängsten und spontanen, d.h. rational nicht vermittelten Aktionen kommunikativ zu antworten. Das derart hervorbrachte Sprach- und Kommunikationsspiel bekräftigt und verstärkt dann nur die Regeln, die diese Verzerrung ausmachen. Aus solchem Teufelskreis auszubrechen, wird in erster Linie in der Verantwortung dessen liegen, der institutionell in der stärkeren Position ist: das heißt hier also in der Verantwortung des Lehrers. Solange es Schule als unentbehrlich soziales System gibt, verfügt der Lehrer über die Sanktionsmöglichkeiten, hat zugleich aber auch die größeren und dauerhafteren positiven Aktionsmöglichkeiten. Das heißt aber, er braucht keineswegs bloß zu reagieren oder zu resignieren, wenn gerade Konflikte im Erziehungsfeld entscheidende Chancen bieten, die rationalen Möglichkeiten der Kommunikationsgemeinschaft zu erweitern und notwendige Regeln und Normen durch Verständigung der Beteiligten neu zu definieren und zu begründen. – Jedoch sind die Zwänge, die gleichsam „von außen“ in die pädagogischen Beziehungen hineinragen und diese determinieren, häufig so beschaffen, daß sie es dem einzelnen – Lehrer wie Schüler – unmöglich machen, die Verzerrungen aus eigener Kraft aufzuheben. Politisches Handeln, das sich gegen solche Zwänge richtet, und kommunikatives Handeln im pädagogischen Kontext gehören darum untrennbar zusammen, wenn die Aufhebung von Verzerrungen ernsthaft gewollt wird.

In einem Text wie diesem ist indessen nur der Appell möglich, die Gründe der kommunikativen Verzerrungen im Erziehungsfeld gemeinsam zu ermitteln und auf der Ebene des tatsächlichen und täglichen Verhaltens und Handelns sich strikt – und sei es um den Preis großer Belastungen und Konflikte – an das Prinzip der Kommunikationsgemeinschaft zu binden. Nur wenn sie als Grundvoraussetzung anerkannt wird, kann es gelingen, ohne Angst Vorurteile aufzuarbeiten, Herrschaftsinteressen zu überwinden, Bedürfnisse der Selbst- und Rollenabsicherung aufzugeben, Rechtspositionen nicht unbegründet durchzusetzen, sondern zu problematisieren, – kurz: Barrieren abzutragen, die sich dem unbegrenzten Prozeß einer Sinnverständigung über den Weg des Menschen und des menschlichen Zusammenlebens entgegenstellen.

f) Kirche und Handwerk

Zu den gesellschaftlichen Gruppen, denen zu dienen die Kirche sich gerufen und verpflichtet weiß, gehört auch das Handwerk. Die Zusammenarbeit konnte im Laufe der letzten Jahre erheblich verstärkt werden und erbrachte als Gesprächsergebnis in dem „Zentralen Besprechungskreis Kirche und Handwerk“, dem Vertreter des Handwerks und der entsprechenden kirchlichen Aktivitäten auf Bundesebene angehören, das nachstehend abgedruckte „Kooperationspapier“:

KIRCHE UND HANDWERK

Gedanken und Vorstellungen zur Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen den Einrichtungen der Evangelischen Kirche und den Einrichtungen des Handwerks

Kirche und Handwerk sind in vielen Fragen verbunden. Beide bemühen sich, wichtige Aufgaben in unserer Gesellschaft zu erfüllen. Das Handwerk ist ein notwendiger Bestandteil unserer modernen wirtschaftlichen und sozialen Umwelt.

- Die Handwerkswirtschaft deckt einen erheblichen Teil des privaten öffentlichen und gewerblichen Bedarfs an Gütern und Dienstleistungen.
 - Derzeit finden mehr als vier Millionen selbständige und unselbständige Berufstätige im Handwerk ihre Existenzgrundlage.
 - Ständig werden mehrere hunderttausend junger Menschen im Handwerk zu qualifizierten Fachkräften ausgebildet.
- Damit ist eine Basis für vielfältige Arbeitskontakte mit der gesellschaftlichen Diakonie der Kirche gegeben.

Die Evangelische Kirche hat sich mit ihren Einrichtungen zunehmend auch gesellschaftspolitischen Aufgaben zugewandt und fühlt sich dabei für eine sinnvolle Ordnung in diesem Bereich mitverantwortlich. Das schließt die Mitverantwortung für eine Gesellschaft ein, die allen Gruppen die Möglichkeit zur Entwicklung ihrer materiellen und geistigen Leistungen und dem einzelnen Menschen die Chancen für die Entfaltung seiner Fähigkeiten und Kenntnisse gibt. Diese „Gesellschaftliche Diakonie“, die nach den eigenen Aussagen der Evangelischen Kirche ein Höchstmaß von „Objektivität, Sachkunde und theologische Sorgfalt“¹⁵ erfordert, wirkt – auch nach Meinung des Handwerks – als ein konstruktives Element in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen unserer Zeit.

GEMEINSAME SACHAUFGABEN

Im Vordergrund der Zusammenarbeit von Kirche und Handwerk stehen bislang vor allem bildungspolitische Aufgaben. – Im Zusammenwirken von Handwerksbetrieben, berufsbildenden Schulen und überbetrieblichen Einrichtungen der Handwerksorganisationen erhalten zur Zeit etwa 500 000 Jugendliche jährlich eine vollberufliche Ausbildung. Diese öffnet ihnen einen entwicklungsfähigen Berufsweg im Handwerk, in Industrie und Verwaltung. Dabei hat die Handwerksorganisation die Aufgabe, mit Hilfe eines auf gesetzlicher Grundlage beruhenden Systems von Beratungen, Aufsichtsmaßnahmen und Prüfungen die ständige Anpassung der Ausbildungsziele und der betrieblichen Ausbildungsarbeit an die Entwicklung sicherzustellen.

- Hinzu kommen die Einrichtungen der Handwerksorganisationen
- für die berufliche Fortbildung von selbständigen Meistern und Gesellen.
 - Ferner hat die allgemeine und pädagogische Schulung der in der Ausbildung tätigen Meister und Gesellen (die Ausbildung der Ausbilder) ein besonderes Gewicht. – Gerade hier sind Möglichkeiten für eine Zusammenarbeit mit pädagogisch erfahrenen kirchlichen Kräften (zum Beispiel mit Religionslehrern an den Berufsschulen) gegeben. Die bisherigen Erfahrungen sprechen für den weiteren Ausbau einer solchen Kooperation.
 - Ebenso sind gemeinsame Bildungsbemühungen in kulturellen gesellschaftlichen und berufsethischen Fragen notwendig.

In den Handwerksbetrieben sind annähernd drei Millionen Fachkräfte tätig. Anders als in größeren Industriebetrieben vollzieht sich der Arbeitsprozeß in der Regel in einem überschaubaren Rahmen und in ständigem Kontakt zwischen allen im Betrieb Beschäftigten. Diese besondere Wirklichkeit des Handwerks ist Ausgangsbasis für Beratungen zwischen Handwerk und Kirche. Diese personalen Beziehungen entfalten sich, abgesehen von den bestehenden betriebsverfassungsrechtlichen Institutionen vielfach z. B.:

als Regelungen in Form der Anhörung, der Mitberatung und Mitwirkung der Mitarbeiter in technischen und betriebswirtschaftlichen Fragen oder auf dem Gebiet der Alterssicherung, des Gesundheitsschutzes und der Sozialfürsorge im betrieblichen Bereich.

15. Denkschrift der EKD „Aufgaben und Grenzen kirchlicher Äußerungen zu gesellschaftlichen Fragen“, S. 20, Abs. 35.

Ziel der gemeinsamen Beratungen ist die Anregung und Förderung von Modellen moderner betrieblicher und gesellschaftlicher Zusammenarbeit für Kirche und Handwerk.

HANDWERK ALS MITGESTALTER MODERNER SOZIALPOLITIK

Das Handwerk ist an den Auseinandersetzungen um die Lösung der sozialpolitischen Probleme unserer Zeit beteiligt:

Dazu gehören:

- Der Ausbau der sozialen Sicherheit im Rahmen des Sozialversicherungsrechts zur Abwehr der beruflichen und privaten Risiken.
- Eine gerechte Vermögensbildung für alle Bevölkerungsschichten.
- Eine sinnvolle Betriebsverfassung, in der die verantwortliche Mitwirkung der Belegschaftsmitglieder in innerbetrieblichen Fragen und die notwendige Entscheidungsfreiheit der Unternehmensleitung in der Führung des Betriebs sichergestellt ist.

DIE BESONDERE SITUATION DES HANDWERKS

Trotz steigender Umsätze in der gesamten Handwerkswirtschaft machen der zahlenmäßige Rückgang der selbständigen Existenzen im Handwerk und die geringe Bereitschaft der jungen Generation, auch leistungsfähige Betriebe zu übernehmen, besondere Anpassungsschwierigkeiten deutlich. In diesem Zusammenhang bestehen folgende Probleme:

- Die Personalität der Handwerkswirtschaft.
- Die Abhängigkeit der Kosten- und Wettbewerbssituation von der hohen Lohnintensität und damit von den schnellwachsenden Sozialkosten.
- Die noch ausstehende Einbeziehung selbständiger Handwerker in bestimmte sozialpolitische Regelungen.

Um so wichtiger ist es, auch jüngere Menschen gründlich über ökonomische, soziale und ethische Zusammenhänge und Aufgaben zu informieren. Daraus wird für den Einzelnen auch die Ermutigung folgen, das Risiko einer wirtschaftlichen Selbständigkeit zu übernehmen.

Wenn die differenzierte Form der Gesamtwirtschaft im Zusammenwirken der großen, mittleren und kleinen Betriebe aufrechterhalten werden soll, dann muß die moderne Sozial- und Wirtschaftspolitik künftig stärker die Aufgaben und Leistungen der persönlich geführten Unternehmen berücksichtigen. Die sich daraus ergebenden Probleme sollten mehr als bisher Eingang in die gesellschaftspolitischen Überlegungen auch der Kirche finden und zwischen den Handwerksorganisationen und allen beteiligten kirchlichen Einrichtungen sachlich und aufgeschlossen beraten werden.

Hierbei steht besonders die systematische Zusammenarbeit mit den evangelischen Akademien im Vordergrund. Aber auch die Kammer für soziale Ordnung der EKD und das Sozialwissenschaftliche Institut der evangelischen Kirchen in Deutschland sind in diesem Zusammenhang angesprochen.

METHODEN DER ZUSAMMENARBEIT

Eine wirksame Zusammenarbeit zwischen den Einrichtungen der evangelischen Kirche und des Handwerks setzt das Bestehen regelmäßiger Kontakte voraus. Das beinhaltet beiderseitige Unterrichtung über organisatorische Strukturen, Aufgaben, Ziele und Arbeitsmethoden. Ferner bedarf es laufender gegenseitiger Informationen:

- durch den Austausch von Nachrichten und Publikationen,
- durch Kontakte der verantwortlichen Leiter, z. B. beim gegenseitigen Besuch von Tagungen,
- durch Übernahme von Referaten.
- Dazu kommen Aussprachen am „runden Tisch“ und Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen für größere Teilnehmerkreise über Themen, die die Arbeit der Kirche und der Handwerksorganisationen betreffen.

Nach allen vorliegenden Erfahrungen ist es notwendig, daß die Kontaktarbeit auch auf das publizistische Gebiet ausgedehnt wird. Deshalb sind informatorische Gespräche zwi-

schen den Redaktionen der kirchlichen und handwerklichen Zeitschriften und den beteiligten Pressestellen für die Förderung der gemeinsamen Arbeit von Bedeutung.

VORAUSSETZUNGEN FÜR DIE ZUSAMMENARBEIT

Die gesellschaftsdiakonische Arbeit der evangelischen Kirche hat sich in den letzten Jahren ausgeweitet. Das Handwerk sieht es als eine wichtige Aufgabe an, den Vertretern dieser Arbeit konkrete Vorstellungen über das moderne Handwerk und seine gesellschaftspolitische Rolle zu vermitteln. Regelmäßige Gespräche zwischen den jeweiligen bezirklichen und örtlichen Organisationen des Handwerks und der Kirche sollten diesem Ziele dienen. Im Bereich einzelner evangelischer Landeskirchen sind hier bereits gute Erfahrungen gemacht worden.

Darüber hinaus ist es aber auch nötig, die kirchlichen Mitarbeiter schon während ihrer Ausbildung mit den sozialen Funktionen des Handwerks vertraut zu machen. Das kann erreicht werden, wenn die Theologiestudenten ihre Praktikantenzeit nicht ausschließlich in der Industrie, sondern auch in den Betrieben und Organisationen des Handwerks absolvieren. In einigen Landeskirchen sind in dieser Hinsicht bereits Vereinbarungen getroffen worden. Entsprechendes gilt für die erforderliche Berufserfahrung der evangelischen Sozialsekretäre. Auch in deren Lehrgängen und Ausbildungsplänen sowie in den kirchlichen Fachhochschulen und Fachschulen sollten Referate und Diskussionen aus dem Aufgabebereich der modernen Handwerkswirtschaft eingebaut werden. Desgleichen sollte entsprechender Lehrstoff auch bei der Weiterbildung kirchlicher Mitarbeiter Berücksichtigung finden.

TRÄGER DIESER ZUSAMMENARBEIT

Die Evangelische Kirche und das Handwerk (Zentralverband des Deutschen Handwerks in Verbindung mit dem Deutschen Handwerkskammertag und der Bundesvereinigung der Fachverbände des Deutschen Handwerks) haben beide stark differenzierte Gliederungen.

In der kirchlichen Struktur haben die Landeskirchen ihr besonderes Gewicht. Im Handwerk liegt die bezirkliche Betreuungsarbeit bei den auf gesetzlicher Grundlage tätigen autonomen Selbstverwaltungskörperschaften der Handwerkskammern, Kreishandwerkerschaften und Innungen. Dazu treten noch die in den Ländern gebildeten Landeshandwerksvertretungen als Koordinierungsstellen für die gemeinsamen regionalen Aufgaben der Handwerkskammern und Fachverbände.

Diese differenzierten organisatorischen Gegebenheiten machen es notwendig, die Kontakte zwischen Kirche und Handwerk gleichzeitig durch zentrale und regionale Begegnungen zu fördern.

Den Ausgangspunkt der Kontakte bildet im allgemeinen die kirchliche Handwerksarbeit. Als Träger dieser Aufgabe fungiert im Bundesgebiet die Handwerkerbewegung der Männerarbeit der EKD (Bundesdelegiertentagung und ihr Bundesarbeitskreis). Sie besteht auch innerhalb der meisten evangelischen Landeskirchen. Nur in wenigen von ihnen sind andere Einrichtungen mit der Wahrnehmung der Handwerkerarbeit betraut.

Daneben hat in einigen Bezirken – insbesondere in der evangelischen Kirche von Westfalen – auch der „Verband Evangelischer Handwerker“ Bedeutung für die kirchliche Handwerkerarbeit.

Darüber hinaus werden in anderen Einrichtungen und Diensten der Evangelischen Kirche im Rahmen ihrer gesellschaftsbezogenen Arbeit Fragen und Probleme behandelt, die das Handwerk betreffen. Es ist deshalb notwendig, auch diese Bereiche in die Zusammenarbeit einzubeziehen. Das gilt zum Beispiel für die Sozialpfarrämter der Landeskirchen, für die Arbeit der Sozialpfarrer und Sozialsekretäre und für die Evangelische Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen mit ihren Untergliederungen.

Bei einer so breit angelegten Kooperation können auch die Evangelischen Akademien als Begegnungstätten für viele Berufsgruppen gute Hilfe leisten. – Absprachen mit dem Leiterkreis der Evangelischen Akademie sind in diesem Sinne bereits getroffen worden.

Als Gesprächsgremium für die Gesamtkontakte ist schon 1966 der „Zentrale Besprechungskreis Kirche und Handwerk“ (in Anlehnung an das sozialetische Referat der Kirchenkanzlei der EKD in Bonn) gebildet worden. In diesem Gremium wirken neben der Kir-

chenkanzlei und der Gesamtorganisation des Handwerks Vertreter der Männerarbeit der EKD, der Handwerkerbewegung, des Verbandes Ev. Handwerker, der Kammer für soziale Ordnung der EKD und der landeskirchlichen Sozialämter mit.

Der zentrale Besprechungskreis hat durch seinen regelmäßigen Gedankenaustausch über gemeinsam interessierende Probleme der Sozial- und Bildungspolitik das Verständnis für die beiderseitigen Aufgaben gefördert und damit die Voraussetzungen für die Zusammenarbeit in bestimmten gesellschaftspolitischen Fragen geschaffen.

In den letzten Jahren sind die Kontakte zwischen Kirche und Handwerk auch auf regionaler Ebene verstärkt worden. So haben sich in den meisten Landeskirchen Arbeitskreise, Besprechungskreise und Studienkreise gebildet.

Innerhalb der regionalen Handwerksorganisationen entstand ein „Kirchenpolitischer Arbeitskreis“. In jedem Fall ist ein Erfahrungsaustausch auch zwischen den Trägern dieser Arbeit wünschenswert.

g) Kirchlicher Dienst in ländlichem Raum¹⁶

Angesichts der immer schwieriger werdenden agrarsozialen Situation und um der notwendigen Arbeitsverbindungen willen bestellte der Rat der EKD Ende 1971 einen nebenamtlich tätigen „Beauftragten für agrarsoziale Fragen“. Zu dem Aufgabenfeld des Beauftragten gehört die Pflege der Kontakte zum Deutschen Bauernverband und zu anderen landwirtschaftlichen berufsständischen Organisationen auf Bundesebene, zum Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, zur Agrarabteilung der EWG in Brüssel, zur Agrarsozialen Gesellschaft, zu anderen agrarwissenschaftlichen Vereinigungen, Instituten und Institutionen sowie zu dem Bevollmächtigten des Rates in Bonn und zum Arbeitsausschuß für den kirchlichen Dienst auf dem Lande.

Schwerpunkte der Arbeit des Beauftragten sind

- Hilfe der Kirche im Strukturwandel des ländlichen Raumes,
- Zusammenhang und Unterschiedenheit von Seelsorge und sozialökonomischer Beratung,
- neue Sozialgesetzgebung für die Landwirtschaft und die Konsequenzen für den Einsatz von evangelischen Dorfhelferinnen und Betriebs Helfern,
- Landwirtschaft und Umweltschutz und der Beitrag einer evangelischen Verantwortungsethik,
- Entleerung bestimmter ländlicher Räume als Herausforderung an Staat, Gesellschaft und Kirche,
- soziale und bildungspolitische Brennpunkte in ländlichen Räumen (Bildungsnotstand, ethische Orientierungslosigkeit, Ärzte- und Lehrermangel, kommunale Neuordnung, Verbesserung der Infrastruktur),
- Erweiterung der Europäischen Gemeinschaft und die Konsequenzen für unsere Landwirtschaft,
- Beitrag der Landwirte der Bundesrepublik und der EWG zur Lösung der Probleme der Dritten Welt (EWG und Welthandelskonferenz, Mansholt-Brief, kritische Aufarbeitung der Zuckerrüben-Kampagne usw.).

h) Kirche und Sport¹⁷

Der Sport, der in der Welt und Gesellschaft von heute eine bedeutsame Rolle spielt, kann aus der kirchlichen Mitverantwortung für das menschliche Leben

16. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1965, S. 71ff.; 1971, S. 205f.

17. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1965, S. 91ff.

und Zusammenleben nicht ausgeklammert werden. Wichtige sozioethische Fragen des heutigen Sports sind Kirche und Sport gemeinsam und können nur in Zusammenarbeit geklärt werden. Nachdem schon 1965 ein Briefwechsel zwischen dem Präsidenten des Deutschen Sportbundes einerseits und den Vorsitzenden des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz andererseits geführt worden war, beauftragte der Rat die Kammer für soziale Ordnung mit der Bildung einer Kommission, die das Gespräch mit der Sportbewegung führen sollte. Im olympischen Jahr veröffentlichte diese Kommission in Zusammenarbeit mit der Kammer und einer Anzahl sachkundiger Persönlichkeiten die Studie „Sport, Mensch und Gesellschaft“, die – wie es in dem vom Vorsitzenden des Rates Landesbischof D. Dietzfelbinger unterschriebenen Vorwort heißt – „keinesfalls ein abschließendes kirchliches Wort zu den ... erörterten Fragen sein“, vielmehr „einen Gesprächsbeitrag zur gegenwärtigen Diskussion über den Sport“ darstellen soll. Sie

„soll dazu mithelfen, daß Barrieren durchbrochen werden, die den Sport an der Erfüllung wichtiger Funktionen für die Menschen und die Gesellschaft hindern. Es verbindet sich damit die Hoffnung, daß dadurch nicht nur zwischen leitenden Gremien, sondern auch in den örtlichen Gemeinden wechselseitige Gespräche im Geist freimütiger Kritik und gegenseitiger Hörbereitschaft zustandekommen.“

Der erste Hauptteil der Studie, die aus Raumgründen nur auszugsweise abgedruckt werden kann, enthält geschichtliche und soziologische Gesichtspunkte sowie anthropologische und theologische Überlegungen:

...
2. Sport ist heute zu einem *wichtigen Phänomen der modernen Welt* geworden. Allein in der Bundesrepublik Deutschland beziffert der Deutsche Sportbund die Zahl seiner Mitglieder auf über zehn Millionen. Bei den Olympischen Spielen 1972 in München rechnet man damit, daß etwa eine Milliarde Menschen mit Hilfe von Presse, Funk und Fernsehen die Ereignisse verfolgen werden.

3. Mit dem Entstehen einer Weltgesellschaft ergibt sich ein wachsender *internationaler Austausch* von Sportarten, die unterschiedliche geographische und kulturelle Herkunft haben. Damit begegnen sich im Sport weltweit kulturelle Traditionen verschiedener Art.

4. Sport im modernen Sinn des Wortes umfaßt als *Sammelbegriff* ganz verschiedene Erscheinungsformen. Dazu gehören der Leistungs- und Hochleistungssport von Amateuren und Berufssportlern, der Breitensport, der Schulsport als Teil des Bildungswesens sowie Sport im Rahmen therapeutischer Maßnahmen.

5. Mit dem Sport sind *spezifische Begleitumstände* verbunden, wie internationale Wettkämpfe, Zuschauer, Showsport, kommerzielles Management, Wettbetrieb, Tourismus, Sportartikelindustrie und Sportberichterstattung. Die Organisationsformen des Sports sind in den Ländern der Welt sehr verschieden. Dies alles beeinflußt den Ablauf der sportlichen Ereignisse.

6. Die *Wissenschaft* trägt der Bedeutung und der Entwicklung des Sports durch Untersuchungen in den einschlägigen Disziplinen Rechnung, unter anderem in der Pädagogik, Medizin, Psychologie, Soziologie, Anthropologie, Philosophie und Theologie. An den Hochschulen werden zunehmend Lehrstühle für Sportwissenschaft errichtet.

7. Die Entwicklung des modernen Sports hängt eng mit der *Entwicklung der Industriegesellschaft* zusammen. So hat sich zum Beispiel der Fußballsport, von England ausgehend, besonders in den europäischen Zentren der frühen Industrialisierung entwickelt. Sportvereine gaben der neuen Schicht der Industriearbeiter Hilfen zur Bewältigung bedrückender Lebensverhältnisse. Sie boten ihnen Gemeinschaft in einer fremdartigen Umgebung. Die sportliche Entwicklung ging weiter. Inzwischen wuchs der Sport in neue Größenordnungen

hinein. Der Wohlstand und die Mobilität einer hochindustrialisierten Gesellschaft begünstigen und prägen seine Erscheinung immer mehr. Sport und Gesellschaft beeinflussen sich gegenseitig. Erfahrungen und Verhaltensmuster aus dem Bereich des Sports fanden Eingang in die Sprache, wie zum Beispiel Fairneß und Fairplay, Foul, k. o. Gleichzeitig bringt die Gesellschaft ihre Hoffnungen, Illusionen, Enttäuschungen und Gefährdungen im Sport zum Ausdruck.

8. Im modernen Sport werden zwei Prinzipien der Industriegesellschaft, *Konkurrenz* und *Leistung*, auf eigene Weise erfahren. Sie kommen dort noch unmittelbarer als in der Arbeitswelt zur Geltung. Wettkampf, Rankampf, Behauptungskampf sind eindeutig auf Konkurrenz und Leistung angelegt. In ihnen übt der Mensch seine Kräfte und vergleicht sie mit denen des anderen und der Natur.

9. Um sportliche Konkurrenz allgemein zu ermöglichen, werden sportliche Leistungen meßbar und nach anerkannten Regeln bewertbar gemacht. Dies zeigt sich von jeher schon beim Spiel der Kinder. Die Regeln können laufend auf ihre Brauchbarkeit hin überprüft werden. Beachtung und Durchsetzung der *Regeln* werden durch Schieds- und Kampfrichter gesichert. Ein wichtiges Grundprinzip jeder sportlichen Regel ist die Gewinnung und Sicherung der Chancen- und Startgleichheit für alle Teilnehmer an einer Konkurrenz, die meist öffentlich ausgetragen wird.

10. Wo sportliche Leistung *freiwillig* erbracht wird, eröffnen sich angesichts der Arbeitswelt neue Bereiche. Die Freiwilligkeit schafft Freude an der selbstgewählten Betätigung und an der selbsterbrachten Leistung und bringt Erwartungen und Erfahrungen von Glück mit sich. Weil Sport scheinbar nicht notwendig, sondern überflüssig und zwecklos ist, sollte sportliches Spiel den Menschen als ein Wesen sichtbar werden lassen, das zur Freiheit bestimmt ist. Sie ist um so wichtiger, als Menschen heute gezwungen sind, ihr Leben in der Arbeitswelt in genormten Rollen zu verbringen.

11. Sport und Spiel können das Leben durch ihre spezifische Art von *Entrückung* in den jeweils bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen erträglicher machen. Sie schaffen *Distanz* zu den sonstigen Anforderungen und Umständen des Lebens. Die dabei gemachten Erfahrungen von Freiheit und Glück können Einsichten und Kräfte freisetzen, die dann in anderen Bereichen für ein freies und erfülltes Leben wirksam werden. *Sport und Spiel sind darum wichtige Beiträge zu einem menschlicheren Leben in einer freieren Gesellschaft.* Das gilt gerade dort, wo der Spielcharakter in allen Arten und Ausprägungen festgehalten wird. Wie auf allen Lebensgebieten, so klaffen auch auf dem Gebiet des Sports Realität und gesteckte Ziele und Prinzipien auseinander. Vor allem im heutigen Hochleistungssport treten solche Risse zutage.

12. Angesichts dieser Bedeutung und der Probleme, die im Sport enthalten sind, muß es als Versäumnis betrachtet werden, daß der Sport in der kirchlichen Arbeit und der theologischen Wissenschaft bisher nur unzureichend behandelt worden ist. Über Spiel und Sport wurde dort weit weniger nachgedacht als über andere Lebensbereiche der Gegenwart.

13. Die Tatsache, daß in der Bibel Sport und Spiel nur beiläufig gewürdigt werden, ist zeitgeschichtlich bedingt. Wohl hat der Apostel Paulus unbefangene Eindrücke und Situationen aus dem Bereich der Spiele (Wettlauf, Boxkampf) zur Verdeutlichung geistlicher Zusammenhänge aufgegriffen. Die frühe Kirche nahm aber überwiegend eine *kritische und ablehnende Stellung* zum Sport ein. Dies kam einmal daher, weil Sport in der Antike immer mit kultischen Handlungen verbunden war und den Christen als Teil eines Götzendienstes erschien. Zum anderen war die Sportarena der Ort, an dem Christen als Märtyrer zu Objekten der Sensationslust gemacht wurden. So betonten die frühen christlichen Schriftsteller fast ausschließlich, daß Spiel und Spielleidenschaft ausarten, ja dämonisch werden können. Dementsprechend warnten sie davor. Gelegentlich drängten sie auch zum Verbot. So wurden gegen Ende des 4. Jahrhunderts die antiken Olympischen Spiele abgeschafft.

14. Im spätrömischen Reich war die Übernahme des hellenistischen Weltbildes in das christliche Denken für die reservierte Haltung der Kirche zum Sport von grundlegender Bedeutung. In einem schroffen *Dualismus* wurde in der Spätantike der Leib als ein Gefängnis des Geistes betrachtet. Die Abwendung vom Leiblichen und die Zuwendung zum Geistigen wurde als Zuwendung zu Gott verstanden. Dies hat sich nicht nur auf die Theologie, sondern auf die ganze antike Bildungstradition ausgewirkt. In die Künste oder in

die Liturgie konnten zwar Spielelemente aufgenommen und dort tradiert werden. Sport und Spiel wurden aber – aufs Ganze gesehen – abgelehnt.

15. In der neueren Zeit hat sich das christliche Denken von diesen Vorstellungen gelöst. Die Theologie ist wieder offen für eine *Neubesinnung* über Schöpfung und Ganzheit des Menschen. Auch der moderne Sport ist anders geworden. Er ist eine weltliche Einrichtung und nicht mehr Teil heidnisch-religiöser Kulthandlungen. Das schließt nicht aus, daß Sport genau wie andere Dinge zum Religionsersatz werden kann. Daraus ergibt sich die gemeinsame kritische Aufgabe für Kirche und Sport, nicht wieder in überwundene Gegensätze zurückzufallen.

16. Die sportliche Betätigung kann ein Mittel dafür sein, die Gleichbewertung von Leib und Geist einzuüben, die dem biblisch-christlichen Verständnis des Menschen gemäß ist.

17. Die biblische Bestimmung des Menschen, sich „die Erde untertan zu machen“, bezieht sich ebenso auf die leiblichen wie auf die geistigen Leistungen des Menschen. Sie betrifft nicht nur die Gestaltung der menschlichen Umwelt, sondern ebenso die Fähigkeit des Menschen, seine eigenen geistigen und leiblichen Möglichkeiten zu erproben, auszuschöpfen und zu beherrschen. Das gilt heute auch für den Bereich des Spieles. Die evangelische Verkündigung der Rechtfertigung als der freien Gnade Gottes für den Menschen befreit ihn vom Zwang, sich durch eigene Leistung zu rechtfertigen. Deshalb muß sich das Leben des Menschen nicht in der Arbeitsleistung erschöpfen, es kann sich auch im Spiel erfüllen. Wo der Mensch sein Dasein im umfassenden Horizont geschenkten Lebens führt, gewinnen neben der notwendigen Lebensvorsorge und -fürsorge auch Fest, Feier und Spiel für ihn Bedeutung als gute Gaben Gottes.

18. So müssen Fest, Feier und Spiel und damit Sport auf die Gesamtheit des menschlichen Lebens bezogen werden und darin ihren geordneten Platz finden. Hier stellt sich die Aufgabe einer neuen Auslegung des Gebotes „Du sollst den *Feiertag* heiligen“ über die überlieferten kirchlichen Auffassungen hinaus. In ihm werden menschliches Tun, Leib und Geist in einen Rhythmus von Arbeit und Feiern gestellt. Dieses Gebot ist ein Hinweis darauf, daß ohne eine solche Ordnung die Ganzheit des Menschen zerbrechen kann.

Der folgende Teil behandelt unter der Überschrift „Breitensport und Schulsport“ die Fragen „Sport und Gesundheit“, „Die gemeinschaftsbildende Funktion des Sports“, „Sport als Lebenshilfe“ und „Sport und Bildung“.

Der dritte Hauptabschnitt befaßt sich mit dem Hochleistungssport ...

44. Hochleistungssport unterscheidet sich in verschiedener Hinsicht von anderen Bereichen sportlicher Tätigkeit. Er stellt sich für den Sportler in der Regel als ein systematisch kultivierter Leistungsaufstieg dar. Sportliche Spitzenleistungen können weithin nicht mehr aus gesundheitlichen und pädagogischen Zielsetzungen begründet werden. Der Hochleistungssport entfaltet sich aus anderen Motiven und leistet andere Beiträge zur heutigen Gesellschaft.

Zur ethischen Bedeutung sportlicher Höchstleistung

45. Das Streben, mit der eigenen *Leistung bis an die Grenze des Möglichen* zu kommen und öffentliche Anerkennung zu finden, schafft dem Athleten Glück und Befriedigung. Solches Streben nach höheren und besseren Leistungen gehört zu der Freiheit, in immer neuer Weise das menschliche Leben zu erweitern. Die Faszination dieser Freiheit kann dazu führen, daß Höchstleistungen wie Werte an sich angestrebt werden. Ohne den vollen Einsatz der ganzen Person und vielfältigen *Verzicht* können Höchstleistungen nicht erbracht werden. Angeregt werden sie zwar durch Vorbilder, und gefördert werden sie durch den Rat erfahrener Trainer, sie müssen aber unvertretbar vom einzelnen allein oder in seiner Mannschaft erbracht werden. Sportliche *Siege* bringen Freude an der eigenen Leistung. Auch die *Niederlage* gegen einen großen Gegner kann das Selbstbewußtsein des Athleten klären und zu einer realistischen Kontrolle gegenüber Selbstüberschätzung verhelfen.

Der Spitzensportler und seine Zuschauer

46. Sportliche Spitzenleistungen haben zeichenhafte Bedeutung. Sie zeigen, was an leiblicher Leistungsmöglichkeit prinzipiell im Menschen angelegt ist. Der Zuschauer kann *sich mit den Leistungen des Athleten identifizieren*. In ihm sieht er Wünsche und Hoffnungen erfüllt, die zu erfüllen ihm selbst nicht möglich ist. Das begründet die Rolle des Athleten als Star. Stellvertretend schafft der Star dem Zuschauer Befriedigung. Für das Erlebnis der Identifikation ist der Zuschauer bereit zu zahlen. Das ermöglicht die Kommerzialisierung des Sports.

...
48. Die öffentliche Zurschaustellung sportlichen Könnens bereitet Athleten und Zuschauern *Vergnügen*. Spaß und Kurzweil, Schaulust und Sensation bekommen ihr Recht gegenüber der Gefahr einer gesellschaftlich bedingten Langeweile. In manchem Wettkampf mit seinem schnellen Wechsel von Konflikt und Entspannung liegt eine Dramatik, die dem klassischen Theater verwandt ist.

49. In Mannschaftskämpfen wie dem Fußball kann eine grundlegende Aufgabe des Menschen in der heutigen Welt dargestellt werden. Das an Regeln gebundene *Zusammenspiel*, das Finden immer neuer Kombinationen des gemeinsamen Handelns, die Bereitschaft, immer wieder andere zum Zuge kommen zu lassen, sowie das Verteidigen des eigenen und das Eindringen in fremden Lebensraum wird in einer die Zuschauer faszinierenden Weise sichtbar gemacht. Hier liegt einer der Gründe dafür, daß solche Spiele heute Millionen von Menschen auf der ganzen Welt in ihren Bann ziehen.

50. Die Faszinationskraft, die der Sport mit der Vielfalt seiner Wettkämpfe ausübt, ist für das *psychische Wohlbefinden* vieler Menschen offenkundig von Bedeutung.

...
51. In jeder hochtechnisierten Gesellschaft ist der Leistungs- und Gestaltungswille des einzelnen Menschen eingeengt. Dadurch kann es in ihm zu einer *Stauung von Energien* kommen, die nicht mehr in eine sinnvolle Tätigkeit umzusetzen sind. Die Folgen können sein: Niedergeschlagenheit, Frustration und Unlust am Leben. Dadurch können sich Aggressionen entwickeln, die sich möglicherweise als ungezügelte Störung der menschlichen Gemeinschaft äußern. Sport kann zu einem *Ventil angestauter Aggressionen* werden, die sich andernfalls auf weit bedrohlichere Weise auswirken würden.

52. Diese weitreichende und positive Bedeutung sportlicher Ereignisse muß bedacht werden, ehe man vorschnell manche *negativen Begleiterscheinungen* kritisiert, die, wie man weiß, damit verbunden sein können.

Gesellschaftliche und politische Gefährdungen

53. Der heutige *Hochleistungssport* ist auf der ganzen Welt zu einem *Mittel der Politik* geworden. Sport erscheint als eine Möglichkeit, Prestige für den Staat und sein gesellschaftliches System zu gewinnen. Das Interesse von Staaten an diesem Prestige wirkt sich in einer intensiven Förderung des Hochleistungssports aus. Durch diese Umstände können zugleich Nationalismus und Chauvinismus geweckt und das Zusammenleben der Völker vergiftet werden. Das gilt besonders dort, wo die Sporterziehung nur das eigene Prestige und nicht die Achtung des Gegners im Auge hat.

54. Wird der Spitzensport für die Gesellschaft zu einem Fetisch, dann führt die Sportbegeisterung vielfach zu einer Flucht vor notwendigem politischem und sozialem Engagement. Man vergißt die grundlegenden politischen und sozialen Probleme und beruhigt sich angesichts der sportlichen Erfolge und der dafür gemachten Aufwendungen. Sie können zu einem „Opium des Volkes“ werden.

...

Internationale Verständigung und Olympische Spiele

55. Diese Gefahren vermindern aber nicht die positive Bedeutung des Sports.

In dem Maße, in dem sich die Nationen zu einer Weltgesellschaft entwickeln, kann auch der Sport eine zunehmende Bedeutung im Rahmen einer *Weltfriedenspolitik* gewinnen. Die Begeisterung für ihn und sein international geltendes Regelwerk schaffen Möglichkeiten

der friedlichen Begegnung zwischen Nationen und Rassen. Diese gilt es bewußter und sorgfältiger zu pflegen und zu nützen als bisher.

56. Gerade die *Olympische Idee Coubertins* erwartete vom Sport solche wirksamen Hilfen in den Fragen der Völkerverständigung, des Weltfriedens, ja generell der bestehenden Menschheitsprobleme. Aber schon zu seiner Zeit bestand die Gefahr einer Ideologisierung, ja einer Verfälschung des Sports zu einer Art säkularer Religion.

57. Im gegenwärtigen Olympismus sind solche Aussagen selten. Nach wie vor hält er aber mit Recht an der außerordentlichen Bedeutung des Sports als völkerverbindendem Faktor fest. Dies setzt jedoch voraus, daß in der olympischen Bewegung selbst die kritische Frage wachgehalten wird, wo etwa verhängnisvolle Erscheinungen diese Funktion in das Gegenteil verkehren könnten.

Probleme fortgesetzter Leistungssteigerungen

...

59. Vom Athleten werden, um im modernen Sport Hochleistungen zu erbringen, eine entsprechende Begabung, ein intensives tägliches Training, eine starke Konzentration auf bestimmte Tätigkeiten und eine hohe persönliche Leistungsbereitschaft verlangt. Soll sich ein entsprechender Erfolg einstellen, sind eine möglichst frühzeitige Förderung, eine wissenschaftlich qualifizierte Betreuung, viele sonstige materielle und organisatorische Voraussetzungen und damit große finanzielle Aufwendungen erforderlich.

60. In den letzten Jahrzehnten sind die im Hochleistungssport erbrachten Leistungen explosionsartig gestiegen. Die Öffentlichkeit, der Staat und die Verbände zeigen ein wachsendes Interesse an sportlichen Spitzenleistungen. Dementsprechend wird der Hochleistungssport mit vielfältigen Maßnahmen gefördert. Diese weisen aber in den verschiedenen gesellschaftlichen Systemen außerordentlich große Unterschiede auf. Dadurch ergeben sich auch Widersprüche in der Bewertung sportlicher Spitzenleistungen. Dies hat wiederum weitreichende ethische Konsequenzen.

61. Sportmediziner weisen darauf hin, daß angesichts der ständigen Steigerung der sportlichen Leistungen der Stützapparat des menschlichen Körpers bald an die *Grenze* seiner Belastbarkeit kommt. Auch die Organe des Menschen können unter bestimmten Umständen durch übersteigertes Training dauernden Schaden nehmen. Durch die Verabreichung von Medikamenten wird häufig versucht, eine Steigerung der Leistung zu erreichen ... Es muß unter Umständen mit Folgen gerechnet werden, die die Persönlichkeit verändern. Wo es darum geht, bei Verletzungen einen Wettkampf durchzustehen bzw. ihn antreten zu können, ist die Anwendung schmerzstillender Mittel nicht ungewöhnlich. Dadurch entsteht die Gefahr, daß nicht ausgeheilte Verletzungen zu Dauerschäden führen. Wo Sportler zur Leistungssteigerung einer psychologischen Behandlung unterzogen werden, ist nicht auszuschließen, daß sie Hemmungen verlieren, die dazu dienen sollten, ein Risiko verantwortlich einzuschätzen ...

62. Aus all diesen Gründen ergeben sich ernste Fragen an den Spitzensport. *Wo der Sieg um jeden Preis selbst auf Kosten der Gesundheit erstrebt wird, sind die Leistungsmaßstäbe korruptiert.* Es können Verhältnisse entstehen, wo der Sucht nach Prestige und der Lust nach Sensationen Menschen geopfert werden. Dem entgegenzuwirken ist eine der Aufgaben der Sportmedizin ...

64. Die ständige Leistungssteigerung ist besonders fragwürdig, wo sie auch *Kinder* in ihre Forderung einbezieht. In manchen Arten des Hochleistungssports sind Höchstleistungen nur zu erzielen, wenn das Training schon in früher Jugend beginnt. Die Fülle der Wettkampftermine und der Umfang des Trainings beeinträchtigen die schulische Ausbildung und die allgemeine menschliche Entwicklung. Dies erfordert eine besondere pädagogische Betreuung. In einzelnen Fällen nimmt das Training von Kindern Formen an, die der Kinderarbeit des Frühkapitalismus vergleichbar sind. Das Geltungsbedürfnis von Eltern oder Trainern und Vereinsfunktionären kann sich als ständiger Druck auf Kinder auswirken, ihre Kindheit und ihre späteren Lebensaussichten solchem Ehrgeiz zu opfern.

...

Finanzierung, Honorierung und Soziale Sicherung im Spitzensport

71. Im Hinblick auf das Amateurproblem sollten verschiedene Lösungsmöglichkeiten auf ihre Brauchbarkeit hin geprüft werden.

72. Als erste Möglichkeit bietet sich die grundsätzliche *Beibehaltung der traditionellen Amateurauffassungen an*, wobei von Zeit zu Zeit die Einzelregelungen der gesellschaftlichen Entwicklung angepaßt werden.

73. Dagegen spricht, daß durch dieses Verfahren der Eindruck erweckt wird, als ob heute Spitzenleistungen von wirklichen Amateuren erbracht werden könnten. Da dies praktisch nicht mehr möglich ist, müßten konsequenterweise nicht die Amateurbestimmungen von Zeit zu Zeit abgeändert, sondern vielmehr die Leistungsnormen nach oben begrenzt werden. Nur so wäre ein Leistungsniveau zu garantieren, das von echten Amateuren eingehalten werden könnte. Eine solche Begrenzung wäre aber paradox.

74. Ein zweite Möglichkeit besteht in der *Beibehaltung der gegenwärtigen Doppelstruktur* des Spitzensports. Einmal gibt es *Spitzensport als Erwerbstätigkeit*. Er wird nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgeübt. Ihm wird der Amateurstatus nicht zuerkannt. Er ist deswegen von den Olympischen Spielen ausgeschlossen. Andererseits gibt es den von staatlichen oder privaten Institutionen *subventionierten* Spitzensport. Ihm wird der Amateurstatus zuerkannt, und er kann deshalb bei den Olympischen Spielen zugelassen werden.

75. Gegen diese zweite Lösung spricht vor allem die wirtschaftliche *Undurchsichtigkeit* des subventionierten Spitzensports. Er bleibt als Erwerbsquelle weiterhin diskriminiert trotz des dazu nötigen jahrelangen, nahezu hauptberuflichen Trainings. Die Gefahr der Heuchelei wird dadurch ständig verstärkt.

Vor allem aber können die vom Internationalen Olympischen Komitee erlaubten Subventionsmaßnahmen nicht überall gleichmäßig und gerecht nachgeprüft werden. Dadurch entstehen politisch bedingte Ungerechtigkeiten für Sportler aus Ländern mit verschiedenen Gesellschaftssystemen.

76. Eine dritte Möglichkeit ergibt sich, wenn man das Verhältnis vom Amateur und Profi in anderen kulturellen Bereichen bedenkt. Dort ist es üblich, daß *derjenige, welcher außergewöhnliche Leistungen erbringt, dafür finanziell honoriert wird*. Dürften die Leistungen aller Spitzensportler wie andere kulturelle Leistungen bewertet oder honoriert werden, würden viele Arten von Spitzensport eine solide wirtschaftliche Grundlage erhalten. Auf dieser Grundlage wäre es auch erreichbar, den Spitzensportler wie andere Berufstätige sozial zu sichern. Sportarten, in denen eine Selbstfinanzierung nicht möglich ist, für die aber ein öffentliches Interesse besteht, könnten um so stärker durch private und öffentliche Mittel gefördert werden.

77. Gegen diese Regelung wird der Einwand erhoben, daß Sport nicht mehr um seiner selbst willen, sondern zu Zwecken des Gelderwerbs ausgeübt wird. Dies müsse notwendigerweise seinen *moralischen Verfall* zur Folge haben. Der Einwand ist gerechtfertigt, soweit es sich beim Sport um eine Freizeitbeschäftigung handelt. Wenn im Sport immer höhere Anforderungen gestellt werden, wird die Frage immer dringlicher, ob es noch berechtigt ist, den Athleten zu verbieten, dabei auch an ihre wirtschaftliche Zukunft zu denken. Wo der Sport zur Arbeit geworden ist, sollte eine Entlohnung nicht verboten werden. Im Bereich des Hochleistungssports entsteht aber heute der moralische Verfall durch den Widerspruch, der zwischen dem olympischen Leistungsstand und den Möglichkeiten echter Amateurlösungen gegeben ist. Es ist im Gegenteil moralisch fragwürdig, für Spitzenleistungen, die nahezu nur hauptberuflich erreicht werden können, lediglich Entschädigungen zu gewähren und nicht die Möglichkeit einer gerechten Honorierung zu gestatten. Insbesondere geht eine Demoralisierung davon aus, daß von olympischen Athleten die Einhaltung eines Versprechens gefordert wird, das praktisch unerfüllbar geworden ist.

78. Wenn diese dritte Möglichkeit gewählt würde, müßten zu den Olympischen Spielen auch solche Sportler zugelassen werden, die ihre Leistungen mit Gelderwerb verbunden haben.

Gerade eine solche Regelung würde es gestatten, die Beteiligung an den Olympischen Spielen selbst von Honorierung freizuhalten und es auszuschließen, daß der einzelne Sportler bei den Olympischen Spielen als Werbeträger in Erscheinung tritt.

79. Der Übergang vom sportlichen Amateur zum Berufssportler würde zwar fließender, aber gleichzeitig würde die *Sportlichkeit* erhöht.

...

80. Wie in allen Bereichen des Berufslebens stellt sich auch im Berufssport die Frage nach der *Ehrlichkeit im Gelderwerb* ...

81. Wenn Sportler über eine Reihe von Jahren vollberuflich tätig werden, sollten für sie *Sozialregelungen* zur Anwendung kommen, die in allen Industrienationen im Arbeitsrecht gelten. Spitzensportler sollten die Möglichkeit haben, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Schon bestehende Regelungen der Mitbestimmung für Spitzensportler sollten auf ihre Brauchbarkeit überprüft und gegebenenfalls erweitert werden.

IV. Zum Verhältnis von Kirchen und Sportorganisationen

82. Zwischen den Kirchen und den Sportorganisationen ist es im Laufe der letzten Jahre zu einer *Annäherung*, teilweise auch zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit gekommen. Die Gespräche, die in der Mitte der Sechziger Jahre zwischen beiden Organisationen geführt wurden, fanden ihren Ausdruck in dem Briefwechsel, den Präsident Daume mit Kardinal Döpfner und Bischof Scharf geführt hat. Der *Dialog*, der auf dieser Ebene zustande gekommen ist, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß auf der Ebene der kirchlichen Ortsgemeinden und Sportvereine vielfach unbefriedigende Verhältnisse bestehen. Ein erfahrener Funktionär deutete dies mit den Worten an: „Je höher die Ebene, desto freundlicher die Worte.“ Aus diesem Grunde sind Überlegungen angezeigt, wie die *Konflikte auf der örtlichen Ebene* zu überwinden sind und wie eine gute Zusammenarbeit angebahnt werden kann.

89. Von Vertretern des Deutschen Sportbundes und der Kirchen wurde unlängst ein „Partnerschaftsprogramm“ veröffentlicht. Dieses Programm macht deutlich, daß Partnerschaft eingeübt werden muß. Dabei kommt es vor allem auf folgendes an:

a) Beide Seiten müssen sich um ein besseres Kennenlernen und Verstehen bemühen, und das nicht erst, wenn es zu Reibungen und Schwierigkeiten gekommen ist. Der gegenseitige Respekt für die Arbeit, die beide Seiten für den Menschen von heute leisten, muß ebenso gestärkt werden wie das Verständnis für die Schwächen und die Grenzen, die jeder menschlichen Gemeinschaft anhaften.

b) Es muß immer wieder überlegt werden, wo und wie man sich gegenseitig helfen, beraten und unterstützen kann, zum Beispiel bei der Beschaffung von Räumen und im Austausch von Fachleuten und Erfahrungen.

c) Im Zusammenhang mit Sportfesten sollte man sich um Modelle gemeinsamer, möglichst ökumenischer Gottesdienste bemühen. Neue Formen des gemeinschaftlichen Dienstes für die Menschen unserer Gesellschaft sollten gefunden werden.

90. In vieler Hinsicht steht der Sport heute vor ähnlichen Fragen und Problemen wie die Kirchen. Oft entsteht dort die beste Zusammenarbeit, wo man sich die eigenen Verlegenheiten gegenseitig eingesteht und gemeinsam die Nöte und Bedürfnisse der Menschen ins Auge faßt. Die Not des heutigen Menschen wird durch eine Trennung oder gar Konfrontation von Kirche und Sport nur vergrößert und das, obwohl beide das menschliche Leben bereichern wollen. Derjenige verfolgt seine eigenen Ziele am besten, der zugleich auch die Ziele anderer ins Auge faßt und berücksichtigt. Der Dienst am Menschen hat dort eine besondere Chance, wo gesehen wird, daß die Ganzheit des Menschen nach Leib und Geist eine „Einheit in der Vielfalt der Dienste“ erforderlich macht.

Bei den Olympischen Spielen in München wurde ein vielfältiger kirchlicher Dienst zur Betreuung der Sportler und Besucher eingesetzt. Pfarrer und Betreuer standen zur Verfügung; zahlreiche Veranstaltungen wurden angeboten. Der Rat der EKD, die Kirchenkonferenz und die Gliedkirchen wurden laufend über die Vorbereitungen und die Durchführung unterrichtet. Landesbischof D. Dietzfelbinger berichtete in anderem Zusammenhang darüber kurz auf der Nürnberger Tagung der Bayerischen Landessynode vom 5. bis 10. November 1972:

Als bei den Olympischen Spielen in München der dunkle Schatten des Attentats auf die so heiter gemeinten Spiele fiel, als die Namen „München“ und „Israel“ für viele wieder in erinnerungsschwere Verbindung kamen, galt es für die Kirche Jesu Christi nicht nur mensch-

lichen Gedanken nachzugehen, sondern auf das Wort Gottes zu hören und es weiterzugeben. Nach dem ökumenischen Gottesdienst im Münchner Dom stand in der Süddeutschen Zeitung am folgenden Tag: „Wieder einmal zeigte es sich, daß die Kirchen dann am besten ‚ankommen‘, wenn sie ohne viel Aufwand ihr ureigenstes Geschäft betreiben: zur Besinnung aufrufen, zur Fürbitte einladen und zum Friedensdienst Mut machen. Und das in ökumenischer Verbundenheit.“

Der Rat der EKD befaßte sich in seiner Sitzung vom 21./22. September 1972, wie die Pressemitteilung meldet,

mit besonderen kirchlichen Erfahrungen bei den diesjährigen Olympischen Spielen in München und in Kiel sowie mit Schlußfolgerungen, die aus diesen Spielen für die Öffentlichkeit, für das Verhältnis der Völker und nicht zuletzt auch für eine kritische Überprüfung der Olympischen Idee gezogen werden sollten. Bei den diesjährigen Olympischen Spielen waren kirchliche Dienste in besonders großem Umfang eingesetzt. Darin bringt die Kirche zum Ausdruck, daß es für ihre Mitwirkung an Fragen der Gesellschaft keine freien Räume gibt. Der Rat sprach allen an der Arbeit dieser kirchlichen Dienste Beteiligten Dank und Anerkennung aus. Er beauftragte den Evangelischen Arbeitskreis „Kirche und Sport“, einen ausführlichen Bericht und Vorschläge für seine weitere Arbeit nach den diesjährigen Olympischen Spielen vorzulegen.

Die evangelische Kirche nimmt besonderen Anteil an den blutigen Ereignissen während der olympischen Tage in München sowie an den vielfältigen Diskussionen, die sich daraus für Sport, Gesellschaft und Politik ergeben. In der deutschen Öffentlichkeit haben diese Vorgänge zu einer breiten Erörterung des Verhältnisses zu Israel, zu arabischen Ländern, zur Lage der Ausländer in der Bundesrepublik sowie zu praktischen Maßnahmen gegen gewalttätige ausländische Organisationen geführt. Soweit diese Maßnahmen für die Sicherheit des eigenen Landes erforderlich sind, können Einwendungen gegen sie nicht erhoben werden. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland schließt sich aber den Stimmen an, die vor der Ausbreitung einer allgemeinen Abneigung gegen Ausländer warnen. Das Verhältnis zu den Ausländern in der Bundesrepublik, namentlich zu den ausländischen Arbeitnehmern, dürfe nicht die Entwicklung einer Verunsicherung und einer gegenseitigen Entfremdung nehmen.

i) Kirchlicher Dienst an Recht und Rechtspflege

A. Thesen zur Eidesfrage

Die Arbeitstagung der EKD-Synode 1965 in Frankfurt a.M. (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1965, S. 42) richtete an den Rat die Bitte, „die Probleme des promissori- schen Eides und des Gelöbnisses auf Grund der theologischen und ethischen Voraussetzungen der Gegenwart und im Hinblick auf die praktischen Folgerungen zu untersuchen“. Diese Anregung aufnehmend berief der Rat einen Ausschuß zur Erörterung der Eidesfrage, der schon zu Beginn seiner Arbeit aus grundsätzlichen Erwägungen seinen Auftrag ausweitete und neben den promissorischen Eid alle in Rechtsleben und Rechtspflege begegnenden Eidesformen (Zeugen-, Sachverständigen- und Offenbarungseid) in seine Überlegungen einbezog. Über die Arbeit berichten die beiden Bände „Ich schwöre“ (Kaiser-Verlag, München 1968). Sie stellen den biblisch-exegetischen und den theologisch- und kirchengeschichtlichen Befund dar, untersuchen kritisch den Beamten- eid im staatlichen und kirchlichen Raum und behandeln den Zeugen- und den Soldateneid.

Eine dem Rat vorgelegte Empfehlung wurde nicht veröffentlicht, sondern einem zweiten Arbeitsgang, der in Zusammenarbeit mit einer von der Deutschen Bischofskonferenz eingesetzten Kommission durchgeführt wurde, überwiesen. Die evangelisch-katholische Eidkommission erarbeitete eine Reihe von Empfehlungen zur Eidesfrage, deren erste Fassung die grundsätzliche Zustimmung der Deutschen Bischofskonferenz, nicht aber die des Rates der EKD fand. Da aber beide Seiten die Gemeinsamkeit nicht ohne nochmalige ernsthafte Anstrengung preisgeben wollten, wurde die Arbeit erneut aufgenommen. Den in dieser Arbeitsphase erstellten „Thesen zur Eidesfrage“ stimmten die Hauptkommission der Deutschen Bischofskonferenz am 10. Februar 1972 und der Rat der EKD am 21. April 1972 zu. Beide Kirchen beauftragten ihre Bevollmächtigten in Bonn, die Thesen dem Bundespräsidenten, dem Bundestagspräsidenten und dem Bundeskanzler zu notifizieren und sie den Bundesministern des Inneren, der Justiz und der Verteidigung, den Fraktionsvorsitzenden und den beteiligten Bundestagsausschüssen zuzuleiten. Gleichzeitig wurden die Gliedkirchen unterrichtet. Die Ausarbeitung der gemeinsamen Eidkommission, die bei den staatlichen Stellen interessierte Aufnahme fand, lautet:

THESEN ZUR EIDESFRAGE

Die Kirchen nehmen an der gegenwärtigen öffentlichen Diskussion über Recht und Praxis des Eides im Staat teil, zumal der Eid immer schon theologisch und ethisch erörtert wurde. Diese Erörterung hat herkömmlich zwei Anlässe: Einmal die Mitverantwortung der Kirchen für das Wohl der Allgemeinheit, zum anderen die Gewissensberatung der Christen, die einen Eid leisten müssen. Heute kommen noch besondere Gründe hinzu. In der öffentlichen Diskussion wird die religiöse Eidesform, von der die Gesetze grundsätzlich ausgehen, mit dem Argument angegriffen, diese Form widerspreche der weltanschaulichen Neutralität des Staates. Die Kirchen müssen die Gewissensbedenken derer ernst nehmen, welche die religiöse Eidesform ablehnen, wie immer diese Bedenken begründet werden; sie wollen auch die Gewissensfreiheit derer geachtet und erhalten sehen, welche an der religiösen Eidesform festhalten. Ferner erinnern die Kirchen daran, daß der Staat auch mit Hilfe des Eides keine totale Gewissensbindung vollziehen darf, welche die sittliche Verantwortung des einzelnen aufhebt. Die kirchliche Lehre hat von jeher auf die Grenzen eidlicher Bindung hingewiesen. Diese Grenzen bleiben bestehen, wenn neben die religiöse Eidesform eine nichtreligiöse Form tritt.

Die nachstehenden Ausführungen wollen nicht eine Theologie des Eides entfalten. Sie zielen auf die Frage der Eidesverwendung im staatlichen Bereich. Zum Verständnis der folgenden Thesen ist zu beachten, daß hier unter Eid, dem juristischen Eidesbegriff entsprechend, sowohl die religiöse wie die nichtreligiöse Bekräftigung einer Aussage oder eines Versprechens verstanden wird.

1. Recht und Pflicht des Staates bei der Eidesforderung

In der Verantwortung für die Rechtsgemeinschaft kann der Staat von seinen Bürgern fordern, daß sie die Wahrhaftigkeit einer Aussage oder die Zusage der gewissenhaften Erfüllung besonderer Verpflichtungen eidlich bekräftigen.

Bei der rechtlichen Ausgestaltung dieser Forderung muß der Staat die – positive wie negative – Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses wahren. (Art. 4 Abs. 1 des Grundgesetzes).

Erläuterung:

Die Bedeutung der Rechtspflege für den Staat, die Gesellschaft und den einzelnen Bürger rechtfertigt eine besondere, mit strafrechtlicher Sanktion versehene Bekräftigung wichtiger Aussagen.

Das Recht, von demjenigen Bürger, der besondere Pflichten übernimmt, die Bekräftigung der gewissenhaften Erfüllung solcher Pflichten zu fordern, ergibt sich für den Staat aus der Bedeutung der Tätigkeit dieser Bürger für das Wohl der Allgemeinheit.

Kann so der Staat um der Rechtspflege und des Rechtssuchenden sowie um des Wohles der Allgemeinheit willen von allen Bürgern eine Bekräftigung bestimmter Aussagen und Verpflichtungen verlangen, so muß er in der Form solcher Bekräftigung der religiösen und weltanschaulichen Vielfalt des Staatsvolkes Rechnung tragen. Deshalb muß der zur Bekräftigung Verpflichtete, der seine Bindung und Verantwortung letztlich im Glauben an Gott begründet und begrenzt sieht, dies wie bisher zum Ausdruck bringen können. Es verbietet sich jedoch, die religiöse Form der Bekräftigung jedem Bürger zwingend vorzuschreiben; das entspricht geltendem Verfassungsrecht (Art. 140 des Grundgesetzes in Verbindung mit Art. 136 Abs. 4 der Weimarer Reichsverfassung).

Es sollten daher zwei Formen der eidlichen Bekräftigung zur Wahl gestellt werden, die religiöse und die nichtreligiöse.

2. Grenzen der Eidesbindung

Jeder Eid hat seine Grenze in vorgegebenen sittlichen Grundsätzen. Besonders für den Versprechenseid gilt, daß staatliche Gesetze und Anordnungen die Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit nicht beseitigen können.

Erläuterung:

Es entspricht christlicher Lehre und Tradition, daß ein Eid in Bezug auf den Eidesinhalt keine absolute Bindung bedeutet. Er kann nicht die Verantwortung und Entscheidung des Eidgebers ersetzen. Es ist nur derjenige Eid verbindlich, der „in veritate, iudicio et justitia“ (in Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit) geleistet wird.

Dem Mißbrauch des Eides, insbesondere in totalitären Staaten, haben die Kirchen daher offen zu widersprechen und zu widerstehen. Die Grenzen der Bindung müssen die Kirchen um der Freiheit der Staatsbürger und um des Sittengesetzes willen auch gegenüber der nichtreligiösen Form des Eides geltend machen.

3. Wahlfreiheit

Zur Wahrung der Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses muß dem einzelnen die volle Möglichkeit gegeben werden, zwischen der religiösen und einer nichtreligiösen Eidesform zu wählen. Eine Belehrung über die Wahlmöglichkeit ist zwingend vorzuschreiben. Beide Formen müssen gleichrangig nebeneinander stehen und dieselbe Rechtswirkung haben.

Erläuterung:

Die Notwendigkeit einer Wahlmöglichkeit für den zur Eidesleistung Verpflichteten ist in der Erläuterung zu These 1 dargelegt worden.

Die Belehrung über die Wahlmöglichkeit soll sich jeder Beeinflussung enthalten.

Es wäre zu überprüfen, ob nach Einführung der Wahlmöglichkeit die besonderen Regelungen für bestimmte Religionsgemeinschaften (z. B. „Mennonitenprivileg“) entfallen können.

4. Eidesformeln

A. Es kommen folgende Formeln in Betracht:

I. Für die religiöse Formel wird auf das geltende Recht verwiesen. Dieses sieht vor:

1. Z. B. für den Zeugen im Strafprozeß:

„Die Verteidigung erfolgt in der Weise, daß der Richter an den Zeugen die Worte richtet:

„Sie schwören bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß Sie nach bestem Wissen die reine Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen haben“

und der Zeuge hierauf die Worte spricht:

„Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe.“

Der Schwörende soll bei der Eidesleistung die rechte Hand erheben.“ (§ 66 c der Strafprozeßordnung.)

2. Z. B. für den Zeugen im Zivilprozeß:

„Der Eid wird in der Weise geleistet, daß der Richter die Eidesnorm mit der Eingangsformel: „Sie schwören bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden“ vorspricht und der Schwurpflichtige darauf die Worte spricht (Eidesformel): „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe.“

Der Schwörende soll bei der Eidesleistung die rechte Hand erheben.

Sollen mehrere Personen gleichzeitig einen Eid leisten, so wird die Eidesformel von jedem Schwurpflichtigen einzeln gesprochen.“ (§ 481 der Zivilprozeßordnung. Die Norm z. B. für den Zeugen ist in § 392 ZPO formuliert.)

3. Z. B. für den Beamten:

„Ich schwöre, das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland und alle in der Bundesrepublik geltenden Gesetze zu wahren und meine Amtspflicht gewissenhaft zu erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“ (§ 58 Bundesbeamtenengesetz.)

II. Für die nichtreligiöse Formel wird in Abänderung des geltenden Rechts vorgeschlagen:

1. Z. B. für den Zeugen im Strafprozeß:

Der Richter richtet an den Zeugen die Worte:

„Sie versichern im Bewußtsein der hiermit verbundenen besonderen Verantwortung, daß Sie nach bestem Wissen die reine Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen haben.“

Der Zeuge spricht hierauf die Worte:

„Ich versichere es.“

2. Z. B. für den Zeugen im Zivilprozeß:

Der Richter spricht die Norm mit der Eingangsformel:

„Sie versichern im Bewußtsein der hiermit verbundenen besonderen Verantwortung“ vor, und der Zeuge spricht darauf die Worte: „Ich versichere es“.

Sollen mehrere Personen gleichzeitig diese Versicherung abgeben, so wird die Formel von jedem Zeugen einzeln gesprochen.

3. Z. B. für den Beamten:

„Ich verspreche im Bewußtsein der hiermit verbundenen besonderen Verantwortung, das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland und alle in der Bundesrepublik geltenden Gesetze zu wahren und meine Amtspflicht gewissenhaft zu erfüllen.“

B. Nach Möglichkeit sollten die unterschiedlichen Fassungen der Formeln in Bundes- und Landesgesetzen vereinheitlicht werden.

Erläuterung:

Wer es wünscht, soll bei der Eidesleistung die religiöse Formel, wählen können (Art. 4 Abs. 22 GG). Die nichtreligiöse Formel sollte so beschaffen sein, daß sie niemanden in Gewissensbedenken bringt und daß auch der Christ sie verwenden kann, wenn ihm die religiöse Formel untragbar erscheint.

Um die Formeln klarer zu gestalten und eine Häufung von Eiden (vgl. These 6) zu vermeiden, ist eine möglichst einheitliche Fassung anzustreben. Viele Unterschiede in den Eidesbestimmungen der zur Zeit geltenden Gesetze sind sachlich nicht begründet.

5. Diensteid der Soldaten

Der Eid der Berufs- und Zeitsoldaten ist im Zusammenhang mit der Eidesleistung im übrigen öffentlichen Dienst zu sehen.

Die Grundmuster für den Diensteid der Beamten sollten auch für die Berufssoldaten und die Soldaten auf Zeit gelten.

Erläuterung:

Bei der Beratung über den Soldateneid haben sich weite Kreise zu dessen Einführung nur deshalb bereit erklärt, weil es ungerechtfertigt erschien, die Berufssoldaten und die Soldaten auf Zeit anders zu behandeln als Beamte und Richter.

Der Vorschlag der These soll zugleich zur Lösung der Probleme, die aus der jetzt geltenden Regelung des Soldateneides entstanden sind, beitragen. (Zur Problematik: Vgl. Weißbuch 1970 Zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Lage der Bundeswehr Ziff. 166.)

Einschränkung der Eidesleistungen

Eine Häufung von Eiden ist soweit wie möglich zu vermeiden.

- a) Die eidliche Bekräftigung einer Aussage ist nur in wichtigen Fällen vorzusehen.
- b) Beamte, Richter und Soldaten sollten eine Aussage, die sie über eine dienstlich gemachte Wahrnehmung als Zeuge leisten, unter Berufung auf ihren Diensteid bekräftigen können.
- c) Beamte, Richter und Soldaten sollten in der Regel nur einmal einen Diensteid leisten.

Erläuterung:

Der besonderen Bedeutung des Eides muß mehr als bisher ein sparsamer Gebrauch entsprechen. Mit Recht wird beklagt, daß sowohl beim Aussage- als auch beim Versprechenseid eine schematische Anwendung dazu führt, den Eid als bloße Formalität zu behandeln und zu empfinden. Es wird nicht verkannt, daß die in der These aufgestellte Forderung die Änderung zahlreicher Gesetze, insbesondere dienstrechtlicher Art, erforderlich macht.

7. Persönlicher Charakter der Eidesleistung

Auch ein Diensteid sollte nach Möglichkeit von jedem dazu Verpflichteten einzeln geleistet werden.

Erläuterung:

Der personale, auf die Verantwortung des einzelnen hinzielende Charakter des Eides sollte auch in der äußeren Form der Bekräftigung zum Ausdruck kommen. Das entspricht der geltenden Regelung für den Zeugeneid.

B. Vollzug der lebenslangen Freiheitsstrafe

Am 14. Februar 1972 richtete der Vorsitzende des Rates der EKD Landesbischof D. Dietzfelbinger an den Bundespräsidenten, den Bundesminister der Justiz und an die Ministerpräsidenten der Länder folgendes Schreiben:

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich in seiner Sitzung am 19. 1. 1972 mit der Frage des Vollzugs der lebenslangen Freiheitsstrafe befaßt, nachdem er in der letzten Zeit insbesondere durch evangelische Pfarrer, die in den Justizvollzugsanstalten tätig sind, immer stärker darauf hingewiesen und um eine Äußerung aus der Sicht der Kirche gebeten worden ist.

Der Rat beobachtet, daß viele Christen über die derzeitige Handhabung des Vollzugs der lebenslangen Freiheitsstrafe besorgt sind und sich in ihrem Gewissen beunruhigt fühlen. Er teilt diese Sorge und ist der Ansicht, daß es sich bei den damit zusammenhängenden Fragen um ein eminent christliches, ethisches und menschliches Problem handelt. Deshalb bittet er die Träger des Begnadigungsrechtes, die nachfolgend geschilderten Gesichtspunkte

1. der Gestaltung des Vollzugs,
 2. der Uneinheitlichkeit der Gnadenpraxis und
 3. der derzeitig strengen Handhabung des Begnadigungsrechts
- zu prüfen und zu berücksichtigen.

Zu 1. Es ist die Auffassung des Rates, daß in der Gestaltung des Vollzugs alles zu geschehen hat, um der persönlichkeitszerstörenden Wirkung einer langen Haft entgegenzuwirken.

Zwar hat der Gesetzgeber im neuen Strafgesetzbuch die Möglichkeit einer bedingten Entlassung der zu lebenslanger Freiheitsstrafe Verurteilten nicht ausdrücklich aufgenommen. Es bestand aber bei den Beratungen weitgehende Übereinstimmung darüber, daß man dem Verurteilten jedenfalls die Hoffnung auf eine Entlassung nicht nehmen darf und daß ihn die Begnadigungspraxis vor der Persönlichkeitszerstörung bewahren muß.

Diese Anliegen sind auf dem Hintergrund der Erfahrung zu sehen, daß spätestens nach einer Haftdauer von etwa 15 Jahren der Persönlichkeitsverfall kaum noch auszuschließen ist. Die Prüfung und Entscheidung über die Begnadigung sollten sich daher unbeschadet anderer kriminalpolitischer Belange an diesem Zeitpunkt mindestens orientieren.

In diesem Zusammenhang wäre zu prüfen, wie weit die Kriterien der Menschenwürde (entsprechend Art. 1 GG) auch für die Haftdauer lebenslänglich Verurteilter zu gelten haben.

Zu 2. Die Sorge des Rates gilt auch einer erkennbar nicht einheitlichen Begnadigungspraxis der einzelnen Bundesländer, die das Gerechtigkeitsempfinden berührt, Verwirrung stiftet und helfende Bemühungen im Strafvollzug erschwert. Die Orientierung an einer Richtzeit würde es auch erleichtern, die ungute Erfahrung einer uneinheitlichen Begnadigungspraxis abzumildern. Denn obwohl nicht zu verkennen ist, daß gerade unter dem Gesichtspunkt der Humanität die persönlichkeitszerstörende Wirkung der Haft sehr sorgfältig am einzelnen Verurteilten geprüft werden muß: Eine nicht einheitliche Praxis beeinträchtigt nicht nur das Gerechtigkeitsempfinden, sondern verhindert auch die Einsicht des Verurteilten in sein Schicksal; sie mindert damit seine sittlichen Abwehrkräfte gegenüber zerstörerischen Einflüssen.

Jede Begnadigung kann nur individuell, nie generell erfolgen. Auch muß der Schutz unserer Gesellschaft vor Triebtätern und Berufsverbrechern bedacht werden, damit die Gefahr neuer Verbrechen soweit wie möglich abgewehrt wird.

Zu 3. Das Augenmerk des Rates richtet sich besonders darauf, daß die derzeitige Begnadigungspraxis in der Bundesrepublik im Vergleich zum Ausland sehr streng gehandhabt wird. Da die Härte im deutschen Strafvollzug seit 1945 offenbar durch die Abschaffung der Todesstrafe mitbegründet ist, sollte sie nicht für alle Zeiten mit diesem Schatten belastet bleiben.

Es wird beobachtet und befürchtet, daß eine allzu lange Dauer der Haft, nicht selten verstärkt durch die Ungewißheit über eine eventuelle Begnadigung überhaupt, zur Persönlichkeitsveränderung und Persönlichkeitszerstörung des Verurteilten mit allen Konsequenzen – der Resignation, Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Lebensuntauglichkeit, aber auch der unguten Affekte und der aggressiven Verzweiflung – führt oder führen kann, die inhumane Züge gewinnt und den Charakter des Rechtsstaates angeht.

Die Abwehr dieser zerstörenden Einflüsse ist im übrigen, und wie immer man sonst zum Vergeltungsgedanken im Strafrecht steht, das zentrale Problem jeder Gestaltung des Vollzugs einer langen Freiheitsstrafe. Der Rat unterstützt daher nachdrücklich alle Bestrebungen und Versuche, auch den Vollzug der lebenslangen Freiheitsstrafe an den Prinzipien der zwischenmenschlichen Hilfe im Sinne eines wohlverstandenen Resozialisierungsversuches auszurichten. Er betont, daß zu dieser Hilfe auch die Vorbereitung auf eine Entlassung sowie die Betreuung nach dem Übergang in die Freiheit gehören.

Ich wäre dankbar, wenn die vorgetragenen Gesichtspunkte in Ihre Erwägungen einbezogen werden könnten, und bin

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

gez. D. Dietzfelbinger

8. WELTWEITE DIAKONIE ALS DIENST AN FRIEDEN UND GERECHTIGKEIT

*a) Das Anti-Rassismus-Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen*¹⁸

Die Diskussion über das Anti-Rassismus-Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen kam im Berichtsjahr nicht zum Abschluß. Die EKD und ihre Gliedkirchen befaßten sich mit dem Gesamtproblem oder besonderen Fragen, die im Zusammenhang des Programms akut wurden.

Die Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Baden beschloß auf ihrer Tagung vom 22. bis 27. Oktober 1972:

I.

Als Kirche Jesu Christi weiß sich die Evangelische Landeskirche in Baden verpflichtet, auf der Seite der Unterdrückten, Armen und Leidenden in aller Welt zu stehen und ihnen zu helfen. Eine besondere Hilfe ist da notwendig, wo Menschen unter Rassendiskriminierung leiden. Deshalb bejaht und unterstützt die Landessynode der Evangelischen Kirche in Baden das Anti-Rassismus-Programm des ÖRK im Sinne der Entschließungen von Addis Abeba vom 10. bis 21. Januar 1971.

II.

1. Bewußtseinsbildung betr.

a) Die Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Dienste in Baden soll ein Aktionsprogramm ausarbeiten, das geeignet ist, in den Gemeinden so eingesetzt zu werden, daß es bewußtseinsbildend wirkt.

b) Arbeitsmaterial zum Thema ARP soll bereitgestellt werden.

c) Die Bewußtseinsbildung soll über Behandlung des ARP auf einer Tagung der Bezirks-synoden sowie auf Pfarrkonferenzen bzw. Pfarrkonventen ihren Lauf nehmen. Außerdem soll ein thematischer Gottesdienst in den Ortsgemeinden gehalten werden.

d) Das geplante Sonderheft der „Mitteilungen“ sollte möglichst eine wörtliche Wiedergabe der Referate und ein Gottesdienstmodell zu diesem Thema enthalten.

2. a) Dem Antrag, für den Sonderfonds des ÖRK zur Bekämpfung des Rassismus Kirchensteuermittel zur Verfügung zu stellen, kann nicht entsprochen werden.

Es wird beschlossen:

b) Für das Anti-Rassismus-Programm überplanmäßig aus Haushaltsmitteln 50 000,— DM zu bewilligen; bei der Auswahl eines geeigneten Projekts soll sich ein dreiköpfiger Unterausschuß des Finanzausschusses von Oberkirchenrat Kemper, Frankfurt, beraten lassen.

c) Ein Sonderkonto einzurichten, auf das Spenden für das Anti-Rassismus-Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen eingezahlt werden können, und auf die Möglichkeit, durch Beschluß des jeweiligen Kirchengemeinderates auch freie Kollekten auf dieses zu überweisen, hinzuweisen.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist nach wie vor die nicht hinreichend geklärte und noch strittige Frage, ob es zu verantworten ist, auch solche gegen den Rassismus sich stellende Gruppen mit kirchlichen Mitteln zu unterstützen, die in ihrem Bemühen um bessere Gerechtigkeit und größere Freiheit die Anwendung von Gewalt nicht grundsätzlich ablehnen und ausschließen. Dazu lag dem Landeskirchentag (Landessynode) der Evangelisch-reformierten Kirche in Nord-

18. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1970, S. 113ff.; 1971, S. 131ff.

westdeutschland auf ihrer Tagung im Frühsommer 1972 eine Ausarbeitung seines Ökumenischen Ausschusses vor:

THESEN ZUR FRAGE DER „GEWALT“ IM ZUSAMMENHANG MIT DEM ANTIRASSISMUSPROGRAMM DES ÖKUMENISCHEN RATES

I.

a) Mit Christus ist das Reich Gottes auf dieser Erde angebrochen. Wir leben auf seine Vollendung hin. Der Inhalt des Reiches Gottes ist der „Schalom“. Schalom bedeutet „Friede“ im umfassenden Sinne: Die ungebrochene Gemeinschaft der Menschen mit Gott und die völlige Neuordnung des menschlichen Zusammenlebens.

Diese Neuordnung umschließt soziale Gerechtigkeit, die Gleichberechtigung aller Rassen, die Aufhebung aller Klassegegensätze, den gleichmäßigen Anteil aller Menschen an den Gütern der Erde, die Möglichkeit für jeden Menschen, an den ihn betreffenden Entscheidungen beteiligt zu werden, die Überwindung des Profitstrebens, die Bezogenheit aller menschlichen Arbeit auf das Wohl der Gesamtheit usw.

Ein entscheidendes Kennzeichen des Reiches Gottes ist, daß alle Konflikte ohne Gewalt (physische und psychische) ausgetragen werden. Der „Gegner“ soll nicht gedemütigt, unterdrückt und ausgeschaltet werden, sondern für eine neue, bessere Gemeinschaft gewonnen werden.

b) Die Kirche hat von ihrem Herrn den Auftrag bekommen, sich in den Dienst des Reiches Gottes, in den Dienst des Friedens zu stellen. Sie tut das im Vertrauen auf die Gegenwart des Reiches Gottes und in der Hoffnung auf seine umfassende Offenbarwerdung und Vollendung. Ihr Dienst geschieht in einer dreifachen Weise.

1. Sie verkündigt die Gegenwart und die Zukunft des Friedens, indem sie von dem Reiche Gottes erzählt, das mit Christus unter uns angebrochen ist, und indem sie die Hoffnung auf die Vollendung wachhält, die Gott zu seiner Zeit geben wird (Kerygma).

2. Sie macht den Frieden zeichenhaft sichtbar, indem sie ihn lebt in ihrer Gemeinschaft, einer Gemeinschaft der gerechtfertigten Sünder, die einander annehmen und einander zu ihrem Recht kommen lassen (Koinonia). Es ist eine Gemeinschaft, in der alle Grenzen der Welt, auch die der Rasse, bedeutungslos geworden sind.

3. Sie gibt den Frieden weiter durch ihren Dienst in der Welt, indem sie überall Unrecht bekämpft, den Erniedrigten und Verachteten beisteht und sich um Gerechtigkeit und Hilfe für jedermann bemüht (Diakonia). Denn gerade den Leidenden, Erniedrigten, Entrechteten, den an ihrem vollen Menschsein Gehinderten hat Jesus das Reich Gottes als ihre Hoffnung zugesprochen (Mt. 5,3–12; 11,2–6; Lk. 6,20–23).

Alles in allem: Eine Kirche, die den Anbruch des Reiches Gottes ernst nimmt und auf seine Vollendung wartet, darf sich nicht damit begnügen, Lebensmöglichkeiten unter den bestehenden Ordnungen aufzuzeigen und den Einzelnen zu trösten. Sie ist auch dazu berufen, an den revolutionären Veränderungen der Welt aktiv teilzuhaben, und zwar immer in der Weise, daß sie sich für das Recht und die Gleichwertigkeit jedes Menschen einsetzt gegen Diskriminierung, gegen Ausbeutung, gegen Entfremdung, gegen Verplanung, gegen Bürokratismus. Das Reich Gottes ist von Jesus ja nicht nur angekündigt, sondern auch praktiziert worden in der Gemeinschaft mit den Zöllnern und Sündern, den Armen und Aussätzigen. Sie alle wurden nicht getröstet, sondern bekamen schon jetzt neues Lebensrecht und neue Lebensmöglichkeit. Immer geht es in der Bibel, im AT wie im NT um das umfassende Neue, das jetzt beginnen soll.

c) Die Kirche hat eine besondere Verpflichtung, sich auf diesem Wege für Gewaltfreiheit einzusetzen. Der gewaltfreie Weg ist nicht eine Frage der Taktik, sondern ist ein Teil der Sache selbst, um die es im Reiche Gottes geht: Die Kraft der Liebe, die die Feindschaft überwindet und Versöhnung stiftet. Der gewaltfreie Weg ist der Weg Christi, der Weg des Widerspruchs zu den Gesetzen der Welt, der Weg auch des Leidens.

Gewalt schafft keine Gemeinschaft und keine neue Gesellschaft, sondern schafft nur neue Fronten und neue Gegensätze von Herrschenden und Unterdrückten. Gewalt ist in sich reaktionär und ein Widerspruch gegen die neue Welt, die mit Christus gekommen ist. Al-

lein der Verzicht auf Gewalt trägt in sich die Merkmale des Neuen, das begonnen hat und sich vollenden soll. Denn Liebe und Gewalt schließen einander aus. Der gewaltfreie Weg ist der wahrhaft revolutionäre Weg.

Den gewaltfreien Weg kann die Kirche in einer dreifachen Weise gehen:

1. Für sich selbst muß sie auf jeden Schutz durch Gewalt verzichten. Aber damit ist es nicht genug. Ihr Friedensdienst muß sie
2. zu der Aufgabe führen, gewaltsame Verteidigung durch gewaltlose Verteidigung zu ersetzen. Bestehende Zustände, die als verteidigungswert angesehen werden, können auch ohne physische Gewalt verteidigt werden (Theodor Ebert: Soziale Verteidigung).
- Es geht aber nicht nur um Verteidigung des Bestehenden, sondern auch um Veränderung des Bestehenden, wenn es ungerecht ist. Darum ist der Kirche
3. aufgegeben, Modelle zu entwickeln, die zeigen, wie ungerechte Zustände anstatt durch Gewalt auf gewaltlose Weise verändert werden können (Gandhi, Luthuli, M. L. King, Ostermarschierer, Generalstreik nach dem Kapp-Putsch, Studentenproteste).
- Gewaltfreiheit bedeutet also nicht, jeden Druck von außen hinzunehmen, und bedeutet auch nicht, auf die Veränderung des Bestehenden zu verzichten. Gewaltfreiheit ist im Gegenteil der bessere Weg, Errungenschaften zu verteidigen und soziale Gerechtigkeit durchzusetzen. Sie versucht, das Böse durch das Gute zu überwinden (Röm. 12,21). Sie stiftet Gemeinschaft, anstatt Gemeinschaft zu zerstören. Sie setzt auf den Frieden des kommenden Reiches Gottes und nicht auf das gewalttätige Wesen der vergehenden Welt. Gewaltfreiheit ist wahrhaft revolutionär!

II.

a) Das Antirassismusprogramm des ÖRK soll dazu beitragen, die Rassendiskriminierung in unserer Welt zu überwinden und eine Umverteilung der Macht in der Weise zu erwirken, daß die jetzt Machtlosen den jetzt Mächtigen gleichgestellt werden. Es stimmt außerordentlich hoffnungsvoll, daß die Kirchen gemeinsam und entschieden ein Weltproblem angehen, ohne sich dabei auf ihre eigenen Interessen festzulegen. Rassismus ist eine Beleidigung der Menschenwürde, eine Verachtung des Schöpferwillens Gottes (Gen. 1,27), eine Verleugnung der Versöhnungstat Christi (Gal. 3,26–28), eine Verhöhnung der Menschenrechte. Darum werden die meisten Christen dem Antirassismus-Programm grundsätzlich zustimmen. Nun hat der ÖRK aber beschlossen, über das Hauptprogramm hinaus einen Sonderfonds einzurichten, der Organisationen rassistisch unterdrückter Menschen in ihrem Kampf um wirtschaftliche, soziale und politische Gerechtigkeit unterstützen soll. An diesem Sonderfonds entzündet sich die Kritik.

b) Unter den 24 Organisationen, denen die Gelder des Sonderfonds bisher zugewiesen worden sind, befinden sich einige, die Gewalt als letztes Mittel zur Bekämpfung des Rassismus nicht ausschließen. Es sind Bewegungen von Schwarzen im Süden Afrikas, die in einem direkten militärischen Kampf gegen die rassendiskriminierende Herrschaft der Weißen stehen (Mozambique, Angola, Guinea Bissao, Rhodesien).

Können Kirchen diese Bewegungen und damit die Anwendung von Gewalt unterstützen? Widerspricht das nicht dem oben angedeuteten Auftrag, das Friedensreich Gottes zu verkünden? Diese Frage muß uns alle schwer belasten, und sie ist kaum eindeutig zu beantworten. Wir meinen aber, daß wir uns aus folgenden Gründen nicht von den Befreiungsbewegungen im Süden Afrikas zurückziehen dürfen:

1. Eine glaubhafte Ablehnung von Gewalt muß bei uns selbst beginnen. Wenn wir die Gewaltlosigkeit proklamieren, dann haben wir zuerst einmal in unserem eigenen Land zu versuchen, die Strukturen von Militarismus und Gewalt zu überwinden. Wir können nicht auf der einen Seite für uns selbst den Schutz einer starken Wehrmacht in Anspruch nehmen und einen gewaltigen militärischen Machtapparat aufbauen und auf der anderen Seite denen die Anwendung von Gewalt vorwerfen, die sich seit Jahrhunderten einer brutalen Ausbeutung und Verachtung ihrer Menschenwürde gegenübersehen. Das empfinden wir als Heuchelei. Helmut Gollwitzer sagt: „Wer den Militärdienst für vereinbar mit der christlichen Existenz hält und die Teilnahme an einer gewaltsamen Revolution nicht, wer also zum Kriege sich nicht-pazifistisch und zur Revolution sich pazifistisch verhält, der arbeitet mit einer doppelten Buchführung“ (Die reichen Christen und der arme Lazarus, S. 76).

Erst wenn wir uns in unserem Lande ernsthaft darum bemühen, die „soziale Verteidigung“ an Stelle des militärischen Austragens von Konflikten zu setzen, wenn wir also selber das

Risiko eingehen, auf Gewalt zur Verteidigung zu verzichten, dann können wir auch anderen den gewaltlosen Weg empfehlen. Es mutet allerdings sehr merkwürdig an, wie Eugen Carson Blake in einem Interview gesagt hat, daß ausgerechnet diejenigen in der BRD die Gewaltlosigkeit entdecken angesichts des Antirassismus-Programms, die sich sonst für die Bundeswehr, für den Aufbau einer starken militärischen Front gegenüber dem Osten eingesetzt haben. Es würde mir mehr imponieren, sagte Blake, wenn Leute wie Martin Niemöller sich gegen den Sonderfonds aussprächen als die anderen, die in anderen Zusammenhängen nichts gegen Gewalt hatten.

Ganz gewiß ist uns das Bemühen um Gewaltfreiheit aufgegeben. Damit müssen wir aber bei uns beginnen, wo es uns etwas kostet, und nicht dort, wo es uns nichts kostet, sondern diejenigen, die die unterdrückende Gewalt erleiden müssen. Der Weg, den viele Kritiker des Sonderfonds gehen, sieht aber genau umgekehrt aus: Bei uns bleibt alles beim alten, aber von den jahrhundertlang Tyrannisierten verlangen sie ausgerechnet in dem Augenblick, wo sie sich gegen die Weißen erheben, den neuen Weg des Verzichtes auf Gewalt. So kann man nicht vorgehen. Wir haben hier den gewaltfreien Weg zu versuchen. Erst dann können wir von unseren Erfahrungen her und von dem Einsatz unserer Existenz her auch den anderen raten.

2. Eine glaubhafte Ablehnung von Gewalt müßte sich in erster Linie gegen die richten, die zuerst und primär Gewalt angewendet haben. Die unterdrückende Gewalt ist von den weißen Kolonialmächten und von den weißen Herrschaftsschichten in Portugal, Südafrika und Rhodesien ausgegangen. Was haben wir gegen Portugal, Südafrika usw. unternommen? Wir haben ihre Unterdrückungspolitik noch kräftig wirtschaftlich und militärisch unterstützt und davon profitiert (z. B. Waffenlieferungen an Portugal im Rahmen der NATO). Keine Kirche hat ein Wort dagegen gefunden. Hier wäre doch der entscheidende Ort, um Gewalt zu kritisieren.

Wir fassen beide Punkte zusammen:

Solange wir nicht in unserem eigenen Lande Gewaltfreiheit praktizieren und nicht diejenigen bekämpfen, die heute noch eine rassistische Politik betreiben, solange wir uns also dort nicht für den Verzicht auf Gewalt einsetzen, wo es unsere eigenen Interessen berührt, können wir nicht die zum Verzicht auf Gewalt aufrufen, die als jahrhundertlange Opfer die allerschwächsten sind, können wir nicht da Gewaltfreiheit fordern, wo es uns rein gar nichts kostet, sondern uns nur Schwierigkeiten mit den Mächten erspart. Allein der, der konsequent für sich den Weg der Gewaltfreiheit geht, etwa selbst den Kriegsdienst verweigert, und der entschlossen etwa die Waffenlieferungen der BRD an Portugal angreift, hätte das Recht, auch andere zur Gewaltfreiheit aufzurufen.

3. Gewalt ist immer etwas Furchtbares. Dennoch ist die Gewalt der Befreiungsbewegungen nicht gleichzusetzen mit der Gewalt der Unterdrücker. Es sieht so aus, als ob die eine Seite für Recht und Ordnung sorgt, nämlich die Regierungen in Südafrika, Portugal und Rhodesien, und als ob die andere Seite die Ordnung erschüttert und Gewalt in einen an sich friedlichen Zustand hineinträgt. Aber dieser Eindruck täuscht. Der Zustand war vor dem Auftreten der Befreiungsbewegungen nicht friedlich. Er war ungerecht. Die Machtlosen wurden unterdrückt, ausgepowert, als Menschen niederer Klasse behandelt. Die ganze staatliche Ordnung basierte und basiert darauf, daß die einen die Herrschaft über die anderen haben, daß die einen den anderen zu Diensten stehen müssen. Solche staatliche Ordnung basiert also auf Gewalt.

Wir müssen uns also vor Augen halten, daß die Gewalt ausgegangen ist von den beherrschenden Mächten der Weißen. Die Gewalt der Befreiungsbewegungen ist daher nur sekundäre Gewalt (Camara). Die Schwarzen reagieren nur auf die sie bedrückende Gewalt, nachdem sie sie jahrhundertlang erduldet haben, und nachdem sie keinen anderen Ausweg sahen. Welchen Ausweg haben wir, die Christen Europas, ihnen denn gezeigt? Die Menschen, die zur Gegengewalt als letzten Ausweg greifen, sind in geringerem Maße verantwortlich für die Gewalt als diejenigen, die einen total ungerechten status quo mit Gewalt aufrecht erhalten. Deshalb kann bei aller Ablehnung der Gewalt doch die Gewalt auf beiden Seiten nicht in gleicher Weise beurteilt werden. Gewalt bei den Weißen (= Christen) war immer da, seit sie mit den Andersfarbigen in Berührung kamen. Den Schwarzen blieb jahrhundertlang die Gewalt versagt. Erst jetzt führen sie dort den gewaltsamen Kampf, wo sie keine Hoffnung mehr hatten, daß die Gewalt der Weißen (= Christen) schwin-

den würde. Können wir Christen diese Gegengewalt verdammen? Können wir diese Gewalt gleichsetzen mit dem, was wir Weißen getan haben und noch tun?

4. Die Kirchen in den Ländern der Weißen sind durch ihre Unterstützung des Kolonialismus und Rassismus in der Vergangenheit in einer Weise schuldig geworden, daß sie sich nicht zu Kritikern der Befreiungsbewegungen aufwerfen dürfen, sondern zur Solidarität mit den Opfern der Rassendiskriminierung und zur Wiedergutmachung verpflichtet sind.

5. Ein Gemeindeglied sagte: „Wenn sich die Gemeinde am Sonderfonds beteiligt, dann unterstützt sie Mörder und wird selbst zum Mörder. Aus dieser Gemeinde trete ich aus.“ – Hier ist die entscheidende Frage noch einmal ganz hart gestellt. Sicher, wer Gewalt unterstützt, wird schuldig. Nur ist es ein Irrtum, zu meinen, wir wären ohne Schuld, wenn wir uns vom Sonderfonds zurückzögen. Wenn wir den Organisationen rassistisch unterdrückter Gruppen unsere Solidarität versagen, tun wir genau das, was diejenigen wollen, die an der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes interessiert sind. Wir unterstützen damit die unterdrückende Gewalt. Eine angebliche Neutralität gibt es nicht. Schuldig werden wir so oder so. Wir müssen uns entscheiden.

Entweder halten wir es mit denen, die die Aufrechterhaltung der weißen Vorherrschaft und die Trennung der Rassen (sprich: Diskriminierung der schwarzen Rasse) zu ihrem Programm erhoben haben, oder wir erklären uns solidarisch mit den Opfern der weißen Vorherrschaft, die ihre wirtschaftliche, soziale und politische Gleichberechtigung erkämpfen. Einen dritten Weg dazwischen sehen wir nicht, schon gar keinen Weg des Sich-Heraushaltens.

Die Entscheidung kann dann doch nur vom Evangelium, vom Anbruch des Reiches Gottes her so lauten, wie sie der ÖRK in Addis Abeba formuliert hat: „Der Zentralausschuß ist der Ansicht, daß die Kirchen stets auf der Seite der Befreiung von Unterdrückten und der Opfer von Gewaltmaßnahmen, die grundlegende Menschenrechte verletzen, stehen müssen. Er weist auf die Tatsache hin, daß in vielen Fällen Gewalt der Aufrechterhaltung des Status quo inhärent ist. Dennoch kann und will der ÖRK sich nicht vollständig mit einer politischen Bewegung identifizieren, noch richtet er die Opfer des Rassismus, die zwangsläufig zur Gewalt greifen, weil sie die ultima ratio zur Wiedergutmachung erlittenen Unrechtes ist und somit den Weg zu einer neuen gerechteren Sozialordnung öffnet.“

6. Die Kirchen helfen mit ihrer Unterstützung den Befreiungsbewegungen, in ihren Gebieten gerechtere Staaten aufzubauen, als sie bisher bestanden. Die Gelder der Kirchen werden verwendet, um in den befreiten Gebieten Entwicklungsprogramme durchzuführen in den Bereichen der Medizin, der Landwirtschaft und der Bildung.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß damit indirekt auch der Befreiungskampf selbst, also die militärische Aktion, unterstützt wird. Genau dasselbe war bei der Joint Church Aid für Biafra der Fall. Die Kirchen laden eine moralische Verantwortung für den Guerillakrieg auf sich, die sie schwer bedrücken muß. Aber können wir uns jetzt zurückziehen von denen, die unendlich unter der weißen Herrschaft gelitten haben?

Dabei darf auch dieses nicht vergessen werden: Die Unterstützung humanitärer Maßnahmen der Befreiungsbewegungen durch kirchliche Gelder bedeutet keine Rechtfertigung der Gewalt und keine Identifizierung mit den Methoden der Befreiungsbewegungen. Darum hat der Zentralausschuß in Addis Abeba seine Bestätigung des Antirassismus-Programms mit dem Satz versehen, daß die Kirchen sich niemals völlig mit einer politischen Bewegung identifizieren können. Darum hat er ferner in Verbindung mit dem Antirassismus-Programm ein Studienprogramm über gewaltlose Mittel zur Veränderung ungerechter Situationen in Auftrag gegeben und damit zum Ausdruck gebracht, daß die christlichen Kirchen in unserer gewaltbestückten Welt immer wieder nach dem gewaltfreien Weg suchen müssen. Wenn also die Kirchen sich nicht mit den Befreiungsbewegungen und schon gar nicht mit der Gewalt identifizieren wollen, so bedeutet ihre finanzielle Unterstützung jedoch wohl die Solidarität der Kirchen mit den Zielen des Befreiungskampfes (Gesellschaft ohne Rassendiskriminierung und wirtschaftliche Ausbeutung) und mit den Opfern des Rassismus.

7. Schlußfolgerung: Unsere Solidarität gilt nicht der Gewalt. Sie gilt aber denen, die sich in einer Notwehrsituation befinden. Sie gilt den Bemühungen um eine gerechtere Sozialordnung und um die Versorgung der Benachteiligten mit den lebensnotwendigen Gütern in wirtschaftlicher, medizinischer und bildungsmäßiger Hinsicht.

Unser Rufen zum Frieden, das uns aufgegeben ist, gilt zuallererst denen, die durch ihre Rassenherrschaft den Frieden verhindert haben. Wir hoffen auf eine Welt, in der keine Gewalt mehr nötig ist. Wir sind verzweifelt, daß viele Organisationen rassistisch unterdrückter Menschen durch die Schuld der Weißen keinen anderen Weg mehr vor Augen haben als den des bewaffneten Aufstandes. Schwere Bedenken im Blick auf Gewaltanwendung sind auch hier gegeben, und der Gedanke, daß Menschen getötet werden von Bewegungen, die wir unterstützen, ist unerträglich. Wir klagen uns an, daß wir es versäumt haben, einen überzeugenderen Weg vorzubereiten.

Wir wissen uns trotz der tiefen Fragwürdigkeit jeglicher Gewalt dennoch verpflichtet, den Organisationen der rassistisch unterdrückten Menschen bei allem zu helfen, was der Durchsetzung der von Gott gewollten Menschenrechte dient.

Dom Helder Camara sagte in einem Vortrag über „Ist Gewalt der einzige Ausweg?“, „Erlauben Sie mir, daß ich es wage, schlicht und einfach zu sagen: ich achte diejenigen, die von ihrem Gewissen getrieben, sich gezwungen sehen, sich für die Anwendung von Gewalt zu entscheiden, – nicht die allzu leichte Gewalt der „Salon-Guerilleros“, sondern die Gewaltanwendung durch diejenigen, die ihre Ernsthaftigkeit durch das Opfer ihres Lebens bewiesen haben. Es scheint mir, daß das Gedächtnis des Camillo Torres und des Che Guevara ebensoviel Respekt verdient wie das des Pastors Martin Luther King. Wen ich anklage, das sind die eigentlichen Träger der Gewalt, alle, die auf der Rechten oder auf der Linken die Gerechtigkeit verletzen und den Frieden verhindern; ich selber glaube, den Weg eines Pilgers für den Frieden gehen zu müssen: ich persönlich will tausend Mal lieber umgebracht werden als selber töten.“

b) Der kirchliche Beitrag zur Entwicklungsarbeit¹⁹

Daß die Kirche gerufen ist, ihren Beitrag zur Entwicklungsarbeit in der Dritten Welt, in der Welt vielfältigen Elends, der Armut, des Hungers, der Arbeitslosigkeit, der mangelnden Bildungsmöglichkeiten und der Naturkatastrophen zu leisten, wird von niemandem ernstlich bestritten. Ebenso wenig bestritten wird der Sendungsauftrag der Kirche, in aller Welt das Evangelium auszurichten. In der Diskussion aber befindet sich die Frage des Verhältnisses von Mission und kirchlichem Entwicklungsdienst. Landesbischof D. Dietzfelbinger führte dazu in seinem der vom 5. bis 10. November in Nürnberg tagenden Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern erstatteten Bericht aus:

Jesu Leben, Sterben und Auferstehen ist nach neutestamentlichem Verständnis nicht nur ein zeitgeschichtliches Ereignis, sondern hat kosmische Bedeutung. Dabei wissen wir, daß es bei der Verkündigung des Heils nicht um die Wiederholung des alten vom abendländischen Christenglauben erhobenen Absolutheitsanspruchs gehen kann, aber um die vollmächtige und demütige Vergegenwärtigung des auferstandenen und wiederkommenden Herrn, der, wo er Menschen zurechtbringt und heilt, in sein Eigentum kommt.

Als eine Veranschaulichung hierfür, gewissermaßen als ein Ausziehen der Linien bis in alle Bereiche des Lebens hinein, kann man den *kirchlichen Entwicklungsdienst* ansehen. Er hat viele Freunde unter uns gewonnen. Freilich wollen sich dabei im Verhältnis zur Mission die Proportionen leicht verschieben. Entwicklungsdienst ist heute angesichts der Notwendigkeit, Hunger und Elend von Millionen Menschen in der Dritten Welt zu bekämpfen, verständlich und einleuchtend, Mission weniger. So droht Entwicklungsdienst da und dort die Mission im Gemeindebewußtsein und in der Bereitschaft zur Mithilfe bis hin zum finanziellen Einsatz zurückzudrängen. Das Missionswerk verwendet zur Zeit auf die rechte Verhältnisbestimmung bzw. auf eine rechte Zusammenschau viel Nachdenken, und ich hoffe, daß auch die nächste EKD-Synode, die neben der Reform das Thema Entwick-

19. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1968, S. 124ff.; 1969, S. 87ff.; 1970, S. 155f.; 1971, S. 206ff.

lungsdienst verhandeln will, manche Klarheit bringt. Mission hat eine Nähe, aber auch eine Distanz zum Entwicklungsdienst. Werden sie getrennt, so kann kirchlicher Entwicklungsdienst zur sublimsten, aber auch zugleich zur effektivsten Form eines kirchlichen Neokolonialismus werden. Sind sie recht miteinander verbunden, so hat kirchlicher Entwicklungsdienst die große Möglichkeit, sich auf christliche Gemeinden und Gruppen im Entwicklungsland zu stützen. Geschieht das nicht, dann wenden sich – und die Beispiele sind nicht selten – die Maßnahmen des Entwicklungsdienstes geradezu gegen die Kirchen im Entwicklungsland, weil sie anderen Kräften bewußt oder unbewußt neue Impulse geben. Im übrigen weisen uns die Kirchen in der Dritten Welt heute selber auf die rechte Verhältnisbestimmung hin.

Es ist hier nicht der Ort, die Grundsatzfrage zu erörtern, es sei aber darauf hingewiesen, daß die Diskussion an Breite und Schärfe eher zu- als abzunehmen scheint. Die Aufgabe dieses Berichtsteils ist vielmehr die Information über den kirchlichen Beitrag zur Entwicklungsarbeit.

Auf der Ebene der EKD arbeiten im Entwicklungsdienst der *Kirchliche Entwicklungsdienst*, die *Aktion „Brot für die Welt“*, *Dienste in Übersee*, *Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe* sowie die *Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission*, deren Geschäftsstellen in bewährter Zusammenarbeit miteinander stehen. Über den Beitrag der EKD und ihrer Gliedkirchen zu dem Entwicklungsfonds des Ökumenischen Rates der Kirchen, der sich in den Jahren 1971/72 auf 6 Millionen DM belief, hinaus, wurden 1972 von den Gliedkirchen 56 516 678,- DM für den *Kirchlichen Entwicklungsdienst* bereitgestellt. Unter Inanspruchnahme von Überhangmitteln aus den Vorjahren wurden 63,5 Millionen DM in Entwicklungsprojekte und ihre Folgekosten investiert.

Dienste in Übersee ist vornehmlich auf dem Personalsektor tätig und vermittelt Helfer im Bildungswesen, Gesundheitswesen, für Landwirtschaft, Verwaltung und Sozialberufe. Der Jahresetat 1972 belief sich auf 9,9 Millionen DM.

Die *Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe* verwaltet öffentliche Mittel, die 1972 etwa 59 Millionen DM betrugen. Davon wurden 1972 71 Projekte in Asien, Afrika und Lateinamerika mit rund 53,6 Millionen DM bezuschußt.

Es sind beachtliche Mittel, die auf diese Weise im Berichtsjahr der kirchlichen Entwicklungsarbeit zugeflossen sind und in Katastrophenhilfe (10%), Wirtschafts- und Sozialeinrichtungen, Berufsausbildung und Genossenschaftswesen (18,5%), Gesundheitsmaßnahmen (11%), Bildungsmaßnahmen (26,3%), gesellschaftsbezogene Dienste (2,5%), Personaldienste (4%) u. a. m. in Ländern der Dritten Welt investiert oder dem Ökumenischen Entwicklungsfonds (5%), dem Ökumenischen Notprogramm (2,5%) und der Abteilung Zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst des Ökumenischen Rates der Kirche (2,5%) zugeführt wurden. Vornehmlich Projekte in Afrika (39%), Asien (18,5%) und Lateinamerika (10%) wurden damit finanziert.

Trotz der beachtlichen Zahlen, die ein bereitetes Zeugnis von der Hilfsbereitschaft des Staates, der Kirchen und der Gemeinden ablegen, wächst die Not in der Dritten Welt und vergrößert sich der Unterschied zwischen armen und reichen Ländern, indem die Armen ärmer, die Reichen reicher werden. Die entwicklungspolitischen Aktivitäten, die nicht nur finanzieller Art sind, müssen erheblich verstärkt werden, wenn den Frieden der Welt bedrohende Katastrophen vermieden werden sollen. Deshalb richteten Bischof D. Kunst namens

der Arbeitsgemeinschaft Kirchlicher Entwicklungsdienst und Bischof Tenhumberg namens des Katholischen Arbeitskreises Entwicklung und Frieden am 15. Dezember 1972 an den Bundeskanzler ein dringliches Schreiben:

Sehr verehrter Herr Bundeskanzler!

Die Evangelische Arbeitsgemeinschaft Kirchlicher Entwicklungsdienst (AGKD) und der Katholische Arbeitskreis Entwicklung und Frieden (KAEF) bitten den Bundestag und die kommende Bundesregierung, der Entwicklungspolitik im Rahmen der deutschen Politik den ihr zustehenden Rang einzuräumen und ihr die Bedeutung beizumessen, die der bedrängenden Situation der Völker und Staaten in der Dritten Welt entspricht.

Die Industrienationen, die kaum ein Drittel der Weltbevölkerung repräsentieren, verfügen über rund 85% des Welteinkommens. Ihr Prokopfeinkommen steigt ungleich schneller als das der Entwicklungsländer. Die Kluft zwischen Überfluß und Armut in der Welt, zwischen Industrienationen und Entwicklungsländern wird trotz aller Erfolge der bisherigen Entwicklungshilfe von Jahr zu Jahr größer.

Entwicklungspolitik darf sich daher nicht auf die notwendige Verbesserung der Entwicklungshilfe beschränken, sondern muß darauf gerichtet sein, strukturelle Hindernisse zu beseitigen, die der Chancengleichheit der Entwicklungsländer entgegenstehen. Entsprechend sollte die entwicklungspolitische Konzeption der Bundesrepublik Deutschland vom 11. Februar 1971 in der neuen Legislaturperiode in stärkerem Maße verwirklicht werden.

Wir bitten den Bundestag und die kommende Bundesregierung:

1. In der Wirtschaftspolitik, der Agrarpolitik und der Sozialpolitik die Konsequenzen zu berücksichtigen, die sich aus einer umfassenden und in die Gesamtpolitik integrierten Entwicklungspolitik ergeben. Vor allem sollten in Absprache mit den betroffenen Gruppen konkrete Programme entwickelt werden zur Förderung der notwendigen Anpassung der Landwirtschaft und Umstrukturierung der Wirtschaft, die sowohl im Interesse der Entwicklungsländer wie unserer eigenen Bevölkerung liegen. Zur Erforschung dieser Prozesse und Maßnahmen ist der Einsatz verstärkter Forschungskapazitäten geboten.

2. Zusätzliche Maßnahmen zur weiteren Öffnung der Märkte für Produkte aus den Entwicklungsländern zu ergreifen. Die Bundesregierung sollte auch weiterhin den Abschluß von Rohstoffabkommen fördern, die zwar das Grundproblem der einseitigen Exportstruktur der Entwicklungsländer nicht lösen, ihnen aber stabilere Preise für ihre Rohprodukte und somit gesicherte Exporterlöse garantieren. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die grundsätzliche Bedeutung, die dem Beitritt der Bundesrepublik zum jetzt vorliegenden Kakao-Abkommen beizumessen ist.

3. In die Beratungen der Europäischen Gemeinschaften die Grundsätze der entwicklungspolitischen Konzeption der Bundesrepublik einzubringen und auf ein wirksames Konzept für eine Entwicklungspolitik der Europäischen Gemeinschaften zu drängen, dessen Aspekte in allen Bereichen der Gemeinschaftspolitik, vor allem der Agrarpolitik, zu berücksichtigen sind.

4. Die öffentlichen Leistungen zur Entwicklungshilfe erheblich zu verstärken, entsprechende Steigerungsraten in den mittel- und langfristigen Finanzplanungen vorzusehen und die dafür notwendigen Haushaltsmittel bereitzustellen. Entwicklungshilfe sollte nicht von Konjunkturschwankungen abhängig gemacht werden.

5. Private Kapitalinvestitionen in Entwicklungsländern nur dann durch Steuererleichterungen oder Bundesbürgschaften zu fördern, wenn sie vor allem den Interessen der Entwicklungsländer entsprechen. Darauf sollte auch bei der anstehenden Novellierung des Entwicklungshilfesteuergesetzes geachtet werden.

6. Bei den Bemühungen zur Mobilisierung der öffentlichen Meinung in Zusammenarbeit mit den Bundesländern darauf hinzuwirken, daß im Schulunterricht eine realistische Darstellung der Dritten Welt, der Unterentwicklung und ihrer Ursachen sowie der politischen Konsequenzen und Hilfsmöglichkeiten zu ihrer Überwindung erfolgt.

7. Zur Durchführung einer wirksamen Entwicklungspolitik sämtliche Zuständigkeiten der Entwicklungspolitik und der Entwicklungshilfe, also auch die Kapitalhilfe, in einem Entwicklungsministerium zusammenzufassen.

Wir bitten Sie, sehr verehrter Herr Bundeskanzler, dieses Votum bei der Gestaltung der künftigen Politik der Bundesrepublik Deutschland zu berücksichtigen.

Mit angelegentlichen Empfehlungen sind wir Ihre sehr ergebenen

gez. *Hermann Kunst* D. D.
Bischof
Arbeitsgemeinschaft
Kirchlicher Entwicklungsdienst

gez. *Heinrich Tenhumberg*
Bischof
Katholischer Arbeitskreis
Entwicklung und Frieden

c) Die Aktion „Brot für die Welt“

Zum 14. Male wandte sich die Aktion „Brot für die Welt“ an Öffentlichkeit und Gemeinden mit der Bitte, ihr Mittel zur Hilfe in aller Welt zur Verfügung zu stellen. Not, Elend, Armut und Unbildung, Hungersnöte, Dürre- und Überschwemmungskatastrophen herrschen in weiten Gebieten der Erde; Kriegsschäden sind zu beseitigen und Kriegsgeschädigte zu versorgen. Aufbauhilfe für Bildungseinrichtungen ist zu leisten; Modelle industrieller, handwerklicher und landwirtschaftlicher Betriebe müssen errichtet werden; Krankenhäuser sind zu erstellen, Ärzte und Pflegepersonal zu gewinnen und auszubilden. Und über das „Brot“ hinaus ist für bessere soziale Gerechtigkeit zu sorgen. Für alle diese Aufgaben setzt sich die Aktion „Brot für die Welt“ seit mehr als einem Jahrzehnt ein. Ihr Aufruf im Berichtsjahr lautet:

Zum 14. Mal wenden wir uns heute an alle Glieder der evangelischen Kirchen und an die gesamte Öffentlichkeit, die Aktion „Brot für die Welt“ großzügig mit Spenden zu unterstützen. Allen sei gedankt, die schon bisher diesem Werk ihr Herz zugewendet haben. Auch in dem zu Ende gehenden Jahr haben uns die Bilder von weinenden Frauen, geängstigten Männern und verhungern den Kindern nicht verlassen: Vietnam, Südsudan, Bengalen, Burundi sind einige Namen, mit denen sich jeweils eine Tragödie verbindet.

Uns ging es trotz aller Probleme, die wir hatten, in diesem Jahr gut. Ein Teil unseres Wohlstandes ist freilich aufgebaut auf der Arbeitskraft und dem natürlichen Reichtum der Länder, die wir als „unterentwickelt“ bezeichnen. Wir profitieren davon, aber der weitaus größte Teil ihrer Bevölkerung lebt in Armut – unterhalb des Existenzminimums, das ein Mensch braucht, um seine ihm von Gott gegebene Menschenwürde zu bewahren. Die einfachsten Rechte des Menschen auf Nahrung, Wohnung, Arbeit und Ausbildung sind vielen immer noch verwehrt. Gruppen- und Nationalinteresse, Rassenstolz und Rassenhaß, durch Gesetze verfestigte Ungerechtigkeiten und mangelnde Solidarität der Christen mit den Geringsten der Brüder – dies verhindert menschenwürdiges Leben für Millionen. Auch die Welthandelskonferenz in dem zu Ende gehenden Jahr hat viele Hoffnungen nicht erfüllt.

Mitten in dieser spannungsgeladenen Situation will die Aktion „Brot für die Welt“ im Namen Jesu Christi Zeichen der Liebe Gottes aufrichten. Sie fördert mit den ihr zur Verfügung gestellten Geldern Entwicklungsprojekte, die mehr Menschlichkeit, mehr Gerechtigkeit, mehr Brot und mehr Versöhnung schaffen. Bitte helfen auch Sie dazu. Ihr Beitrag gelangt ohne Abzug von Verwaltungskosten an die Brennpunkte der Not. Zugleich bitten wir Sie, sich über die Ursachen der Unterentwicklung vieler Länder zu informieren und auch in Ihrer Umgebung persönlich zum Abbau von menschenverachtenden Schranken und Strukturen beizutragen.

Die Christen müssen vorangehen, wenn es gilt, Wort und Tat zu einem glaubwürdigen Zeugnis zu verbinden.

Für die Evangelische Kirche in Deutschland: Für die evangelischen Freikirchen:
Landesbischof D. *Hermann Dietzfelbinger* D. D. Bischof Dr. *C. Ernst Sommer*

Für das Diakonische Werk
– Innere Mission und Hilfswerk –
der Evangelischen Kirche in Deutschland:
Präsident Dr. Theodor Schober

Für den Verteilungsausschuß
„Brot für die Welt“:
Direktor Friedrich-Wilhelm von Staa

d) Kirchliche Stimmen zur 3. Welthandelskonferenz (Unctad III)

Für den politischen und sozialen Frieden in der Welt spielen wirtschaftliche Faktoren eine erhebliche Rolle. Indem die Kirche für Frieden und Gerechtigkeit eintritt, ist sie daher genötigt, auch die Fragen der Weltwirtschaft und des Welthandels in ihre Überlegungen einzubeziehen und für ein besseres und gerechteres System der Weltwirtschaft einzutreten. Es war deshalb keine Kompetenzüberschreitung oder eine unberechtigte Einmischung in Dinge, in denen ihr keine Zuständigkeit zukommt, wenn kirchliche Erklärungen zu der in Santiago de Chile in der Zeit vom 13. April bis 19. Mai 1973 tagenden 3. Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung (Unctad III) ergingen.

Eine evangelisch-katholische Expertengruppe der Kammer der EKD für Entwicklungsdienst und des Katholischen Arbeitskreises Entwicklung und Frieden bereiteten für den Rat der EKD und die Deutsche Bischofskonferenz eine Erklärung vor, die am 7. März 1972 durch die Bonner Bevollmächtigten der beiden Kirchen der Bundesregierung übergeben und den im Bundestag vertretenen Parteien, den Europäischen Behörden sowie den Vereinten Nationen zugeleitet wurde. Absicht und Ziel dieser Erklärung war es, alle verantwortlichen Kräfte aufzurufen, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um die Entwicklungsländer zu gleichberechtigten Partnern in der Weltwirtschaft werden zu lassen. Das war um so notwendiger, als der Delegation der Bundesrepublik eine Erklärung der Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft vorlag, die deren berechnete Interessen vertrat; demgegenüber brachte die Erklärung der Kirchen die berechtigten Interessen der Entwicklungsländer zur Sprache. Zugleich sollten die Gemeinden aufgerufen werden, in ihrer Opferbereitschaft für die Länder der Dritten Welt nicht zu erlahmen.

Der Erklärung sind Vorschläge und Anregungen der Expertengruppe beigelegt. Wir bringen beide Dokumente im Wortlaut:

PARTNER IN DER WELTWIRTSCHAFT

Erklärung der Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland zur 3. Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung (UNCTAD III) in Santiago de Chile April/Mai 1972

1. Die evangelische und die katholische Kirche in der Bundesrepublik wollen mit dieser Erklärung auf die Bedeutung der bevorstehenden 3. Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung (UNCTAD III) aufmerksam machen. Die Bundesregierung, die im Bundestag vertretenen Parteien, die Behörden der Europäischen Gemeinschaft sowie alle relevanten gesellschaftlichen Gruppen werden aufgerufen, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, daß diese Konferenz nicht zu einer weiteren Entfremdung zwischen Entwicklungsländern und Industrienationen führt.

Die beiden Kirchen sind der Auffassung, daß aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit die sich ständig verschärfende Diskrepanz zwischen Armut und Überfluß in unserer Welt nicht

widerspruchslos hingenommen werden kann. Die Gleichberechtigung der Entwicklungsländer in internationalen Organisationen und im Welthandel ist zwar formal, aber wegen ihrer wirtschaftlichen und politischen Unterlegenheit faktisch nicht gegeben. Dadurch gerät die Idee der Partnerschaft in Mißkredit.

2. Die beiden Kirchen haben sich in den vergangenen Jahren immer wieder in Erklärungen und Dokumenten, in Konferenzen und Synoden zu den anstehenden Problemen der Entwicklung kritisch geäußert. Daneben haben sie durch eigene Entwicklungsprogramme wie „Misereor“ und „Brot für die Welt“ aktiv an der Beseitigung von Armut, Hunger, Unwissenheit und Not beigetragen. Derartige Aktionen sind notwendig und müssen verstärkt werden, haben jedoch nur begrenzte Wirkungen. Wenn die „soziale Frage unseres Jahrhunderts“ gelöst werden soll, muß das System der Weltwirtschaft einschneidend verbessert werden.

3. Im Bekenntnis zur Welt als Schöpfung Gottes und zur Einheit der Menschen sprechen die Kirchen die Verantwortung für ein gerechtes und menschenwürdiges Leben für alle Menschen an.

Im Bekenntnis zu Jesus Christus, der sich für alle Menschen hingegeben hat, wissen sich die Christen zur Liebe und solidarischen Verbundenheit mit den Benachteiligten und Unterdrückten aufgerufen.

Der Glaube an die Erneuerung durch den Heiligen Geist und das zukommende Reich Gottes befähigt die Christen, sich nicht mit den bestehenden Verhältnissen abzufinden, sondern sie um der Menschen willen zu verändern.

4. Die Entwicklungshilfe der Industrienationen wird unglaublich, wenn sie nicht vom Willen zur Verbesserung der gegenwärtigen Weltwirtschaft begleitet ist, die zwei Drittel der Menschheit permanent benachteiligt. Darum müssen Bedingungen geschaffen werden, die die Entwicklungsländer endlich zu gleichberechtigten Partnern der Industrienationen machen.

Die bisherigen zwei Welthandelskonferenzen haben den Entwicklungsländern nur geringe Erfolge gebracht und daher bei ihnen tiefe Enttäuschungen und Zweifel am guten Willen der Industrieländer hervorgerufen. Vor Beginn der 3. Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung befürchten viele, daß sich die beteiligten Staaten auf die Vorbereitung taktischer Positionskämpfe beschränken. Dabei besteht die Gefahr, daß die große gemeinsame Aufgabe, den Entwicklungsländern eine wirkliche Partnerschaft in einem gerechten System der Weltwirtschaft zu ermöglichen, zurücktritt.

5. Die beiden Kirchen stellen mit Besorgnis fest, daß in der Öffentlichkeit das Verständnis für die notwendige Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen Entwicklungsländern und Industrieländern und die damit verbundene Bereitschaft, Opfer zu bringen, eher abnimmt als zunimmt. Die Ursachen dafür sind unterschiedlich: Eigene Sorgen der Industrieländer im Bereich der Konjunktur- und Wirtschaftspolitik; Enttäuschung über die zum Teil geringen Fortschritte der Entwicklungsländer; Verdrossenheit über die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Entwicklungsländern, in die sich die Weltmächte einschalteten. Wenn die Vertreter der Industrienationen dieser Stimmung auf der bevorstehenden UNCTAD III nachgeben würden, wären die negativen Auswirkungen einer solchen Politik kaum zu ermessen.

6. Die Kirchen möchten daher die verantwortlichen Politiker in der Bundesrepublik Deutschland wie in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft ermutigen, sich für eine faire und gerechte Lösung der anstehenden schwierigen Fragen in Santiago de Chile einzusetzen. Dies ist eher möglich, wenn auch die Entwicklungsländer auf unerfüllbare Forderungen verzichten und die Interessengegensätze nicht verschärfen.

7. An die im Bundestag vertretenen Parteien und gesellschaftlich relevanten Gruppen in der Bundesrepublik Deutschland wenden sich die Kirchen mit der nachdrücklichen Bitte, ihre Mitverantwortung für eine gerechte Ordnung im Zusammenleben der Völker trotz aktueller wirtschaftspolitischer Sorgen weiterhin ernstzunehmen.

8. Die Massenmedien werden gebeten, ausführlich und ausgewogen über die anstehenden Probleme von UNCTAD III zu berichten, um so ein Meinungsklima in der Öffentlichkeit zu schaffen, in dem die Bereitschaft für entwicklungspolitisch notwendige Entscheidungen wächst.

9. Die Gemeinden in beiden Kirchen werden aufgerufen, in ihrer Opferbereitschaft für die Entwicklungsländer nicht zu erlahmen und zu ihrem Teil beizutragen, daß die Lage der Entwicklungsländer in unserer Öffentlichkeit als eine Herausforderung verstanden wird, wirksame Zeichen der internationalen Solidarität zwischen den armen und den reichen Ländern zu setzen.

10. Die Deutsche Bischofskonferenz und der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland sehen ihre Aufgabe nicht darin, fachtechnische Lösungen für die kommende Welthandelskonferenz anzubieten. Sie wollen aber die Verpflichtung zur sozialen Gerechtigkeit im Bereich der Weltwirtschaft ins Bewußtsein rufen.

Die Kirchen haben daher eine Expertengruppe berufen. Diese hat eigene Vorschläge und Anregungen im Hinblick auf die kommende Welthandelskonferenz erarbeitet, die hiermit in der Anlage übergeben werden.

Deutsche Bischofskonferenz

Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland

PARTNER IN DER WELTWIRTSCHAFT

Vorschläge und Anregungen einer Expertengruppe der Kirchen

zur 3. Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung (UNCTAD III)

1. Öffnung der Märkte

Die Industriestaaten sind unglaublich, wenn sie den Entwicklungsländern den Zugang zu ihren kaufkräftigen Märkten durch Zölle, Kontingente und andere restriktive Maßnahmen erschweren. Sie hindern die Entwicklungsländer, sich die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung nutzbar zu machen, denen die Industrieländer zum wesentlichen Teil ihren Wohlstand verdanken. Es widerspricht nicht nur dem Gerechtigkeitsprinzip, sondern auch der ökonomischen Logik, wenn die Industrieländer durch Entwicklungshilfe die Entwicklungsländer zwar wirtschaftlich unterstützen, ihre Integration in den Weltmarkt jedoch behindern.

2. Strukturänderungen in den Industrieländern

Wir übersehen nicht, daß die Liberalisierung der Handelspolitik den Entwicklungsländern gegenüber für manche Wirtschaftszweige in den Industrieländern Konsequenzen hat. Aufgabe der Wirtschaftspolitik ist es, diese Konsequenzen zu erforschen und die erforderliche Umstrukturierung, die auch im ureigenen Interesse der Gesamtbevölkerung liegt, den betroffenen Gruppen in ihren Auswirkungen zu verdeutlichen. Besondere Härten müssen durch eine sorgfältige Sektoral- und Regionalpolitik gemildert werden.

Die Industrieländer sollten ihren ernsthaften Willen, den Liberalisierungsprozeß zu fördern, dadurch beweisen, daß sie ihre konkreten Programme zur Förderung der notwendigen Umstrukturierung offenlegen. Die Bundesregierung würde damit ihrer in der entwicklungspolitischen Konzeption vom 11. Februar 1971 dargelegten Verpflichtung entsprechen.

3. Förderung des Welthandels

Um den Entwicklungsländern die Chancen der internationalen Arbeitsteilung im Welthandel zugänglich zu machen, sind an die Industrienationen folgende Forderungen zu richten:

a) Im Rahmen einer internationalen Rohstoffpolitik sind Maßnahmen zu fördern, die Preisschwankungen verringern, wie beispielsweise Koordinierung der Gütererzeugung und Vermarktung, Einrichtung und Finanzierung von Marktausgleichslagern (buffer stocks), Stabilisierung der Deviseneinnahmen der Entwicklungsländer sowohl durch Ausgleichs- als auch durch Ergänzungsfinanzierung.

b) Speziell in den Industrieländern sollten die Entscheidungen in der Agrarpolitik so getroffen werden, daß dabei der zukünftigen Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern Rechnung getragen wird. Die Lösungen in den Industrieländern sollten Hand in Hand mit denen für die Entwicklungsländer gesucht werden.

c) Auf dem Gebiet der industriellen Halb- und Fertigwaren sowie der bearbeiteten Agrarerzeugnisse sollten die Industrieländer das Präferenzsystem erweitern, also die noch beste-

henden Außenhandelshemmnisse (Zölle, Kontingentierungen, administrative Erschwerungen) abbauen.

d) Die Entwicklungsländer sind infolge ihrer wirtschaftlichen Schwäche auf den Weltmärkten benachteiligt. Es ist daher ein Gebot der Gerechtigkeit, die in einigen Industrieländern geltenden Wettbewerbsregeln gegen den Mißbrauch von Marktstellungen (insbesondere durch Großunternehmen und Kartelle) auch auf die internationalen Wirtschaftsbeziehungen auszudehnen. Daraus ergibt sich unter anderem die Forderung, Exportkartelle zu verbieten und die Kontrolle solcher ausländischer Unternehmen zu verschärfen, die den Markt der Entwicklungsländer beherrschen.

4. Weltwährungssystem

Die führenden Industrieländer (Zehnerclub), die das Währungssystem beherrschen, tragen die alleinige Verantwortung für die jetzige Desorganisation, die gerade die Entwicklungsländer besonders schwer betroffen hat. Dennoch haben die Industrieländer bei dem Versuch, die entstandenen Währungsschwierigkeiten zu überwinden, praktisch nur ihre eigenen nationalen Interessen berücksichtigt, nicht dagegen die der übrigen Welt, insbesondere der Entwicklungsländer. Die Forderung der Entwicklungsländer nach einer stärkeren Beteiligung bei der Gestaltung des internationalen Währungssystems ist daher berechtigt.

Im übrigen sollte dem Wunsch der Entwicklungsländer entsprechend ernsthaft geprüft werden, welche Möglichkeiten sich bei der Reorganisation des Weltwährungssystems ergeben, um die Kreditfazilitäten der Entwicklungsländer über Sonderziehungsrechte zu erhöhen.

5. Ausländische Direktinvestitionen in den Entwicklungsländern

Jedes Land hat selbst zu entscheiden, ob und unter welchen Bedingungen es ausländische Privatinvestitionen zuläßt. Die Investitionen müssen sich in den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmen der Entwicklungsländer einfügen. Zur Beurteilung und Behandlung von Privatinvestitionen sollte das Angebot an Beratung durch internationale Organisationen verstärkt werden.

Die staatlichen Förderungsmaßnahmen der Industrieländer (steuerliche Erleichterungen usw.) sollten sich auf solche Investitionsbereiche konzentrieren, die von den Entwicklungsländern selbst als prioritär bezeichnet werden und entwicklungskonforme Beiträge leisten. Dazu gehören insbesondere Projekte, die durch den Transfer einer adäquaten Technologie einen hohen Beschäftigungseffekt erzielen, und den Aufbau leistungsfähiger Exportindustrien im Verarbeitungsbereich begünstigen.

Im Interesse aller Beteiligten liegt es, die Rechtssicherheit für ausländische Investitionen durch internationale Wohlverhaltensregeln, Investitionsschutzabkommen und die verstärkte Einschaltung internationaler Schlichtungsstellen zu erhöhen.

6. Entwicklungshilfe

Die Öffnung der Waren-, Dienstleistungs- und Kapitalmärkte genügt nicht, um den Entwicklungsländern eine angemessene Position als Partner in der Weltwirtschaft zu verschaffen. Daher ist weitere und verstärkte Entwicklungshilfe erforderlich. Zwecks klarer Unterscheidung sind dabei private Auslandsinvestitionen und Exportkredite nicht als Entwicklungshilfe anzusehen.

Um den Entwicklungsländern eine langfristige Planung auf der Grundlage von 0,7% des Brutto sozialproduktes der Industrieländer aus öffentlicher Hilfe zu ermöglichen, wird an die verantwortlichen Politiker appelliert, diese Zusage zu erfüllen. Die Entwicklungshilfe darf deshalb auch nicht durch konjunkturell bedingte Haushaltsschwierigkeiten eingeschränkt werden.

Entwicklungshilfe muß geleistet werden als ein Beitrag zur Förderung der sozialen Gerechtigkeit. Daher hat sie auf eine Teilhabe der breiten Bevölkerungsschichten in den Entwicklungsländern am sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt zu zielen und darf nicht der Verfestigung ungerechter Machtverhältnisse dienen. Sie muß sich an den wirklichen Bedürfnissen der Menschen orientieren und ihren Willen zur Umgestaltung fördern. Nur wenn das

gelingt, läßt sich eine auf soziale Gerechtigkeit und volle Lebensentfaltung der Menschen abgestellte Entwicklung fördern.

Dies gilt besonders für die ärmsten Entwicklungsländer (Mangelländer). Sie bedürfen daher einer verstärkten Hilfe. Tatsächlich sind jedoch die Ansatzmöglichkeiten für eine intensive Förderung bisher unzulänglich erforscht und kaum berücksichtigt, so daß in Zukunft internationale Institutionen und Industrieländer zusammen mit den Betroffenen diesem Problem besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Der Rat der EKD, der einen Beobachter nach Santiago de Chile entsandte, ließ sich von diesem eingehend Bericht erstatten und erörterte in Zusammenhang – wie die Pressemitteilung über die Ratssitzung am 6./7. Juli 1972 berichtet –

Aufgaben ..., die sich beim gegenwärtigen Stand der Entwicklungspolitik für die Kirchen ergeben. Die Bedeutung der Entwicklungspolitik für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt würde in den Industrieländern nach wie vor unterschätzt. Den Kirchen erwachsen daher auf dem Gebiet der Unterrichtung der Öffentlichkeit hierzu in wachsendem Maße wichtige Aufgaben. Der Rat sprach sich dafür aus, daß der Ausschuß „Kirchliche Mittel für Entwicklungsdienst“ dieser Seite der Entwicklungsarbeit künftig besondere Aufmerksamkeit widmen solle.

Auch die Regionalsynode West der Evangelischen Kirche der Union verabschiedete auf ihrer Tagung vom 5. bis 8. Mai 1972 in Berlin-Spandau eine

STELLUNGNAHME ZU UNCTAD III

Die Synode der Evangelischen Kirche der Union hat im Jahre 1968 als erstes kirchliches Gremium in Deutschland Entschlüsse zur Schaffung von sozialem Frieden in der Welt verabschiedet. Sie sieht mit großer Sorge auf die Möglichkeit eines Scheiterns der 3. Welthandelskonferenz in Chile. Ein solches Scheitern würde eine Katastrophe von un-absehbaren Folgen darstellen, vor allem wegen der zunehmenden Enttäuschung und Verbit-terung in den Entwicklungsländern. Es wäre Ausdruck eines nachlassenden Interesses der Industrienationen an einer realen Verbesserung der Situation in den Ländern, die seit Jahr-zehnten ihre politische und wirtschaftliche Abhängigkeit mit zunehmender Verelendung büßen. Dazu würden auch viele Bemühungen, Entwicklungshilfe in unserem Land und in unserer Kir-che neu zu motivieren und den Erfordernissen anzupassen, scheitern.

Die Tatsache, daß noch immer für Privatinvestitionen in Ländern wie Angola, Mozambique und Rhodesien 33% Steuersubventionen gezahlt werden, erschwert die Bemühungen der Bundesrepublik um Aufnahme in die UNO, deren Bestimmungen solche Subventionen ver-bieten. Wenn die Kirche dies schweigend hinnimmt, setzt sie sich dem Vorwurf aus, dem Kolonialismus und Rassismus Vorschub zu leisten. Die Synode bittet deshalb den Bundes-tag, Möglichkeiten zu suchen, den berechtigten Forderungen der Entwicklungsländer und rassisch unterdrückter Minderheiten durch eine Gesetzgebung Rechnung zu tragen, die dem sozialen Frieden in der Welt dient.

Die Synode begrüßt das Angebot der Bundesregierung, den 25 am wenigsten entwickel-ten Ländern durch besondere Maßnahmen zu helfen. Sie spricht sich für die Ermöglichung von Sonderziehungsrechten aus und sieht darin angesichts der verzweifelte Verschuldung und des zunehmenden Mangels an Kapital in den Entwicklungsländern ein notwendiges Ent-gegenkommen. Es darf in diesen wie in den anderen bei UNCTAD III anstehenden Fragen auf keinen Fall zu einem Nein ohne Alternative kommen.

Darüber hinaus wäre es wünschenswert, daß die Bundesrepublik sich dafür einsetzt, die bis-her noch durch Kontingente beschränkte Präferenzpolitik der EWG bald so auszuweiten, daß den Entwicklungsländern wirklich faire Handelschancen ermöglicht werden.

Schließlich bittet die Synode die Evangelische Kirche in Deutschland, eine Tagung anzu-regen, bei der die Konsequenzen aus der 3. Welthandelskonferenz für die Innenpolitik ge-zogen werden. Eine solche Tagung sollte noch vor der für Mitte Oktober geplanten Gipfel-konferenz der zehn Regierungschefs der Erweiterten Europäischen Gemeinschaft stattfin-

den, bei der wirtschaftspolitische Leitlinien verabschiedet werden sollen. Zu einer solchen Tagung sollten Vertreter der zuständigen Bundesministerien und Landesregierungen sowie der verschiedenen Industrieverbände eingeladen werden.

Die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend auf dem Lande beschloß am 12. April 1972 zu Unctad III eine Erklärung, die sie der Delegation der Bundesrepublik Deutschland bei der 3. Welthandelskonferenz zuleitete:

ENTSCHLIESSUNG

Im Rahmen von zwei „Entwicklungs-Politischen Nachtgebeten“ aus Anlaß der 3. Welthandelskonferenz, an denen ca. 200 Personen teilgenommen haben, sind von uns die Probleme und Forderungen der Entwicklungsländer hinsichtlich gerechterer Strukturen im Welthandel eingehend diskutiert worden. Die Unterzeichneten wenden sich an die Delegation der Bundesrepublik Deutschland bei der 3. Welthandelskonferenz in Santiago de Chile mit der folgenden Resolution:

1. Wir fordern die deutsche Delegation auf zur Bereitschaft, bei allen Verhandlungen und in allen Beratungsabschnitten die *berechtigten Interessen und Forderungen* der Entwicklungsländer voll und im Geiste der Solidarität mit der Zwei-Drittel-Welt zum Zuge kommen zu lassen. Diese Konferenz darf nicht scheitern an der unnachgiebigen Haltung der Industrienationen.

2. Wir fordern die deutsche Delegation auf, sich für das sofortige Mitspracherecht der Entwicklungsländer im „Zehnerklub“ und für eine stärkere Mitbestimmung bei der Neuordnung des Weltwährungssystems einzusetzen. In dieser Frage kommt der Stimme der Entwicklungsländer entscheidende Bedeutung zu.

3. Wir fordern die deutsche Delegation auf, konstruktiv das Zustandekommen und den Abschluß weiterer *Rohstoffabkommen* zu fördern und alle notwendigen Schritte zu unternehmen, die zur *Stabilisierung gerechterer und höherer Preise* für Rohstoffe und Agrarprodukte aus Entwicklungsländern führen.

4. Wir fordern die deutsche Delegation auf, die Forderung der Entwicklungsländer nach uneingeschränktem und zollfreiem Zugang von Halb- und Fertigwaren zu den Märkten der entwickelten Länder zu unterstützen. Die Entwicklungsländer erwarten mit Recht die Annahme eines weitergehenden Präferenzsystems mit weniger Ausnahmen und Sonderregelungen seitens der Industrienationen.

5. Wir fordern die deutsche Delegation auf zu entscheidenden Zugeständnissen an die Entwicklungsländer im Blick auf die Bereitschaft, den über *multilaterale Institutionen* geleiteten Anteil der öffentlichen Finanzhilfe an die Entwicklungsländer drastisch zu steigern. Der *Schenkungsanteil* der Entwicklungshilfe muß erheblich erhöht und die *Liefer- und Transportbindungen* müssen aufgehoben werden. Die Länder der Dritten Welt müssen ihre Importgüter da kaufen können, wo sie am billigsten sind.

6. Wir fordern die deutsche Delegation auf, auf der internationalen Ebene Regelungen herbeizuführen, zu helfen, die eine weitere *Verschuldung der Entwicklungsländer* verhindern. Die *Koppelung* zwischen den Sonderziehungsrechten beim Internationalen Währungsfonds und der Entwicklungshilfe ist ein gangbarer Weg, die Effektivität der Entwicklungshilfe zu erhöhen.

7. Wir sind uns bewußt, daß im Interesse gerechter wirtschaftlicher Beziehungen zu den Entwicklungsländern bei uns in den Industrienationen ein einschneidender *Strukturwandel* gesamtgesellschaftlicher und gesamtwirtschaftlicher Art nötig ist, damit es zur internationalen industriellen Arbeitsteilung kommt, die die Entwicklungsländer zu gleichberechtigten Handelspartnern macht. In diesem Bewußtsein sollten die Verhandlungen in Santiago de Chile seitens der Industrienationen geführt werden.

e) Zur Lage in Südafrika

Besondere Aufmerksamkeit wandte die EKD mit ihren Gliedkirchen der Lage und den Ereignissen im südlichen Afrika zu, die durch eine krisenhafte Entwicklung bestimmt werden. Die staatlichen Drohungen und Maßnahmen bis zu Folterungen gegen kirchliche Einrichtungen, insbesondere gegen das von Pfarrer Beyers-Naudé geleitete Christliche Institut in Südafrika, weiße wie farbige Christen, die sich gegen die Apartheitspolitik der Regierung stellen und für die schwarze und die farbige Bevölkerung des Landes bessere Arbeits- und Lebensbedingungen, mehr Gerechtigkeit und größere Freiheit und Mitbestimmung fordern, nahmen zu. Auch innerhalb der deutschsprachigen lutherischen Kirche im südlichen Afrika bestanden wegen dieser Fragen erhebliche Spannungen, die trotz aller Bemühungen – auch des Kirchlichen Außenamtes der EKD – nicht ausgeräumt werden konnten. Der Weg zu kirchlicher Gemeinschaft über alle ethnischen, rassischen, kulturellen und sozialen Unterschiede hinweg und zur Wahrnehmung christlicher Verantwortung in einer Gesellschaft rassischer Spannungen ist schwierig und mühevoll.

Angesichts dieser Lage, die sich besonders in Ovamboland krisenhaft zuspitzte, wandte sich der Ratsvorsitzende Landesbischof D. Dietzfelbinger, der in seinem der EKD-Synode auf ihrer Oktobertagung erstatteten Bericht darauf eingegangen war (s. o.), am 10. Juli 1972 schriftlich an den Premierminister der Republik Südafrika. Der Brief lautet:

Ew. Exzellenz!

Hochverehrter Herr Premierminister!

In der Sorge um das Wohl von Menschen in Südwestafrika, die durch die Arbeit christlicher Missionare aus Europa, auch aus Deutschland, zum Glauben an Jesus Christus gekommen sind, erlaube ich mir, mich an Sie zu wenden und um wohlwollende Aufnahme des folgenden Anliegens zu bitten.

Es handelt sich vor allem um Glieder der Evangelisch-Lutherischen Ovambokavango-Kirche in Südwestafrika, mit der wir bis heute auf mancherlei Weise verbunden sind. Über sie sind in den letzten Monaten Berichte zu uns gekommen, die viele Gemeinden der Evangelischen Kirche in Deutschland zutiefst beunruhigen. Die Berichte sprechen davon, daß verhaftete Glieder dieser Kirche von der Polizei durch Elektroschocks und andere Folterungen zu Aussagen gezwungen werden sollen. Wir hatten bisher keine Gelegenheit, die Berichte von hier aus unmittelbar nachzuprüfen. Aber auch ihre Glaubwürdigkeit können wir nicht bestreiten. In jedem Fall sind die Fragen unüberhörbar und werden bei uns immer weiter getragen.

Auch der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, bei dem viele dieser Fragen zusammenlaufen, kann sich ihrem Gewicht nicht entziehen. Als Vorsitzender des Rates wende ich mich deshalb an Sie, hochverehrter Herr Premierminister. Ich erlaube mir, die dringende Bitte auszusprechen, falls die erhobenen Vorwürfe zutreffen sollten, alles in Ihren Kräften Stehende zu tun, damit bei allen Regierungsmaßnahmen im Ovamboland die Maßstäbe der Menschlichkeit und Gerechtigkeit Anwendung finden.

Mit dem Wunsch um Gottes Segen für Ihr verantwortungsvolles Amt und für alle Ihnen dadurch anvertrauten Menschen grüße ich Sie

als Ihr ergebener

gez. (Unterschrift)

Die Antwort des persönlichen Sekretärs des südafrikanischen Ministerpräsidenten war ausweichend und nichtssagend.

Der Zentrallausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen empfahl als Hilfsmaßnahme gegen rassistische Unterdrückung im August 1972 einen Investitionsstop in Südafrika. Der Beschluß lautet:

Ausländische Investitionen im südlichen Afrika bestärken die weißen Minderheitsregime in ihrer Unterdrückung der Mehrheit der Völker in diesem Gebiet. In Anlehnung an diese Überlegungen, in Übereinstimmung mit dem eigenen Einsatz zur Bekämpfung des Rassismus und im Verfolg der Richtlinien der Vollversammlung von Uppsala 1968, wonach Investitionen in „Institutionen, die den Rassismus verewigen“, beendet werden sollten,

a) weist der Ökumenische Rat der Kirchen seinen Finanzausschuß und den Finanzdirektor an:

1. sofort alle Anteile zu verkaufen und keine weiteren Investitionen zu tätigen in Gesellschaften, die nach dem Finanzausschuß und dem Finanzdirektor zugänglichen Informationen direkt an Investitionen oder am Handel mit einem der folgenden Länder beteiligt sind: Südafrika, Namibia, Zimbabwe, Angola, Mosambik und Guinea-Bissau,

2. keinen der bestehenden Fonds bei Banken zu deponieren, die direkte Geschäftsverbindungen zu jenen Ländern unterhalten.

b) fordert der Ökumenische Rat der Kirchen alle Mitgliedskirchen, christlichen Einrichtungen und einzelnen Christen außerhalb des südlichen Afrika auf, ihren gesamten Einfluß geltend zu machen – einschließlich der Wahrnehmung ihres Einflusses als Aktionäre sowie Abstoßen von Aktien –, um öffentliche und private Gesellschaften zur Zurückziehung ihrer Investitionen aus und zur Beendigung des Handels mit den genannten Ländern zu veranlassen.

Im Zusammenhang mit den in Addis Abeba empfohlenen multiplen Strategien nimmt der Zentrallausschuß zur Kenntnis und begrüßt Vorschläge mit dem Ziel, rassistische Gerechtigkeit im südlichen Afrika durch Reformen zu verwirklichen (z. B. die vorläufige Stellungnahme des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland). Dennoch ist der Zentrallausschuß der Überzeugung, daß die bereits von der Vollversammlung in Uppsala empfohlene Zurückziehung jetzt verwirklicht werden sollte.

Der Rat der EKD beschloß zu dieser Empfehlung zur Bekämpfung des Rassismus:

Der Rat der EKD hat die vom ÖRK veröffentlichte Verlautbarung über die Ergebnisse der Sitzung des Internationalen Beratenden Ausschusses für das Ökumenische Programm zur Bekämpfung des Rassismus zur Kenntnis genommen.

Im Blick auf die Beschlüsse und Empfehlungen der Vollversammlung des ÖRK in Uppsala 1968 und des Zentrallausschusses in Addis Abeba 1971 ist er sich der Verantwortung bewußt, für Würde, Selbstbestimmung und Recht der vom weißen Rassismus betroffenen Menschen einzutreten.

Der Rat sieht sich zu folgender vorläufiger Stellungnahme veranlaßt:

1. Der Rat der EKD nimmt die Stimmen verantwortlicher Sprecher der afrikanischen Bevölkerung in Südafrika sehr ernst. Danach hat das Ausbleiben grundlegender rechtlicher und wirtschaftlicher Reformen in Südafrika eine Situation herbeigeführt, in der viele Afrikaner das Vertrauen auf eine friedliche Änderung mehr und mehr verlieren. Sie würden auch Entbehrungen und Leiden auf sich nehmen, wenn durch wirtschaftlichen Druck von außen eine Veränderung erreicht werden könnte.

2. Der Rat bittet jedoch eindringlich darum, auch die Stimmen derjenigen afrikanischen Kirchenführer und Politiker zu hören, die raten, das wirtschaftliche Engagement westlicher Länder in Südafrika nicht aufzugeben; denn dadurch würden gerade die Unterprivilegierten am schwersten getroffen, und die politische Situation würde noch mehr verhärtet. Nach Ansicht dieser Gruppe kommt es darauf an, diejenigen Tendenzen und Kräfte zu unterstützen, die sich in Südafrika für den Abbau der Rassenschränken einsetzen und sich um Abwendung der Konfrontation und um Fortsetzung des Dialogs bemühen. Beispielsweise hierfür sind die bisherigen Ergebnisse der in Südafrika entwickelten und durchgeführten SPRO-CAS-Studien.

3. Angesichts dieser Spannung unterschiedlicher Überzeugungen vertritt der Rat der EKD die Auffassung, daß nichts getan werden darf, was die Situation verschärfen würde. Vielmehr sollten zunächst alle gesetzlich möglichen Schritte unternommen werden, um im Bereich der wirtschaftlichen Entwicklung in Südafrika die Gleichberechtigung aller Bevölkerungsgruppen herbeizuführen. Der Rat weist in diesem Zusammenhang auf Maßnahmen hin, um deren Prüfung die in Südafrika tätigen ausländischen Industrie- und Wirtschaftsunternehmen gebeten werden mit dem Ziel, sie so bald wie möglich zu verwirklichen:

a) Betriebliche Ausbildungsmöglichkeiten für schwarze und farbige Arbeiter sollten neu geschaffen und vorhandene verbessert werden. Den dadurch qualifizierten schwarzen und farbigen Arbeitern sollten Stellen geöffnet werden, die ihrer Qualifikation entsprechen.

b) Es sollte überall gleicher Lohn für gleiche Arbeit gezahlt werden unabhängig von der rassischen Zugehörigkeit.

c) Wo den weißen Kindern unentgeltliche Schulausbildung zur Verfügung steht, der schwarzen und farbigen Jugend aber nicht, sollten die Betriebe Stipendien für die Schulausbildung der Kinder ihrer schwarzen und farbigen Mitarbeiter zur Verfügung stellen.

d) Für die schwarzen und farbigen Arbeiter sollten finanziell unterstützte Gesundheitsdienste geschaffen werden.

e) Die bisher völlig unzureichende Altersversorgung der schwarzen und farbigen Arbeiter sollte durch Zusatzleistungen der Betriebe wesentlich verbessert werden.

f) Für die Verbesserung der vielfach noch menschenunwürdigen Wohnverhältnisse sollten die Betriebe Zuschüsse oder Darlehen gewähren.

g) Um den schwarzen und farbigen Arbeitern die Möglichkeit zu geben, ihre Interessen zu vertreten, sollten die Firmen die gesetzlichen Möglichkeiten für eigene betriebliche Vertretungen der schwarzen und farbigen Arbeiter ausschöpfen.

h) Es sollte überlegt werden, inwiefern die Bestrebungen der schwarzen und farbigen Bevölkerung, eigene Betriebe zu errichten, mit Rat und finanzieller Hilfe sowie durch Auftragsvergabe unterstützt werden können.

4. Diese Vorschläge gehen von den gegebenen gesetzlichen Möglichkeiten aus, die allerdings dringend einer Änderung bedürfen. Sie erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Der Rat hält sie aber für realisierbar, wie die Versuche einiger Firmen zeigen. Er wird sich seinerseits darum bemühen, mit den in Frage kommenden deutschen Unternehmen über ihre Verwirklichung zu sprechen.

Auf seiner Sitzung am 21./22. September 1972 befaßte sich der Rat nochmals mit der Lage in Südafrika. Die Pressemitteilung meldet darüber:

Ausführlich ließ sich der Rat über die im August d.J. in Utrecht gehaltene Sitzung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen von Teilnehmern berichten. Im Mittelpunkt von Bericht und Aussprache standen dabei Fragen zum Anti-Rassismus-Programm des Ökumenischen Rates. In Utrecht waren in der Frage der Zurückziehung von Investitionen und Industriebeteiligungen in Südafrika gegensätzliche Auffassungen vertreten worden. Der Rat unterstrich erneut seine Auffassung, daß nichts getan werden darf, was die Situation in Südafrika noch verschärfen würde. Die EKD bleibt daher gegenüber einem Investitionsstopp kritisch, auch ganz abgesehen von seiner Durchführbarkeit. Seinerseits hatte der Rat der EKD bereits vor der Tagung in Utrecht in einem Schreiben an den Ökumenischen Rat empfohlen, alle gesetzlich möglichen Schritte zu unternehmen, um im Bereich der wirtschaftlichen Entwicklung in Südafrika die Gleichberechtigung aller Bevölkerungsgruppen herbeizuführen.

Die Synode der EKD befaßte sich auf ihrer Tagung vom 1. bis 5. Oktober 1972 in Berlin-Spandau im Plenum und in Ausschüssen mit der Lage in Südafrika und beschloß:

ZUR SITUATION IM SÜDLICHEN AFRIKA

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland hat von dem Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Premier-

minister der Republik Südafrika über Nachrichten von Folterungen im Ovamboland Kenntnis erhalten.

Die Synode stellt fest, daß die Auskunft des Privatsekretärs des Premierministers, wonach an diesen Nachrichten „absolut nichts Wahres“ sei, in offenkundigem Widerspruch steht zu vorliegenden Berichten, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln bisher kein Anlaß besteht.

Sie bittet den Vorsitzenden des Rates um Klärung dieses Widerspruches bemüht zu sein und dem Premierminister zugleich ihre Sorge über die zunehmende Zahl von Ausweisungen oder verweigerten Einreisen kirchlicher Mitarbeiter auszusprechen.

Die Synode bittet den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, den Synodalen eine umfassende Information über die bedrängenden kirchlichen und gesellschaftlichen Probleme im südlichen Afrika, insbesondere in Südwestafrika, zu vermitteln und in der nächsten Synodaltagung einen Bericht zu erstatten.

Die *westfälische Landessynode* faßte auf ihrer Tagung vom 15. bis 20. Oktober 1972 folgenden Beschluß:

Die Synode der Evangelischen Kirche von Westfalen erklärt sich solidarisch mit den nicht-weißen lutherischen Kirchen in Südwest-Afrika und beauftragt die Kirchenleitung, in geeigneter Weise diese Solidarität zum Ausdruck zu bringen.

f) Zur Lage in Vietnam

Nach wie vor galt die Aufmerksamkeit, Sorge und Fürsorge der Kirche den Ereignissen in Vietnam. Die EKD-Synode, die vom 1. bis 5. Oktober in Berlin-Spandau tagte, faßte folgenden Beschluß:

ZUR LAGE IN VIETNAM

1. Die Synode begrüßt die Bemühungen des Rates, den zuständigen politischen Instanzen ihre Sorge um die Entwicklung in Vietnam nachdrücklich vorzutragen. Sie empfiehlt dem Rat, darin weitere geeignete Schritte zu unternehmen.

2. Die Synode nimmt das Memorandum und die Empfehlungen des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen zur Lage in Indochina von Utrecht, August 1972, und die Stellungnahme zu Vietnam des Exekutivkomitees des Lutherischen Weltbundes von Parabat, Juli 1972, entgegen. Sie fordert den Rat und die Gliedkirchen auf, das Memorandum, die Empfehlungen und die Stellungnahme, soweit es ihnen möglich ist, aufzunehmen und in Kirche und Öffentlichkeit zu verbreiten.

3. Die Synode nimmt dankbar zur Kenntnis, daß das Diakonische Werk schon weitreichende Vorkehrungen zur Hilfeleistung beim Wiederaufbau in Nord- und Süd-Vietnam getroffen hat. Sie empfiehlt dem Rat, den vom Zentralausschuß in Utrecht beschlossenen Fonds für Versöhnung und Wiederaufbau in Indochina großzügig zu fördern.

II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik

Von Erwin Wilkens

1. POLITISCHER HINTERGRUND

Die Fortentwicklung der von der Bundesrepublik Deutschland und ihrer Regierung betriebenen Deutschland- und Ostpolitik im Jahre 1972 geschieht in einer starken innen- und außenpolitischen Spannung. Hier vollzieht sich ein dialektischer Prozeß zwischen Ja und Nein, zwischen Entspannung und östlich verstandener Koexistenz, zwischen Kooperation und Abgrenzung. Stärke und Art dieser Spannung lassen sich durch zwei Daten bezeichnen, die das Jahr 1972 umfassen:

a) Am Anfang steht die Rede von Erich Honecker, dem Ersten Sekretär des ZK der SED, am 6. Januar 1972 bei einer Truppenbesichtigung auf Rügen, in der es heißt: „Unsere Republik und die BRD verhalten sich zueinander wie jeder von ihnen zu einem anderen dritten Staat. Die BRD ist somit Ausland, und noch mehr: sie ist imperialistisches Ausland.“

b) Am Ende steht die Unterzeichnung des „Vertrages über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik“ am 21. Dezember 1972 (paraphiert am 8. November) mit den zugehörigen weiteren Dokumenten über die unmittelbaren politischen, rechtlichen und menschlichen Auswirkungen dieses Vertrages. An der erst im Jahre 1973 möglichen Ratifizierung dieses Grundvertrages durch den Deutschen Bundestag kann nach dem Wahlerfolg der Regierung Brandt-Scheel am 19. November 1972 kein Zweifel sein.

Mit dem Abschluß dieses Grundvertrages verband die westdeutsche Regierung das Schicksal ihrer gesamten Deutschland- und Ostpolitik, damit aber auch ihr eigenes politisches Schicksal. Zwar war die Ratifizierung der Verträge von Moskau und Warschau vom 12. August bzw. vom 7. Dezember 1971 im Bundestag am 17. Mai 1972 erfolgt; der Verkehrsvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR wurde am 17. Mai 1972 unterzeichnet (in Kraft gesetzt am 17. Oktober 1972); das Viermächte-Schlußprotokoll vom 3. Juni 1972 setzte das Viermächte-Abkommen vom 3. September 1971 in Kraft, damit zugleich auch das Transitabkommen vom 17. Dezember 1971 und die Vereinbarungen zwischen dem Senat von Berlin und der Regierung der DDR vom 20. Dezember 1971; der durch die bisherigen Abmachungen ermöglichte Reiseverkehr zwischen den beiden deutschen Staaten einschl. West-Berlin nahm Ausmaße an, die noch vor kurzer Zeit unmöglich erschienen wären. Aber die Schlüsselfunktion für die Beurteilung und den Erfolg der ganzen Deutschland- und Ostpolitik muß dem Grundvertrag mit der DDR zuerkannt werden, daß sich mit dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Verhältnis der beiden deutschen Staaten zueinander die Schicksalsfrage der deutschen Nation ebenso verbindet wie die Möglichkeit, einen europäischen und weltpolitischen Konfliktherd zu mildern.

Die Deutschlandfrage umschließt einen weiten Bereich miteinander verbundener politischer, staatsrechtlicher, völkerrechtlicher, menschlicher und moralischer Einzelfragen. In diesem weiten Komplex hatte der Grundvertrag eine Form von Beziehungen der beiden deutschen Staaten zueinander rechtlich zu fassen, die von einem Gegeneinander über ein Nebeneinander zu einem Miteinander führen würden; die Unverletzlichkeit der Grenzen und die staatliche Souveränität waren zu garantieren, ohne daß der Lösung der nationalen Frage und den Auswirkungen des Selbstbestimmungsrechtes vorgegriffen wurde; die völkerrechtliche Selbstständigkeit war zuzugestehen, ohne sich gegenseitig als Ausland anzuerkennen; ständige Vertretungen sollen ausgetauscht werden, ohne damit die volle völkerrechtliche Anerkennung zu verbinden; kurz und gut: die Fixierung eines *modus vivendi* auf der Basis des Status quo sollte alle wesentlichen politischen, staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Fragen umgehen und ihre Lösung der Zukunft überlassen. Nimmt man hinzu, daß die beiden Vertragspartner zudem im Inhalt dieser wichtigen Fragen schon jetzt gegensätzlicher Auffassung sind, dann ist es nicht verwunderlich, daß es über diesen Grundvertrag in der Bundesrepublik zu tiefgreifenden Auseinandersetzungen kam. Während die einen in dem Vertrag das Höchstmaß des gegenwärtig Erreichbaren sehen, sind für die anderen seine Mängel von einer Art, die das ganze Vertragswerk entwerten. Man kann den Weg dieses Vertrages überhaupt nur gehen, wenn man ihm die Chance zuerkennt, der bisher stagnierenden Deutschlandpolitik den Weg zu einer neuen Dynamik zu eröffnen.

Was sich dem westlichen Urteil als mühselige Fortentwicklung der Ost- und Deutschlandpolitik, als teilweise gekünstelt wirkende Vertragselemente, als schlichte Formelkompromisse darstellt, worin sich die Politik als die Kunst des Möglichen Geltung verschafft, kann der östliche Partner systemimmanent seiner Geschichtsphilosophie einordnen. Das erstrebte, zumindest das behauptete Endziel bringt die Widersprüche einer dialektisch gedeuteten Politik zur Auflösung und gibt ihnen ihre Logik im höheren Sinne zurück. Der westliche Partner darf sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die östliche Seite mit der gleichen Politik ein anderes Ziel verfolgt als er selbst. Auch diese Erkenntnis gehört zur nüchtern erfaßten Realität der Ost- und Deutschlandpolitik. Seitens der DDR ist dieser Tatbestand unablässig mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht worden. Einige wenige Zitate aus dem Jahre 1972 als dem Jahre des Pokerns um den Grundvertrag können dies belegen. So heißt es in einer Rede Erich Honeckers auf einer Großveranstaltung der SED im Frühjahr in Leipzig zur Ratifizierung der Verträge von Moskau und Warschau: „Schließlich wird es nur die Ratifizierung der zur Erörterung stehenden Verträge ermöglichen, die Abkommen zwischen der DDR und der BRD sowie zwischen der DDR und Westberlin in Kraft zu setzen und eine Entwicklung einzuleiten, die zu einem friedlichen Nebeneinander zwischen der DDR und der BRD führt, also letzten Endes zu gutnachbarlichen Beziehungen im Interesse des Friedens, die bei voller Respektierung des Völkerrechts Ausdruck sind für die Zusammenarbeit aller europäischen Staaten, unabhängig von ihrer sozialen Ordnung. Gerade das verstehen wir unter der Politik der friedlichen Koexistenz. Gerade auf diesen politischen Prinzipien beruhen unsere praktischen Schritte.“

Besondere Beachtung fanden Sätze während eines Freundschaftsbesuches vom 17. bis 19. April in Sofia, mit denen Honecker offenbar bewußt an Formulierungen von Willy Brandt in Erfurt und Kassel 1970 anknüpfte: „Die Deutsche Demokratische Republik ist bereit, nach der Ratifizierung der Verträge zwischen der UdSSR und der VR Polen mit der BRD in einen Meinungsaustausch über die Herstellung normaler Beziehungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland einzutreten und die hierfür erforderlichen völkerrechtsmäßigen Vereinbarungen zu treffen. Es könnte eine Entwicklung eingeleitet werden – das möchte ich hier ausdrücklich wiederholen –, die zu einem friedlichen Nebeneinander zwischen der DDR und der BRD führt, zu normalen gutnachbarlichen Beziehungen mit dem Ausblick zu einem Miteinander im Interesse des Friedens, im Interesse der Bürger beider Staaten.“

Die lange Kette programmatischer Reden und Dokumente, die das politische Geschehen im Osten laufend begleitet, bietet reichliche Gelegenheit, auf den Wechsel der klimatischen Nuancierungen und inhaltlichen Bestimmungen derartiger Formulierungen zu achten. Aber nie darf es unterlassen werden, Aussagen vom dialektischen Gegenpol zugleich mitzuhören. So stellt der Bericht des Politbüros auf der 5. Tagung des ZK der SED am 27. und 28. April klar heraus: „Wir bleiben uns stets bewußt, daß die Abgrenzung der sozialistischen DDR von der imperialistischen BRD sowie die aktive Politik der friedlichen Koexistenz ein dialektischer Prozeß sind. Es ist in unserer Zeit nicht zu übersehen, daß der Prozeß der Entspannung begleitet ist von der Verschärfung der ideologischen Auseinandersetzung. Deshalb ist es gut, entsprechend der Leninschen Lehre stets den Charakter des Imperialismus, seine aggressiven Bestrebungen im Auge zu behalten. Das bedeutet, daß die Politik der friedlichen Koexistenz keinesfalls zu einer Minderung unseres politisch-ideologischen Kampfes gegen den Imperialismus und für die allseitige Stärkung der DDR als sozialistischer Staat führen darf.“ Eher noch pointierter ist der entsprechende Abschnitt in dem Bericht des Politbüros auf der 8. Tagung des SED-ZK am 6. Dezember gehalten, zeitlich also zwischen der Paraphierung und der Unterzeichnung des Grundlagenvertrages: „Die Politik der friedlichen Koexistenz ebnet nicht die gesellschaftlichen Gegensätze ein, sie führt schon gar nicht zu einer Annäherung oder Aussöhnung der feindlichen Ideologien. In dem Maße, wie wir den Gegner daran hindern, zu militärischen Aggressionen Zuflucht zu nehmen, wie wir ihn zur friedlichen Koexistenz, zu der von uns gewollten Form der internationalen Klassenaueinandersetzung veranlassen, verschärft sich besonders der Kampf an der ideologischen Front. Unsere Agitation und Propaganda haben ständig die Aufgabe, den Antikommunismus, dieses politische Hauptinstrument der imperialistischen Bourgeoisie, den bürgerlichen Nationalismus, den Sozialdemokratismus, den Revisionismus und den ‚linken‘ Opportunismus mit unseren überlegenen geistigen Waffen des Marxismus–Leninismus aus dem Feld zu schlagen.“

Das ideologisch bestimmte Abgrenzungsbedürfnis der DDR gegenüber der Bundesrepublik hat schließlich auch zu einer neuen Variante im Verständnis der deutschen Nation und hinsichtlich ihres Fortbestands geführt. Der schon gegenüber der alten kapitalistischen Nation früher kreierte Begriff der „sozialistischen Nation“, die sich in der DDR entwickele, ließ die Frage noch offen oder doch

unklar, ob dieses Nationsverständnis eine, wenn auch vorerst gespaltene deutsche Nation zuließ, wie es in der weiterhin geltenden Verfassung der DDR von 1968 geschieht. Albert Norden, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK für Propaganda, hat diese Position jetzt verlassen. In einem Vortrag an der Parteihochschule „Karl Marx“ im Juli 1972 zu „Fragen des Kampfes gegen den Imperialismus“ (veröffentlicht in der Reihe „Vorträge im Parteilehrjahr der SED 1971/1972“, Dietz Verlag) lehnt Norden nicht nur die Einheit der deutschen Nation, sondern ihren Fortbestand überhaupt ab, da die erforderlichen Kriterien für die deutsche Nation nicht mehr bestehen (gemeinsames Territorium, gemeinsame Wirtschaft, gemeinsame psychische und moralische Eigenschaften, „Gemeinschaft der Gefühle“, gemeinsame Kultur und geschichtliche Gemeinsamkeit). Damit ist die nationale Frage zu einer weltanschaulich bestimmten Klassenfrage geworden. Zugleich wird die Aussage in der Präambel des Grundvertrags vollends deutlich, die die nationale Frage zu den grundsätzlichen Fragen rechnet, über die zwischen den Vertragspartnern unterschiedliche Auffassungen bestehen.

2. KIRCHE IN STAAT UND GESELLSCHAFT

a) Allgemeines

Im Kirchlichen Jahrbuch 1971 wurde an dieser Stelle ausgeführt, daß sich für die Aera nach Walter Ulbricht eine Veränderung im Verhältnis von Kirche und Staat anbahne. Dem Staat und der ihn tragenden weltanschaulich bestimmten Staatspartei mußte es dabei darum gehen, eine allgemein stärkere Betonung klassischer Elemente des Marxismus–Leninismus und der zugehörigen Geschichts- und Gesellschaftsvorstellung einerseits und eine mehr realistische Behandlung der Kirchenfrage sowie der Existenz beachtlicher Bevölkerungsgruppen christlichen Glaubens andererseits untereinander zu verbinden. Auch hier stellte sich mehr noch als in der späteren Zeit Walter Ulbrichts die Aufgabe, das eigentümlich dialektisch bestimmte Verständnis einer friedlichen Koexistenz mit den Grundelementen eines praktikablen Realitätsbewußtseins und einer offensiv verfahrenen Abgrenzungstendenz gegenüber einem weltanschaulich gegnerischen Lager auf die Kirchen und ihre Glieder anzuwenden. Ob sich aus dem allen für den Staat ein klares und auch wirklichkeitsnahes Gesamtkonzept einer staatlichen Kirchenpolitik entwickeln läßt, kann für das Jahr 1972 noch offen bleiben, da sich in diesem Zeitraum allenfalls einige Elemente eines solchen Konzepts zeigten.

Wie sich unter diesen Vorzeichen ganz allgemein dem wissenschaftlich arbeitenden Beobachter im Westen die Situation der Kirchen in der DDR darstellt, zeigt das entsprechende Kapitel einer Gesamtdarstellung der DDR (Kurt Sontheimer und Wilhelm Bleek: Die DDR. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1972):

KIRCHEN AM RANDE DER GESELLSCHAFT

In der sozialistischen Gesellschaftspolitik ist für die christlichen Kirchen kein Platz mehr reserviert. Das Schicksal der Kirchen in der DDR läßt sich interpretieren als die sukzes-

sive Verdrängung der religiösen Institutionen an den Rand der Gesellschaft. Ziel der sozialistischen Gesellschaftspolitik ist es, den privaten und öffentlichen Bereich soweit wie möglich miteinander zu verschmelzen, d.h. das Private und Individuelle im Öffentlichen und Kollektiven aufgehen zu lassen. Eine solche Politik kann nicht zulassen, daß andere als die politisch sanktionierten Institutionen gesellschaftliche Funktionen wahrnehmen. Darum nehmen in der DDR die Parteien und Massenorganisationen in wachsendem Maße Aufgaben wahr, die früher von der Familie und den nichtstaatlichen sozialen Organisationen, darunter auch den Kirchen erfüllt wurden. Da die christlichen Kirchen in einer der materialistischen Weltanschauung verschriebenen Ordnung für eine Erfüllung der gesellschaftspolitischen Aufgaben des sozialistischen Staates nicht oder allenfalls subsidiär in Frage kommen, wurden sie systematisch ihrer nicht unmittelbar religiösen sozialen Funktionen entkleidet und auf einen rein religiösen Bereich abgedrängt. Die Kirchen in der DDR haben sich unter dem Druck der staatlichen Gewalt zu kultischen Institutionen zurückbilden müssen, denen die Wahrnehmung allgemeiner sozialer Aufgaben (in Kindergärten, Schulen, Krankenhäusern etc.) beschnitten wurde. Dadurch verlieren die Kirchen ihren institutionellen Rückhalt in der Gesellschaft. Wo Religion zur reinen Privatsache wird, ohne in den Bereich der gesellschaftlichen Öffentlichkeit ausstrahlen zu können, ist der Kirchturm nur noch geographisch Mittelpunkt einer sozialen Lebenswelt.

Diesen Tendenzen zum Trotz sind noch über zwei Drittel der Bürger der DDR Mitglieder von religiösen Gemeinschaften. Die überwältigende Mehrheit der nominellen Christen Ostdeutschlands gehört der Evangelischen Kirche an (ca. 13 Millionen), etwa anderthalb Millionen sind katholischen Bekenntnisses. Dieses ungleiche Verhältnis der Konfessionen erklärt auch, warum die Auseinandersetzungen der SED mit den Kirchen vorwiegend Konflikte mit den protestantischen Kirchen waren. Die Kirchenpolitik der SED verfolgte im wesentlichen zwei Ziele: Zum einen war sie bestrebt, die Kirche an den Rand der Gesellschaft abzudrängen und das kirchliche Leben auf den reinen Gottesdienst zu reduzieren, zum andern sollten die Kirchen, die bis vor kurzem noch mit den Kirchen in Westdeutschland organisatorisch verklammert waren, ihre politisch unerwünschte gesamtdeutsche Brückenfunktion abbauen und schließlich ganz aufgeben. Anlaß zu einem resoluteren staatlichen Vorgehen in dieser Frage gegenüber den der SED in den fünfziger Jahren vorwiegend ablehnend und reserviert gegenüberstehenden Kirchen bot der sogenannte Militärseelsorgevertrag von 1958, den die westdeutschen Kirchen, damals noch durch gemeinsame Institutionen mit Ostdeutschland verbunden, mit der Bundesregierung zum Zwecke der religiösen Betreuung der Bundeswehr abschlossen. Die evangelischen Kirchenführer in der DDR sahen sich daraufhin genötigt, in eine Loyalitätserklärung gegenüber dem SED-Regime einzuwilligen, derzufolge die Christen ebenso wie die anderen DDR-Bürger ihre staatsbürgerlichen Pflichten auf der Grundlage der sozialistischen Gesetzlichkeit zu erfüllen hätten; die Bischöfe erklärten, daß sie als Christen die Entwicklung zum Sozialismus respektierten und ihren Teil zum friedlichen Aufbau des neuen Staates beitragen wollten. Dafür erneuerte die DDR-Führung die Verfassungsgarantie der Religionsfreiheit, die auch in der DDR-Verfassung von 1968 verankert geblieben ist. Ulbricht selbst erklärte 1960 vor der Volkskammer, das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus seien keine Gegensätze.

Die Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in der DDR haben bis in die sechziger Jahre hinein im Westen große Publizität genossen, weil sie besonders geeignet erschienen, die Unfreiheit der Verhältnisse in der DDR anzuprangern. Von einem ausgesprochenen Kirchenkampf oder gar einer rücksichtslosen Kirchenverfolgung in der DDR kann jedoch nicht gesprochen werden, wohl aber von einer systematischen Zurückdrängung des Einflusses der christlichen Kirchen auf das öffentliche Leben. Beispielhaft für den Konflikt zwischen Kirche und Staat war die jahrelange Auseinandersetzung um die staatliche *Jugendweihe*, einer profanen Ersatzkonfirmation im Geiste der marxistischen Weltanschauung. Sie war beispielhaft, weil sie zeigt, wie die Partei bestrebt war, die Kirche aus den von ihr traditionell wahrgenommenen sozialen Funktionen herauszudrängen und den religiösen Kult der Kirche durch einen weltanschaulich inspirierten Kult der Partei (auch bei Eheschließungen, Taufen und Begräbnissen) zu ersetzen. Beispielhaft war dieser Konflikt aber auch deshalb, weil die evangelische Kirche in diesem Streit den kürzeren zog und im Interesse ihrer Glieder schließlich hat klein begeben müssen. Während sie früher Jugendweihe

und Konfirmation für unvereinbar erklärten, sind die evangelischen Pfarrer heute bereit, auch solche Kinder zu konfirmieren, die sich, vorwiegend aus Rücksichten auf ihr gesellschaftliches und berufliches Vorwärtsskommen, zur Jugendweihe entschlossen haben.

Der Ausgang dieses Ringens zeigt, daß die Kirche in der DDR auf dem Rückzug begriffen ist und ihre oppositionelle Haltung gegenüber dem Regime hat lockern müssen. Sie hat unter dem Druck der politischen Verhältnisse lernen müssen, sich nicht mehr an den überlieferten Vorstellungen der Vergangenheit mit ihrer engen Verbindung von Staat und Kirche zu orientieren, und sie hat die Erfahrung gemacht, daß sie besser daran tut, ihren eigenen schwierigen Weg zu suchen und zu gehen, als sich an ihren „Brüdern im Westen“ zu orientieren. Die westdeutschen Christen erblickten in der organisatorischen Verbindung der Kirchen beider Teile Deutschlands einen unbedingt zu bewahrenden Restbestand der nationalen Einheit, den man keinesfalls preisgeben dürfe.

Diese „gesamtdeutsche“ Einstellung hat die Kirche bei dem auf Abgrenzung gegenüber der Bundesrepublik bedachten sozialistischen Staat ins Zwicklicht gebracht und das Problem der Loyalität der Kirche zum Staat aufgeworfen. Die SED hat nie daran gedacht, die Kirche zu beseitigen, doch sie hat von Anfang an gefordert, daß die Kirchen den sozialistischen Staat und seine Gesellschaftsordnung anerkennen und ihm nicht in offener oder versteckter Opposition gegenüberstehen. Der erste evangelische Bischof, der erkannt hatte, daß es auch für das religiöse Leben der Kirche am besten ist, wenn sie äußerlich ihren Frieden mit dem Staat macht, war der im Westen darob viel kritisierte Thüringer Landesbischof Mitzenheim. Er trat in der Öffentlichkeit für politische Ziele der DDR, insbesondere für ihre völkerrechtliche Anerkennung, ein. Inzwischen haben auch die meisten anderen protestantischen wie katholischen Kirchenführer der DDR eingesehen, daß es für die Erfüllung ihrer kirchlichen Aufgaben am vorteilhaftesten ist, wenn sie ihren Frieden mit dem Staat machen. Sie bekennen sich zum sozialistischen Staat als der ihnen gesetzten Obrigkeit. Der Vorsitzende des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR, Bischof Schönherr, erklärte erst vor kurzem: „Die Kirche wird sich allen Versuchen widersetzen, diesen Staat zu diskriminieren.“ Die späte Folge dieses schwierigen und schmerzlichen Lernprozesses war die Herauslösung der evangelischen Kirche der DDR aus ihrer organisatorischen Verklammerung mit der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) und die anfangs der siebziger Jahre vollzogene Gründung eines von Westdeutschlands Kirchenorganisation völlig unabhängigen „Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR“. Die evangelische Kirche hat damit nach langen Jahren abwartender Skepsis und inneren Widerstandes den Weg zu einer kritischen Solidarität mit dem sozialistischen Staat gefunden. Diese Politik gestattet es ihr heute, in dem begrenzten Rahmen, der ihr durch das sozialistische Regime und seine Gesellschaftspolitik gesetzt worden ist, ihre religiöse und, soweit möglich, gesellschaftliche Funktion auszuüben und zu bewahren. Ein leitender evangelischer Geistlicher hat den Prozeß der letzten zwei Jahrzehnte so charakterisiert: „Die Geschichte der Kirchen in der DDR ist der Beweis dafür, wie schwer einer Kirche das Umlernen fallen kann und wie groß die Versuchung ist, von Wunschvorstellungen und unrealistischen Leitbildern her sich den neuen Herausforderungen durch eine sozialistische Gesellschaft zu entziehen. Wir befinden uns als Kirche in der DDR noch lange nicht am Ende dieses Lernprozesses. Dort aber, wo den neuen Gegebenheiten Rechnung getragen wurde, wo auch Möglichkeiten und Chancen und nicht nur Behinderungen christlichen Zeugnisses aufgespißt und aufgezeigt werden konnten, gewann und gewinnt das Evangelium eine ganz neue Relevanz und erweist so seine Aktualität im bejahten Wandel der Gesellschaftsordnungen“ (zit. bei Curt Honndrich: Beten für die DDR, in: „Die Zeit“ vom 19. 5. 1972).

Auch die katholische Kirche hat sich mit den politischen Verhältnissen abfinden gelernt und eine Art pragmatisches Arrangement mit dem neuen Staat gesucht und gefunden. Zwar gibt es bis heute noch keine institutionelle Trennung der katholischen Kirche der DDR von der Kirche Westdeutschlands, aber faktisch ist die katholische Kirche der DDR bereits weitgehend eigenständig. Die DDR scheint bereit, den Vatikan in dieser Frage nicht drängen zu wollen.

Das vollzogene Arrangement der Kirchen mit dem sozialistischen Staat bedeutet sicherlich nicht, daß die Kirchen das christliche Evangelium zugunsten der Weltanschauung des Marxismus aufgegeben oder aufgeweicht hätten. Es bedeutet lediglich, daß sie darauf verzichtet haben, gegen den Staat zu opponieren und ihm die Legitimität streitig zu ma-

chen. Der mögliche Nutzen dieser Politik ist, daß sie ihrer religiösen Aufgabe ungestört und gründlicher obliegen können und sich in Zukunft nicht in ständigen Konflikten mit den staatlichen Behörden aufreiben müssen.

Die eigentliche Gefahr erwächst den Kirchen in der DDR darum heute nicht mehr so sehr aus einer direkten Konfrontation mit dem Staat, auf die sie im großen und ganzen verzichtet haben, als aus einer ständig fortschreitenden inneren Auszehrung und Verkümmern. Diese Auszehrung ist nicht allein die Folge der aktiven sozialistischen Gesellschaftspolitik, sie ist auch ein Ergebnis der durch den fortschreitenden Industrialisierungsprozeß freiwerdenden säkularen Energien und Tendenzen, die überall zu einem Schwinden überlieferter religiöser Bindungen beitragen. Der Auszehrungsprozeß ist im Alltagsleben der Gemeinden, nicht zuletzt auch als Auswirkung der wachsenden Prosperität der DDR-Gesellschaft, bereits in vollem Gange. Zahlreiche Pfarreien sind bereits verwaist oder auf ein Häuflein Gläubiger zusammengeschmolzen. Da die Kirche in der DDR jedoch nicht wie im Westen die Möglichkeit hat, ihre schwindende religiöse Substanz und Attraktivität durch soziale Aktivitäten zu kompensieren, trifft sie der Säkularisierungsprozeß um so härter, der sie in Verbindung mit der sozialistischen Politik zu einer Institution am Rande der Gesellschaft zu machen droht. Wo nämlich Religion zur reinen Privatsache ohne gesellschaftliche Relevanz erklärt wird, bleibt ihre subjektive Bedeutung für den einzelnen zwar unangetastet, aber die Reduktion des Religiösen aufs Unverbindlich Private greift auf lange Sicht an den Lebensnerv der Kirchen, die eben nicht nur religiöse, sondern auch soziale Institutionen sind. Für den „neuen Menschen“ des Sozialismus ist Religion ohnehin kein Problem mehr. Er bedarf der Dienste und Tröstungen der Kirche nicht. Deshalb wird es den Architekten einer „sozialistischen Menschengemeinschaft“ und den politischen Erziehern der DDR-Gesellschaft völlig normal erscheinen, daß die Kirchen und ihre Gemeinden in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft mehr und mehr verkümmern. Die SED kann dann um so unbefangener von sich behaupten, sie habe nicht die Absicht, die Kirchen abzuschaffen. Die gesellschaftliche Entwicklung soll das von sich aus besorgen. Wieweit das gelingen kann, ist heute noch nicht abzusehen. Manches spricht dafür, daß eine Gesellschaft ohne Kirche und ohne transzendente Religion ebenso sehr Utopie sein und bleiben wird wie der „Neue Mensch“ in der sozialistischen Gesellschaft.

Wie sich diese Existenzweise „am Rande der Gesellschaft“ den Betroffenen selbst darstellt, geht aus einem Interview des Evangelischen Pressedienstes mit Bischof D. Albrecht Schönherr, dem Vorsitzenden des leitenden Organs des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR hervor. Das Gespräch wurde am 16. März 1972 gehalten anläßlich des Besuches einer Delegation des Kirchenbundes in Genf beim Ökumenischen Rat der Kirchen und in Bern beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund. Die nachstehende Wiedergabe ist um die Ausführungen am Anfang zu Fragen des Schwangerschaftsabbruchs gekürzt („epd-Dokumentation“ Nr. 12/72 vom 20. März 1972):

epd: ... Aber es gibt auch andere Lebensfragen, die die Menschen in der Bundesrepublik und in der DDR, ja in ganz Europa gemeinsam betreffen. Sie haben sich hier in Genf namens der Leitung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR dafür eingesetzt, daß die DDR gleichberechtigt an der in Stockholm geplanten Umweltschutz-Konferenz teilnehmen kann. Es liegen kirchliche Voten aus der DDR für eine Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa vor. In diesem Zusammenhang spielt das Schicksal der Verträge zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion bzw. Polen eine Rolle. Können Sie dazu Stellung nehmen?

Schönherr: Als DDR-Bürger haben wir keinen unmittelbaren Grund, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Dennoch verfolgen wir – alle, die ich kenne, und ich meine auch die allermeisten Christen in der DDR – die Auseinandersetzung um die Verträge in der Bundesrepublik mit Interesse, ja mit zunehmender Besorgnis. Es geht ja hier nicht

nur um politische Fragen der Bundesrepublik. Die Lebensverhältnisse der Menschen in der DDR und in den übrigen europäischen Staaten werden unmittelbar davon berührt, ob wir auf dem Weg zum Frieden einen Schritt weiterkommen oder nicht. Und diese Verträge scheinen uns der Friedenssicherung zu dienen. Das gleiche trifft zu auf das in Berlin geschlossene Abkommen. Es handelt sich hier immerhin 27 Jahre nach Kriegsende um einen längst fälligen Beitrag zur Entspannung in Europa. Ob er zustande kommt oder nicht, kann die Menschen in der DDR und natürlich die Christen nicht gleichgültig lassen. Die Kritiker der Verträge sollten daran denken, daß es sich hier um Lebensfragen Europas und nicht um parteipolitische Machtfragen handelt.

epd: In der Bundesrepublik wird von manchen Seiten argumentiert, die Verträge brächten den Menschen in der DDR keine Vorteile.

Schönherr: Die Aussicht auf Entspannung, auf Wettbewerb in friedlicher Koexistenz kann nur Vorteile haben im Vergleich zu einem feindseligen Gegeneinander, das sich ja auf alle Lebensbereiche auswirkt. Gewiß wird der Gegensatz der Systeme mit dem Vertragsschluß nicht aufgehoben. Aber er bietet doch erst die Voraussetzung für eine völlig neue Phase des politischen Zusammenlebens in friedlicher Nachbarschaft. Darauf müssen sich auch die Staaten erst einstellen. Es mögen sich Probleme ergeben, die nicht jedermann den unmittelbaren Nutzen der vertraglichen Regelung erkennen lassen. Aber wir müssen, glaube ich, auf lange Sicht denken.

epd: Nun wird bei uns gesagt, den Preis für die Entspannung müßten speziell auch die Christen in der DDR zahlen, die unter einer ideologischen Verschärfung zu leiden hätten. Können Sie dazu Stellung nehmen?

Schönherr: So einfach sind die Dinge nicht. Gewiß ist davon auszugehen, daß die durch den Versuch der Regelung der europäischen Probleme im Sinne der Organisation von Sicherheit und Zusammenarbeit veränderte Welt situation ideologische Fragen im Sozialismus aufwirft bzw. von neuem stellt. Wir leben in einer Phase, die nicht mehr als Kalter Krieg, aber auch noch nicht als wirkliche friedliche Koexistenz zu bezeichnen ist. In dieser Phase konzentriert man sich verständlicherweise auf ideologische Auseinandersetzung. Seit dem XXIV. Parteitag der KPdSU und dem VIII. Parteitag der SED ist diese ideologische Offensive deutlich geworden. Das aber ist keine unmittelbare Folge der Verträge von Moskau und Warschau sowie des Berliner Abkommens. Das Einstellen auf die neue Situation bringt für die Marxisten und damit natürlich auch für uns Christen Schwierigkeiten mit sich.

epd: Es fällt auf, daß neuerdings wieder stärker der atheistische Charakter des Marxismus–Leninismus und damit des Sozialismus in der DDR betont wird. Das „Neue Deutschland“ widmete der atheistischen Propaganda in Konsequenz des XXIV. Parteitages der KPdSU eine ganze Seite.

Schönherr: Das war ein Nachdruck aus der sowjetischen Zeitschrift „Fragen der Philosophie“ (ND vom 26. 2. 72). Natürlich fragt man sich, warum solch ein Artikel, der sich auf Verhältnisse in der Tadshikischen Sowjetrepublik bezieht, jetzt in deutscher Übersetzung bei uns erscheint. Immerhin: Wenn Sie diesen Artikel genau lesen, werden Sie als seine eigentliche Zielrichtung feststellen können: Bewußtseinsbildung im Sinne des Marxismus–Leninismus, also atheistische Bewußtseinsbildung, muß durch Überzeugung, nicht durch administrative Maßnahmen geschehen. Der Artikel ruft die Propagandisten zur Offensive, aber eben als Propagandisten. Dem uns zu stellen, müssen wir Christen bereit sein. Auch wir können ja nicht anders, als zu überzeugen versuchen. Wir haben durch die grundsätzliche kirchenpolitische Rede von Paul Verner, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, vom 8. Februar 1971 wieder gehört und können dem nur zustimmen, daß Marxismus–Leninismus und christlicher Glaube unüberbrückbare Gegensätze sind. Dennoch müssen wir miteinander leben. Der sozialistische Staat wird auf die Mitarbeit seiner christlichen Bürger auf die Dauer nicht verzichten können. Paul Verner hat in dieser Rede auch davon gesprochen, die Entwicklung neuer moralischer Beziehungen und Verhaltensweisen beim Aufbau der sozialistischen Gesellschaftsordnung sei ein langer und komplizierter Prozeß. Ich habe darauf Bezug genommen, als ich beim Empfang des Vorstandes unseres Kirchenbundes bei Staatssekretär Seigewasser am 24. Februar 1971 zu sprechen hatte, und gesagt: „Nicht weniger kompliziert ist es für den Christen, seine Überzeugung in einer ihm noch nicht vertrauten Gesellschaftsordnung so zu artikulieren, daß Glau-

be und Liebe, Wort und Tat, Überzeugung und Eintreten für die Überzeugung konkret zusammenstimmen.“

Wir befinden uns in der Tat in einer komplizierten Phase, aber es hat dem christlichen Glauben noch nie geschadet, wenn er zum Zeugnis herausgefordert worden ist.

epd: Können Sie etwas über die Auswirkungen des VIII. Parteitages der SED für die Rolle der Christen in der DDR sagen?

Schönherr: Die Kirchenpolitik der SED ist in der genannten Rede Paul Verners definiert worden. Wahrscheinlich hat der Parteitag darum nichts weiter dazu gesagt.

epd: Aber trifft die Beobachtung nicht zu, daß das Verhältnis zwischen Marxisten und Christen seitdem mehr zu einem Randproblem geworden ist? So liest man in DDR-Veröffentlichungen kaum mehr den früher häufigen Appell an eine gemeinsame humanistische Verantwortung beider. Hat das Auswirkungen?

Schönherr: Die Grundlinie des VIII. Parteitages, der das Wohl des Volkes in den Mittelpunkt gestellt und die Rolle der Arbeiterklasse und ihre Interessen neu hervorgehoben hat, kann man wohl darin sehen, daß die SED von einer nüchternen Einschätzung der tatsächlichen Gegebenheiten ausgeht. Diese Nüchternheit zeigt sich in der Terminologie, in der z.B. der Begriff der „sozialistischen Menschengemeinschaft“ zurückgestellt worden ist. Stattdessen wird das Weiterbestehen von Klassen wieder deutlicher ausgesprochen. Die Nüchternheit zeigt sich in den angesprochenen Vorrangaufgaben, die die Bedürfnisse der Bevölkerung konkret berücksichtigen, z.B. im Blick auf den Wohnungsbau und die Konsumgüter. Ich glaube, daß diese nüchterne Einschätzung der Realität sich auch auf die christlichen Gemeinden und die Kirchen als Ganze bezieht. Der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR und seine Gliedkirchen – das sind Tatsachen, die respektiert und berücksichtigt werden, ebenso wie die anderen Kirchengemeinschaften in der DDR. Aber was sie für die Gesamtgesellschaft bedeuten, wird illusionslos geprüft. Soweit Christen in den Betrieben, Ortsgemeinden und die ganze Kirche wirklich etwas beitragen zur Bewältigung der anstehenden Aufgaben, nämlich der Gestaltung eines gerechteren Zusammenlebens der Menschen, wird man daran nicht vorbeigehen können. Aber ein bloßer Anspruch wird jetzt weniger honoriert, als das früher wohl zuweilen der Fall war. Wir werden gewogen und gemessen nach dem, was wir darstellen. Sind die Christen in der DDR, ihr Zeugnis und Dienst, ein realer Faktor, dann wird das auch die SED berücksichtigen.

epd: Sie haben sich in diesem Sinne schon mehrfach geäußert und etwa vor der Synode des Kirchenbundes im vergangenen Jahr die Überzeugung vertreten, die Kirchen hätten in dem Gespräch des Staates mit seinen Bürgern über die Gestaltung der gemeinsamen Zukunft Wesentliches für die Erkenntnis dessen beizutragen, „was der Mensch und was menschliche Gesellschaft ist und braucht“. Auch das Thema der nächsten Synodaltagung „Christus befreit: Darum Kirche für andere“ deutet darauf hin. Und hier in Genf, im Ökumenischen Rat der Kirchen, ist man an ihren Erfahrungen und Möglichkeiten als große, ursprünglich fast die gesamte Bevölkerung umfassende protestantische Kirche in einem sozialistischen Staat lebhaft interessiert.

Schönherr: Wir sind uns der großen Erwartungen bewußt, die an uns gestellt werden. Wir fürchten, daß wir ihnen wenigstens zur Zeit noch nicht entsprechen können. Die geistige Aufarbeitung der durch den Marxismus gestellten Fragen ist noch zu kurze Zeit im Gange, als daß wir schon Antworten geben könnten. Wichtig ist, daß wir diese Fragen hören und uns ihnen stellen. Wichtig ist vor allem, daß dem einzelnen Christen die Möglichkeit gegeben wird, ohne Verletzung seines Gewissens in einem sozialistischen Staat marxistischer Prägung seinen Glauben zu leben und die Konsequenzen daraus zu ziehen. Deutlich ist uns schon jetzt, daß uns schon die Bibel die Einheit von Wort und Tat, von Seele und Leib lehrt, und daß der Marxismus uns auf diese Einheit nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. Deutlich ist uns auch, daß alles Reden von Frieden Heuchelei ist, wenn mit dem Frieden nicht die Gerechtigkeit und die Freiheit des Menschen verbunden sind.

Das sind alles keine großen Neuigkeiten, aber es wird nicht unwichtig sein, daß solche Überzeugungen in der unmittelbaren Begegnung mit dem marxistischen Partner erhärtet werden. Vielleicht kommt einmal die Zeit, in der wir tatsächlich einen Teil des von uns erhofften Beitrages leisten können. Ich glaube, daß das nicht nur für unsere Kirchen, sondern auch für unseren Staat von einiger Bedeutung wäre.

Schon jetzt sollte der Beschluß des ZK der SED auf seiner 6. Tagung am 6. und 7. Juli 1972 beachtet werden, das seit 1963 geltende erste Programm der SED „im Lichte der Beschlüsse des VIII. Parteitages“ zu überarbeiten. Der zu diesem Zwecke unter dem Vorsitz von Erich Honecker eingesetzten Kommission gehören 42 Mitglieder an, darunter das gesamte Politbüro. Ein gleicher Beschluß wurde für eine Überarbeitung des Statutes der SED gefaßt. Angesichts der großen ideologischen Bedeutung, die man dem VIII. Parteitag von 1971 zubilligen muß (s. hierzu Kirchh. Jahrb. 1971, S. 228ff.; s. auch u.a. Fred Oldenburg: Die Gesellschaftskonzeption der SED nach dem VIII. Parteitag; Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Nr. 22/1972), hat man von dieser Überarbeitung des Parteiprogramms eine Fortentwicklung zu erwarten, die auch für die Existenz von Kirchen und Christen in der DDR von hohem Belang sein werden (s. hierzu Fred Oldenburg: Das 6. ZK Plenum, „Deutschland Archiv“, Heft 8, August 1972, S. 787ff.).

In welche Richtung mutmaßlich die ideologische Entwicklung in der DDR mit dem zugehörigen Klima gehen wird, zeigt sich in der Mobilisierung von Agitation und Propaganda. Am 7. November 1972 faßte das Politbüro des ZK der SED folgenden Beschluß: „Die Aufgaben der Agitation und Propaganda bei der weiteren Verwirklichung der Beschlüsse des VIII. Parteitages“ („Neues Deutschland“ vom 11. November 1972). Dieser Beschluß wurde am 16. und 17. November auf einer Konferenz des ZK in Berlin erläutert und diskutiert („Neues Deutschland“ vom 17. und 18. November 1972). Die Ziele der damit angelaufenen neuen Agitationskampagne werden in einem Bericht wie folgt beschrieben (Fred Oldenburg: Aufwertung von Agitation und Propaganda, „Deutschland Archiv“, Heft 12, Dezember 1972, S. 1290):

Nach Jahren vorwiegend ökonomischer Propaganda versuchen die Parteiideologen die Bewußtseinsbildung wieder stärker am Kerndogma auszurichten. Der Erziehung von oben wird wieder der Vorzug vor der Systembejahung von unten, z.B. durch meßbare wirtschaftliche Erfolge, gegeben. Bereits im Oktoberheft der Zeitschrift „Einheit“ war konstatiert worden, es sei nicht richtig, die „Wirksamkeit der ideologischen Arbeit allein an ökonomischen Ergebnissen messen zu wollen. Sekretariatsmitglied Horst Dohls hatte auf einer Konferenz mit Parteigruppen-Organisatoren am 21. September 1972 gefordert, auch die Wirtschaftsfunktionäre stärker in die ideologische Arbeit einzubeziehen. Das „Wesen der Parteiarbeit“ bestehe darin, das „Handeln der Menschen allseitig mit den Ideen des Sozialismus zu durchdringen“. Das ist instrumental gemeint. Die Parteigruppen sind aufgefordert, ständig politisch Einfluß zu nehmen „auf die Erziehung aller Werktätigen zum proletarischen Internationalismus und zum sozialistischen Patriotismus, zur unerschütterlichen Freundschaft mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten, zum Haß gegenüber dem Imperialismus und zum tiefen Verständnis der kontinuierlichen prinzipienfesten Außenpolitik der Sowjetunion, der DDR und der anderen Länder der sozialistischen Staatengemeinschaft“. Damit war im Auftrage der Tenor der Agitationskonferenz festgelegt, die bereits im Juli 1972 angekündigt wurde und sich in den Rahmen ähnlicher Agitationsbemühungen in Osteuropa, insbesondere in der Sowjetunion, einpaßt.

Der Agitationsbeschluß des Politbüros vom 7. November setzt drei Ziele:

1. Die Bevölkerung soll die Normen des Marxismus-Leninismus wieder ungebrochen und stärker als bisher internationalisieren.
2. Die Werktätigen sollen zu positivem Handeln im Sinne aktueller Parteibeschlüsse erzogen werden.
3. Alle Bevölkerungsschichten sollen gegen westliche Einflüsse immunisiert werden.

Nach Auffassung der SED-Führung verschärft sich trotz der Entspannung in Europa die ideologische Auseinandersetzung, die „Schlacht um die Hirne und Herzen der Menschen“.

Letztlich geht es dabei um stärkere Sozialisation der DDR-Bevölkerung nach vorgegebenen Wertvorstellungen.

Zum Inhalt des Agitationsbeschlusses im einzelnen vgl. die Texte im „Neuen Deutschland“ sowie den Bericht im „Deutschland Archiv“, dort auch weitere einschlägige Literaturangaben.

Von besonderem kirchlichen Interesse ist das große Gewicht, das der Agitationsbeschuß der Aufgabe zuweist, „die Menschen zu sozialistischen Persönlichkeiten zu entwickeln“. Der betreffende Abschnitt lautet:

Die politische, die ideologisch-moralische Haltung der Menschen, ihre charakterlichen Qualitäten und ihre wachsenden geistig-kulturellen Ansprüche sind zu immer stärkeren Triebkräften des gesellschaftlichen Fortschritts zu machen. An Hand der Errungenschaften, die von der sozialistischen Gesellschaftsordnung immer reicher hervorgebracht werden, ist die Wahrheit unserer Epoche zu erhärten, daß nur der Sozialismus wirklich Freiheit, Menschenrechte und Selbstbestimmung gewährleistet, daß nur er imstande ist, das Zusammenleben der Menschen wahrhaft menschlich, wahrhaft moralisch und wahrhaft lebenswert zu gestalten.

Durch die systematische Propagierung des dialektischen und historischen Materialismus, der politischen Ökonomie und des wissenschaftlichen Kommunismus ist frei von jeder Schablone das wissenschaftliche Weltbild in der ganzen Arbeiterklasse, bei allen Werktätigen und besonders in der Jugend weiter herauszubilden. Diese in ihrem Ausmaß neue Aufgabe stellt an die weltanschauliche Bildungsarbeit, an die Verbreitung der hohen Ideale der Arbeiterklasse neue Anforderungen. Die Erkenntnisse der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften sind in engeren Zusammenhang mit ihren weltanschaulichen Konsequenzen zu stellen. Stärker und in vielfältiger Weise ist der atheistische Charakter der marxistisch-leninistischen Weltanschauung zur Geltung zu bringen. In der gesamten ideologischen Arbeit muß die weltanschauliche Aussagekraft verstärkt werden. Persönliche, vor allem ethische Fragen der Menschen, die von Gewicht für ihr gesellschaftliches Verhalten sind, müssen besser beachtet und weltanschaulich gründlicher behandelt werden. Zur sozialistischen Persönlichkeitsbildung gehört die Aneignung der Schätze der Kultur, und zwar sowohl der des eigenen Volkes als auch der Kultur der sozialistischen Länder, insbesondere der Sowjetunion, sowie der humanistischen Weltkultur, gehört Liebe zur Kunst.

Wichtig in der Überzeugungsarbeit ist es, davon auszugehen, daß sich die sozialistische Persönlichkeit vor allem im Prozeß der Arbeit, im und durch das Kollektiv entwickelt. Beispielhaft sind die neuen sozialistischen Denk- und Verhaltensweisen der Menschen zu popularisieren: fester Klassenstandpunkt, vorbildliche Arbeit, hoher Einsatz für die gemeinsame Sache, Verteidigungsbereitschaft, Kameradschaftlichkeit, gegenseitige Hilfe, Selbstbewußtsein und zugleich Bescheidenheit im Auftreten, Verantwortung für das Ganze und andere, unserer sozialistischen Lebensweise entsprechende Haltungen. Das verlangt, Verhaltensweisen offen bloßzulegen und geduldig zu bekämpfen, die dem Sozialismus fremd sind und der sozialistischen Moral widersprechen. Das betrifft Spiessertum, Egoismus, Selbstherrlichkeit, Subjektivismus, Herzlosigkeit und Ungerechtigkeit.

Die Geschichtspropaganda hat mitzuhelfen, noch mehr als bisher Achtung und Stolz für den opferreichen Kampf und die revolutionären Traditionen der deutschen und der internationalen Arbeiterbewegung zu wecken. Sie muß die historische Leistung und Mission der Arbeiterklasse verdeutlichen und dazu beitragen, daß stets klassenmäßig an die Ereignisse von Vergangenheit und Gegenwart, an alle Grundprobleme der Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus herangegangen wird („Neues Deutschland“ vom 11. November 1972).

In der Veröffentlichung des Agitationsbeschlusses in der „Neuen Zeit“ Nr. 268 vom 11. November 1972 (zentrales Organ der CDU) wird die Forderung, den

atheistischen Charakter der marxistisch-leninistischen Weltanschauung stärker und in vielfältiger Weise zur Geltung zu bringen, fortgelassen.

Die neue Phase ideologischer Agitation und Propaganda, die auch im Zusammenhang mit einer Abwehr schädlicher Auswirkungen der parallel laufenden Außenpolitik gegenüber der Bundesrepublik auf die innenpolitische Szene der DDR gesehen werden muß, mußte sich nach ihrer inneren Logik auch auf die Arbeit an einem klareren Konzept der staatlichen Kirchenpolitik für die Aera nach Ulbricht auswirken. Wichtige Stichworte dazu fielen in einer Grußansprache, die Prof. Albert Norden, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED, vor dem 13. Parteitag der CDU am 12. Oktober 1972 in Erfurt hielt. Nach einer Schilderung der Traditionslinie fortschrittlichen Christentums inmitten des Mißbrauchs, den herrschende Minderheiten in reaktionären Klassengesellschaften mit Kirche und christlichem Glauben trieben, führt Albert Norden aus:

Christen im aktiven Widerstand gegen den Faschismus und in den Konzentrationslagern, in der Volksfront und im Nationalkomitee „Freies Deutschland“ – sie haben die geschichtliche Bewährungsprobe bestanden und ein Beispiel für humanistische Konsequenz aus religiöser Haltung gegeben. Mit Recht haben Sie, verehrte Freunde der CDU, immer betont, daß Ende Juni 1945 die Gründung Ihrer Partei in diesem Geiste, letztlich in dem der Förderung der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung, erfolgt ist. Dabei hatten Sie das Glück, im Gründerkreis der CDU einen Mann zu haben, der beste Traditionen kämpferischer bürgerlich-demokratischer Haltung mit tiefer Freundschaft zur Sowjetunion und mit der Offenheit für die geschichtlichen Anrechte der Arbeiterklasse verband: Otto Nuschke, der 1948 hier in Erfurt zum Parteivorsitzenden gewählt wurde. Unter seiner Leitung ist es Ihrer Partei damals gelungen, alle Kräfte auf den siegreichen Kampf für Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt zu konzentrieren – und das bedeutete und bedeutet heute erst recht: den Weg an die Seite der Arbeiterklasse zu finden und diesen Weg unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse konsequent zu beschreiten.

Wenn man die Frage stellt, wie es zu diesem bedeutsamen Vorgang kam, der die Ausstrahlungskraft der kämpfenden Arbeiterklasse auch auf andere Schichten unseres Volkes eindrucksvoll zeigt, dann wird man folgende Gesichtspunkte zur Geltung bringen können:

Es waren die Lehren aus der Geschichte, vor allem aus dem zweiten Weltkrieg, die Sie veranlaßten, Ihre Position gegen den Imperialismus endgültig zu beziehen und sich der Kraft hinzuwenden, durch deren opferreichen Kampf die Befreiung vom Faschismus erreicht wurde, zum ersten sozialistischen Staat in der Welt, zur Sowjetunion.

Es war der Abscheu über den Mißbrauch des Christentums, aller christlichen Werte durch die imperialistische Barbarei, der Sie zur gesellschaftlichen und geistigen Neuorientierung inspirierte.

Es war die vernünftige Abwägung der Kräfteverhältnisse in der Welt, zumal in Europa, die Sie zu der Einsicht führte, die Otto Nuschke einmal so umschrieb: „Koexistenz – das ist heute der Friede.“

Es war die Erkenntnis der historischen führenden Mission der Arbeiterklasse, die Sie die Wahrheit über die Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte, über die Legitimität des Sieges der Arbeiterklasse finden ließ.

Es waren ethische Entscheidungen als Christen, die ihre gesellschaftlichen Entscheidungen für das Neue zu gesicherten, dauerhaften, endgültigen werden ließen.

Es sind alle diese Einsichten, Erkenntnisse und Entscheidungen, die Sie in der Praxis des gesellschaftlichen Lebens unseres Staates zu aktiven Mitstreitern für die Entwicklung der sozialistischen Ordnung an der Seite der Arbeiterklasse und unter der Führung ihrer Partei machten.

Das sozialistische Staatsbewußtsein, das sozialistische Eigentümerbewußtsein, das Bewußtsein von der Unerschütterlichkeit und der Friedensmacht der sozialistischen Staatengemeinschaft und die Solidarität mit allen um ihre Befreiung vom Imperialismus kämpfenden Völkern – diese Elemente Ihrer gesellschaftlichen Haltung sind es, die die Aufrichtig-

keit und Konsequenz Ihrer grundsätzlichen Entscheidungen bestätigen und diese im Wirksamwerden des Bündnisses der Arbeiterklasse mit der Bauernschaft, der Intelligenz und den anderen werktätigen Schichten meßbar machen. Das hier für Mitbürger christlichen Glaubens, insbesondere für die Mitglieder Ihrer Partei Gesagte, kennzeichnet zugleich wesentliche Grundlagen unserer bewährten Zusammenarbeit im Block der demokratischen Parteien und in unserer breiten sozialistischen Volksbewegung, der Nationalen Front der Deutschen Demokratischen Republik.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, welchen Weg Sie – in der Bewahrung und in der Bewährung der besten Traditionen des Kampfes von Christen für den Fortschritt und den Frieden – in den letzten 25 Jahren zurückgelegt haben, dann werden wir gemeinsam feststellen können: Welch ein Prozeß der Wandlung hat sich ergeben – der Wandlung hin zu den revolutionären Wenden in der Geschichte, die das sozialistische Zeitalter einleiten! Dabei wurde Ihnen von dieser Wandlung nicht an der Wiege gesungen. Sie mußten – die Entscheidung etwa der ehemaligen Komplementäre zu Beginn dieses Jahres zeigte es noch einmal – Klassenschranken durchstoßen. Aber – und dies gilt in besonderer Weise für Ihre Partei – Sie vollzogen auch eine Neuorientierung in geistigen Fragen, indem Sie sich an die Seite der Arbeiterklasse stellten, ihre führende Rolle anerkannten und sich damit für Frieden und Fortschritt entschieden.

Ihr Wille und Ihre Haltung werden daran sichtbar, daß Sie – ohne Bekenner der marxistisch-leninistischen Weltanschauung zu sein – den Sozialismus bejahen, daß Sie von den Aussagen Ihres Glaubens und Ihrer Ethik aus einen schöpferischen Beitrag zur Festigung der sozialistischen Ordnung, insbesondere auch in der Menschenbildung, leisten. Wir achten Ihre Entscheidung, und wir respektieren die Motive, mit denen Sie Ihre Entscheidung begründen und aus denen heraus Sie Ihre Aktivität für die sozialistische Gesellschaft immer von neuem verstärken. Und wir sagen: Wer so seine gesellschaftliche und geistige Entscheidung gefällt hat und sie tagtäglich in der Praxis unseres Lebens nachvollzieht, der hat seinen festen Platz in unserer Gemeinschaft und der wird auch in der Zukunft in unserer Gesellschaft seine Heimat haben. Es ist dies der Platz sozialistischer Staatsbürger christlichen Glaubens, die alle ihre geistigen und sittlichen Kräfte dem Kampf des Volkes zur Verfügung stellen, und es ist dies die Heimat aller werktätigen Menschen, die unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse in fester politisch-moralischer Einheit verbunden sind.

Es ist unbestreitbar: Der Sozialismus, für den wir uns gemeinsam entschieden haben und den wir vereint gestalten, nur der Sozialismus schafft die Voraussetzungen, den alten und ewig jungen Menschheitstraum nach festem Frieden und dauerhafter Sicherheit zu verwirklichen. Was sich jetzt im Leben Europas durchsetzt, das ist das vom XXIV. Parteitag der KPdSU verkündete Friedensprogramm der Sowjetunion, das ist die mit diesem Programm übereinstimmende Friedenskonzeption des VIII. Parteitages der SED, das ist die koordinierte Außenpolitik der Staaten der sozialistischen Gemeinschaft. Die Idee der friedlichen Koexistenz ist in unseren Tagen zu einer realen Kraft in den Beziehungen zwischen sozialistischen und kapitalistischen Ländern geworden („Neue Zeit“ Nr. 243 vom 13. Oktober 1972).

In dieser Ansprache war das für die nächste Zeit entscheidende Stichwort gefallen: „Sozialistische Bürger christlichen Glaubens.“ Was es mit dieser Formel auf sich haben kann, beschreibt der nachstehend wiedergegebene Kommentar (Wiedergabe im Auszug):

DIALOG STATT AGITATION

Kirche und Staat in der DDR

Von Reinhard Henkys

(„Evangelische Kommentare“, Heft 1, Januar 1973, S. 35f.)

Gemeinsame humanistische Verantwortung

Die Formel „sozialistische Staatsbürger christlichen Glaubens“ gehört seit dieser Rede zum festen politischen Vokabular in der DDR. Ganz offensichtlich soll sie den Platz

besetzen, der im Arsenal politischer Begriffe der DDR frei wurde, als Walter Ulbricht die Spitzenposition der SED für Honecker räumte und eine Reihe spezieller Leitbilder in die Versenkung mitnahm: die „sozialistische Menschengemeinschaft“ und die „gemeinsame humanistische Verantwortung von Marxisten und Christen“ zum Beispiel.

Die Nordensche Formel ist zu kurze Zeit im Spiel, als daß schon genauer zu eressen wäre, ob und was sie Neues bringt. Immerhin jedoch vermittelt sie fürs erste den Eindruck, als ob hier ein etwas realistischer und darum seriöserer Versuch unternommen wird, Christen in der sozialistischen Gesellschaft der DDR eine ihnen akzeptabel erscheinende Integrationsformel anzubieten. Bemerkenswert aber ist zunächst, daß dies überhaupt für nötig gehalten wurde. Nach dem VIII. SED-Parteitag mit seiner Akzentuierung der Arbeiterklasse, auf die hin sich alles staatliche Handeln vornehmlich ausrichten sollte, konnte man zunächst den Eindruck haben, daß von einer besonderen Rolle der Christen ebenso selten wie von ihrer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung mehr die Rede sein würde. Die neue Formel also will gewiß demonstrieren, daß prinzipielle Diskriminierung von Christen auch künftig nicht zum Programm gehören soll, auch wenn, wie es jetzt in einem Politbürobeschuß festgelegt wurde, der atheistische Charakter der marxistisch-leninistischen Weltanschauung in Agitation und Propaganda wieder stärker zur Geltung gebracht wird.

Christliche Eigenart nur in den Motiven

Aber die zitierte Passage aus der Rede Albert Nordens, die ja die Vorbedingungen für den gesellschaftlichen Platz der „sozialistischen Staatsbürger christlichen Glaubens“ nennt – die täglich von neuem zu realisierende Entscheidung für den allein von der SED definierten und geführten DDR-Sozialismus –, diese Passage hat gewiß auch die Funktion einer Warnung an die Kirchen, für sich und ihre Mitglieder einen selbst definierten gesellschaftlichen Platz anzustreben, einen Platz, der keine totale Identifikation mit dem Sozialismus der SED als Voraussetzung für jegliche schöpferische Mitarbeit verlangt. Eine tolerierte christliche Eigenart soll es nur in der Motivation, nicht aber in gesellschaftlicher Zielsetzung und Praxis geben – so läßt sich die Formel Nordens in enger Auslegung verstehen. Sie wäre dann eine Barriere, eine Abwehrwaffe gegenüber kirchlichen Versuchen zur gesellschaftlichen Orts- und Funktionsbestimmung der Christen in der DDR.

Zur gesellschaftlichen Neuorientierung hatte Paul Verner, ebenfalls Mitglied des SED-Politbüros, im Februar 1971 den Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR aufgefordert. Die ersten offiziellen Positionsbestimmungen, noch im groben Raster, wurden denn auch beifällig aufgenommen, so die Aufgabenbestimmung des Kirchenbundes als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft in der sozialistischen Gesellschaft der DDR, nicht neben ihr oder gegen sie. Aber schon das im Sommer 1971 von der Leitung des Kirchenbundes vorgetragene Angebot zur kirchlichen Beteiligung „an dem Gespräch, das der Staat mit seinen Bürgern führt“, blieb zunächst ohne Echo, und dann gab es – vor allem im Zusammenhang kirchlicher Beschwerden über Benachteiligungen christlicher Schulkinder – sehr deutliche Hinweise, daß die Kirchen sich nicht etwa eine Mittlerrolle zwischen Staat und christlichen Bürgern oder eine Interessenvertretung der Christen anmaßen sollten.

Die Synode des DDR-Kirchenbundes 1971 in Eisenach hatte es zur gesellschaftlichen Aufgabe der Kirche erklärt, für Benachteiligte einzutreten. Sie hatte aber gleichzeitig erstmals eine politische Mitarbeit von Christen in DDR-Organisationen als positive Möglichkeit des Dienstes in den Blick genommen. Um dieser Sache willen verzieh man ihr vieles andere, was der SED nicht so in die Landschaft paßte. Wie sehr es der DDR-Kirchenpolitik darauf ankam, daß die Kirche vor allem ihre Mitglieder motivieren soll, in den für Christen vorgesehenen politischen Organisationen der DDR nach den dort geltenden Regeln mitzuarbeiten, zeigte sich bei der Kirchenbundessynode im Sommer 1972 in Dresden. Hier schlug der Hauptreferent, Dr. Heino Falcke aus Gnadau (künftig Propst in Erfurt), unter dem Tagungsmotto „Christus befreit, darum Kirche für andere“ genau das gleiche Thema an, er sprach sich für politische Mitarbeit in der DDR aus. Doch Falcke ging weiter. Ein Zitat soll kennzeichnen, in welche Richtung:

„Weder von Sozialisten noch von Antikommunisten können wir es uns nehmen lassen, unsere Gesellschaft im Licht der Christusverheißung zu verstehen. So werden wir frei von der Fixierung auf ein Selbstverständnis des Sozialismus, das nur noch ein pauschales Ja oder ein ebenso pauschales Nein zuläßt. Christus befreit aus der lähmenden Alternative zwischen prinzipieller Antistellung und unkritischem Sich-Vereinnahmenlassen zu konkret unterscheidender Mitarbeit.“

Es hätte wahrscheinlich nicht noch solcher Wendungen bedurft wie der von einem „verbesserlichen Sozialismus“, um die kirchenpolitische Warnlampe in der Staats- und Parteiführung aufleuchten zu lassen. Nach dem Falcke-Referat brach die Ost-Berlin Presse die Berichterstattung über die Synode des Kirchenbundes ab, und noch an Ort und Stelle wurde Mitgliedern der Synode klargemacht, daß solche kirchlichen Ratschläge ein „Rückfall hinter Eisenach“ seien. Die Synode war, zunächst jedenfalls, an ihre Grenze gekommen. Seit dieser Dresdner Synodaltagung im Juli 1972 tauchen in kirchenpolitischen DDR-Veröffentlichungen immer wieder versteckte Hinweise auf, daß jegliche Art Gesellschaftskritik nur schädlich für die Kirche sein könne und daß sie sich keinesfalls ein „Wächteramt“ dem Sozialismus gegenüber anmaßen dürfe. Auch die vor allem von der Magdeburger Kirchenleitung schon früher ins Gespräch gebrachte Formel von einer „kritischen Solidarität“ der Christen in der DDR mit ihrer sozialistischen Gesellschaft wird strikt abgelehnt.

Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen

Trotz der massiven Reaktion auf Falckes Synodalreferat und trotz weiterhin harter staatlicher Position in Sachen Veranstaltungsverordnung sieht es gegenwärtig nicht so aus, als werde der Konflikt angestrebt. Im Juni 1972 hat es ein offizielles Grundsatzgespräch zwischen Regierungsvertretern und Repräsentanten des Kirchenbundes gegeben, und 1973 mag es zur Fortsetzung kommen. Offenbar ist auch die SED der Meinung, daß das letzte Wort zur gesellschaftlichen Standortbestimmung der Kirchen in der DDR noch nicht gesprochen werden kann. Inwieweit das neue Monatsblatt „Standpunkt“ in dieser Sache hilfreich sein kann, wird sich bald zeigen. Angekündigt worden ist Agitation. Nötig wäre Dialog.

In diesem kirchenpolitischen Rückblick bezieht sich der Autor auf die Kirchenbundessynode 1972. Zum vollen Verständnis dieses Abschnittes s. unten unter 2c (Kirchliche Verantwortung in Staat und Gesellschaft).

b) Einzelfragen staatlicher Kirchenpolitik

Das Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 232ff., hob an dieser Stelle vor allem zwei Komplexe hervor, an denen besondere Schwierigkeiten für das kirchliche Leben in der DDR hervortraten: die Veranstaltungsverordnung vom 26. November 1970 und die Benachteiligung christlicher Schulen hinsichtlich der Zulassung zur erweiterten Oberschule (EOS) und zum Direktstudium an Universitäten und Hochschulen. Dies sind auch im Jahre 1972, offenbar so gut wie unverändert, die Felder mehr oder weniger offener Auseinandersetzungen mit ideologisch-weltanschaulichem Hintergrund geblieben. Der Stand der Dinge wird im folgenden mit einigen beispielhaft ausgewählten Dokumenten verdeutlicht. Auf beide Komplexe geht der Bericht von Bischof D. Hans-Joachim Fränkel vor der Provinzialsynode der Evangelischen Kirche des Görlitzer Kirchengebietes (Tagung vom 24. bis 27. März 1972) wie folgt ein:

Gegenüber der Anmeldeverordnung, auf die ich noch eingehen werde, hat die Synode klar zu erkennen gegeben, daß sie alle Versuche zurückweist, die Kirche der Reforma-

tion als Kult- und Priesterkirche zu bestimmen, um sie so einer musealen Ghettoexistenz zu überantworten. In dem allen zeichnet sich ein Profil unserer Gemeinschaft ab, das in Kontinuität zur Bekennenden Kirche steht und nur begrüßt werden kann. Ich hebe das deswegen besonders hervor, weil die Presseberichterstattung weithin bestimmte Äußerungen der Synode zu politischen Fragen so isoliert gegenüber dem sonstigen Zeugnis der Synode betont hat, daß bei vielen der Eindruck unkritischer Akklamation entstanden ist. Ich meine, daß man damit der Synode nicht gerecht wird. Alles, was zur Frage der UNO und zur europäischen Sicherheitskonferenz gesagt wurde, muß im Kontext des Bemühens aller Gliedkirchen des Bundes gehört werden, der Glaubens- und Gewissensfreiheit in unserer Gesellschaft einen solchen Stellenwert zu geben, wie das dem Geiste der Erklärung über die Menschenrechte entspricht. Wir sind über das geringste Anzeichen in unserer Gesellschaft, das in diese Richtung weist, erfreut, wie wir umgekehrt über alle gegenläufigen Tendenzen besorgt sind. In diesem Zusammenhang muß ein Wort zur Anmeldeverordnung gesagt werden. Diese Verordnung engt nach einmütiger Auffassung aller Kirchen die bisherigen Rechte der Kirche ein. Warum, so fragen wir ganz schlicht, werden nur bei der Kirche, nicht aber z. B. den demokratischen Massenorganisationen usw. solche Veranstaltungen, die nicht unter die Anmeldepflicht fallen, aufgezählt? Warum fehlen bei der Aufzählung solche religiösen Handlungen, die ausgesprochen zukunftsweisend sind, wie z. B. Bibelrüten und Gemeindeseminare? Das könnte noch angehen, wenn die Aufzählung beispielhaft und nicht abschließend gemeint wäre. Der Wortlaut der Verordnung läßt beide Auslegungen zu. Wir stehen mit allen anderen Landeskirchen auf dem Standpunkt, daß die Aufzählung beispielhaft verstanden werden muß. Aber die staatlichen Stellen behaupten, daß die Aufzählung erschöpfend sei und alle nicht aufgeführten religiösen Handlungen anmeldepflichtig seien. Damit nimmt der Staat für sich in Anspruch, innerhalb der religiösen Handlungen der Kirche Wertunterscheidungen vorzunehmen. Dieser Anspruch zeigt in der Auswahl der aufgestellten religiösen Handlungen die deutliche Tendenz, die Kirche zu einer reinen Kultkirche zu machen und ist mit der Freiheit der Religionsausübung nicht vereinbar. Die für bestimmte religiöse Handlungen, wie z. B. die Bibelrüten, geforderte Anmeldepflicht scheint uns ein erster Schritt auf dem Weg zur Genehmigungspflicht zu sein. Verschiedene Polizeidienststellen sprechen auch schon von Genehmigung. Bei dem Bildungsstand unserer Volkspolizei ist das nicht als Unkenntnis des Gesetzes, sondern als prognostisches Denken zu werten. Ich muß es fernerhin für besonders beschwerlich halten, daß nur „dienstliche“ Zusammenkünfte der im hauptamtlichen Dienst der Kirchen stehenden Personen von der Anmeldepflicht ausgenommen sind. Das bedeutet, daß alle Gemeindekirchen- und alle Kreiskirchenratssitzungen sowie alle Synodaltagungen anmeldepflichtig sind. Nun weiß ich wohl, daß von staatlicher Seite versichert wurde, daß man das nicht verlange, aber – und darauf möchte ich besonders aufmerksam machen – das ist dann nur ein Entgegenkommen des Staates, das keine rechtliche Basis in der Verordnung hat. Die Art, wie in dieser Verordnung zwischen den hauptamtlich im Dienst der Kirche stehenden und den anderen Gemeindegliedern unterschieden wird, ist für eine reformatorisch bestimmte Kirche schwer erträglich. Die ganze Verordnung zeigt nach dem übereinstimmenden Urteil aller Gliedkirchen die deutliche Tendenz, die Kirche entgegen der reformatorischen Tradition als Kult- und Priesterkirche zu bestimmen und belastet darum das Verhältnis von Staat und Kirche in ernster Weise.

Eine weitere schwere Belastung dieses Verhältnisses sind auch die, wie schon erwähnt, auf der Synodaltagung in Eisenach angesprochenen Tendenzen auf dem Gebiet der Volksbildung, die auf eine Benachteiligung christlicher Kinder und Eltern hinauslaufen. Es ist leider wahr – und wir erleben das auch in unserem Kirchengebiet –, daß christliche Eltern im Elternrat unerwünscht sind. Ein bezeichnendes Beispiel dafür sind die Vorgänge in Niesky, wo die Wahl von Pfarrer Hellmann in den Elternrat aus rein ideologischen Gründen verhindert wurde. Es ist leider wahr, daß bewußt christlichen Kindern auch bei bester Leistung der Zugang zur Erweiterten Oberschule und zum Studium versagt bleibt. Neuerdings werden auch bei uns Fälle bekannt, daß bei der Berufsberatung jungen Menschen im Interesse besseren Fortkommens geraten wird, auf die Nachkonfirmation und damit die Zulassung zum Heiligen Abendmahl zu verzichten. Auch werden uns Fälle bekannt, in denen Kinder, die zur Christenlehre gehen, keine Funktion im Gruppenrat haben sollen. Angesichts dieser Lage, die in allen Gliedkirchen zu beobachten ist, hat der Konvent der

Bischöfe ein Schreiben an alle Superintendenten gerichtet. In diesem Schreiben werden die Dinge beim Namen genannt und wird nicht nur von Benachteiligungen, sondern sogar „Diskriminierungen christlicher Eltern und Schüler“ gesprochen. Es wird verlangt, daß die Glaubens- und Gewissensfreiheit lebendige Wirklichkeit unter uns sein muß. Die Superintendenten werden gebeten, Tatbestände „von Benachteiligung und Diskriminierung ...“ sorgfältig zu prüfen und den leitenden Organen der Kirche zur Auswertung zu übermitteln. Die Superintendenten, Pfarrer sowie die Gemeinde in allen ihren Gliedern werden zu unterschiedenem Einsatz für das Recht ermahnt und darin der Unterstützung der Bischöfe versichert. Mit diesem Schreiben haben die Bischöfe einen wichtigen Beitrag zur Profilierung der Zeugnis- und Dienstgemeinschaft des Bundes gegeben. Die sich immer deutlicher abzeichnende Entrechtung aller derer, die sich nicht zur Weltanschauung des dialektischen Materialismus bekennen können, fordert ein klares Zeugnis für das Recht, gerade auch um der Gesellschaft willen. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist die Tröstung und innere Stärkung der Leidenden. In dem Brief der Bischöfe heißt es: „Wirklich trösten kann uns nur unser Glaube, daß wir und unsere Kinder nicht uns selber leben und damit letzten Endes unser Leben nicht selbst aufzubauen haben. Wir gehören unserem Herrn. Wenn das gilt, dann eröffnet auch eine nichtakademische Ausbildung Möglichkeiten, ihm zu dienen. Dann werden unsere Kinder vielleicht nicht in führende Stellen kommen, sie werden aber, wo immer sie auch sind, Vorbild und gerade so anderen auf ihrem Wege hilfreich sein können.“

Auch der Bericht der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Regionalsynode Ost) auf der Synodaltagung vom 3. bis 7. November 1972 geht im Rahmen eines Kapitels über das Verhältnis zum Staat auf beide Punkte ausführlicher ein:

Die Synode tagt in einer Stadt, die in der letzten Zeit wieder in aller Munde war – nun nicht in Angst um neue Komplikationen, sondern in Erleichterung, daß das Viermächte-Abkommen geschlossen werden konnte. Damit konnte eine verbindliche Grundlage für gesicherte Verhältnisse geschaffen werden. Nach vielen Jahren gab es nunmehr für die Westberliner die Möglichkeit, ihre Verwandten und Freunde in der Deutschen Demokratischen Republik zu besuchen. Groß ist unser aller Freude auch darüber, daß im Zusammenhang mit dem Verkehrsvertrag auch Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik der Besuch von Familienangehörigen aus dringenden, familiären Gründen in Westberlin und der Bundesrepublik Deutschland möglich ist. Die Kirchen haben auf die Folgen politischer Spannungen, die die elementarsten menschlichen Bindungen bedrohten, des öfteren hingewiesen und sind nun sehr dankbar für die neue Entwicklung. Sie erhoffen sich von der kommenden Europäischen Sicherheitskonferenz und von der Aufnahme beider deutscher Staaten in die UNO, daß sich diese Entwicklung fortsetzt. Wir dürfen allerdings die Augen nicht verschließen vor den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten, besonders vor dem weiterhin in aller Schärfe bestehenden Gegensatz zweier Gesellschaftsordnungen. Es wäre unrealistisch, aus der Tatsache der Entspannungen und dem Programm der friedlichen Koexistenz, die ein gewisses Maß von Kooperation und gutnachbarlichen Beziehungen einschließt, die Folgerung zu ziehen, daß es nunmehr zu einem unkontrollierten Hin und Her, ja, zum Überspielen staatlicher Grenzen kommen könnte. Nach Lage der Dinge entspricht der Entspannung die politische und die ideologische Abgrenzung.

Im Verhältnis der Staatsorgane zu den Leitungen der Kirche ist seit der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR eine Verbesserung zu verzeichnen. Sie zeigt sich u.a. daran, daß es jetzt einfacher ist, an ökumenischen Tagungen oder Besuchen teilzunehmen. Ein Pastor unserer Kirche, Dr. Althausen, hat für mehrere Monate die Möglichkeit bekommen, im Genfer Stab des ÖRK mitzuarbeiten. Der Verwalter des Bischofsamtes konnte im Januar nach Berlin umziehen. Es wird offen über Grundfragen der Existenz christlicher Kirchen in einem sozialistischen Staat gesprochen. Hinzuweisen ist besonders auf das Gespräch zwischen dem Staatssekretär für Kirchenfragen und dem Vorstand des Bundes am 26. Juni 1972. Obwohl der Gesprächsbeitrag des staatlichen Partners der Härte nicht entbehrte, erscheint uns Klarheit hilfreicher als Verwaschenheit und Mehrdeutigkeit. Wir hoffen, das Gespräch in ebenso verbindlicher Form, wie es begonnen hat, fortsetzen zu können.

In den Ausführungen des Staatssekretärs wurden zwei Sachkomplexe erwähnt, die immer wieder zu Schwierigkeiten geführt haben. Auch die Ausführungen des Staatssekretärs haben keine wesentliche Veränderung angezeigt. Die staatliche Politik auf dem Bildungssektor hat eine tiefe Beunruhigung, ja, einen steigenden Unwillen in großen Teilen der christlichen Gemeinde hervorgerufen. Nichtaufnahme in die Vorbereitungsklassen und in die EOS, Zurückweisung vom Hochschulstudium, Zurücknahme schon ausgesprochener Zulassungen und Relegierungen – derartige Nachrichten kommen gehäuft auf die Schreibtische der Kirchenleitungen. Wir sind uns der objektiven Notwendigkeiten, den Zugang zu den Hochschulen zu begrenzen, wohl bewußt und haben das auch ausgesprochen. Wir verstehen, daß aus Gründen historischer Gerechtigkeit der Anteil echter Arbeiter- und Bauernkinder unter den zu Fördernden besonders groß ist. Wir können es aber nicht verstehen, daß nicht nur die Freiheit religiöser Betätigung, sondern auch „ein kameradschaftliches und freundschaftliches Verhältnis zwischen Christen und Marxisten“ zugebilligt wird („Einführung in den dialektischen und historischen Materialismus“, von einem Autorenkollektiv Berlin 1972, S. 446) und die religiöse Bindung dann doch negative Konsequenzen hat. Es gibt nun einmal Christen, die für ihren sozialistischen Staat zu arbeiten und einzutreten bereit sind und das auch jederzeit tun, die aber aus Gewissensgründen nicht zur Waffe greifen wollen oder dem Jugendverband nicht betreten können, weil dieser das uneingeschränkte Eintreten für den Marxismus-Leninismus mit den weltanschaulichen Konsequenzen (Einheit von dialektischem und historischem Materialismus) erwartet. Offenbar wird in vielen Fällen auch dies Bekenntnis vorausgesetzt, wenn darüber geurteilt wird, ob das Elternhaus die Gewähr einer sozialistischen Erziehung bietet, oder ob Vater oder Mutter dem Elternaktiv angehören können. Eine nicht geringe Zahl von christlichen Eltern, auch Pfarrerehepaaren, haben gerade diese Form gesellschaftlicher Tätigkeit gern übernommen, weil sie auf diese unauffällige Weise leistungsschwächeren Kindern wirklich helfen konnten. Obwohl dies die anderen Eltern anerkannt haben, wurde, offenbar auf zentrale Weisung hin, in nicht wenigen Fällen die Berufung in das Elternaktiv verhindert. Wir wollen mit dem allen gewiß nicht „Kulturpolitik“ treiben, wir sehen uns aber gezwungen, auf Tatbestände hinzuweisen, die uns und vielen anderen Christen nicht gerecht zu sein scheinen und auch für den Staat nicht günstig sein können. Zu freudiger Mitarbeit regen sie nicht gerade an. Es sollte von den Verantwortlichen überprüft werden, ob sich unser Staat nicht selbst schadet, wenn er leistungstüchtigen und einsatzbereiten jungen Menschen den Weg in solche Berufe versperrt, in denen sie mit dem vollen Einsatz ihrer Fähigkeiten dem Ganzen der Gesellschaft dienen können.

Der andere Punkt, auf den der Staatssekretär am 26. Juni einging, war bereits Gegenstand einer Belehrung am 5. Januar d.J. gewesen. Es handelt sich um die Veranstaltungsverordnung. Die Vertreter des Bundes haben wiederholt erklärt, daß die Veranstaltungsverordnung als staatliche Verordnung natürlich dessen nicht bedarf, von der Kirche anerkannt zu werden. Die Handhabung der Verordnung hat aber gezeigt – wir beziehen uns dabei besonders auf einige Vorgänge im Kreise Perleberg – daß die Unterscheidung von anmelde- und nicht anmeldepflichtigen Veranstaltungen tatsächlich im Sinn von echter und nicht ganz echter und darum zu kontrollierender Religionsausübung verstanden wird. Wir haben nichts zu verheimlichen. In Aushängen, in Mitteilungsblättern, von den Kanzeln der Kirchen wird bekanntgemacht, was bei uns geschieht. Wir können aber nicht zugestehen, daß z. B. auf Grund der Tatsache, daß ein Gottesdienst, der etwas reicher und unkonventioneller ausgestaltet wird oder in dem ein kurzes Anspiel der Hörbereitschaft auf den Inhalt der Predigt verbessern möchte, nicht mehr „Gottesdienst“ und darum anmeldepflichtig sei. Die Handhabung der Agende zu überwachen, war immer schon ausschließlich Recht kirchlicher Leitung. Für den Inhalt kirchlicher Veranstaltungen ist noch einmal zu erklären: Weil die Bibeltexte die ganze Fülle menschlichen Lebens beleuchten, weil in der Kirche das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe gilt und weil es eine erste und eine zweite Tafel der 10 Gebote gibt, werden sich Predigten, Bibelstunden, Unterricht, Gemeindeabende und Jugendstunden nicht nur mit Gebet, sondern auch mit den Themen Familie und Ehe (4. und 6. Gebot), Erhaltung des Lebens (5. Gebot), Eigentum (7. Gebot) und Moral der Kommunikation (8. Gebot) beschäftigen müssen. Die Gemeinden werden freilich darauf zu achten haben, daß sie die Beziehung zum Zentrum der Botschaft nicht außer acht lassen und nicht durch reißerische Themen Mißdeutungen und falsche Erwartungen erwecken.

Bei der Handhabung der Veranstaltungsverordnung fiel weiter auf, daß als Grund für Beanstandungen angeführt wurde, die betreffende Veranstaltung habe übergemeindlichen Charakter. Daß z.B. Unterricht über den Rahmen der Einzelgemeinde hinaus, wenn er regelmäßig in diesem Rahmen stattfindet, unter die nicht anzumeldenden Veranstaltungen gehört, ist von staatlicher Seite bejaht worden. Wir bitten zu bedenken, daß es darüber hinaus ganz regelmäßig zu Begegnungen von Gemeindegliedern aus verschiedenen Wohn-gemeinden kommen wird, weil die Einzelgemeinde für manche Form kirchlicher Arbeit zu klein geworden ist. Über größere Veranstaltungen ist die Polizei aus Gründen der Verkehrsregelung immer schon informiert worden. Wir können uns nicht denken, daß sich im Rahmen der Veranstaltungsverordnung nicht Regelungen finden ließen, die unseren ersten Gewissensbedenken Rechnung tragen.

Die Kirchenleitung begrüßt, daß einer Reihe von Anträgen auf Aufenthaltsgenehmigung in Berlin entsprochen worden ist; sie bedauert, daß andere abgelehnt wurden, obwohl kommunaler Wohnraum nicht in Anspruch genommen werden sollte. Die Ablehnung der Aufenthaltsgenehmigung für Dr. Forck bekam keine Bedeutung, weil zu dieser Zeit bereits das Verfahren lief, das ihn zum Generalsuperintendenten des Sprengels Cottbus berief.

Die Provinzialsynode der Kirchenprovinz Sachsen hatte auf ihrer Herbsttagung 1972 die Kirchenleitung gebeten, im Zusammenwirken mit dem Landesjugendkonvent ein Wort an Jugendliche zu richten, die durch die Entwicklung im Volksbildungswesen betroffen sind, um ihnen eine Hilfe zur positiven Bewältigung der Situation zu geben. Daraus ist folgender Brief entstanden, den sich die Kirchenleitung von Magdeburg zu eigen gemacht hat:

EIN BRIEF AN JUNGE CHRISTEN, DIE IN IHREN BILDUNGSMÖGLICHKEITEN SCHWIERIGKEITEN HABEN

Liebe Freunde!

27. 4. 1973

Wir leben als Christen heute in einer Zeit, die uns einiges abverlangt. Es gibt Fälle, wo Kinder, die zur Christenlehre gehen, ausgelacht werden, Jugendliche, die sich konfirmieren lassen, nicht die EOS besuchen dürfen, junge Männer, die bei den Baueinheiten dienen wollen, nicht studieren können.

Aber auch in der Schule und im Beruf können Nachteile entstehen: Manche Mitschüler bzw. Arbeitskollegen reden heimlich über uns: uns wird manchmal vorgeworfen, nicht genug gesellschaftlich tätig zu sein. Das ist nicht überall so. Trotzdem ist das für manchen Christen, besonders für junge Christen, oft recht bedrückend. Sie stellen die Frage: Lohnt es sich denn überhaupt, Christ zu sein? Hat das alles einen Zweck? Ich meine, es ist gut, wenn man sich über diese Probleme Gedanken macht. Noch wichtiger scheint mir aber, wenn man Mut zugesprochen bekommt, wenn man nicht allein ist, um solche Entscheidungen zu treffen, wenn andere meine Entscheidung mittragen.

Diese Erfahrungen habe ich gemacht.

Ich möchte bei den Baueinheiten Dienst tun, d.h. Dienst ohne Waffe. Deswegen möchte ich auch nicht an militärischen Übungen u.ä. teilnehmen.

Ich habe das Abitur abgelegt und wollte studieren. Da ich aber nicht bereit bin, an der militärischen Ausbildung teilzunehmen, was nach dem Gesetz notwendige Studienbedingung ist, wurde ich vom Direktstudium ausgeschlossen. Deshalb lerne ich zur Zeit einen Beruf, weil die Aussichten, doch noch studieren zu können, sehr gering sind.

Solche Erfahrungen lassen uns oft mutlos werden. Wir fühlen Verbitterung in uns. Was sollen wir tun?

Es gibt da verschiedene Möglichkeiten. Wichtig sind Gespräche mit anderen Christen über solche Probleme. Da erfährt man, daß man nicht allein steht, sondern daß man noch jemand hinter sich hat. Sucht Christen in Eurer Umgebung, die Euch unterstützen! Vielleicht gibt es sie in Eurer Gemeinde, vielleicht habt Ihr einen Kreisjugendkonvent, wo Ihr nachfragen könnt, vielleicht könnt Ihr mit dem Pfarrer in Eurer Kirchengemeinde oder

mit Eurem Kreisjugendpfarrer reden oder die kennen Leute, mit denen Ihr sprechen könnt. Mir persönlich helfen solche Gespräche sehr, meine Entscheidung durchzustehen. Es ist für viele eine große Hilfe, wenn sie in schwierigen Situationen sind, sich Zeit zu nehmen, in der Bibel zu lesen, danach noch eine Zeitlang darüber nachzudenken und vielleicht auch zu beten.

(Diejenigen, die nicht dieser Ansicht sind, möchten das als Rat betrachten. Mit der Bibel wurden schon viele gute Erfahrungen gemacht. Versucht es einmal – wenn es auf Anhieb nichts wird, ist es auch nicht so schlimm.)

Sehr gut wäre es, wenn man beides miteinander verbinden könnte: daß man gemeinsam in der Bibel Rat sucht und miteinander darüber spricht. Vielleicht wird man beim Bibellesen auf die Stelle kommen, wo Jesus auf die Konsequenzen des Glaubens hinweist (Matthäus 10, Verse 16–42). D.h.: wir müssen wissen, daß wir um seinetwegen viel einstecken müssen. Aber das soll uns nicht noch mutloser machen. Er sagt uns zugleich, daß sich (nur) so unser Leben lohnt.

Daß sich unser Leben lohnt, wenn wir uns für Jesus entscheiden und so leben wollen, wie er es uns vorschlägt, ist für uns eine große Hilfe. Viele Menschen haben ihr Leben auf diese Verheißung begründet, und das hat ihnen geholfen, nicht aufzugeben. Das könnte man einmal ganz für sich persönlich bedenken. Das ist das eine. Das andere ist ebenso wichtig: man soll sich in der neuen Situation zurechtfinden, soll dort das Gute herausuchen und nicht resignieren.

Bei mir war das so: Als ich mich so entschieden hatte, daß für mich das Studium nicht möglich war, habe ich angefangen, einen Beruf zu erlernen. Nun suche ich in diesem Beruf und auch bei meinen Hobbies Erfüllung. Man soll nicht meinen, es gäbe nur eine Tätigkeit, nur einen Beruf, der uns ausfüllen könnte. Deshalb: Sucht in der veränderten Situation nach dem Guten, das Euch Erfüllung gibt!

Leben, wie Jesus es uns vorschlägt, bedeutet aber nicht nur, sich selbst zu trösten und nur seine eigenen Probleme zu sehen. Jeder hat Möglichkeiten, anderen Menschen zu helfen.

Ich war im vergangenen Jahr in meinem Urlaub in Neinstedt, wo ich als Pfleger für Gehirngeschädigte gearbeitet habe, und möchte auch dieses Jahr wieder dorthin. Ihr habt möglicherweise ganz andere Vorstellungen, wie Ihr anderen Menschen helfen wollt. Vielleicht wollt Ihr bei der Gestaltung Eures Gemeinderaumes mithelfen, vielleicht in der Jugendarbeit aktiv werden – auch in der FDJ. Es gibt da sehr viele Möglichkeiten.

Anderen helfen schließt das Arbeiten für die Gesellschaft in der DDR ein. Vielleicht erscheint das manchem absurd: Für den Staat, der mir Schwierigkeiten macht, soll ich nicht einsetzen. Vielleicht gerate ich dabei in neuen Gewissenskonflikte!? – Die DDR erklärt sich immer wieder für den Frieden, sie hat (um nur ein ganz spezielles Problem anzusprechen) als einziges sozialistisches Land die Möglichkeit gegeben, daß man aus Glaubens- und Gewissensgründen bei den Baueinheiten ohne Waffe dienen kann. Das muß man auch sehen! Man darf nicht nur negative Seiten in Betracht ziehen, wenn man sich ein Urteil über etwas bilden will.

Ich meine, wir sollen trotz Benachteiligungen unsere Aufgaben in der Gesellschaft sehen und wahrnehmen. Gerade wir Christen haben da viel Verantwortung zu tragen. Dort, wo es um das Allgemeinwohl geht, sollten auch wir mitzufassen, z.B. bei freiwilligen Arbeitseinsätzen usw. Da aber, wo Unrecht geschieht, sollen wir nicht müde werden, uns für Gerechtigkeit einzusetzen.

Mir hat einmal jemand geschrieben, daß ich mich nicht zufrieden geben soll mit dem, was mir staatliche Stellen betreffs meines Studiums gesagt haben. Ich soll immer wieder darauf hinweisen, daß es in der DDR nach der Verfassung Gewissensfreiheit gibt. So kann ich mein möglichstes tun, damit sich der Staat diese Entscheidung noch einmal überlegt.

Wenn wir dem Nächsten dienen, auch in der Gesellschaft mitwirken, aber überall sagen, was nicht in Ordnung ist, sollen wir wissen, daß dann Jesus mit uns ist. Er hat uns seine Hilfe für den Dienst am Nächsten versprochen. Er meint *nur so* bekommen wir ein erfülltes Leben, nur so lohnt es sich, zu leben!

Dieser Zuspruch über ein Leben, das sich lohnt, ist die Frohe Botschaft, die uns Jesus bringt.

Schließlich ist erneut auf die Problematik der Jugendweihe als eines Instrumentes staatlicher und weltanschaulicher Einwirkung auf die Jugend zu verweisen. Es ist angesichts der stärkeren Betonung ideologischer Agitation und Propaganda, des Bedürfnisses nach ideologisch bestimmter Abgrenzung und nicht zuletzt auch angesichts der offensichtlichen Unsicherheit hinsichtlich der Behandlung der Jugend und des Erfolges sozialistischer Jugendpolitik zu erwarten, daß dieses Instrument neben anderem wieder stärker zur Geltung gebracht werden wird. Über die innere Situation in den Gemeinden und bei den Jugendlichen in der Frage der Jugendweihe unterrichtet am besten der nachstehende Brief der katholischen Bischöfe in der DDR:

PASTORALBRIEF AN DIE PRIESTER ZUR FRAGE DER JUGENDWEIHE

Vom 3. März 1972

Liebe Mitbrüder im priesterlichen Amt!

Immer wieder werden wir Bischöfe um eine erneute Stellungnahme zur Jugendweihe gebeten, weil sich seit der letzten offiziellen Verlautbarung der Berliner Ordinarienkonferenz zur Frage der Jugendweihe vom 25. 2. 1969 der Druck zur Teilnahme an der Jugendweihe allgemein verschärft hat und darüber hinaus die ideologische Ausrichtung deutlicher geworden ist. Da sich aber an der Grundfrage nichts geändert hat, müssen wir nochmals an die letzten Verlautbarungen vom September 1967 und Februar 1969 erinnern und wollen Ihnen, liebe Mitbrüder, dazu noch einige Grundsätze der pastoralen Beurteilung und Behandlung darlegen.

1. Einheitliche Beurteilung der Jugendweihe

a) Die Tatsache, daß in den letzten Jahren mancherlei kirchliche Vorschriften geändert oder erleichtert wurden (Fastengebot, Freitagsgebot, kirchliche Feiertage u.a.), führt bei einem Teil der Gläubigen zu der Erwartung, daß ebenso auch die kirchliche Beurteilung und damit die bischöflichen Bestimmungen über die Teilnahme bei der Jugendweihe geändert oder erleichtert werden können. Gegenüber einer solchen Meinung muß klar herausgestellt werden: „Der ideologische Charakter und die atheistische Tendenz der Jugendweihe ist bisher von keiner offiziellen Stelle widerrufen worden“ (Pastoralbrief der Bischöfe vom 4. 9. 1967). Es wird vielmehr gerade in neuester Zeit der atheistische Bekenntnis- und Gelöbnischarakter der Jugendweihe betont. Im Neuen Deutschland vom 26. 2. 1972 wird in dem Artikel „Der XXIV. Parteitag der KPdSU und einige Fragen der atheistischen Erziehung“ von I. R. Rachimowa, Deschanbe, Tadshikische SSR, ausgeführt: „Die Überreste und Vorurteile der Vergangenheit legen der Aktivität der Werktätigen Fesseln an. Deshalb ist die Durchsetzung eines wissenschaftlich begründeten Systems von Maßnahmen so wichtig, denn sie ist organischer Bestandteil der allgemeineren Aufgabe – der Herausbildung des kommunistischen, gesellschaftlichen Bewußtseins ... Eine große Arbeit leisten die Komsomolorganisationen zur Propagierung und Einführung neuer sozialistischer Traditionen und Bräuche ... die immer weniger Raum lassen für religiöse Feste, Bräuche und Rituale.“

In einer Antwort des Staatsrates der DDR Abt. Volksbildung vom Februar 1972 auf eine Eingabe heißt es bezüglich der Bedingungen zur Aufnahme von Schülern in die EOS: „Bei der Auswahl der Besten, die aus einer größeren Anzahl von Bewerbern mit meist guten und sehr guten schulischen und gesellschaftlichen Leistungen ausgewählt werden müssen, spielen deshalb weitergehende zusätzliche Bekenntnisse der Schüler zu unserem sozialistischen Staat und besonders hervorragende Aktivitäten der Schüler eine Rolle. Dazu zählt auch die Jugendweihe, durch die sich die Schüler umfassend auf das Leben als sozialistische Staatsbürger in Jugendstunden vorbereiten und ein Gelöbnis ablegen, mit dem sie sich zum Sozialismus bekennen ...“

Darum muß der Grundsatz auch weiterhin gelten:

„Ein Christ nimmt an der Jugendweihe nicht teil, weil sie ihrem Ursprung und ihrer Tendenz nach Kultersatz unchristlicher und atheistischer Prägung ist und sein will, – weil sie den Atheismus mit einschließt. Wer als katholischer Christ in diesem Sinn die Jugendweihe versteht und dennoch freiwillig daran teilnimmt, sündigt gegen den Glauben“ (Pastoralbrief der Bischöfe vom 4. 9. 1967).

Den ideologischen Charakter und die atheistische Tendenz der Jugendweihe zu ändern, liegt nicht in der Hand der Bischöfe. In der Beurteilung der Jugendweihe ist die Kirche gebunden an die Absicht derer, welche die Jugendweihe veranlassen und die jungen Menschen dazu drängen. Solange die atheistische Tendenz der Jugendweihe und ihr Charakter als Kultersatz aber nicht geändert werden, können die Bischöfe – ebensowenig wie bei den anderen atheistischen Ersatzriten (Namensgebung, Trauung, Beerdigung) – ihre Ablehnung der Jugendweihe nicht aufgeben, auch wenn bei der Werbung zur Jugendweihe diese Tendenz verschleiert wird. Bei der Jugendweihe handelt es sich nicht um eine veränderbare kirchliche Vorschrift, sondern um eine Forderung des 1. Gebotes Gottes. Die Sanktionen bezüglich der Teilnahme an der Jugendweihe dagegen waren kirchliche Vorschriften. Diese haben die Bischöfe auch mit Rücksicht auf die schwierige Situation der Gläubigen aufgehoben; 1967 für die Jugendlichen, die an der Jugendweihe teilgenommen haben, 1969 für die Eltern, welche ihre Kinder an der Jugendweihe teilnehmen ließen.

„Daher wurde bereits im September 1967 gestattet, daß diese Sanktionen bei Jugendlichen durch andere geeignete Bewährung im Glauben ersetzt werden können. Das Gleiche darf nun auch bei den Eltern geschehen“ (Stellungnahme der Berliner Ordinarienkonferenz vom 25. 2. 1969).

b) Angesichts der Not, der Verschleierungstaktik und anderer Belastungen können Gläubige, auch Priester, versucht sein, sich eine private Meinung in der Beurteilung der Jugendweihe zu bilden. Jedoch kann eine solche persönliche Meinung nicht Grundlage unserer Pastoral sein. Denn jeder Seelsorger steht in der Sendung der Kirche und ist Verkünder der Kirche und *damit auch* der von den Bischöfen gegebenen Richtlinien zur Jugendweihe. Der Gemeinde ist nicht mit einer Privatmeinung gedient, sie hat ein Recht, die kirchliche Entscheidung zu hören, die den einzelnen Gläubigen Richtschnur für die eigene Gewissensentscheidung ist und ihnen Halt und Schutz für ihre Auseinandersetzungen bietet.

Wir sollten uns auch darüber im klaren sein, daß ein Nachgeben in Fragen der Jugendweihe nur ein Aufschub der Glaubensentscheidung wäre. Es geht längst nicht mehr um die Frage der Jugendweihe allein, sondern um die kirchliche Bindung überhaupt.

Die von so vielen Priestern berechtigterweise geforderte einheitliche Beurteilung der Jugendweihe wird nicht durch ein erneutes Hirtenwort der Bischöfe erreicht, sondern nur durch die Treue aller Priester zu ihrem kirchlichen Hirtenauftrag. Da wir wissen, daß vielfach gutgemeinte pastorale Motive einzelne Priester zu einer Sonderhaltung der Jugendweihe gegenüber bewegen, sagen wir das ohne Vorwurf. Wir müssen aber um unserer Gläubigen und unserer Gemeinden willen auf einer eindeutigen, gemeinsamen Haltung bestehen, wenn Eltern oder Jugendliche uns um Rat und Stellungnahme gehen.

2. Erziehung zur Unterscheidung der Geister und zur christlichen Gewissensentscheidung

„In unserer gesamten pastoralen Unterweisung kommt es immer mehr darauf an, die Gewissen der Gläubigen wachzuhalten, damit sie fähig werden, die Geister zu unterscheiden, mehrdeutige Formeln zu durchschauen, sich für das Wahre zu entscheiden und die überall vorhandene Gefahr der Zweigleisigkeit zu überwinden. Denn das gesamte sozialistische Erziehungs- und Bildungswesen ist vom Geiste des Marxismus–Leninismus durchdrungen, dessen atheistischer Grundcharakter an verschiedenen Stellen wirksam werden und auch das klare Bekenntnis des christlichen Glaubens fordern kann“ (Stellungnahme der Berliner Ordinarienkonferenz vom 25. 2. 1969).

a) Keinen allein lassen!

Zur Unterscheidung der Geister und zur Wachheit des Gewissens anzuleiten, ist eine ständige Aufgabe unserer Verkündigungs- und Hirtendienste. Mit Nachdruck betonen die Dekrete des II. Vatikanischen Konzils immer wieder die Bedeutung der Gewissensentscheidung. Wir alle haben dies gerade in den letzten Jahren mit Eindringlichkeit verkündigt, aber vielleicht

den Gläubigen zu wenig Hilfe zur eigenen Gewissensentscheidung gegeben. So kann man heute öfter den Vorwurf hören: „Bisher wurden uns Gebote und Vorschriften gegeben und Gehorsam gepredigt, und auf einmal sollen wir alles selbst entscheiden.“

Die eigene Gewissensentscheidung können wir keinem abnehmen, aber wir dürfen ihn nicht allein lassen. Wir müssen die Grundsätze und Grundhaltungen christlichen Lebens so klar aufzeigen, daß sich das Gewissen daran orientieren kann.

Wie oft wird die eigene Meinung schon als „Gewissensentscheidung“ angesehen. Wer weiß nicht, wie erfinderisch wir Menschen sind, um uns zu rechtfertigen oder uns zu entschuldigen! Christliche Gewissensentscheidung ist nicht die eigene Produktion einer Norm und nicht der Extrakt aus der Verhaltensweise vieler, sondern die Entscheidung eines Gewissens, das sich nach Christus und der gemeinsamen Christusnachfolge des Gottesvolkes der Kirche ausrichtet. Wir müssen unseren Gläubigen die Hilfe geben, daß sie die Gebote Gottes, die Forderungen der Christusnachfolge und die Weisungen des kirchlichen Lehramtes für ein Leben in der Gemeinschaft mit Christus in ihrer konkreten Situation so realisieren, wie es ihr christliches Gewissen von ihnen verlangt.

Gewissensentscheidung im Geiste der Nachfolge des gekreuzigten und auferstandenen Herrn gibt es nicht ohne Opfer, denn dem Knecht wird es nicht anders als dem Meister ergehen. Die Bereitschaft, um des Lebens mit Christus willen auch Nachteile in Kauf zu nehmen, gehört zur wirklich freien Gewissensentscheidung. Unser Verkündigungsdienst in der Gemeinde hat letztlich kein anderes Ziel als eine solche Nachfolge Christi.

b) Das Recht auf Gewissens- und Glaubensfreiheit.

Das Recht der freien Gewissensentscheidung ist auch in der Verfassung der DDR anerkannt. Wir werden darum den Gläubigen, vor allem den Eltern, nahelegen, sich auf die in der Verfassung garantierte Gewissens- und Glaubensfreiheit zu berufen.

Art. 20 (1): „Jeder Bürger der DDR hat unabhängig von seiner Nationalität, seiner Rasse, seinem weltanschaulichen und religiösen Bekenntnis, seiner sozialen Herkunft und Stellung die gleichen Rechte und Pflichten. Gewissens- und Glaubensfreiheit sind gewährleistet. Alle Bürger sind vor dem Gesetz gleich.“

Art. 4: „Alle Macht dient dem Wohl des Volkes. Sie ... garantiert die in dieser Verfassung verbürgten Rechte.“

Entsprechend diesen Verfassungsnormen dürfte ein Bürger, der aus Gewissensgründen die Teilnahme an der Jugendweihe ablehnt, keine Nachteile erfahren. Wir wollen nur hoffen, daß die Praxis immer dieser Verfassungsnorm entspricht.

3. Differenzierte pastorale Behandlung

a) Der persönlichen christlichen Gewissensentscheidung, die wir von unseren Gläubigen erwarten, entspricht die Forderung an uns selbst zur pastoralen Wertung und Behandlung jedes „Falles“ *nach* der Teilnahme an der Jugendweihe. Auch wir müssen uns umstellen auf die schwierige differenzierte Behandlung. Dabei spielt nicht nur die Frage der persönlichen Schuld eine Rolle, sondern ebenso die Einsicht der Beteiligten, der äußere und innere Druck, dem sie ausgesetzt sind, die Auswirkung auf die Gemeinschaft der Gläubigen und die geeignete Bewährung im Glauben. Auch kann der in der pastoralen Literatur und Praxis heute so herausgestellte soziale Bezug bei der Frage des Ärgernisses der Jugendweihe nicht ausgeschaltet werden.

b) Unserer Gemeinde werden wir ein klares Wort zum „Ärgernisnehmen“ sagen müssen. Wenn auch in einzelnen Fällen eine gerechte Empörung oder Enttäuschung verständlich ist, so gilt doch immer die eindringliche Mahnung des Herrn. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ Ein Kind, z. B., das, von seinen Eltern gedrängt, gegen seinen Willen zur Jugendweihe gegangen ist, muß von seinen Mitschülern und der Gemeinde bewußt angenommen werden. Aber die meisten „Fälle“ liegen ja viel schwieriger und der Seelsorger kann die eigentlichen Gründe für seine Entscheidung nicht öffentlich darlegen. Entsprechend der heutigen Mentalität aber will man alles wissen, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Wer nicht alle Karten aufdeckt, ist verdächtig. So kann uns manche Entscheidung das Mißtrauen einzelner einbringen. Dadurch sollten wir uns nicht unter Druck setzen lassen. Vielmehr muß es unser Ziel sein, daß alle in der Gemeinde als Brüder und Schwestern bereit werden, „einer des anderen Last zu tragen“ – gerade auch die Last des Versagens.

c) Die geforderte „Bewährung im Glauben“ hat keinerlei Strafcharakter. Sie tritt nicht einfach an die Stelle der früheren Sanktionen. Das müssen die Betroffenen und die Gemeinde wissen. Sie ist vielmehr eine Hilfe für die eigene Glaubenserneuerung und ein Zeichen des festen Willens, zusammen mit der Gemeinde den Weg der Christusnachfolge wieder mitzugehen. Die seelsorgerliche Erfahrung bestätigt es immer wieder, daß gerade die guten katholischen Kinder, die doch aus irgendwelchen Motiven zur Jugendweihe gegangen sind, dadurch in ihrem religiösen Leben eine Erschütterung erlitten haben. Gerade für sie kann die Forderung der „Bewährung im Glauben“ eine ganz persönlich notwendige Chance sein.

4. In der Ausdauer liegt unsere Kraft

a) In unserer Zeit wird alles nach dem Erfolg gemessen. Auch wir Priester sind ebenso wie unsere Gläubigen in der Versuchung, die kirchliche Praxis in der Frage der Jugendweihe nach dem zahlenmäßigen Erfolg zu werten. So kann man folgende Befürchtungen hören: Immer mehr Kinder werden doch zur Jugendweihe gehen! – Immer weniger katholische Jugendliche werden zur Oberschule und zum Studium kommen! – Immer mehr Kinder und Eltern werden wegen der Jugendweihe der Kirche verlorengehen. – Ein Wirtschaftler kann sagen: Wir müssen den Betrieb aufgeben – er ist unrentabel – wir arbeiten ständig mit Verlust.

Eine Gemeinschaft der Glaubenden, eine Gemeinde aber ist kein Wirtschaftsbetrieb. Der Wert der Glaubenstreue mindert sich nicht dadurch, daß die Schar der Getreuen kleiner wird.

Es kann sein, daß wir durch die Jugendweihe auch weiterhin zahlenmäßige Verluste tragen müssen. Eine solche Kalkulation aber ist für die Kirche nicht entscheidend. Gott sieht den Erfolg anders. Redlichkeit und Treue in unseren Entscheidungen sind vor Gott nie „erfolglos“.

Das gilt für alle Lebensentscheidungen, die heute von uns Christen gefordert werden.

b) Oft leiden wir Priester unter der weitverbreiteten Ängstlichkeit vieler Gläubiger, die sich – nicht nur in der Frage der Jugendweihe – manchmal zu einer „Angst vor der Angst“ steigert.

Haben deshalb nicht auch wir manchmal Angst, das leidige Thema Jugendweihe anzuschneiden? Würden wir uns nicht mit unseren Gläubigen solidarisch machen, wenn wir unsere eigene – meist uneingestandene – Angst aus der Kraft unseres Glaubens und unserer Hoffnung durchstehen? Dies ist wohl das Kreuz unserer Situation, zu dem wir Ja sagen müssen. Wenn wir dazu den Mut aufbringen, werden wir auch Mut wecken! Und wieviele Entmutigte erwarten heute solche Haltung des Glaubens und der Hoffnung von uns Priestern!

So möchten wir Bischöfe allen Mitbrüdern, Eltern und Jugendlichen aufrichtig danken für alles, was sie zur gegenseitigen Stärkung im Glauben getan haben ...“

Ein in der Bundesrepublik veröffentlichter Kommentar verdeutlicht das Anliegen dieses Briefes. Wenn auch im evangelischen Raum die Akzente an manchen Stellen anders gesetzt würden, so dürfte in der grundsätzlichen Beurteilung der Jugendweihe und hinsichtlich der seelsorgerlichen Anleitung der Jugendlichen zwischen den Kirchen weitgehend Übereinstimmung bestehen.

ZUM PASTORALBRIEF DER KATHOLISCHEN BISCHÖFE ZUR FRAGE DER JUGENDWEIHE

*Von Eugen Schultze
(„Informationsdienst des katholischen Arbeitskreises
für zeitgeschichtliche Fragen“, Nr. 57, Mai 1972)*

Wie erst jetzt – nach der Osterbesuchswelle – bekannt geworden ist, richteten die katholischen Bischöfe in der DDR am 3. März dieses Jahres einen „Pastoralbrief an die Priester zur Frage der Jugendweihe“. Obwohl in diesem Schreiben inhaltlich keine neuen über

die Stellungnahmen vom September 1967 und Februar 1969 hinausgehenden Akzente gesetzt wurden, so verdient der neue Pastoralbrief aus zwei Gründen große Beachtung:

1. In dem Brief wird von der Feststellung ausgegangen, daß sich seit der Verlautbarung der Berliner Ordinarienkonferenz vom 25. Februar 1969 „der Druck zur Teilnahme an der Jugendweihe allgemein verschärft hat und darüber hinaus die theologische Ausrichtung deutlicher geworden ist“.

2. Die erneute Bekräftigung der grundsätzlichen Ablehnung der Jugendweihe ist als Antwortreaktion auf beginnende Unsicherheit bei manchen Priestern und Laien zu werten. Teils aus scheinbar nüchternen Überlegungen sind offenbar Wünsche entstanden, eine kirchliche Frontbegrüdigung mit einer pragmatischen Anpassung an Gegebenheiten vorzunehmen. Es gibt die Meinung, daß Standhaftigkeit auf Dauer nur die katholische Präsenz unter den Akademikern erheblich reduziere und daß Jugendliche gerade wegen ihrer Teilnahme an der Jugendweihe ins kirchliche Abseits gedrängt würden. Zu diesen Befürchtungen sagen die Bischöfe: „Der Wert der Glaubenstreue mindert sich nicht dadurch, daß die Schar der Getreuen kleiner wird.“ Die Bischöfe stellen fest, daß es sich bei der Jugendweihe nicht um eine veränderbare kirchliche Vorschrift, sondern um eine unabdingbare Forderung des 1. Gebotes handelt.

Die Bischöfe warnen vor der Versuchung, sich eine private Meinung in der Beurteilung der Jugendweihe zu bilden und diese zur Grundlage der Pastoral zu machen. Mahnend wird gesagt: „Der Gemeinde ist nicht mit einer Privatmeinung gedient, sie hat das Recht, die kirchliche Entscheidung zu hören, die den einzelnen Gläubigen Richtschnur für die eigene Gewissensentscheidung ist und ihnen Halt und Schutz für ihre Auseinandersetzung bietet.“

Von besonderer Bedeutung scheint mir die mahnende Feststellung: „Wir sollten uns darüber im klaren sein, daß ein Nachgeben in Fragen Jugendweihe nur ein Aufschub der Glaubensentscheidung wäre. Es geht längst nicht mehr um die Frage der Jugendweihe, sondern um die kirchliche Bindung überhaupt.“

Den Priestern wird geraten, in der pastoralen Unterweisung die Gewissen der Gläubigen wach zu halten. Christliche Gewissensentscheidung soll nicht „die eigene Produktion einer Norm und nicht der Extrakt aus der Verhaltensweise vieler“ sein. Die Bischöfe erklären: „Gewissensentscheidung im Geiste der Nachfolge des gekreuzigten und auferstandenen Herrn gibt es nicht ohne Opfer, denn dem Knecht wird es nicht anders als dem Meister ergehen.“

Neben dem grundsätzlichen Nein wird aber im Pastoralbereich eine differenzierte Behandlung jedes einzelnen Falles verlangt. Die Mahnung des Herrn „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“ wird in Erinnerung gerufen. Alle Glieder der Gemeinde sollen bereit gemacht werden, „einer des anderen Last zu tragen“ – gerade auch die Last des Versagens.

Die erneute Bekräftigung des Nein zur Jugendweihe soll die gegebene Scheidungslinie betonen und den Anfängen einer Verharmlosung der Jugendweihe bzw. einer Anpassung daran Einhalt gebieten. Die katholischen Bischöfe in der DDR bekunden im neuen pastoralen Schreiben trotz des langsamen, aber stetigen Anstiegs katholischer Jugendweiheteilnehmer ihre Entschlossenheit, einen Anpassungskurs in dieser Frage abzulehnen. Sie raten den Gläubigen, sich bei der Ablehnung der Jugendweihe auf das in der DDR-Verfassung zugesicherte Recht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit zu berufen.

Die katholischen Bischöfe inszenieren keine Kampagne gegen die Jugendweihe. Absichtlich wurde nicht in einem neuen öffentlichen Hirtenwort, sondern nur in einem für den innerkirchlichen Dienstgebrauch bestimmten Pastoral schreiben zur Frage der Jugendweihe Stellung genommen. Die Bischöfe wenden sich damit innerkirchlich im engen Sinne nur an die Priester, im weiteren Sinne an die Gemeinden. Sie erläutern und bekräftigen nur die Normen, von denen sich Katholiken in dieser Frage leiten lassen sollen.

Ob es zu einer verstärkten weltanschaulichen Konfrontation kommt, wird davon abhängen, in welchem Maße die SED und die Behörden Toleranz gegen überzeugte, die Jugendweihe ablehnende Christen aufbringen. Es gibt schon einige Anzeichen dafür, daß die SED mancherorts vom bisher öffentlich propagierten Standpunkt abrückt, daß Jugendweihe und Kommunion bzw. Konfirmation miteinander vereinbar seien und sich nicht auszuschließen brauchen. Auch die SED beginnt also verschiedentlich schon die Frage des Entweder/

Oder zu stellen, d.h. in der Praxis ausschließlich Jugendweihe. Während aber die Kirche sich nur an ihre Glieder wendet, will die SED mit größerem Eifer ihren Standpunkt nicht nur bei ihren Anhängern, sondern bei allen Bürgern der DDR durchsetzen. Wenn die SED ihren Druck zur Teilnahme an der Jugendweihe verstärkt und weniger Toleranz aufbringt, so wird eine zugespitzte Konfrontation unvermeidlich werden ...

c) Kirchliche Verantwortung in Staat und Gesellschaft

Es gehört zu den lebensnotwendigen Aufgaben der Kirchen in der DDR, immer wieder neu die Verantwortung in Staat und Gesellschaft im Grundsätzlichen zu prüfen und in praktischen Fragen anzuwenden. Ein umfassender Anfang hierzu war auf der Synodaltagung des Kirchenbundes vom 2. bis 6. Juli 1971 in Eisenach gemacht worden. Die Synodaltagung vom 30. Juni bis 4. Juli 1972 setzte diese Bemühung fort. Die Arbeiten hierzu haben es mit dem dauernden Argwohn seitens des Staates und der SED als der führenden Weltanschauungspartei in der DDR zu tun, da man in ihnen die Begründung politischer Mitverantwortung sieht, die eben gerade nicht zugestanden werden soll. Andererseits ist auch unverkennbar, daß im kirchlichen und theologischen Bereich selbst die Akzente unterschiedlich gesetzt werden, worin sich die ältere Auseinandersetzung zwischen der Zwei-Reiche-Lehre einerseits und einer Ethik der Königsherrschaft Jesu Christi andererseits widerspiegelt.

Die wichtigste theologische Äußerung zu diesem Fragenkomplex im Berichtszeitraum ist das umfassend angelegte Referat von Dr. Heino Falcke (seit 1973 Propst in Erfurt) zum Thema der Bundessynode 1972. Dieses Referat verdient hier im vollen Wortlaut wiedergegeben zu werden.

CHRISTUS BEFREIT – DARUM KIRCHE FÜR ANDERE

Referat von Dr. Heino Falcke

*auf der 4. Tagung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR
vom 30. Juni bis 4. Juli 1972 in Dresden*

Das Thema schließt an die Bundessynode 1971 an: Kirche für andere, Zeugnis und Dienst der Gemeinde. Es fragt, was es denn der Kirche möglich mache, für andere dazusein. Es antwortet: Weil Christus sie befreit, darum kann Kirche für andere dasein. Die Befreiung, die von Christus ausgeht, kommt aber nicht in der Kirche zum Ziel. Sie zielt auf die kommende Gottesherrschaft als das Reich der Freiheit für alle Menschen. Darum soll Kirche für andere dasein und den befreienden Dienst Christi für alle Menschen bezeugen.

So bedenken wir unser Thema in drei Schritten: Die Befreiung des Menschen durch Christus (1.), die Befreiung der Kirche zum Dienst (2.), die Kirche im Dienst der Befreiung (3.).

1. Die Befreiung des Menschen durch Christus

1.1 Die Sache der Freiheit bewegt heute alle Menschen und Völker. Sie ist umstritten zwischen verschiedenen Freiheitskonzeptionen. Sie steht auf dem Spiel in politischer Unterdrückung, wirtschaftlicher Ausbeutung und Abhängigkeit. Unsere Zeit hat faszinierende Durchbrüche zur Freiheit erlebt, aber Freiheitsrevolutionen bringen noch nicht den freien Menschen hervor, und sie produzieren auch neue Unfreiheiten. Die wissenschaftlich-technische Revolution hat ungeahnte Möglichkeiten der Freiheit eröffnet. Zugleich aber bedroht sie die Freiheit in nie gekanntem Ausmaß durch Technokratie, Manipulierung des Menschen und die Schreckvision möglicher Selbstvernichtung. So treibt uns die Sache der Freiheit um zwischen Faszination und Resignation, zwischen Engagement und fatalisti-

schem Rückzug auf die Inselchen privater Freiheit. Die Welt ist ständig im Auszug aus Knechtschaften, ohne doch den Ausweg zum Reich der Freiheit zu finden¹.

In dem großen Freiheitskapitel des Römerbriefs schreibt Paulus von dieser mit ihren Knechtschaften ringenden Welt: Sie warte auf nichts anderes als auf den offenen Durchbruch der Freiheit der Söhne Gottes zu allen Menschen (Röm 8,19f.). Wir sind also aufgefordert, das Evangelium als Befreiungsbotschaft zu begreifen und in das heutige Ringen der Welt um Freiheit hineinzutragen².

Christus bringt nicht eine religiöse Sonderfreiheit oder Seelenfreiheit. Er faßt die Knechtschaften des Menschen an der verborgenen Wurzel, denn er hat sie bis ins tiefste durchlitet. Er wurde nicht nur Bruder der Ausgestoßenen und Armen, Opfer politischer, religiöser, gesellschaftlicher Unterdrückung. Er hing für uns am Kreuz in der tiefsten Knechtschaft der Schuld und des Todes. Aus dieser Knechtschaft, die kein Mensch wenden kann, ist Gott für uns und mit uns aufgebrochen, als er den Gekreuzigten auferweckte. Dieser Auszug führt zum Reich der Freiheit, das mit den Mächten der Sünde und des Todes alle Knechtschaft der Welt zerbrechen will. Noch sind wir auf dem Wege, noch trägt die Freiheit Christi Kreuzesgestalt, aber aus der Kraft einer großen Hoffnung. Sie greift über alle menschlichen Freiheitsbewegungen hinaus, aber gerade so greift sie in sie ein, richtet Zeichen der Befreiung auf und gibt eine Zuversicht, die nicht resignieren muß.

Was die Befreiung durch Christus in das heutige Ringen um Freiheit hineinbringt, möchte ich unter drei Gesichtspunkten entfalten.

1.2 Christus befreit zu einem Leben aus empfangener Liebe.

In Christus ist die Freiheit als Liebe gekommen. In ihm begegnet eine Liebe, die uns bedingungslos annimmt und rückhaltlos für uns einsteht. Wo das Wort dieser Liebe uns erreicht, da führt es aus dem Gefängnis der Sorge um uns selbst ins Freie eines neuen Vertrauens. Als *Empfangende* und von dieser Liebe Getragene sind wir frei. Das ist die Freiheit der Söhne Gottes, die Gott als Brüder seines Sohnes adoptiert, annimmt, obwohl sie seine Feinde waren³.

Damit revolutioniert Christus unser Verständnis von Freiheit. Wir pflegen Freiheit als Unabhängigkeit zu denken. Über sich selbst verfügen und bestimmen, das Entscheidende sich selbst verdanken, heißt frei sein. Autonomie ist das Schlüsselwort dafür⁴.

1. Röm. 8,18ff. sieht Paulus die Welt, die unter der „Herrschaft der Vergänglichkeit“ um ihre Freiheit kämpft, im Hoffnungslicht der „herrlichen Freiheit der Söhne Gottes“. – In der Auslegung dieses Textes schreibt E. Käsemann: „So ist die Welt ständig im Exodus, ohne den Ausweg zum Heil zu finden.“ „Der Gemeinde, die aus der Verheißung als der Kehrseite des Evangeliums lebt und deshalb Trägerin gewisser Hoffnung ist, erscheint die Unruhe der Welt als Weg in der Welt nach verborgener Hoffnung sinnvoll“ (Der gottesdienstliche Schrei nach Freiheit, in: Festschrift für Ernst Haenchen, 1964, S. 146).

2. Mehrere Autoren haben in jüngster Zeit versucht, die Botschaft des NT unter dem Leitbegriff der Freiheit für unsere geschichtliche Situation auszulegen. So z.B. die evangelischen Theologen E. Käsemann: Der Ruf der Freiheit, 4. Aufl., Tübingen 1968, J. Moltmann: Die Revolution der Freiheit; in: Perspektiven der Theologie, München 1968, und der Erfurter katholische Theologe H. Schürmann: Die Freiheitsbotschaft des Paulus – Mitte des Evangeliums?, in: Catholica, Münster 1971.

3. Gal. 4,4f. – Der Begriff des „Annehmens“ anderer Menschen hat eine biblisch-theologische Wurzel. Jesus „nimmt die Sünder an“. Luk. 15,2 (vgl. EKG 268). Der Begriff spielt in der Psychologie und Psychotherapie eine wichtige Rolle. Kein Mensch kann leben und sich entfalten, ohne daß er von anderen bejaht, angenommen wird. Von diesen Erkenntnissen angeregt, wird der Begriff heute in der Theologie gern verwandt, um die Rechtfertigungsbotschaft in ihrer fundamentalen und zentralen Bedeutung für den Menschen zu verdeutlichen. Der Begriff zeigt zugleich, daß unsere Annahme durch Christus untrennbar damit zusammengehört, daß wir einander annehmen (vgl. Röm. 15,7).

4. In dem Begriff Autonomie stecken die Worte Selbst (griechisch: autos) und Gesetz (griechisch: nomos).

Das erste Grundwort dieser Autonomie aber bleibt das Ich, auch dann, wenn es sich zum Kollektiv erweitert (Volk, Klasse, Rasse usw.). Die Freiheit, die wir meinen, ist je meine Freiheit, und die Freiheiten stoßen und begrenzen sich. Das zweite Grundwort dieser Autonomie bleibt das fordernde Gesetz: Ich muß etwas aus mir machen, durch Leistung muß ich mir Anerkennung, meinem Leben Sinn und Wert geben. Erfolgsdenken und Leistungsmentalität beherrschen unsere Welt, angetrieben von dem tiefen Hunger eines jeden Menschen nach Bejahung durch andere. Aber nicht nur, daß dabei die Leistungsschwachen auf der Strecke bleiben. Der Hunger nach Bejahung durch andere ist nicht durch Leistung zu stillen. Daß wir um unserer selbst willen bejaht und geliebt werden, kann sich keiner erarbeiten, es kann uns nur geschenkt werden. Nicht zufällig bricht in unserer von Leistungs- und Nutzdenken beherrschten Welt die Frage nach dem Sinn des Lebens und zugleich die Frage nach dem „gnädigen Nächsten“ auf⁵. Die Angst ist verbreitet, letztlich entbehrlich und ersetzbar und einer letzten Verlassenheit ausgeliefert zu sein.

Das nennt Paulus die Knechtschaft der Sünde und des Gesetzes, aus der uns Christus befreit. Er wurde uns der gnädige Nächste, der uns um unserer selbst willen sucht, die Lieblosen liebt, die Unannehmbaren annimmt und uns auch in der letzten Verlassenheit des Todes trägt. Gerade weil er vom Druck des Leistungsprinzips befreit, ermöglicht er ein neues Tun. Es muß nicht mehr der eigenen Geltung dienen und kann sich darum ganz der Sache und dem Nächsten zuwenden. Weil das Grundwort dieser Freiheit Liebe heißt, schließt sie den Nächsten ein.

Die gesellschaftlichen Konsequenzen dieser Befreiung drängen sich auf, wenn wir an die Rolle des Leistungsprinzips in der Gesellschaft denken. Das wird im 3. Teil weiter zu verfolgen sein.

1.3 Christus befreit zur Mündigkeit.

Daß Freiheit und Mündigkeit zusammengehören, ist uns heutigen Menschen klar. Den Aufgaben, die die heutige Welt und ihre Zukunft uns stellt, werden nur mündige Menschen gewachsen sein, die selbst zu denken, verantwortlich zu entscheiden und Verantwortung zu tragen wissen.

Indem uns Gott zu seinen Söhnen macht, befreit er uns zur Mündigkeit vor Gott und den Menschen. Die Söhne Gottes – sagt Paulus – sind befreit von den Zuchtmeistern und autoritären Gewalten dieser Welt, die uns gängeln und durch Lockung und Drohung in Unmündigkeit festhalten. Gott gehören aber heißt, in großem Vertrauen und angstfreier Offenheit sprechen können: Abba, lieber Vater! (Gal. 4,1–7). Gott macht uns mündig, indem er uns von der knechtenden Furcht freispricht. „Ihr habt nicht einen Knechtsgeist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet, sondern ihr habt den Sohnesgeist empfangen“ (Röm 8,15). Furcht macht unmündig. In der Angst um sein Leben macht der Mensch aus vergänglichen Dingen Götzen, die ihm Sicherheit geben sollen. Die Macht der Technik und der Waffen, der Konsum, Verhaltensnormen und Ideologien werden zu Götzen der Angst. Sie sollen Leben garantieren, aber sie machen hörig. Wer Angst hat, ist beherrschbar, man kann ihn gefügig machen und benutzen.

Befreiung zur Sohnschaft ist der Ausgang aus dieser selbstverschuldeten Unmündigkeit⁶. Die Neuzeit meinte umgekehrt, der Mensch müsse die Gotteskindschaft ablegen, sich von

5. Martin Niemöller hat die seither oft zitierte These aufgestellt, im Unterschied zur Reformationszeit frage der heutige Mensch nicht nach dem „gnädigen Gott“, sondern nach dem „gnädigen Nächsten“.

6. Damit ist auf I. Kants Definition der Aufklärung in seiner Schrift „Was ist Aufklärung?“ angespielt. Aufklärung ist der „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Kants Formel für Mündigkeit lautet: „Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“.

Die Befreiung durch Christus schließt Aufklärung positiv ein. Denn die Offenbarung Gottes deckt kritisch den geschichtlich relativen Charakter aller in der Welt vorfindlichen Mächte auf und entkleidet sie ihres Absolutheitsanspruches. Aufklärung ist eine Tat der Selbstbefreiung des Menschen, zu der er aber selbst befreit werden muß, um nicht wiederum der Vergötzung und Verabsolutierung innergeschichtlicher Größen zu verfallen (vgl. die nachaufklärerische Vergötzung von Wissenschaft, Profit, Nation usw.).

der Autorität Gott befreien, um mündig zu werden. Der Vater Jesu Christi aber ist kein einschüchternder Patriarch. In Christus wird er so Autorität für uns, daß er der Autor, der Urheber unserer Freiheit ist. Er bringt uns nicht in neue Hörigkeit, er macht uns zu seinen Angehörigen, die aus seinem Geist selbst urteilen und entscheiden sollen. Er will nicht hörige Mitläufer, sondern mündige Söhne, eigenverantwortliche Partner, die freimütig das Wort nehmen vor Gott und den Menschen. Die mündige Weltverantwortung des Menschen müßten wir neu aus der Gebetsmündigkeit vor Gott verstehen und gewinnen⁷. Es ist nachdenkenswert, daß D. Bonhoeffer, der Theologe der mündigen Welt, zuletzt vor seiner Ermordung in einer großen Freiheit und Freude des Gebets gesehen wurde⁸. Weil ihr Angehörige Christi seid – sagt Paulus – ist alles euer; es sei Paulus, Apollos oder Petrus (also alle Autoritäten), es sei Welt oder Leben oder Tod (also alles, was euch fesseln kann in Freude oder Furcht), alles ist euer! (1. Kor. 2,21). So will uns Gott als seine Söhne zu mündiger Weltverantwortung befreien.

Auch dies hat gesellschaftliche Konsequenzen. Weil Gott seine Autorität dazu einsetzt, Autor unserer Freiheit und Mündigkeit zu sein, wird sich alle Autorität in Familie, Kirche und Gesellschaft daran messen lassen müssen, ob sie Autorschaft von Freiheit ist und zur Mündigkeit hilft. Als mündige Söhne stehen wir Menschen in unvertretbarer Selbstverantwortung vor Gott. Darum können wir andere Menschen nicht gleichschalten und uns zum Herrn ihrer Gewissen machen (Röm. 14,4). Mündigkeit ist freilich etwas anderes als die liberalistische Privatfreiheit zu denken, zu wollen und zu tun, was ich will. Mündigkeit wagt das offene Wort, verantwortet sich vor anderen, stellt sich der Kritik, sucht das verbindliche Gespräch. Sie verfällt nicht dem Pluralismus als einer Ideologie der Unverbindlichkeit, aber sie läßt eine Vielheit von Meinungen gelten und ermutigt zu selbständigem Denken. Wenn Gott es riskiert, mündige Partner zu haben, sollten Kirche und Gesellschaft nicht weniger riskieren.

1.4 Christus befreit zum Dasein für andere.

Weil die Freiheit in Christus als Liebe gekommen ist, ist sie Freiheit für andere und mit anderen. Sie ist Freiheit in Gemeinschaft und sie zielt auf das Reich der Freiheit für alle Menschen⁹. Dieses Ziel erkennen wir wieder in dem sozialistischen Freiheitsverständnis, wonach der Einzelne seine persönliche Freiheit erst in der wirklichen Gemeinschaft gewinnt¹⁰.

Noch aber liegt das Reich der Freiheit im Streit mit dem Denken, das die Freiheit zum Privat- und Gruppeninteresse verkehrt. Wir suchen unsere Freiheit in der Abschirmung von anderen und auf Kosten anderer zu verwirklichen und schaffen damit Verhältnisse der Unfreiheit. Das Kreuz Jesu durchbricht diese Verkehrung der Freiheit. Es ist zugleich der Weg, aus empfangener Liebe für andere dazusein.

7. Beides ist zusammengefaßt in dem neutestamentlichen Wort Parrhäsia, das zugleich Freiheit und Mündigkeit, etwa „Freimut“, bedeutet. Es bezeichnet sowohl das freie Ausschierausgehenkönnen im Gebet vor Gott, wie das freimütig offene Wahrheitszeugnis vor den Menschen (Hebr. 4,16; 10,19; Apg. 4,13,29).

8. E. Bethge: Dietrich Bonhoeffer, eine Biographie, S. 1038.

9. Nach Gal. 4,26 haben wir die Freiheit als Kinder des „Oberen“, des kommenden Jerusalem, also als Bürger der freien Stadt Gottes (griechisch: polis). Die Freiheit der Kinder Gottes ist also Polis-Freiheit, nicht Privatfreiheit, sie hat politischen Charakter. „Niemand ... soll glauben, er besitze die eschatologische Freiheit für sich allein, man hat sie immer nur zusammen mit anderen Kindern dieser Mutter, als Glied dieser Polis. Gedanken des klassischen Griechentums, das Freiheit zunächst als politische Freiheit, in der Polis gewährt, gedacht hat, und heutige Erkenntnisse, die darauf sistieren, daß Freiheit Gegebenheit einer sozialen Ordnung ist, kommen hier bei Paulus formal ins Wort.“ H. Schürmann, a.a.O., S. 36.

10. „Erst in der Gemeinschaft wird also die persönliche Freiheit möglich ... In der wirklichen Gemeinschaft erlangen die Individuen in und durch ihre Assoziation zugleich ihre Freiheit.“ Philosophisches Wörterbuch, Hg. G. Klaus, M. Buhr, 8. Aufl. 1971, Art. Freiheit, 1. Bd. 377.

1.4.1 Für andere dasein, heißt der grenzüberschreitenden Liebe Jesu nachfolgen.

Wir reden von der einen Menschheit und in unserer klein gewordenen Welt müßte jedermann einsehen, daß wir selber nur wirklich frei sein können, wenn wir andern aus ihrer Knechtschaft helfen. Dagegen aber steht die Tendenz, die in allen Gruppierungen der Welt herrscht, durch Abgrenzung nach außen Stabilität im innern zu gewinnen. Des eigenen Zusammenhalts und Wertes vergewissert man sich gerade an dem, was uns von andern unterscheidet: Klasse und Rasse, Religion und Weltanschauung, gesellschaftliche Errungenschaften und konfessionelle Vorzüge. So werden an sich notwendige, relative Unterschiede zu trennenden Mächten aufgeladen und Freiheit wird zum Leistungslohn für gruppenkonformes Verhalten.

Die Liebe Jesu durchbricht diese tabuisierten Grenzen. Er stellte sich zu denen, die von der jeweiligen Gruppe ausgeschlossen wurden. Er nahm Partei für die „Zöllner und Sünder“, die religiös, moralisch und gesellschaftlich Deklassierten. Er riskierte seine Identität und hing bei Verbrechern am Kreuz. Die bedingungslos annehmende Liebe Gottes hat ihren gesellschaftlichen Ernstfall in der grenzüberschreitenden Liebe.

Sie befreit von dem Zwang der Abgrenzung. Wer sich von Gott bedingungslos angenommen weiß, der muß sich seines Wertes nicht durch Abwertung anderer vergewissern. Er wird frei, Vorurteile zu durchbrechen und sich gerade denen zuzuwenden, die von seinem Kollektiv, seiner Gemeinde oder Gesellschaft abgelehnt werden. Er wird aufgeschlossen gerade für den befremdlichen Nächsten, ja für den Feind. Er verharmlost die Grenzen nicht, sondern nennt sie beim Namen, aber um sie zu überschreiten zum andern hin. Von dieser grenzüberschreitenden Liebe wird auszugehen sein, wenn wir über die Forderung der Parteilichkeit nachdenken.

1.4.2 Für andere dasein, das heißt, solidarisch werden mit den Leidenden.

Christus, der bis zum Tod gelitten hat, weist uns vor allem an die Leidenden. Durch sein Kreuz ist das Leiden und sind die Leidenden von der Liebe Gottes umgriffen und in seine Verheißung hineingenommen. So werden wir zur Annahme des Leidens und zur Solidarität mit den Leidenden befreit.

Es gab in der Christenheit eine Ideologisierung von Kreuz und Leiden, die uns Marxisten mit Recht vorhalten; eine Verklärung stillen Duldens, wo es Protest und Aufstand gegen knechtende Verhältnisse gegolten hätte. Aber es gibt auch eine Verharmlosung des Leidens und ein Abdrängen der Leidenden aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit. Es gibt Stimmen, die es nicht wahrhaben wollen, daß auch in der sozialistischen Gesellschaft unbehebbares Leiden, quälende Sinnfragen, Selbstentfremdung und der Schmerz des Todes bleiben. Wer das Leiden aus seinem Bewußtsein verdrängen muß, um sich Optimismus und Arbeitselan zu erhalten, der ist unfrei. Das Große an der Freiheitsbotschaft des Paulus ist, daß sie der Qual der ungelösten Fragen standhält und uns einweist in die Solidarität mit der fragenden, leidenden und ringenden Welt. Die Söhne Gottes teilen deren Hunger nach Gerechtigkeit und Frieden, ihr Stöhnen unter sinnlosem Leerlauf. Der Geist des Gekreuzigten selbst vereint sich mit dem Schrei aus der Tiefe und vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen (Röm 8,23–27). Menschen, die zum Dasein für andere befreit sind, müßten hochempfindlich auf das Leid anderer reagieren. „Nur wer für die Juden schreit, darf Gregorianik singen“, sagte D: Bonhoeffer während der Judenverfolgung, als ein ganzes Volk es fertig brachte, die Hölle der KZs in seiner Mitte nicht einmal wahrzunehmen. Lassen wir uns denn bewegen von dem Elend anderer, das uns die Massenmedien täglich zeigen und das wir vor der Tür haben? Heilige der Kirche – so wird erzählt – versenkten sich so in die Leiden Christi, daß sie von seinen Kreuzeswunden gezeichnet wurden. Werden heute nicht Heilige gebraucht, die so tief mit der Welt solidarisch sind, daß sie von ihren Fragen gezeichnet werden, an ihren Wunden mitleiden, ihre Schuld mittragen? Das sind die Wunden Christi, die heute offenstehen.

1.4.3 Für andere dasein, das heißt, für sie schöpferische Phantasie der Liebe entwickeln.

Im Zeichen des Kreuzes Leiden annehmen, heißt gerade nicht alles beim alten lassen. Die Auferweckung des Gekreuzigten sagt ja die radikale Erneuerung aller Menschen und Verhältnisse an. Sie bestreitet das lähmende Dogma von der unverbesserlichen Welt und ermutigt, mit einer verbesserlichen Welt zu rechnen, auch gegen alle Erfahrungen. Frei sind wir nur, wenn wir hoffen dürfen, wenn wir eine Verheißung haben, die stärker ist als Pessimismus und Zukunftsangst. Angst und Sicherheitsbedürfnis werden erfinderisch in Kriegstech-

nik, Abschreckungsstrategien und Selbstbehauptung in jeder Form. Gottes Verheißung setzt die Phantasie der Liebe frei, die erfinderisch wird für andere und für neue Wege des Zusammenlebens. In unserer Zeit, die uns vor soviel nie gekannte Probleme stellt, brauchen wir die Tugenden schöpferischen Denkens, mutigen Experimentierens, angstfreier Lernbereitschaft. Oft lähmen wir uns, indem wir uns auf das Bild festlegen, das wir uns vom andern machten. Die Hoffnung aber traut dem andern Neues zu, denn sie sieht ihn in den Händen des kommenden Christus, der überraschende Möglichkeiten mit uns hat¹¹.

Die von der Verheißung Christi inspirierte Liebe wird auch schöpferisch in der Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse. Das haben wir nicht zuletzt aus der Begegnung mit dem Sozialismus gelernt und dazu fordern die mannigfachen Knechtschaftsverhältnisse in unserer Welt dringlich heraus. „Befreiung durch Christus“ bleibt für viele ein leeres Wort, wenn sie nicht Hoffnung gibt auf Befreiung von Hunger, Kriegsterror, Diskriminierung und Ausbeutung. Diese Hoffnung können Menschen vermitteln, die sich in hingebender Liebe und zäher Geduld für andere einsetzen und nicht aufgeben im Kampf um menschlichere Verhältnisse. Dazu will uns Christus befreien und dazu bedürfen wir der Zusage, die im Auferstandenen gründet, daß trotz aller Erfahrungen des Scheiterns „eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“ (1. Kor. 15,58).

Das sind einige Hinsichten, in denen die Befreiung durch Christus für unsere Welt wirksam werden will. Die Kirche soll im Dienst des befreienden Christus stehen. Dazu aber bedarf sie selbst der Befreiung. So fragen wir (2.) nach der Befreiung der Kirche zum Dienst.

2. Die Befreiung der Kirche zum Dienst

Ich möchte hier nicht von dem freien Rechtsraum sprechen, den Christen und Kirchen in der Gesellschaft für ihren Dienst brauchen. Die Probleme, die es da gibt, sind bekannt. Elementarer ist die Frage, ob wir in der Freiheit stehen, zu der uns Christus befreit (Gal. 5,1). Die Bibel zeigt, daß Gottes Volk ständig drauf und dran war, selbst seine Freiheit wegzuerwerfen¹².

2.1 Wodurch fesseln wir Kirchen in der DDR uns selbst, so daß wir der Befreiung bedürfen?

Von den vielen Fragen, die hier zu stellen sind, möchte ich nur einige herausgreifen:

Warum wirken wir auf viele immer noch wie eine geschlossene Gesellschaft? Warum gelangt uns trotz des Bemühens um missionarische Existenz die grenzüberschreitende Liebe so schwer? Gewiß – für andere dasein, heißt nicht, wie die andern sein. Warum aber wird unser Anderssein nicht durchsichtiger als Dasein für andere in solidarischer Liebe?

Stecken wir nicht immer noch in einer kirchlichen Sprachgefangenschaft? Warum kommt auch bei neuen Übersetzungsversuchen oft nicht mehr heraus als verbale Umkostümierung und statt des befreiend klärenden Wortes nur ein Nachsprechen dessen, was die Welt sich selbst schon sagte?

Haben wir schon ins Freie gefunden aus ängstlichem Bewachen von Traditionsschätzen und aus ebenso ängstlicher Anschlußsuche an den Zeitgeist? Was jeweils in Kirche und Welt als der letzte Schrei gilt, ist gewiß nicht schon der Ruf in die Freiheit. Aber die Lösung „Kein anderes Evangelium“ ist nur dann biblisch, wenn sie das Evangelium für andere verständlich macht und sich frei von Angst auf geschichtliche Wandlungen einläßt. Müßten wir nicht im Hören auf Gottes Wort frei werden zu einem mündigen Umgang mit der Überlieferung und dem Denken unserer Zeit?

11. Nach Röm. 8,29 sollen wir gleichgestaltet werden dem Bilde des Sohnes Gottes. Diese Verheißung bricht die Gefangenschaft in den Bildern auf, die wir durch Worte und Taten von uns selber aufbauen, und die wir von anderen machen, um sie darauf festzulegen.

12. Nach der Befreiung aus Ägypten stand das Volk Israel in der Wüste gegen Mose auf: Lieber den Exitus in der ägyptischen Knechtschaft als den Exodus in diese Freiheit! (2. Mose 16,3). Die Gemeinden des Galaterbriefes fanden das knechtende Joch des Gesetzes begehrenswerter als die Christusfreiheit (Gal. 3,1f.; 4,8–11). Christen in Korinth mißbrauchten die Freiheit zur religiösen Selbsterbauung auf Kosten der Brüder (1. Kor. 8,9–11; 14,1–5).

Wie weit sind wir wirklich auf dem Weg zur „mündigen Gemeinde“? Erweist sich die Autorität des „Amtes“ als Autorschaft von Freiheit und Mündigkeit? Kommt die verschiedene Sachkompetenz von Theologen und Nichttheologen zu fruchtbarem Zusammenspiel?

Der Apparat, die Institutionen und Ordnungen der Kirche – sind sie förderlich für Zeugnis und Dienst und das Zusammenwachsen der Kirchen im Bund? Wo wirken sie behindernd, wo sind wir gefangen in unzweckmäßigen Strukturen, und warum fallen gerade hier notwendige Änderungen so schwer?

Fehlt es uns nicht an Unbefangenheit im Umgang mit Marxisten und im Eingehen auf unsere sozialistische Gesellschaft? Sind wir ihr gegenüber nicht in Vorurteilen befangen, die zum Teil sicher auch aus unbewältigten Enttäuschungserfahrungen herrühren, und begegnen wir nicht Vorurteilen uns gegenüber, die wir selbst verschuldet haben? Müßten in der Kirche die Fragen des gesellschaftlichen Engagements nicht viel unbefangener diskutiert werden können ohne die Verdächtigungen, die sich gerade dabei so schnell einstellen?

Sind wir nicht befangen in einer falschen Sorge um unsere Identität als Christen und Kirche besonders da, wo es um Mitarbeit an den Sachaufgaben der heutigen Welt geht? Im Zusammenspiel der gesellschaftlichen Kräfte können Christen als Minderheit weder Spielführer sein, noch die Spielregeln bestimmen; wir sind Mitspieler unter anderen. Christlicher Dienst wird verwechselbar und seine Intentionen kommen oft nur gebrochen zum Zuge. So entsteht die oft gestellte Frage nach dem spezifisch Christlichen unseres Dienstes. Sie ist notwendig, sofern sie die Gewissensorientierung am Dienst und Auftrag des Herrn einschärft und wachhält. Ist sie aber darauf aus, daß wir uns unserer Identität aus den Werken versichern, dann macht sie uns unfrei, treibt uns in die Abgrenzung und hindert notwendige Kooperationsbereitschaft. Diese Sorge um die eigene Identität ist eine neue Spielart der Selbstrechtfertigung aus den Werken.

Wo liegt die Wurzel dieser Symptome von Unfreiheit?

Kirchen und Christen sind immer dann unfrei, wenn sie meinen, ihre Freiheit in sich selbst zu haben und behaupten zu müssen, statt darauf zu trauen, daß uns die Freiheit vom Herrn zukommt, wenn wir seinem Ruf folgen. Meinen wir, bestimmte Sprachformen, Institutionen und Verhaltensmuster garantieren unsere Freiheit, so verfallen wir der Angst um unsere Freiheit und Identität. Dann wird die Kirche sich selbst zum Hauptthema, und diese Introvertiertheit ist allemal ihre „babylonische Gefangenschaft“. „Christus befreit“, das muß reformatorisch verstanden werden: Christus *allein* befreit und allein sein Ruf kann uns freimachen von uns selbst für andere. Sein Wort deckt die Gebundenheiten der Kirche auf und läßt uns an ihren Unverbesserlichkeiten leiden. Unter seiner Verheißung werden wir die Kirche aber gerade bei radikaler Kritik nicht loslassen mit der Hoffnung auf eine verbesserliche Kirche.

2.2 Durch das Wort Jesu Christi wird die Kirche zum Dienst befreit.

„Ihr seid zur Freiheit *berufen!*“ (Gal. 5,13). In dem *Zeugnis* von Christus kommt seine Freiheit zu uns. Eine befreite Kirche werden wir nur als Kirche des Wortes sein.

Daß wir das sind und das befreiende Wort unter uns laut wird, ist alles andere als selbstverständlich. Oft ist die Klage zu hören: Die Predigt der Kirche sagt uns wenig oder nichts, vor allem erreicht sie nicht die Probleme, Fragestellungen und Aufgaben unseres Alltags und der heutigen Welt. Diese Fragen der Alltagspraxis aber, Fragen der Sozialethik und Weltverantwortung sind zu Problemen ersten Ranges geworden. Christen werden nach ihrem *Tun* gefragt, und man hat gesagt, das Christentum sei jetzt in sein ethisches Zeitalter eingetreten.

Hier droht uns eine falsche und verhängnisvolle Alternative gefangenzunehmen. Eine Kirche für andere – so sagen die einen – habe sich ihre Themen von der Tagesordnung der Welt stellen zu lassen, sie habe also zuerst in die heutige Welt hinzuhören und sich von deren Fragen in Anspruch nehmen zu lassen. Die anderen sagen: Soll die Kirche andern wirklich etwas zu geben haben, so muß sie bei ihrem Thema bleiben, dem Wort Gottes¹³. So-

13. In der theologischen Diskussion entspricht dem der Gegensatz, der zwischen einer „Theologie des Wortes“ einerseits und einer „Theologie der Welt“, einer „politischen Theologie“ und einer „Theologie der Revolution“ andererseits aufgebrochen ist.

lange diese beiden Thesen *gegeneinander* stehen, solange eine Kluft bleibt zwischen Schriftauslegung und Gegenwart, Wort und Weltwirklichkeit, Hören und Tun, solange wird die Befreiung der Kirche zum Dienst blockiert. Das Wort bleibt der Wirklichkeit fern, der Alltag aber verheißungslos und unser Tun orientierungslos.

Wir müßten das Evangelium neu gewinnen und verstehen lernen als das *aufschlußreiche* Wort für den Alltag, nicht nur für unsern Privatalltag, sondern den Alltag der Welt.

Theologen und Nichttheologen müssen dabei zusammenwirken, damit die Alltagserfahrung des Christen im weltlichen Beruf und die Schriftauslegung des Theologen einander wirklich begegnen und sich gegenseitig aufschlüsseln können. Das konkret befreiende Wort werden wir wohl nur in solchem Gespräch entdecken.

Die Verkündigungsgeschichte des Wortes Gottes vom Alten Testament bis in die Neuzeit zeigt, wie dieses Wort in immer neue Situationen einwanderte, sich in neuen Problemstellungen bewährte und sie als Chancen des Glaubens und Dienens erschloß. Diese geschichtliche Dynamik des Evangeliums will uns aufschließen für unsere Situation. Sie macht lernbereit und führt in die Aufgabe der Situationserkundung. So ist es sachgemäß, daß es in unsern Kirchen seit Jahren einen großen Bedarf an Information über unsere Gesellschaft und die Weltprobleme gibt und wir dabei von den Humanwissenschaften (Soziologie, Psychologie, Sozialpsychologie) zu lernen versuchen. Der Ruf Jesu Christi ergeht wohl an den einzelnen, aber an ihn *in* seinen sozialen Verflechtungen und Verpflichtungen, durch die er tätig und leidend in das Zeitgeschick hineingebunden ist. Eine individualistische Theologie hat das oft übersehen. Wenn daher gefragt wird nach den heutigen Gesellschaftsstrukturen, dem Urbanisierungsprozeß, den Problemen der Entwicklungsländer und des Rassismus, so ist die Kirche bei ihrem Thema. Denn die solidarische Liebe muß so fragen und Situationserkundung gehört zum Dienst am Wort. Nur wenn wir uns auf unsere gesellschaftliche Situation wirklich einlassen, werden wir die befreiende Kraft des Wortes erfahren, denn *da* will es uns von lähmender Schuld und depremierenden Erfahrungen freisprechen, unser Leben mit Verheißung erfüllen und uns zum Tun der Liebe anleiten.

Seit einiger Zeit wird öfter die Forderung nach einer „DDR-spezifischen Theologie“ laut. Wir sollten darin die Anfrage hören, ob wir uns als Kirche der spezifischen Situation unserer Gesellschaft wirklich stellen. DDR-Spezifisch kann aber kein eigenes Thema und selbständiges Anliegen *neben* dem Evangelium und seiner Bezeugung sein. Auch nicht dergestalt, daß man eine sozialistische Analyse und Deutung der Situation übernimmt und das Evangelium unkritisch auf solche vorgefaßten Gesellschaftsdiagnosen aufstockt oder in vorentschiedene Handlungskonzepte einpaßt. Eine voraussetzungslose Erkenntnis der Situation gibt es überhaupt nicht. Welche Fragen man stellt oder abblendet, was man für vorrangig hält, das hängt weitgehend von Vorentscheidungen und Interessen ab, die man schon mitbringt. Und es gibt bei Christen und Nichtchristen ein Gefangensein in Vorurteilen und Blickverengungen, die blind machen für das, was wirklich dran ist. So werden Christen versuchen, im Hören auf das Wort Christi den freien Blick für die Situation zu gewinnen und von daher auszumachen, so und wie es zu handeln und zu reden gilt. Solche Sicht der Situation ist im Gespräch mit anderen Situationsdeutungen zu überprüfen und zu bewahren.

Das Wort Jesu Christi will aber die Situation nicht nur deuten, sondern verändern. Es paßt sich nicht ein in Kirche und Welt, damit sie getrost bleiben können, was sie sind. Es will sie wandeln, damit sie werden, was ihnen verheißt ist. Denn dieses Wort bezeugt die *schöpferische* Liebe Gottes (vgl. 1.4.3). Den Ruf in die Freiheit hören, d.h. für die Kirche, sich den Wandlungen aussetzen, in die uns dieser Ruf hineinziehen will. Es heißt vor allem, sich in die Sendungsbewegung des Evangeliums hineinnehmen lassen.

Der Ruf Christi ist sein Sendungswort, und wir können in der Freiheit nur „bestehen“ (Gal. 5,1), wenn wir uns zur Sendung bewegen lassen.

Über die „missionarische Gemeinde“ ist im letzten Jahrzehnt soviel Gutes gearbeitet und gesagt worden, daß ich mich auf eine Bemerkung beschränken will: Wir haben erkannt, daß Kirche nicht nur Mission treibt, sondern Mission ist. Der Sendungsauftrag ist also nicht nur eine Frage nach den Strukturen und Aktionen der Kirche, sondern nach ihrem Sein. Ein Afrikaner soll zu einem Missionar gesagt haben: „Was du bist, redet so laut, daß ich nicht hören kann, was du sagst.“ Sprechen unser Gemeindeleben, unser Gebaren als Kirche, unsere christliche Existenz von der Befreiung durch Christus, oder widersprechen sie ihr?

In unserer säkularen Gesellschaft kann sich die Kirche nicht mehr auf einen Vorschuß an Vertrauen und eine Vorgabe an institutioneller Autorität stützen. Nur was wir selber leben, wird Gehör finden. Das aber zeigt, in welcher Tiefe die Befreiung der Kirche zum Dienst ansetzen muß, damit wir tauglich werden für den Dienst der Befreiung.

3. Die Kirche im Dienst der Befreiung

Hier möchte ich einige Hauptgedanken des 1. Teils weiterführen und konkretisieren.

3.1 Mündige Mitarbeit in der sozialistischen Gesellschaft.

Ich sprach von der Sendung der Kirche und der Christen durch Christus. Diese Sendung ist nicht auf das Wortzeugnis zu verengen. Der *ganze* Dienst des Christen in allen Lebensbereichen will aus der Sendung Jesu Christi begriffen und gelebt sein. Hier liegt eine entscheidende Weichenstellung besonders für die gesellschaftliche Mitarbeit des Christen.

Die Erwartung unseres Staates an die Christen lautet freilich anders. So kann man hören, unbeschadet seiner religiösen Überzeugung solle sich der Christ in seinem gesellschaftlichen Engagement ganz von der sozialistischen Gesellschaftslehre und Geschichtsschau leiten lassen. Zwar kann der Christ aus seinem Glauben Gesinnungsimpulse mitbringen, inhaltlich normativ für sein gesellschaftliches Handeln aber soll allein der Sozialismus sein. Zumal er ja die ursprünglichen christlichen Ideale verwirklichen und also von sich aus vollziehen, was ein Christ gesellschaftlich berechtigterweise wollen kann. Die religiöse Betätigung hat im privaten Freizeitbereich Raum und Recht. In der Gesellschaft aber und für ihre Aufgaben wird das Evangelium abgelöst, gleichsam in den Ruhestand versetzt, emeritiert. Dem können wir ganz schlicht darum nicht zustimmen, weil der Herr Christus nicht im Gehen, sondern im Kommen ist und sein Wort gerade in der Gesellschaft befreiende und orientierende Kraft erweisen will. Theologisch haben wir wohl die „beiden Reiche“ zu unterscheiden, wir können uns aber nicht auf eine neue *Trennung* der „beiden Reiche“ zurückziehen¹⁴. Sie würde jener gesellschaftlichen Emeritierung des Evangeliums zwar

14. Luther lehrte die Unterscheidung des „geistlichen“ und des „weltlichen Regiments“. Das Verständnis dieser Lehre ist in der Theologie sehr umstritten. Unbestritten ist, daß Luther die Bereiche weltlicher Verantwortung von der Herrschaft und Bevormundung durch die Kirche befreien wollte, jedoch nicht, um sie einer Eigengesetzlichkeit zu überlassen, sondern um die Glaubenden in diesen Bereichen der Herrschaft des dreieinigen Gottes zu unterstellen. Christus befreit den Menschen durch den Glauben zu einem rechten, d.h. sachlichen und an dem Liebesgebot Christi orientierten Vernunftgebrauch, damit der Mensch in Familie, Beruf und Gesellschaft Nachfolgegehorsam bewähre.

Die Barmherzige theologische Erklärung war in ihrer Situation genötigt, einer Trennung der beiden Reiche zu wehren und die „falsche Lehre“ zu werfen, „als gäbe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürfen“ (2. These). Gegen eine Trennung der beiden Reiche wurde gesagt: „Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben“ (These 2). Der Staat hat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, „nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichem Vermögen unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen“. Die Kirche aber hat den Auftrag, in ihrer Verkündigung zu erinnern „an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten“ (These 5).

Luthers Unterscheidung der beiden Reiche wird heute vielfach in der Unterscheidung von Heil und Wohl und im Eintreten des Glaubens für eine vernünftige Sachlichkeit aufgenommen. Damit daraus nicht eine Trennung werde, muß aber notwendig nach der Beziehung zwischen Heil und Wohl und nach der Zielorientierung des Sachverständes, der aus sich selber zielblind ist, gefragt werden.

In der CDU-Presse und in anderen DDR-Veröffentlichungen gab es in den letzten Jahren wiederholt Ausführungen, die faktisch auf eine Trennung der beiden Reiche hinaus-

am glattesten entsprechen, indem sie die Kompetenz des Evangeliums auf das Gottesverhältnis des Einzelnen beschränkt und die politische Vernunft und Praxis auf sich selber stellt. So aber würden wir das Evangelium der Freiheit zum Freizeitevangelium verfälschen und es in dem Mißverständnis gefangenhalten, es diene der religiösen Selbstentfremdung statt der Befreiung des Menschen in der Gesellschaft. Als käme die politische Vernunft zu ihrer Mündigkeit in der Befreiung von Christus statt in der Befreiung durch ihn.

Was aber heißt das: Leben und Mitarbeit in der sozialistischen Gesellschaft aus der Sendung Jesu Christi verstehen?

Es heißt vor allem: Wir dürfen glauben, daß auch die sozialistische Gesellschaft unter der Herrschaft des befreienden Christus ist. Gegen das sozialistische Selbstverständnis dürfen wir damit rechnen, daß unsere Gesellschaft unter der Verheißung des Auferstandenen Verheißung hat und von dem Gekreuzigten in Dienst genommen wird. Weder von Sozialisten noch von Antikommunisten können wir es uns nehmen lassen, unsere Gesellschaft im Licht der Christusverheißung zu verstehen. So werden wir frei von der Fixierung auf ein Selbstverständnis des Sozialismus, das nur noch ein pauschales Ja oder ein ebenso pauschales Nein zuläßt. Christus befreit aus der lähmenden Alternative zwischen prinzipieller Antistellung und unkritischen Sich-vereinnehmen-Lassen zu konkret unterscheidender Mitarbeit. Das ist gerade nicht eine Ideologie des Sich-Heraushaltens oder eines dritten Weges. Es ist der Weg einer aus Glauben mündigen Mitarbeit, die von einer besseren Verheißung getragen ist, als der Sozialismus sie geben kann, die einen verbindlicheren Auftrag kennt, als Menschen ihn erteilen können, und die darum konkret engagiert ist.

Der Sozialismus ist angetreten mit dem Protest und Kampf gegen das Elend des Menschen unter knechtenden Verhältnissen und mit dem Anspruch, alle Selbstentfremdung und Knechtschaft abzuschaffen und das Reich der Freiheit zu bringen. Kreuz und Auferweckung Christi machen uns kritisch gegen diesen übersteigerten Anspruch (vgl. 1.1). Aber gerade der befreiende Christus, seine Solidarität mit den Leidenden, seine Verheißung der Freiheit nötigt uns, den sozialistischen Protest gegen das Elend des Menschen aufzunehmen und mitzuarbeiten an der Aufgabe, unmenschliche Verhältnisse zu wandeln, bessere Gerechtigkeit und Freiheit zu verwirklichen (vgl. 1.4.2 und 1.4.3). So werden sich Christen überall engagieren, wo es gilt, die sozialistische Gesellschaft als gerechtere Form des Zusammenlebens aufzubauen und in ihren Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen dem Menschen zu dienen.

Die Aufgabe, gegen Unfreiheit und Ungerechtigkeit zu kämpfen, bleibt auch in unserer Gesellschaft, denn die Geschichte steht unter dem Kreuz. Aber diese Aufgabe ist sinnvoll, denn die Geschichte steht unter der Verheißung des befreienden Christus. Diese Verheißung trägt gerade auch da, wo die sozialistische Gesellschaft enttäuscht und das sozialistische Ziel entstellt oder unkenntlich wird. Eben weil wir dem Sozialismus das Reich der Freiheit nicht abfordern müssen, treiben uns solche Erfahrungen nicht in die billige Totalkritik, die Ideal und Wirklichkeit des Sozialismus vergleicht und sich zynisch distanziert. Unter der Verheißung Christi werden wir unsere Gesellschaft nicht loslassen mit der engagierten Hoffnung eines verbesserlichen Sozialismus.

laufen. Mit der Teilwahrheit, daß sich der Christ in Gesellschaft und Politik menschlicher Einsicht und sachverständiger Vernunft zu bedienen hat, wird die These begründet, daß sich der Christ in seinem gesellschaftlichen Engagement, im Einsatz für den Frieden, in der Parteinahme für den Sozialismus und in der Sicht der weltgeschichtlichen Entwicklung vom dialektischen historischen Materialismus leiten zu lassen habe. Theologische Korrektur und Kritik der herrschenden sozialistischen Konzeption wird abgewehrt und die inhaltliche Relevanz des Evangeliums für die gesellschaftlichen und politischen Entscheidungen verdunkelt (vgl. u.a. NZ. 5. 12. 1970, S. 5 und vom 19. 12. 1970, S. 5). Der Christ wird jedoch auch in gesellschaftlich-politischen Fragen jeweils konkret und kritisch zu prüfen haben, wie sich sozialistische Einsichten, Zielsetzungen und Entscheidungen zu dem Dienst für den Menschen verhalten, in den uns Christus durch das Evangelium ruft.

Sind das zu große Worte für die Christen, die sich im Alltag der Gesellschaft täglich zu bewähren haben? Wie bringen wir die Kraft, die Investition an Nerven und Zeit auf, die für eine mündige Mitverantwortung nötig sind? Wir spüren die Herausforderung, z.B. in Diskussionen profilierte Meinungen zu vertreten, konstruktiv und kritisch in Aktionen und Organisationen mitzuarbeiten und sie so mitzugestalten, intensiver für Benachteiligte einzutreten. Wie aber ist das durchzuhalten? Zeigen nicht auch einige Erfahrungen, daß eine eigenprofilerte Mitarbeit und Initiative von Christen offenbar unerwünscht ist?

Wenn uns aber der befreiende *Christus* in die mündige Mitarbeit ruft, könnten wir dann nicht diesen Ruf – statt als harte Forderung – als „frohe Befreiung zu dankbarem Dienst“ hören (Barmen II)? Christus befreit auch von erdrückenden Totalforderungen zu der Weisheit, die unterscheidet, was jeweils zur Zeit und Stunde geboten ist (Pred. 3,1–8), wo ich also zu reden habe und wo ich schweigen darf, wo ich gefordert bin und wo andere dran sind, wo ich mich einsetzen muß und wo ich mich zurückhalten kann. Er befreit auch von der Diktatur ethischer Prinzipien zum verantwortlichen Kompromiß. Könnten wir im Rechnen auf Christus aber nicht auch frei werden von skeptischen Vorurteilen und neue Chancen mündiger Mitarbeit entdecken: im Gespräch mit Menschen, die wir für hoffnungslos festgelegt hielten; im Eintreten für vernünftige Sachentscheidungen; auch in gesellschaftlichen Organisationen, in denen sich Möglichkeiten eines konkreten, sinnvollen Dienstes auf tun können?

Christus befreit zur grenzüberschreitenden und mit den Leidenden solidarischen Liebe. Darum wird sich mündige Mitverantwortung darin zeigen, daß wir uns zum Mund der Schwachen und Benachteiligten machen. Das gilt für die Nächsten in unserer Gesellschaft, die unter Leistungsforderungen und ideologischen Kriterien als Menschen ohne gesellschaftlichen Nutzwert erscheinen und so im Schatten stehen, benachteiligt oder übersehen werden. Das gilt für die fernsten Nächsten, besonders für die sog. Dritte Welt. Es braucht hierzu nicht wiederholt zu werden, was schon oft ausgesprochen wurde. Die Forderung, daß mehr getan werden muß an praktischer Hilfe und öffentlicher Meinungsbildung in Kirche und Gesellschaft bleibt dringlich bestehen. Parteilichkeit im Namen des befreienden Christus ist Parteinahme für die Notleidenden und Unterdrückten. So schließt sie dann auch Parteinahme für die politischen Konzepte ein, die ihnen am besten helfen. Das bedeutet für viele Entwicklungsländer die Entscheidung für sozialistische Gesellschaftsmodelle und jedenfalls gegen neokolonialistische Abhängigkeit und Ausbeutung. Diese Parteinahme für politische Programme darf sich aber nicht selbstzwecklich in den Vordergrund schieben, sondern muß auf die Menschen bezogen sein, denen sie dienen soll.

Um der mündigen Mitarbeit willen wäre es wichtig, wenn unsere Gesellschaft den Spielraum an offener Diskussion erweitert. Verantwortliche Mitarbeit wird angestrebt. Würde die Bereitschaft dafür aber nicht wachsen, wenn auch „heiße Eisen“ offener diskutiert werden könnten, wenn Andersdenkende nicht sogleich als Falschdenkende behandelt würden, die erzogen und geschult werden müssen, sondern wenn man sie als mündige Partner achtete? Würde die Partei in ihrer führenden Rolle nicht an Autorität gewinnen, wenn diese Autorität mehr als Autorschaft von Freiheit und als Hilfe zu mündiger Selbstverantwortung erkennbar würde? Wir bejahen das Anliegen, alle Glieder und Gruppen der Gesellschaft zur Wahrnehmung der gemeinsamen Verantwortung zu vereinen. Ein Pluralismus als Ideologie der Unverbindlichkeit entspricht nicht christlicher Mündigkeit. Gemeinsamkeit aber kann nur wachsen, wo Vertrauen gewährt, der andere partnerschaftlich respektiert wird und sich alle Standpunkte in offener Diskussion durch Argumente bewähren müssen. Ist es nicht lebenswichtig für die Zukunft des Sozialismus, daß er solche Mündigkeit anstrebt und fördert?

Mündige Mitarbeit setzt Urteilsfähigkeit durch Information voraus. Das ist zuerst eine Frage an uns selbst: Ist unser Informationsinteresse so wach, wie es einer mit der Welt solidarischen Liebe entspricht? Das ist aber auch eine Frage an unsere Gesellschaft. Müßte nicht umfassender, differenzierter und sachlicher informiert werden? In der immer komplizierter werdenden Welt bedeutet Besitz von herrschafts- und planungswichtiger Information Macht und Entscheidungsfähigkeit. Soll es zu mündiger Mitverantwortung kommen, so muß Information die eigene Urteilsbildung der Menschen ermöglichen. Nur so kann doch die Losung „Arbeite mit, plane mit, regiere mit!“ verwirklicht werden.

Um der mündigen Mitarbeit willen wäre es in der Kirche wichtig, daß sie dem Einzelnen mehr Hilfe dafür gibt. Sie sollte ihm für seinen Dienst in der Gesellschaft das klärende, beratende und ermutigende Gespräch bieten und eine Gemeinschaft, die ihn trägt.

Vor allem aber müßte die Kirche das Beispiel einer Institution und Gemeinschaft geben, in der mündige Mitverantwortung und offenes freies Gespräch zwischen verschiedenen Meinungen eingeübt und gelebt wird. Bei der Vielheit von Theologien, Frömmigkeitsstilen und Gemeindekonzeptionen tun wir uns schwer damit, freiheitliche Partnerschaft und Respektierung des anderen Gewissens mit der gemeinsamen Verantwortung vor dem Herrn zu verbinden. Der Weg in eine liberalistische Beliebigkeit des Meinens, Redens und Tuns steht der Kirche ebensowenig offen wie dem Sozialismus. Andererseits werden unsere Satzungen und Satz Wahrheiten aber relativiert von dem Herrn, der die Wahrheit ist und in alle Wahrheit leitet. In der Vielheit von Meinungen und Aktivitäten könnten wir unterwegs sein zur Offenbarung der einen Wahrheit. So könnte es in der Kirche eine kritische Öffentlichkeit, eine Stätte des freien Wortes, eine Offenheit für radikale Fragen und angstfreie Lernbereitschaft geben. Das wäre ein eminent wichtiger Beitrag zur mündigen Mitverantwortung in der Gesellschaft.

3.2 Befreite Menschen in Arbeit und Freizeit.

Arbeit, Produktion, technisch-wissenschaftliche Leistung haben in unserer Gesellschaft einen besonders hohen Stellenwert. Dahinter stehen einsichtige und unabweisbare Notwendigkeiten und Ziele, denen sich Christen im Beruf nicht entziehen.

Es gehört zu den Kernzielen des Sozialismus, die Selbstentfremdung und Ausbeutung des Menschen in der Arbeit aufzuheben, die Arbeit zum sinnvollen, freien und vor allem mitmenschlichen Werk des Menschen zu machen. Dieses Ziel und alles, was daraufhin in unserer Gesellschaft getan wird, ist nur zu bejahen. Christen werden dazu mithelfen, daß Mitmenschlichkeit am Arbeitsplatz herrsche, der Arbeitende nicht nur als Mittel zum Zweck der Planerfüllung gesehen werde und er nicht nur Objekt, sondern mitverantwortliches Subjekt der Planung sei, daß bei Ausbildung und Berufswahl klare Fähigkeiten und Neigungen angemessen berücksichtigt werden. Auch marxistische Autoren weisen darauf hin, welche Schwierigkeiten diesem Ziel einer Vermenschlichung der Arbeit in der heutigen hochspezialisierten und automatisierten Arbeitswelt entgegenstehen¹⁵. Gerade weil Christen von der Arbeit nicht das Heil und die Sinnerfüllung ihres Lebens erwarten müssen, können sie sich diesen Schwierigkeiten nüchtern stellen und ja dazu sagen, daß auch in der sozialistischen Gesellschaft Selbstentäußerung zur Arbeit gehört und Selbstverwirklichung in vielen Berufen nur stückweise oder gar nicht möglich ist. Empfangen wir Freiheit und Lebenssinn aus der Liebe Jesu Christi, so macht sie frei zur Hingabe und Selbstentäußerung auch in der Arbeit. Das kann besonders für Christen wichtig werden, die nicht zu den Berufen zugelassen werden, die ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechen. So bitter das für sie ist, in der Nachfolge Christi, der aus Freiheit zum geringsten Diener aller wurde, kann gerade solch ein Weg Sinn empfangen.

Von der Befreiung durch Christus her müssen wir freilich der Behauptung widersprechen, daß der Mensch durch die Arbeit zum Menschen werde, die Arbeit Sinnerfüllung seines Lebens sei und darum zu seinem ersten Lebensbedürfnis werden müsse. Um der wirklichen Freiheit des Menschen willen müssen wir dem widersprechen. Denn in diesem Denken wird der Mensch zum Gefangenen seiner eigenen Leistungsmentalität, in der er sich selbst überfordert und vor dem Nichts steht, wenn er nichts mehr leisten kann oder keine Anerkennung findet. Da sind die Leistungsschwachen, Kranken und Alten der Sinnlosigkeit ausgeliefert, auch wenn sie sozial vorbildlich versorgt werden. Das Leistungsprinzip hat seine begrenzte gesellschaftliche Funktion, wo es aber regiert, da ist der Mensch in Gefahr, an seinem Netzwerk gemessen, prinzipiell ersetzbar und letztlich verdinglicht zu werden. Darüber will die Befreiung durch Christus hinausführen. Seine Verheißung des Reichs der Freiheit orientiert uns an der Vision einer Gesellschaft, wo der Mensch nicht nach seinen Lei-

15. Vgl. u.a. „Der Mensch und seine Arbeit“, Soziologische Forschungen, Dietzverlag, Berlin 1971. Das Autorenkollektiv dieses Buches wertet soziologische Untersuchungen unter Leningrader jungen Arbeitern aus.

stungen und Fähigkeiten eingestuft, sondern aus Liebe bejaht wird und aus ihr seine Würde empfängt¹⁶.

So wirft die Befreiung durch Christus auch neues Licht auf unsere Freizeit. Fachleute meinen, daß der Freizeit immer größere Bedeutung für Mensch und Gesellschaft zukommen wird. Auf der Weltkirchenkonferenz in Uppsala wurde gesagt, „daß der Gebrauch, den die Gesamtheit von ihrer Freizeit macht, sehr wohl eine Kultur erhalten oder zerbrechen kann“¹⁷. In diesem Zusammenhang beginnen wir das biblische Angebot des Sabbat, des Ruhetages neu zu begreifen. Wir werden aufmerksam darauf, daß der Protestantismus zwar ein Arbeits- und Berufsethos entwickelt hat und jüngst eine Ethik der Weltveränderung in Angriff nahm, daß er aber wenig zur Freizeit, zu Feier und Festlichkeiten zu sagen wußte. Eben weil wir auf die Tugenden Fleiß und Nüchternheit, auf die Werte Nützlichkeit und Berufserfolg, auf Konsum aber nicht auf schöpferische Phantasie eingetrimmt sind, wird Freizeit oft zur leeren, totgeschlagenen Zeit, oder sie dient nur dazu, für neue Arbeit „fit“ zu werden. Könnte uns das Evangelium der Freiheit nicht zu einem neuen Verständnis und Gebrauch der Freizeit helfen? Sein lösendes Wort kann gelöste Menschen machen, die ihre Probleme nicht verdrängen müssen, sondern sich mit ihnen angenommen und getragen wissen und darum vergnügt feiern können. So könnten uns im Freizeitraum neue Kräfte des Vertrauens und der Mitmenschlichkeit, der Freude und Hoffnung zuwachsen.

Hier stellen sich auch Fragen an unser Kirchenverständnis, speziell an unsere Konzepte von missionarischer Gemeinde. Sind wir nicht in Gefahr, beim Abbau der Betreuungsstrukturen kurzschlüssig Aktivierungsstrukturen an die Stelle zu setzen, einen kleinbürgerlich beschaulich-erbaulichen Versammlungsstil durch einen sozialethisch engagierten Lebensstil zu ersetzen und mit Glauben in eins zu setzen? An die Stelle der Volkskirche träte eine Art Sendungselite, die Kirche würde unter Zweck- und Nutzkategorien verrechnet, die Leistungsmentalität begönne in ihr zu herrschen. Solch ein Konzept kann blind machen für heute fällige Funktionen der Kirche und für berechnete Erwartungen von Menschen, die an der Gemeinde teilnehmen möchten, ohne sogleich vereinnahmt zu werden. Die Gemeinde des befreienden Christus sollte nicht nur Rüststätte, sondern auch Raststätte sein. Der unter Leistungsdruck und Qualifizierungsanforderungen stehende Mensch sollte in ihr sein Angenommensein erfahren, ohne wiederum nach frommer Leistung, kirchlicher Brauchbarkeit und Schulungsfähigkeit eingestuft zu werden. Das „Kirchspiel“ könnte Spielraum der Freiheit sein, wo man Christus als dem „Freudenmeister“ (EKG 293) begegnet. Wohl gemerkt nicht in einem windstillen Abseits der Geschichte und Gesellschaft, sondern in Hautnähe zu ihren Konflikten und bedrängenden Aufgaben. Auf dem Wege zum Kreuz hat Jesus mit den Seinen Mahlfeiern gehalten, die eine Vorfeier des Reiches der Freiheit waren. Er will den Mühseligen und Beladenen ein so befreiendes Fest geben, daß er dann sagen kann: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“ (Mt. 11,20). So würden Freizeitraum und Gemeinde nicht Fluchtstätte aus dem Druck des Alltags, sondern Starthilfe zu neuer Sendung. In diesem Sinn hat die Kirche guten Grund, den Freizeitraum, den ihr die Gesellschaft anweist, als Dienstchance anzunehmen, um sich dort als Lebenshilfe für andere zu bewähren.

3.3 Damit sind nur einige Konkretionen unseres Themas angesprochen. Weitere dringliche Fragenbereiche wären z.B. die Erziehung zur Freiheit und die Freiheit in der Erziehung oder das Problem des Schwangerschaftsabbruchs, mit dem sich ein Ausschuß befassen soll. Welches Licht unser Thema auf diese letzte Frage wirft, ist im Arbeitstitel dieses Ausschusses angedeutet: Christus befreit, indem er uns Menschen annimmt. Daraus erwächst die Freiheit und Aufgabe, werdendes und geborenes Leben anzunehmen.

16. Vgl. Matth. 20,1–16, das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg.

17. Das Zitat lautet vollständig: „Für einen einzelnen mag es ziemlich unwahrscheinlich klingen, daß die Zukunft der Zivilisation davon abhängt, wie er seine Freizeit gebraucht oder mißbraucht. Aber es leuchtet ein, daß der Gebrauch, den die Gesamtheit von ihrer Freizeit macht, sehr wohl eine Kultur erhalten oder zerbrechen ... kann.“ Zitiert nach W. Dignath: Der biblische Ruhetag – Urmodell humaner Daseinsstruktur, in: Stimme 23/1971, S. 357.

Ich darf schließen mit einem Hinweis auf das Herrenmahl, das eben schon anklang. Es ist die Feier der Befreiung, und es wäre gut, wenn das auch in unsern Formen, es zu feiern, deutlicher würde. Im Herrenmahl bündeln sich die Freiheiten, die Christus austeilt. In dieser Tischgemeinschaft nimmt er die versagenden Jünger an. In dieser Tischrunde ist jeder mündig. Zu ihr lädt die grenzüberschreitende Liebe und vereinigt die Getrennten. Sie ist das Mahl des leidenden Herrn, der mit den Bedrängten solidarisch wird und das Mahl des Auferstandenen, der zu neuem Tun sendet. Sie ist das Mahl des kommenden Herrn und die Vorfeier des Reiches der Freiheit mitten in der Geschichte.

Einen Beleg für die oben erwähnte unterschiedliche Aktzentuierung im kirchlichen Raum bildet ein Artikel in der „Mecklenburgischen Kirchenzeitung“:

DRESDEN 1972

(„Mecklenburgische Kirchenzeitung“ Nr. 31 vom 30. Juli 1972)

Nach der Dresdener Tagung der Bundessynode, die Anfang Juli war, fragen wir uns, ob sie uns gegenüber der vorjährigen Eisenacher Tagung einige Schritte weitergebracht hat. In Eisenach war das gesellschaftliche Engagement der Christen in unserer sozialistischen Wirklichkeit stark betont worden. Der diesjährige Bericht der Konferenz der Kirchenleitungen stellt dazu fest, es sei der Eindruck entstanden, „dieses Zeugnis des Bundes sei nicht als schöpferischer Beitrag akzeptiert, sondern eher opportunistisch mißverstanden worden“. So muß man gerade in dieser Hinsicht von Dresden eine klarere Profilierung erwarten. Wenn es nicht Opportunismus ist, der uns Christen veranlaßt, uns heute und hier gesellschaftlich zu engagieren, sondern wenn wir Gründe unseres Glaubens dafür haben, dann müssen wir sie deutlich aussprechen.

Das ist in Dresden offenbar nicht geschehen. Auf der Tagesordnung stand zwar ein Vortrag „Christus befreit – darum Kirche für andere“, den Rektor Dr. Heino Falcke, Gnadau, hielt. Aber die Bundessynode hat nur beschlossen und verlauten lassen, daß die Konferenz der Kirchenleitungen gebeten würde, das Material zur Thematik von Eisenach und Dresden auszuwerten und verfügbar zu machen. Weitere Anregungen sind zu dem Hauptthema nicht gegeben worden.

Vielleicht ist die übliche Synodalpraxis nicht geeignet, ein so umfassendes Thema zu bewältigen. Dann hat es an der nötigen Vorarbeit gefehlt. Von dem Hauptreferat, das in Eisenach gehalten wurde, sind immerhin Denkanstöße ausgegangen, die zwar langsam, aber dann doch erkennbar gewirkt haben.

Das Hauptreferat in Dresden brachte die Bundessynode dadurch in Verlegenheit, daß es einseitig eine bestimmte theologische Konzeption vertrat und daraus politische Konsequenzen zog. Die Bundessynode konnte sich weder die vorgetragene theologische Grundposition zu eigen machen und damit eine Art „Bundestheologie“ schaffen, noch konnte sie den politischen Konsequenzen zustimmen.

Bei allem Ernst, mit dem wir uns als Christen für das Wohl unserer Gesellschaft einsetzen, ist zu bedenken, daß sich, wie Luther gesagt hat, mit der Bergpredigt die Welt nicht regieren läßt und daß man also vom Evangelium her auch nicht den Sozialismus verändern kann. Wenn der Sozialismus verbesserlich ist – und kein Marxist wird das bestreiten –, werden die Marxisten das besorgen, und wir Christen werden in der Praxis des gesellschaftlichen Lebens gern und tatkräftig dabei mithelfen. Wer an Revisionismus denkt oder von einem „Prager Frühling“ träumt, muß das für sich verantworten, er kann sich dabei nur nicht auf das Evangelium berufen.

Kein Marxist würde übrigens auf den Gedanken kommen – und schon gar nicht unser Staat – einer „verbesserlichen Kirche“ entsprechende Ratschläge zu erteilen. Die Kirche zu reformieren, muß uns Christen überlassen bleiben und kein Christ wird leugnen, daß da viel zu tun ist.

Die notwendige Unterscheidung der Bereiche – Welt und Kirche – entbindet uns nicht von unserer Verantwortung für die Gestaltung der Welt, zu der unser Glaube uns verpflichtet. Sie bedeutet nicht Trennung. Denn wir sehen die Welt unter der Herrschaft Gottes

und überlassen sie nicht sich selbst. Aber Kirche muß Kirche bleiben. Nur so kann sie ihren Auftrag erfüllen, der Welt das Heil Gottes zu bezeugen.

Die Konferenz der Kirchenleitungen hat diesen Komplex sehr deutlich angesprochen. In ihrem Bericht heißt es:

„Der Bund ist der sozialistischen Wirklichkeit der DDR in großer Offenheit gegenübergetreten ... Bei all ihrer Offenheit will Kirche aber auch im Sozialismus Kirche bleiben, eine Gemeinschaft von Christen in einer sozialistischen Umwelt, Christen die ihres Glaubens leben und ihrem Herrn nachfolgen und so ihren Weg finden zum Besten ihres Volkes.“

Die Bundessynode hat mit folgenden Sätzen dazu Stellung genommen:

Die Kirchen des Bundes nehmen die Situation bewußt an, daß ihre Gemeindeglieder und Gemeinden in die sozialistische Gesellschaft hineingestellt sind als den Ort, den Gott ihnen für ihr Zeugnis und ihren Dienst zugewiesen hat. Dabei bemühen sie sich, ihren Gemeindegliedern und Gemeinden Mut zu machen, daß sie in dieser Gesellschaft die Aufgaben erfüllen, die zum Gedeihen der Gesellschaft führen können.

Die Kirchen des Bundes lassen zugleich deutlich erkennen, daß sie ebenso ungeteilt, wie sie die sozialistische Gesellschaft als den Ort ihres Zeugnisses und Dienstes annehmen, an diesem Ort auch ungeteilt ihres Glaubens leben wollen. Sie wissen, daß sie „ihr ganzes Leben ihrem Herrn schuldig sind. Sie wollen auch im Sozialismus Kirche ihres Herrn bleiben.“

Nach Dresden steht fest, daß noch ein weiter Weg der theologischen Klärung vor uns liegt. Dabei werden wir nicht darum herumkommen, uns mit dem auseinanderzusetzen, was in einer Theologie lutherischer Prägung über die Weltverantwortung der Christen – auch in ökumenischer Weite – gedacht wird. Wir werden nicht übersehen können, daß die Welt sich verändert und wir müssen wissen, in welcher Welt wir leben. Das ist die Aufgabe, die Dresden 1972 uns neu stellt.

Schn.

Auf Spannungen in der theologischen Grundlegung der gesellschaftlichen Relevanz des Evangeliums weist auch der Synodalbericht der Kirchenleitung von Magdeburg hin. Zugleich befaßt sich der Bericht auch mit den Schwierigkeiten aus der politischen Situation der DDR für die Wahrnehmung mündiger Mitverantwortung in der sozialistischen Umwelt:

AUSZUG AUS DEM BERICHT DER KIRCHENLEITUNG VOR DER SYNODE DER KIRCHENPROVINZ SACHSEN IM NOVEMBER 1972

Auch wenn die Gliedkirchen des Bundes festgestellt haben werden, daß sie in voller Kirchengemeinschaft miteinander stehen, wird es in dieser Gemeinschaft nicht an Spannungen fehlen. In der gemeinsamen Stellungnahme der Gliedkirchen des Bundes zum Entwurf der Konkordie wird es für denkbar erklärt, daß sich das Verhältnis der Zweireiche-Lehre und der Lehre von der Königsherrschaft Christi heute als ein ernsthaftes Hindernis für das Eingehen von Kirchengemeinschaft erweisen könnte. Es geht dabei um die *Frage der gesellschaftlichen Relevanz des Evangeliums*. Diese Frage ist indessen nicht inzwischen den Konfessionskirchen strittig, sondern wird quer durch sie hindurch verschieden beantwortet. Daß hier *Spannungen* auszutragen sind – nicht nur hinsichtlich der Lehre, sondern auch der praktischen Konsequenzen –, hat die *diesjährige Synode des Bundes in Dresden signalisiert*. Nachdem die Synode des Vorjahres in Eisenach unter dem Thema „Kirche für andere, Zeugnis und Dienst der Gemeinde“ die gesellschaftliche Diakonie der Kirche bejaht und zum gesellschaftlichen Engagement ihrer Glieder ermutigt hatte – wobei die mehr pragmatische Argumentation überwog –, sollte die diesjährige Synode stärker nach der theologischen Begründung für die Aufgabe der Kirche fragen. Dies geschah unter dem Thema „Christus befreit – darum Kirche für andere“. Das von unserem Bruder Dr. Heino Falcke gehaltene Hauptreferat ging aus von der Auf-erweckung des Gekreuzigten als dem großen Befreiungsgeschehen, das die ganze Geschichte in das Licht des verheißenden Reiches der Freiheit zieht. Von daher wurde gezeugt,

wie diese Verheißung über alle menschlichen Freiheitsbewegungen hinausgreift, aber gerade so die Kirche in die Welt hinein sendet, damit sie – solidarisch mit deren Ringen um Freiheit – im Dienst des befreienden Christus stehe. Diese Sendung ist eine ganzheitliche Bewegung, die Zeugnis und Dienst umfaßt, so daß nicht nur das Zeugnis, sondern auch die gesellschaftliche Mitarbeit des Christen und die politische Diakonie der Kirche aus dieser Sendung zu verstehen ist. So erwies das Referat denn auch in seinem theologischen Gefälle, wie das Evangelium der Freiheit bruchlos zu sozial-ethischen Konkretionen führt. Ob sich der Ansatz bei der Sendung der Gemeinde durch den befreienden Christus nicht als eine Möglichkeit erweisen könnte, über ein bestimmtes Verständnis der Lehre von der Königsherrschaft Christi und der Lehre von den beiden Reichen hinauszuführen und so die alten Frontstellungen zu überwinden?

Die Lehre von der Königsherrschaft Christi können wir nicht in dem Sinne übernehmen, als hätte die Kirche eine Autorität zu direkten politischen Weisungen geltend zu machen; vielmehr haben wir erkannt, daß die Gemeinde vor allem ihren Gliedern bei deren Auftrag zu helfen hat, das Evangelium der Freiheit durch ihr Reden und Tun in den Alltag der Gesellschaft zu übersetzen. Andererseits können wir nicht ein Verständnis der Zweireiche-Lehre übernehmen, das den Geltungsbereich des Evangeliums auf die Kirche einschränkt und die Wirklichkeitsfelder der Gesellschaft (Politik, Wirtschaft, Bildung usw.) einer auf sich selbst gestellten politischen Vernunft und Sachverständigkeit überläßt. Vielmehr haben wir erkannt, daß das Evangelium sich nicht privatisieren läßt, sondern uns auch in unserer gesellschaftlichen Existenz befreit und orientiert und so die politische Vernunft und Sachverständigkeit in Dienst nimmt (2.Kor. 10,5).

6. Diese aus überholten Frontstellungen herausführende theologische Konzeption möchte und könnte unsere Kirchen und ihre Glieder zusammenführen in der *Einübung einer „mündigen Mitverantwortung in der Gesellschaft“*.

6.1. *Mündige Mitverantwortung aus dem Evangelium bezieht sich auf alle Lebensfragen der Gesellschaft.*

Das Evangelium betrifft den Menschen in der Gesamtheit der sozialen Beziehungen und Problemfelder, in denen er lebt. Es ruft ihn nicht von dort weg zu isolierten religiösen Handlungen, sondern ruft ihn in den Dienst Gottes und damit zur Liebe gegenüber dem Nächsten und also auch zur verantwortlichen Mitbemühung um die sein Leben mitbestimmenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Eine dem Evangelium gehorsame Kirche kann sich darum in ihrer Technik nicht auf „religiöse“ Fragen beschränken oder beschränken lassen; ihre Thematik ist vielmehr so weit gespannt, wie es das Leben ist. Nicht, weil ihr das Evangelium zu eng wäre, beschäftigt sich die Gemeinde Jesu Christi mit den Lebensfragen der Menschen und dem Leben der Gesellschaft, sondern weil das Evangelium von vornherein auf das Leben der Menschen in seinem ganzen Umfange bezogen ist. Wir sind bei der Sache, wenn wir uns mit den Fragen des Schwangerschaftsabbruchs, der Genetik, der Umweltverschmutzung, des Rassismus, des Hungers in der Welt, der Gewalt, der Massenmedien beschäftigen – um nur einiges zu nennen –, weil es in alledem um den Menschen als den Adressaten und den Zeugen des Evangeliums geht. Sünde, Vergebung, Nachfolge geschehen in diesen konkreten Lebenszusammenhängen. Wir müssen diejenigen, die die Einhaltung der VVO zu überwachen haben, bitten zu beachten, daß es sich nicht um eine willkürliche Ausweitung unserer Thematik auf Sachgebiete handelt, die uns nichts angehen, sondern um die Praktizierung unseres Glaubens, wenn wir so weit ausgreifen. Selbstverständlich muß es uns auch überlassen bleiben, wie wir unsere Zusammenkünfte methodisch gestalten und wie wir sie technisch planen: Wir müssen z.B. Elemente des Spiels oder visuelle und akustische Verdeutlichungsmittel (Film, Tonband) verwenden können. Regionale Zusammenkünfte von Gliedern der Kirche, Bibelrunden, Kirchenkreistage und kirchenmusikalische Feierstunden sind für uns notwendige Formen der religiösen Handlungen, die uns durch die Verfassung unseres Staates zugesichert sind und in denen wir uns darum nicht einschränken lassen können. Darin halten wir uns weiter an den Beschluß der Konferenz der Kirchenleitungen vom 6. 7. 1971. Selbstverständlich stellen wir uns mit dem allen nicht gegen den Auftrag der Deutschen Volkspolizei, für Ordnung und Sicherheit in unserem Staate zu sorgen. Wir lehnen darum auch nicht, wie immer wieder einmal behauptet wird, die VVO als solche ab. Es ist uns von staatlicher Seite versichert worden, die VVO solle nicht zur Einschränkung des kirchlichen Lebens

dienen. Darum meinen wir, daß bei ihrer Handhabung nicht der Eindruck entstehen dürfe, als ob von irgendeiner Stelle der Deutschen Volkspolizei die VVO zu einem administrativen Mittel der Behinderung kirchlicher Arbeit gemacht werden solle. Wir möchten den staatlichen Zusicherungen, daß unsere Sorgen unbegründet seien, gern Glauben schenken und verzichten deshalb darauf, der Synode die im Berichtsjahr ergangenen Strafbescheide gegen kirchliche Amtsträger bekanntzugeben. Wir hoffen auf eine Interpretation und Anwendung der VVO, die den berechtigten Anliegen der Kirche Rechnung tragen.

6.2. *Mündige Verantwortung* ist für den Christen nur möglich, wenn von ihm nicht erwartet wird, daß er sich in der Beurteilung der weltgeschichtlichen Entwicklung und in der Praxis seiner politischen Entscheidungen einfach von den Erkenntnisprinzipien, Sachkriterien und Entscheidungsnormen des Marxismus-Leninismus bestimmen läßt. Er muß vielmehr die *Chance* haben, *Impulse* und *Sachgesichtspunkte des Evangeliums wirksam* in den von der Arbeiterklasse und ihrer Partei vorangetriebenen *Aufbau der sozialistischen Gesellschaft einbringen* zu können, ohne daß dies als Versuch eines sogenannten „dritten Weges“ verdächtigt wird. Wenn „sozialistische Staatsbürger christlichen Glaubens“ (A. Norden) gleichberechtigt neben sozialistischen Staatsbürgern marxistisch-leninistischer Weltanschauung stehen sollen, müssen sie die Möglichkeit haben, ihren christlichen Glauben als Bürger im sozialistischen Staat in allen Lebensbereichen zu artikulieren und zu praktizieren. Der gute Wille und die Bereitschaft zu solcher mündigen Mitverantwortung sind – namentlich auf Seiten der jungen Glieder der Kirche – in einem beachtlichen Maße vorhanden. Leider kommt es hier immer wieder zu lähmenden Enttäuschungserlebnissen. Auch wenn sie keine ausgesprochene Verächtlichmachung ihres Glaubens hinnehmen müssen, spüren junge Christen in der Schule das ihnen unfreundliche Klima. Viele Kinder und ihre Eltern akklimatisieren sich äußerlich, ohne daß sie damit ihre christliche Einstellung aufgeben möchten. So kommt es zu keiner wirklichen Mitverantwortung, sondern eher zur Resignation. Mit einer Revision des sozialistischen Bildungssystems rechnen wir nicht, aber wir erwarten eine Praktizierung, die es respektiert, daß junge Christen ihres Glaubens leben und sich zur Gemeinde halten. Wir wissen von Kindern und Jugendlichen, die in ihrer christlichen Einstellung von Mitschülern und Lehrern geachtet werden und Qualifizierungsmöglichkeiten an den Erweiterten Oberschulen und an den Hoch- und Fachschulen erhalten (letzteres gilt jedoch leider nicht für Jugendliche, die auf Grund der Anordnung über die Aufstellung von Baueinheiten nicht an der Waffe ausgebildet werden möchten). Wir wissen von Christen, die in den Elternaktiven mitarbeiten. Gerade weil uns solche Fälle zeigen, daß Fairneß im Bereich der Schulen möglich ist, müssen wir auch von den Konflikten reden. Wir würden dieses Thema gern fallenlassen, wenn uns nicht wiederum gemeldet worden wäre, daß z.B. jungen Christen Nachteile in ihren Bildungsmöglichkeiten angedroht wurden, falls sie sich konfirmieren ließen oder ihre „kirchlichen Bindungen“ aufrecht erhielten. Davon waren auch Kinder christlicher Eltern betroffen, die zur Arbeiterklasse gehören. Bei allem Verständnis für die volkswirtschaftlich notwendige Verringerung der Platzzahlen an den Erweiterten Oberschulen und Hochschulen entsteht der Verdacht, daß der eigentliche Grund der Ablehnung von Schülern mit überzeugenden Leistungen und anerkannter gesellschaftlicher Tätigkeit ihre christliche Glaubenshaltung ist, auch wenn das so nicht ausgesprochen wird. Es ist uns auch bekannt geworden, daß die Mitarbeit christlicher Elternteile im Elternaktiv mitunter als unerwünscht angesehen wird. Ähnlich ungünstig ist die Situation auch bei Hochschulabsolventen und jungen Wissenschaftlern. Diese verkennen nicht, daß gesellschaftliche Notwendigkeiten heute eine verstärkte Auslese erfordern. Aber es wächst bei ihnen der Eindruck, daß dies dazu benutzt wird, sie ihres kirchlichen Engagements wegen bei Förderungsmaßnahmen und bei der Zuweisung von Stellen, die ihren fachlichen Fähigkeiten entsprächen, hintanzusetzen.

Die Kirchenleitung bzw. ihre Vertreter oder Beauftragten haben bei jeder geeigneten Gelegenheit den Vertretern unseres Staates diese von uns als bedrückend empfundene Situation dargelegt. Uns ist immer wieder versichert worden, daß sektiererische Abweichungen einzelner nicht im Sinn der staatlichen Bildungspolitik lägen und daß sie nicht verallgemeinert und als typisch für das sozialistische Bildungswesen hingestellt werden dürften. Uns liegt aber daran, daß die klimatische Gesamtsituation im Bildungssektor der verfassungsmäßigen Glaubens- und Gewissensfreiheit entspricht. Im Interesse einer mündi-

gen Mitverantwortung hoffen wir, daß es zu einer vollen Respektierung von Gewissensentscheidungen christlicher Bürger kommen wird. Wir möchten ganz einfach wir selber sein dürfen. Im übrigen werden wir uns in der bedrückenden Situation auf dem Bildungssektor daran zu erinnern und uns und unsere Kinder darin einzuüben haben, daß die Zugehörigkeit zu Jesus Christus und seiner Gemeinde das Leiden einschließt und daß Christus die Seinen mitten im Leiden zu unverbitterten, für den Dienst an den Mitmenschen bereiten Leuten zu machen vermag.

6.3. Mündige Mitverantwortung aus dem Evangelium verlangt das Mitbedenken der Weltprobleme, d.h. nicht, daß die Kirchen oder alle ihre Glieder kompetent wären oder den Auftrag hätten, zu allem und jedem das Wort zu nehmen. Ort, Stunde und Form verantwortlichen Redens und Handelns wollen sorgsam bedacht sein. Vor bloßen Gefälligkeitsäußerungen wird sich die Kirche zu hüten haben, aber ebenso vor der Befangenheit, sich zustimmend zu politischen Entscheidungen zu äußern, weil dies als Akklamation aufgefaßt werden könnte. Als *Kirche, die den „Dienst der Versöhnung“ auszurichten hat*, tragen wir auf alle Fälle *Mitverantwortung in den Bemühungen um Frieden, Verständigung, Entspannung*.

Als die Kirchenleitung den Bericht verabschiedete, konnte sie der Hoffnung sein, daß bis zur Synode das Waffenstillstandsabkommen zwischen der Demokratischen Republik Vietnam und den Vereinigten Staaten von Amerika in Kraft getreten sein würde. Wir sind betroffen, daß dies bis zur Stunde nicht der Fall ist und noch immer Menschen durch den Einsatz militärischer Mittel sterben müssen. Wir haben immer wieder in unseren Gemeinden für den Frieden in Vietnam gebetet. Angesichts der Fortdauer des Krieges in diesem unglücklichen Land können wir die Gemeinden nur bitten, in der Fürbitte fortzufahren und dafür einzutreten, daß das Blutvergießen so schnell wie möglich beendet wird.

6.3.1. Daß der Verkehrsvertrag zwischen der DDR und der BRD inkraftgetreten ist und daß der Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten paraphiert ist, ist für uns ein Grund, Gott von Herzen zu danken. Wir haben in all den Jahren unablässig darum gebetet, daß die Schmerzen und Leiden von Menschen, die zusammengehören und doch nicht zusammenkommen konnten, aufhören möchten. Nun ist manches möglich geworden, woran noch vor ein paar Jahren keiner zu denken gewagt hätte. Wir hoffen, daß bei der praktischen Durchführung nicht neue Barrieren errichtet werden und daß es zu einer wirklich den Menschen dienenden Handhabung der Bestimmungen der Verträge kommt.

6.3.2. Die vertraglichen Vereinbarungen zwischen den beiden deutschen Staaten sowie die Verträge zwischen der UdSSR und der BRD sowie der Volksrepublik Polen und der BRD haben das Klima in Europa spürbar verbessert, so daß der Plan einer *Konferenz für europäische Sicherheit und Zusammenarbeit* Gestalt gewinnen konnte. Der Bund der Ev. Kirchen in der DDR hat recht daran getan, einen offiziellen Vertreter zum „Forum der europäischen Öffentlichkeit für Sicherheit und Zusammenarbeit“ zu entsenden, das Anfang Juni in Brüssel stattfand (Frau OKR Lewek). Der Vorsitzende unserer KL hatte in einem Gesprächsbeitrag auf der Synodaltagung im Frühjahr berichtet, was er auf einer Zusammenkunft der KL mit Vertretern des Staates zu der Frage einer solchen Konferenz geäußert hatte: In positiver Würdigung der Prager Erklärung hatte er es als einen Wunsch der KL bezeichnet, es möchte die Zusammenarbeit der europäischen Staaten von Anfang an auf die gemeinsame Förderung der jungen Nationalstaaten der sogenannten 3. Welt ausgerichtet werden, um einen egoistischen Europazentrismus zu vermeiden. Es ist erfreulich, daß in der „Feierlichen Deklaration“ des Brüsseler Forums dieser Gedanke aufgenommen ist. Die Teilnehmer erklären es als ihre Überzeugung, „daß die europäische Zusammenarbeit unter Berücksichtigung der Verantwortung Europas gegenüber der ganzen Welt und insbesondere gegenüber den Entwicklungsländern hergestellt werden muß“. In dem erwähnten Gesprächsbeitrag auf der letzten Synodaltagung war auch auf den Zusammenhang von Völkerfrieden und Achtung der Glaubens- und Gewissensfreiheit hingewiesen worden. Auch dies findet sich in der „feierlichen Erklärung“; es heißt dort: „Die Erhaltung und Festigung der Sicherheit in Europa und in der ganzen Welt sind eng verbunden mit der Erweiterung der Demokratie wie auch der Respektierung der von den Vereinigten Nationen formulierten Menschenrechte.“ Dieser Zusammenhang ist der KL überaus wichtig. Auch sonst finden sich in

den Kommissionsberichten wichtige Forderungen, z.B. die „Schaffung einer Revue der europäischen Kultur für Dialoge und Ideen-Austausch, ohne irgendeine Tendenz auszuschließen, die den Humanismus fordert“, oder der „Aufbau eines europäischen Kontakt- und Informationsnetzes“, um die Verständigung zwischen den jungen Europäern zu erleichtern; oder die Einrichtung „gemischter Redaktionskommissionen für Geschichtsbücher“, um „ihren wissenschaftlichen Wert und ihre Unparteilichkeit ... aufs Beste zu sichern“, oder der „Aufbau der bilateralen und multilateralen Kontakte zwischen ... gesellschaftlichen, religiösen, kulturellen und wissenschaftlichen Organisationen“. Hier tut sich ein weites Feld auf. Wir haben allen Anlaß, die demnächst in Helsinki beginnenden Vorbereitungen für eine Konferenz für europäische Sicherheit und Zusammenarbeit durch unsere Fürbitte und unser Mitdenken in mündiger Mitverantwortung zu begleiten.

6.4. Abschließend möchten wir auf die vom Staatsrat der DDR beschlossene umfassende *Amnestie* hinweisen, die gerade durchgeführt wird. Jeder Straferlaß ist ein Akt, der auf Gottes Gnadenhandeln hinweist und darum von uns Christen besonders verstanden und gewürdigt wird. Die Gemeinden werden ihre Mitverantwortung bei der Eingliederung der vielen Amnestierten in das Leben unserer Gesellschaft und auch unserer Gemeinden erkennen und wahrnehmen müssen.

Das Referat von Dr. Heino Falcke ist im politischen Bereich auf heftige Kritik gestoßen, die freilich der Öffentlichkeit weithin verborgen blieb und mehr indirekt geäußert wurde. Am deutlichsten wird die politisch motivierte Auseinandersetzung mit Dr. Falcke, ohne seinen Namen zu nennen, in einem Aufsatz von Carl Ordnung, hauptamtlicher Mitarbeiter des CDU-Vorstandes. Dieser Aufsatz erschien in der ersten Ausgabe der neuen Zeitschrift „Standpunkt. Evangelische Monatsschrift“, die seit Januar 1973 die bisherigen Zeitschriften „Glaube und Gewissen“ und „Evangelisches Pfarrernblatt“, ablöste. Die Zeitschrift vertritt Politik und Kirchenpolitik der DDR-CDU und erscheint im Union-Verlag.

ÜBER DAS SPEZIFISCH „CHRISTLICHE“

Von Carl Ordnung
(„Standpunkt“, Heft 1, Januar 1973)

Daß sich das Leben des Christen in zwei Bereichen abspielt, in einem weltlichen und in einem geistlichen, gehört zu den Grundmerkmalen christlicher Existenz. Wer die Spannung zwischen den beiden Dimensionen dadurch auflösen versucht, daß er sie auseinanderreißt, daß er in der Kirche die Welt und in der Welt die Kirche hinter sich läßt, stellt ebensosehr eine Karikatur des Christen dar, wie der, der ganz im Weltlichen aufgeht, oder der, der sich völlig von der Welt trennt (wenn das überhaupt möglich ist).

Es kommt auf die rechte Zuordnung an. Darüber haben Theologen aller Jahrhunderte nachgedacht. Die berühmte Zwei-Reiche-Lehre Luthers ist nur ein Modell solcher Zuordnung. Es gibt andere Modelle, sowohl solche, die den Unterschied zwischen den beiden Bereichen noch stärker betonen als Luther, als auch andere, die mehr auf den Zusammenhang hinweisen.

Kürzlich sprach der Chefredakteur der „Stimme der Orthodoxie“, Priester Michail Turttschin, auf der Tagung einer Arbeitsgruppe „Christliche Kreise“ über den „Platz der Russischen Orthodoxen Kirche in der sowjetischen Gesellschaft“. Er begann sein überaus kluges und informatives Referat mit der Bemerkung, daß es für einen orthodoxen Theologen beinahe unmöglich sei, dieses Thema zu bewältigen. Für die Orthodoxie sei die Kirche etwas, das nicht in der Gesellschaft aufgehe: die Gemeinde derer, die sich heiligen lassen wollen durch den Geist dessen, der gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Alles, was von der Kirche in die Gesellschaft hineinreiche, habe nichts mit dem eigentlichen Wesen der Kirche zu tun.

Auf der entgegengesetzten Seite der Skala möglicher Modelle der Zuordnung beider Bereiche stehen Karl Barth und zahlreiche andere protestantische Theologen. Für sie ist

der Zusammenhang zwischen den beiden Dimensionen wichtig, weil beide für den christlichen Glauben unter der Herrschaft des gleichen Herrn stehen. Von daher leiten sie die Verantwortung des Christen für den Bereich der Gesellschaft ab. Freilich wird dabei der Unterschied nicht verwischt; es wird nur deutlich, daß er nicht zusammenfällt mit der Grenze zwischen kirchlichem und weltlichem Bereich.

Albert Norden hat in seinen wegweisenden Ausführungen auf dem 13. Parteitag der CDU vom „sozialistischen Staatsbürger christlichen Glaubens“ gesprochen. Er hat mit dieser Formulierung genau jene beiden Dimensionen angesprochen, in denen sich auch in der sozialistischen Gesellschaft das Leben des Christen vollzieht. Der Christ lebt hier nicht nur in einer neuen, unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer Partei gestalteten sozialistischen Gesellschaft. Er hat diese Gesellschaft mitgestaltet. Er ist ein Teil des Neuen. Repräsentiert die Kirche das Alte in unserer Gesellschaft? Gewiß haben sich die Kräfte des Alten in den Kirchen länger gehalten als anderswo. Aber auf die Dauer konnten sie sich dem Einfluß des Neuen nicht entziehen. Die Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR ist jedenfalls ein Zeichen dafür, daß unsere Kirchen aufs Ganze gesehen den guten Willen haben, zu Kirchen im sozialistischen Staat zu werden. Aber auch in dieser neuen Gesellschaft bleiben die Kirchen einer Tradition verbunden, die – historisch gesehen – bis in die Zeiten des Alten und Neuen Testaments zurückreicht und die immer wieder in der Geschichte dadurch ihre Lebenskraft bewiesen hat, daß sie sich in der Begegnung mit neuen gesellschaftlichen Situationen neu artikuliert. Wir würden unseren Glauben an Jesus Christus als den auferstandenen und lebendigen Herrn verleugnen, wenn wir nicht mit einer solchen Erneuerung heute und hier rechnet. Sie geschieht sicher nicht als ein spektakuläres Ereignis. Aber es gibt unübersehbare Zeichen dafür, vor allem dort, wo eine positive Zuordnung der beiden Dimensionen christlichen Lebens konkret versucht wird.

Die Versammlung der christlichen Gemeinde etwa wird wie eh und je geprägt sein von bestimmten Grundelementen wie Bekenntnis, Anbetung, Verkündigung und Sendung. Aber dort, wo sozialistische Staatsbürger christlichen Glaubens zum Gottesdienst zusammenkommen, wird sich die Akzentuierung des Inhalts ändern. Christen, die bewußt an der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft teilnehmen, können den Gottesdienst nicht mehr genauso feiern wie Christen, die in einer ganz anderen gesellschaftlichen Situation leben. Die Begriffe und Denkkategorien, in denen sie ihren Glauben bezeugen und über Zeugnis und Dienst der Gemeinde nachdenken, wandeln sich. Daß heißt: Die Kirchen können im Sozialismus ihrer Verkündigung nicht länger bürgerliche Gesellschaftsmodelle und -klischees zugrunde legen; darauf hat Paul Verner in seinem Vortrag am 8. Februar 1971 mit Nachdruck hingewiesen.

Man kann es nun in keinem Falle als einen Beitrag zur notwendigen gesellschaftlichen Neuorientierung betrachten, wenn die These vertreten wird, daß der christliche Glaube frei mache „von der Fixierung auf ein Selbstverständnis des Sozialismus, das nur noch ein pauschales Ja oder ein ebenso pauschales Nein“ zulasse. Darum geht es ja auch gar nicht. Worum es geht, ist die bewußte Entscheidung für unseren Sozialismus, die sich nicht im beifälligen Nicken eines Zuschauers, sondern in Engagement und Aktivität des Mitgestalters realisiert. Und wer dieser Grundentscheidung auszuweichen versucht, der nimmt unsere Gesellschaft nicht ernst, weil er an sie die Maßstäbe eines bürgerlichen und nicht des sozialistischen Demokratieverständnisses anlegt und sich damit geistig außerhalb dieser Gesellschaft ansiedelt.

Der Regionalausschuß der Christlichen Friedenskonferenz in der DDR hat einen Entwurf für einen Vietnam-Fürbitte-Gottesdienst ausgearbeitet. Auf der Grundlage dieses Entwurfes sind in Gemeinden Gottesdienste abgehalten worden. Sie weisen eine Reihe neuer inhaltlicher Momente auf, wie etwa die Aktualisierung biblischer Texte in Richtung auf eine klare Parteinahme für den Kampf des vietnamesischen Volkes oder ein Verständnis des Gebetes als eines „Nachdenkens in der Art Jesu“. Dies ist nur ein Beispiel für viele. Jedenfalls beginnt die Erneuerung der Gemeinde genau dort, wo die Welt des Sozialismus in Gestalt sozialistischer Staatsbürger christlichen Glaubens in sie eintritt und sie mit neuen Fragen zu neuen Antworten herausfordert.

Wenn die beiden Bereiche christlichen Lebens aufeinander bezogen sind, dann wirkt nicht nur die Gesellschaft auf die Gemeinde, sondern offensichtlich strahlt auch die Gemeinde auf die Welt aus. Sie sollte es jedenfalls, wenn sie wirklich Gemeinde Jesu Christi ist. Wie steht es damit?

An einer zentralen Stelle des Neuen Testaments wird von einem Gespräch berichtet, in dem es um die Rangfolge unter den Jüngern geht (Mt. 20,20–28 oder Mk. 10,35–45). Zwei Jünger wollen im Reich Gottes zur Rechten und Linken Jesu sitzen. Die Antwort Jesu auf diese Bitte lautet:

„Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer der erste unter euch sein will, sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele.“

Hier spricht Jesus von den unterschiedlichen Strukturen der beiden Bereiche. Dieser Unterschied war in der Sklavenhaltergesellschaft seiner Zeit besonders kraß. Wir leben heute in einer grundlegend anderen Gesellschaftsordnung, in der zum erstenmal in der Geschichte der Antagonismus zwischen den Klassen überwunden, Ausbeutung und Unterdrückung abgeschafft und die Grundlagen für ein vernünftiges und kameradschaftliches Miteinander der Menschen geschaffen sind. Dies hat für Zeugnis und Dienst der Christen eine kaum zu überschätzende Bedeutung.

Und doch ist auch der Sozialismus nicht das Reich Gottes, sondern ein System politischer Herrschaft und Machtausübung, eine Gesellschaftsordnung, in der die in der Partei der Arbeiterklasse vereinigten besten Repräsentanten des werktätigen Volkes die führende politische Kraft sind, die freilich alle anderen Schichten und Gruppen immer umfassender zur Mitverantwortung und Mitgestaltung einladen.

Demgegenüber stellt die Gemeinde Jesu Christi einen Raum ohne politische Herrschaft dar; sie könnte oder sollte es zumindest sein. Freilich ist diese freie und offene Bruderschaft selten in der Kirchengeschichte verwirklicht worden, weil die Kirche immer wieder von den in der Vergangenheit herrschenden politischen Mächten in den Dienst genommen und mißbraucht wurde. Die säkulare Gesellschaft des Sozialismus, in der es kein gesellschaftliches Interesse am politischen Mißbrauch christlichen Glaubens mehr gibt, könnte vielleicht ein äußerer Anstoß zu einer breiteren Verwirklichung des Modells christlicher Gemeinde sein. Dann würde wohl auch deutlicher werden als bisher, daß genau darin das Spezifikum christlicher Existenz besteht: nicht in der Art und Weise, wie wir die anderen anreden und unseren Beitrag in die Gesellschaft einbringen, sondern in der Art und Weise, wie wir miteinander unter dem Wort Gottes umgehen. Der alte hussitische Choral von der „Sonne der Gerechtigkeit“ drückt das aus, wenn er sagt: „Brich in deiner Kirche an, daß die Welt es sehen kann.“ Anders gesagt: Das spezifisch Christliche liegt nicht in christlichen politischen Programmen, in christlichen Ratschlägen, in einem spezifischen Beitrag zur Gesellschaft, an dem man das Christliche ablesen kann, sondern in Verkündigung und Versammlung der Gemeinde.

Das bedeutet nicht eine Abwendung von der Gesellschaft. Im Gegenteil, die Gemeinde ist nicht Selbstzweck, sondern für die Welt da. Nur wenn der Christ seine gesellschaftliche Verantwortung wahrnimmt, dann sollte er sich dazu der Methoden und Denkkategorien bedienen, die die Gesellschaft für alle ihre Mitglieder bereitstellt. Er hat in politischen Fragen jedenfalls keine Sondererkennnis, erfahrungsgemäß eher Nachholbedarf.

In dieser Beziehung wird die gegenwärtige Aufgabe kirchlicher Neubesinnung verfehlt, wenn es Kirchenmänner gibt, die aus dem Evangelium abgeleitete Ratschläge zur „Verbesserung des Sozialismus“ erteilen wollen. Solche Ratschläge zeugen nicht von einer wirklichen Neuorientierung, sondern eher von einer „Modernisierung“ bürgerlicher Positionen mit Hilfe einiger revisionistischer Vokabeln. Das scheint heute die große Versuchung unserer Kirchen zu sein, mit Hilfe einer bloßen Modernisierung überholter Positionen an einer Erneuerung vorbeizukommen, die tiefgreifende Veränderungen einschließt.

Es sind die sozialistischen Staatsbürger christlichen Glaubens, ohne die diese Erneuerung nicht stattfinden kann.

Auf einem speziellen Gebiet stellte sich im Jahre 1972 für die Kirchen erneut die Aufgabe, Verantwortung für die Gesellschaft wahrzunehmen. Die Regierung der DDR ließ durch die Volkskammer ein Gesetz über die Unterbrechung der Schwangerschaft beschließen, und zwar nach dem Modell einer Fristenregelung. Die DDR hatte bis dahin eine auf Instruktionen und Verordnungen beruhende Regelung nach einem recht weit gefaßten System von Indikationen. Diese Regelung war für alle denkbaren Notfälle anpassungsfähig, so daß ein Austausch gegen eine Fristenregelung nicht gerade zwingend erscheinen mußte. Die Vermutungen gingen dahin, daß der erleichterte Reiseverkehr zwischen der DDR und der Volksrepublik Polen, in der ein stark liberalisiertes Schwangerschaftsrecht gilt, zu Schwierigkeiten führte. Zudem wurden volkswirtschaftliche Gründe und Gesichtspunkte des Arbeitseinsatzes der Frau genannt, die eine bessere Kontrolle des Schwangerschaftsabbruchs bei gleichzeitiger Erleichterung angezeigt erscheinen ließen. Die offizielle Begründung für das neue Gesetz verwies freilich stark auf Gesichtspunkte der Gleichberechtigung und der Selbstverantwortung der Frau. Daß man sich in der DDR der Problematik der Neuregelung bewußt war, zeigte sich auch daran, daß bei der Abstimmung über das Gesetz vom 9. März 1972 in der Volkskammer eine Reihe von Gegenstimmen und Stimmenthaltungen hingenommen wurden, ein für die DDR ganz ungewöhnlicher Vorgang.

Nicht ohne Interesse ist es, daß das neue Gesetz der DDR nicht als Strafgesetz konzipiert ist und die Fristenregelung infolgedessen auch nicht als eine Ausnahmeregelung und Strafbefreiung innerhalb strafrechtlicher Bestimmungen versteht. Es handelt sich vielmehr um eine Art Sondergesetz über die Voraussetzungen für einen Schwangerschaftsabbruch und dessen Ausführung. Für strafrechtliche Aspekte wird auf das Strafgesetzbuch verwiesen, soweit dessen Bestimmungen noch anwendbar bleiben. Kennzeichnend für das Gesetz ist eine Verbindung der freien Entscheidungsmöglichkeiten der Frau innerhalb von 12 Wochen nach dem Beginn der Schwangerschaft mit einer sehr genauen Kontrolle im Einzelfall. Diese Kontrolle wird allein schon dadurch erreicht, daß ein nach den neuen Bestimmungen straffreier Schwangerschaftsabbruch nur in staatlichen Kliniken und Krankenhäusern als stationäre Behandlung durchgeführt werden darf.

GESETZ DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK ÜBER DIE UNTERBRECHUNG DER SCHWANGERSCHAFT

Vom 9. März 1972

(„Gesetzbl. der DDR“ I 5 vom 15. März 1972)

Die Gleichberechtigung der Frau in Ausbildung und Beruf, Ehe und Familie erfordert, daß die Frau über die Schwangerschaft und deren Austragung selbst entscheiden kann. Die Verwirklichung dieses Rechts ist untrennbar mit der wachsenden Verantwortung des sozialistischen Staates und aller seiner Bürger für die ständige Verbesserung des Gesundheitsschutzes der Frau, für die Förderung der Familie und der Liebe zum Kind verbunden.

Dazu beschließt die Volkskammer folgendes Gesetz:

§ 1

(1) Zur Bestimmung der Anzahl, des Zeitpunktes und der zeitlichen Aufeinanderfolge von Geburten wird der Frau zusätzlich zu den bestehenden Möglichkeiten der Empfäng-

nisverhütung das Recht übertragen, über die Unterbrechung einer Schwangerschaft in eigener Verantwortung zu entscheiden.

(2) Die Schwangere ist berechtigt, die Schwangerschaft innerhalb von 12 Wochen nach deren Beginn durch einen ärztlichen Eingriff in einer geburtshilflich-gynäkologischen Einrichtung unterbrechen zu lassen.

(3) Der Arzt, der die Unterbrechung der Schwangerschaft vornimmt, ist verpflichtet, die Frau über die medizinische Bedeutung des Eingriffs aufzuklären und über die künftige Anwendung schwangerschaftsverhütender Methoden und Mittel zu beraten.

(4) Die Unterbrechung einer Schwangerschaft ist auf Ersuchen der Schwangeren und nur nach den Bestimmungen dieses Gesetzes und der zu seiner Durchführung erlassenen Rechtsvorschriften zulässig. Im übrigen gelten die §§ 153 bis 155 des Strafgesetzbuches vom 12. Januar 1968 (GBl. I S. 1).

§ 2

(1) Die Unterbrechung einer länger als 12 Wochen bestehenden Schwangerschaft darf nur vorgenommen werden, wenn zu erwarten ist, daß die Fortdauer der Schwangerschaft das Leben der Frau gefährdet, oder wenn andere schwerwiegende Umstände vorliegen.

(2) Die Entscheidung über die Zulässigkeit einer später als 12 Wochen nach Schwangerschaftsbeginn durchzuführenden Unterbrechung trifft eine Fachärztekommision.

§ 3

(1) Die Unterbrechung der Schwangerschaft ist unzulässig, wenn die Frau an einer Krankheit leidet, die im Zusammenhang mit dieser Unterbrechung zu schweren gesundheitsgefährdenden oder lebensbedrohenden Komplikationen führen kann.

(2) Die Unterbrechung einer Schwangerschaft ist unzulässig, wenn seit der letzten Unterbrechung weniger als 6 Monate vergangen sind. In besonderen Ausnahmefällen kann die Genehmigung von der Fachärztekommision gemäß § 2 Absatz 2 erteilt werden.

§ 4

(1) Die Vorbereitung, Durchführung und Nachbehandlung einer nach diesem Gesetz zulässigen Unterbrechung der Schwangerschaft sind arbeits- und versicherungsrechtlich dem Erkrankungsfall gleichgestellt.

(2) Die Abgabe ärztlich verordneter schwangerschaftsverhütender Mittel an sozialversicherte Frauen erfolgt unentgeltlich.

§ 5

(1) Dieses Gesetz tritt mit seiner Beschlußfassung in Kraft.

(2) Zugleich tritt § 11 des Gesetzes vom 27. September 1950 über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau (GBl. S. 1037) außer Kraft.

(3) Die Einzelheiten der Vorbereitung und Durchführung der Unterbrechung der Schwangerschaft einschließlich der Nachbehandlung, legt der Minister für Gesundheitswesen in Durchführungsbestimmungen fest.

Das vorstehende, von der Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik am neunten März neunzehnhundertzweiundsiebzig beschlossene Gesetz wird hiermit verkündet.

Berlin, den neunten März neunzehnhundertzweiundsiebzig

Der Vorsitzende des Staatsrates
der Deutschen Demokratischen Republik
W. Ulbricht

DURCHFÜHRUNGSBESTIMMUNG ZUM GESETZ ÜBER DIE UNTERBRECHUNG DER SCHWANGERSCHAFT

Vom 9. März 1972

(„Gesetzbl. der DDR“ I 5 vom 15. März 1972)

Auf Grund des § 5 Abs. 3 des Gesetzes vom 9. März 1972 über die Unterbrechung der Schwangerschaft (GBl. I Nr. 5 S. 89) wird im Einvernehmen mit den Leitern der zuständi-

gen zentralen staatlichen Organe und in Übereinstimmung mit dem Bundesvorstand des FDGB folgendes bestimmt:

§ 1

(1) Das im Gesetz geregelte Recht, die Schwangerschaft durch ärztlichen Eingriff unterbrechen zu lassen, steht jeder Frau zu, die die Staatsbürgerschaft der Deutschen Demokratischen Republik besitzt oder beantragt hat oder die Ehefrau eines Staatsbürgers der Deutschen Demokratischen Republik ist. Gleichgestellt sind staatenlose Frauen, die ihren ständigen Wohnsitz in der Deutschen Demokratischen Republik haben.

(2) Unberührt hiervon sind dringend notwendige Schwangerschaftsunterbrechungen zur Abwendung eines lebensbedrohlichen Zustandes (vitale Indikation) während eines Aufenthaltes in der Deutschen Demokratischen Republik.

§ 2

(1) Das Ersuchen zur Vornahme einer Schwangerschaftsunterbrechung richtet die Frau an ihren Haus- oder Betriebsarzt, an einen in einer ambulant-medizinischen Einrichtung tätigen Facharzt für Frauenkrankheiten oder an die für den Wohnort zuständige Schwangerschaftsberatungsstelle.

(2) Schwangere, die zum Zeitpunkt der Durchführung der Schwangerschaftsunterbrechung noch nicht das 18. Lebensjahr vollendet haben, bedürfen zu ihrer Durchführung des schriftlichen Einverständnisses der Erziehungsberechtigten.

§ 3

(1) Die Aufgabe der im § 2 Abs. 1 genannten Ärzte bzw. der Schwangerschaftsberatungsstelle besteht darin, die Schwangerschaft festzustellen oder diese feststellen zu lassen. Die Schwangere ist vertrauensvoll zu beraten. Der Inhalt dieser Gespräche unterliegt der ärztlichen Schweigepflicht.

(2) Die im § 2 Abs. 1 genannten Stellen überweisen die Schwangere unverzüglich in eine staatliche stationäre gynäkologische Einrichtung.

§ 4

(1) Die Unterbrechung der Schwangerschaft ist in staatlichen Kliniken und Krankenhäusern als stationäre Behandlung durchzuführen.

(2) Die Aufgabe dieser Einrichtungen besteht darin, die Schwangerschaft und deren Dauer sowie den Gesundheitszustand der Frau gemäß § 3 Abs. 1 des Gesetzes festzustellen, die Schwangere gemäß § 1 Abs. 3 des Gesetzes aufzuklären und zu beraten. Die Beratung der Frau über die wirksame Anwendung von Verhütungsmitteln und -methoden muß das Ziel haben, im Interesse der Gesundheit der Frau einen erneuten ärztlichen Eingriff zur Unterbrechung der Schwangerschaft vermeiden zu helfen.

(3) Ergibt die Feststellung des Gesundheitszustandes der Frau keine Gegenindikation zur Durchführung des Eingriffes, ist die Schwangerschaftsunterbrechung unverzüglich durchzuführen.

(4) Der Eingriff ist nur bei ausdrücklich erklärtem Willen der Schwangeren zulässig.

§ 5

(1) Ergibt die medizinische Untersuchung gemäß § 4 Abs. 2 eine Gegenindikation zur Durchführung der Schwangerschaftsunterbrechung, ist diese der Schwangeren ausführlich mitzuteilen. Die Schwangere hat das Recht, gegen diese Feststellung des Arztes beim Leiter der Einrichtung innerhalb einer Woche schriftlich Einspruch zu erheben. Der Leiter der Einrichtung ist verpflichtet, unverzüglich die Entscheidung der Fachärztekommmission herbeizuführen.

(2) Ergibt die medizinische Untersuchung die Indikation, eine länger als 12 Wochen bestehende Schwangerschaft (§ 2 Abs. 1 des Gesetzes) zur Abwendung ernster Gefahren für das Leben der Frau oder aus anderen schwerwiegenden Gründen vorzeitig zu beenden oder in besonderen Ausnahmefällen eine Schwangerschaftsunterbrechung nach Ablauf von weniger als 6 Monaten seit der letzten Schwangerschaftsunterbrechung (§ 3 Abs. 2 des Gesetzes) vorzunehmen, so muß unverzüglich über die Zulässigkeit von der Fachärzte-

kommission entschieden werden. Die Entscheidung der Fachärztekommision hat derjenige Arzt der gynäkologischen Einrichtung zu beantworten, der die oben genannten Umstände feststellt. Der Leiter der Einrichtung ist verpflichtet, unverzüglich die Entscheidung der Fachärztekommision herbeizuführen.

(3) Schwerwiegende Umstände im Sinne des § 2 Abs. 1 des Gesetzes liegen vor, wenn

- bei Fortdauer der Schwangerschaft oder infolge der Geburt schwere bleibende und die Lebenserwartung der Frau beeinträchtigende Gesundheitsschäden erwartet werden müssen;
- während der Schwangerschaft außerordentliche Ereignisse eintreten, von denen nach ärztlichem Ermessen angenommen werden muß, daß sie im Zusammenhang mit der Austragung der Schwangerschaft dauernde erhebliche physische oder psychische Belastungen der Frau zur Folge haben werden, die zu einer schweren bleibenden Störung ihres Gesundheitszustandes und zu einer Beeinträchtigung ihrer Lebenserwartung führen.

(4) Ausnahmefälle im Sinne des § 3 Abs. 2 des Gesetzes liegen vor, wenn

- die Voraussetzungen gemäß Abs. 3 erfüllt sind oder
- die Schwangerschaft als Folge einer Straftat nach §§ 121, StGb angesehen werden muß, die Gegenstand eines Ermittlungs- oder Strafverfahrens ist.

§ 6

(1) Eine ablehnende Entscheidung der Fachärztekommision ist der Schwangeren mündlich mitzuteilen und in geeigneter Weise zu erläutern. Die Mitteilung der Entscheidung und die damit verbundene Belehrung über eine Einspruchsmöglichkeit sind von der Schwangeren schriftlich zu bestätigen.

(2) Gegen eine ablehnende Entscheidung der Fachärztekommision kann die Schwangere innerhalb einer Woche beim zuständigen Kreisarzt schriftlich Einspruch erheben. Der Kreisarzt leitet unverzüglich den Einspruch unter Beifügung der Unterlagen an eine Fachärztekommision des Bezirkes zur Beurteilung und Entscheidung weiter.

(3) Die Entscheidung der Fachärztekommision des Bezirkes ist der Schwangeren mündlich mitzuteilen und zu erläutern. Bei Abwesenheit der Schwangeren ist die Entscheidung schriftlich mitzuteilen und zu begründen. Die Entscheidung der Fachärztekommision des Bezirkes ist endgültig.

§ 7

(1) Die Fachärztekommisionen in den Kreisen sind durch die Kreisärzte in der Regel in den für die Durchführung von Schwangerschaftsunterbrechungen zuständigen staatlichen Einrichtungen zu bilden.

(2) Die Fachärztekommisionen der Bezirke sind durch die Bezirksärzte zu bilden. Die Bezirksärzte bestimmen den Sitz der Kommissionen.

§ 8

Die zuständigen Organe und Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens sind verpflichtet, für jene Schwangeren, die von ihrem Ersuchen auf Schwangerschaftsunterbrechung zurückgetreten sind oder deren Einspruch nicht stattgegeben wurde, eine auf diese Umstände besonders orientierte Beratung und Betreuung während der Schwangerschaft zu sichern. Sie haben dafür Sorge zu tragen, daß die mit der Austragung der Schwangerschaft und der Geburt des Kindes verbundenen Probleme im Zusammenwirken mit anderen staatlichen Bereichen und gesellschaftlichen Organisationen im Interesse von Mutter und Kind einer Lösung zugeführt werden.

§ 9

(1) Schwangere, die keinen Anspruch auf Leistungen der Sozialversicherung haben, erstatten die Kosten für die Schwangerschaftsunterbrechung an die durchführende Einrichtung.

(2) Ausnahmen regelt der Minister für Gesundheitswesen.

§ 10

Diese Durchführungsbestimmung tritt am 9. März 1972 in Kraft.

Berlin, den 9. März 1972

Der Minister für Gesundheitswesen
OMR Prof. Dr. med. habil. *Mecklinger*

Sowohl die evangelischen als auch die katholischen Bischöfe nahmen in Erklärungen zu dem neuen Gesetz Stellung.

WORT DER BISCHÖFE DER EVANGELISCHEN LANDESKIRCHEN IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Vom 15. Januar 1972

Am 23. Dezember 1971 wurde in der Presse ein gemeinsamer Beschluß des Politbüros der SED und des Ministerrats der Deutschen Demokratischen Republik bekanntgegeben. Danach soll gesetzlich geregelt werden, daß künftig jede Frau bis zum Ablauf von drei Monaten selbst entscheiden kann, ob sie ihre Schwangerschaft unterbrechen möchte.

Wir können diese Ankündigung einer so erheblichen Freigabe des Schwangerschaftsabbruches nur mit tiefer Bestürzung hören. Um des Evangeliums willen sehen wir uns verpflichtet, den Gliedern unserer Kirchen und allen, die es hören wollen, fürs erste Folgendes zu sagen:

Gott hat uns mit der Fähigkeit, neues Leben zu zeugen, zugleich die Verantwortung für dieses Leben übergeben. Auch keimendes Leben ist nicht unser Eigentum, sondern selbständiges, von Gott uns anvertrautes Leben. Die Ehrfurcht vor dem Leben (Albert Schweitzer) empfinden wir gerade dort, wo Leben wehrlos und schutzbedürftig ist. Der Abbruch einer Schwangerschaft ist Tötung menschlichen Lebens. Gott hat mit dem Gebot „Du sollst nicht töten“ menschliches Leben bejaht und geschützt. Es gibt Grenzfälle, in denen die Tötung dennoch verantwortet werden muß; aber Grenzfälle sind Ausnahmen, die Gottes Gebot nicht aufheben.

Bereits 1965 haben die evangelischen Kirchen das alles klar ausgesprochen. Wir wiederholen es heute nachdrücklich.

Wir verstehen wohl, daß Frauen und Mädchen durch eine Schwangerschaft in erhebliche innere und äußere Not geraten können, weil sie die Schwangerschaft nicht wollten oder weil ihre augenblicklichen Lebens- und Wohnverhältnisse eine Schwangerschaft unmöglich erscheinen lassen. Wir alle wissen aber auch, daß uns heute vielfältige Möglichkeiten der Geburtenregelung gegeben sind, und wir sehen darin den besseren Weg, unsere Verantwortung vor künftigem Leben wahrzunehmen. Der Abbruch der Schwangerschaft ist kein möglicher Weg.

Niemand übersieht heute alle sich aus dem Schwangerschaftsabbruch möglicherweise ergebenden körperlichen, seelischen und sittlichen Schädigungen. Wir müssen aber schon jetzt auf einige schwerwiegende Fragen hinweisen:

Die geplante Regelung, die den Abbruch der Schwangerschaft nahezu unbeschränkt freigibt, legt die Last der Verantwortung allein auf die werdende Mutter. Sie wird dadurch – zumal am Anfang ihrer Schwangerschaft – in vielen Fällen psychisch und auch seelisch überfordert sein. Sehr leicht kann in solcher Situation der aus Gedankenlosigkeit oder Egoismus stammende Rat anderer Menschen die eigene Entscheidung der betroffenen Frau verhindern.

Die geplante Regelung stellt die Ärzte, die durch ihr berufliches Ethos verpflichtet sind, Leben zu erhalten, vor schwere Gewissensfragen. Ärzte und Schwestern werden überdies von ihrem beruflichen Wissen her vor schwierige Entscheidungen gestellt. Verantwortliche Vertreter des Staates haben zugesichert, daß keine Frau zum Abbruch einer Schwangerschaft gezwungen und kein Arzt zur Vornahme dieses Eingriffes genötigt werden soll. Dennoch ist – wenn auch ungewollt – durch solche Freigabe der Tötung unerwünschten Lebens auf die Länge der Zeit eine allgemeine Abstumpfung der Gewissen im Blick auf den Wert des Lebens unausbleiblich. Ein Staat, der Ehe, Familie und Mutterschaft ausdrücklich unter seinen Schutz stellt, kann dies nicht wollen.

Die mit der vorgesehenen Freigabe des Schwangerschaftsabbruches zusammenhängenden Fragen, zu denen auch die des verantwortlichen Umganges der Geschlechter miteinander gehört, müssen in den Gemeinden, in den kirchlichen Ausbildungsstätten und Akademien vorordentlich behandelt werden.

So bitten wir um des Evangeliums willen alle, die es unmittelbar oder mittelbar betrifft.

Macht von der Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruches keinen Gebrauch!

Drängt niemand dazu!

Sucht den Rat anderer Menschen Eures Vertrauens!

Laßt die betroffenen Frauen, Mädchen und Familien in dieser schweren Frage nicht allein!

ERKLÄRUNG DER BERLINER ORDINARIENKONFERENZ ZUR GEPLANTEN „FRISTEN-LÖSUNG“ IN DER DDR

Vom 3. Januar 1972

Die Berliner Ordinarienkonferenz, in der alle katholischen Bischöfe und Bischöflichen Kommissare der DDR zusammengeschlossen sind, hat in einer Erklärung zum bevorstehenden Gesetz über die Legalisierung der Schwangerschaftsunterbrechung bis zum dritten Monat auf Antrag der Frau Stellung genommen. Die neue gesetzliche Regelung war in einer Pressemeldung als „Gemeinsamer Beschluß des Politbüros des Zk der SED und des Ministerrates der DDR“ am 23. Dezember angekündigt worden und hat unter den Gläubigen und vor allem unter Medizinern und Pflegepersonal nicht unerhebliche Unruhe hervorgerufen. Die von der Berliner Ordinarienkonferenz auf einer Sondersitzung beschlossene Erklärung ist am Sonntag, den 9. Januar 1972 von allen Kanzeln der katholischen Kirchen in der DDR verlesen worden und hat folgenden Wortlaut:

„Mit Bedauern und großer Sorge haben wir am 23. Dezember 1971 durch die Presse den Beschluß des Ministerrates der DDR zur Kenntnis nehmen müssen, daß in einer künftigen gesetzlichen Regelung jede Frau selbst entscheiden kann, ob sie bis zum Ablauf von drei Monaten ihre Schwangerschaft unterbrechen möchte.

Als vor über sechs Jahren die Unterbrechung der Schwangerschaft auf Antrag bei der zuständigen Kommission des Gesundheitswesens gesetzlich erlaubt wurde, haben wir in unserer Erklärung vom 1. November 1965 darauf hingewiesen, daß damit eine unheilvolle Entwicklung für das ganze Volk beginnen würde. Dies wird durch die geplante neue Regelung bestätigt, die nach diesen sechs Jahren wiederum der illegalen Abtreibung steuern soll. Sie wird aber selbst wiederum Anfang eines größeren Schadens sein.

Wir müssen heute wie damals an die unaufgebbare christliche Überzeugung erinnern, daß jegliches menschliches Leben seine eigene Würde hat und daher dem Schutz des einzelnen und der Gesellschaft anvertraut ist.

Das Zweite Vatikanische Konzil sagt dazu: ‚Gott, der Herr des Lebens hat den Menschen die hohe Aufgabe der Erhaltung des Lebens übertragen, die auf eine menschenwürdige Weise erfüllt werden muß. Das Leben ist daher *von der Empfängnis an* mit höchster Sorgfalt zu schützen‘ (Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, Nr. 51).

Die Kirche sieht durchaus die möglichen Schwierigkeiten und weiß um persönliche Notlagen, die entstehen können. Dennoch muß sie unsittliche Lösungen ablehnen. Ebenso wie die katholischen Bischöfe der Länder, in denen Schwangerschaftsunterbrechungen bereits gesetzlich erlaubt wurden, erklären wir in Übereinstimmung mit dem Konzil: ‚Abtreibung und Tötung des Kindes sind verabscheuungswürdige Verbrechen‘ (ebd.).

Für den Christen ist das werdende Leben nicht der Verfügung und den Interessen des einzelnen oder der Gesellschaft ausgeliefert. Wir bitten und ermahnen daher alle Gläubigen, ihre Gewissen am Gebot Gottes auszurichten, auch wenn in der Öffentlichkeit mit scheinbar guten Gründen andere Meinungen vertreten werden. Jedes menschliche Leben steht unter dem Schutz des Gebotes Gottes: Du sollst nicht töten.

Es ist die Aufgabe eines jeden Staates, das menschliche Leben zu schützen, zumal das wehrlose Leben, das des besonderen Schutzes bedarf.

Für die werdende Mutter und für das Kind ist in der sonstigen Gesetzgebung der DDR in besonderer Weise gesorgt, in medizinischer, sozialer, arbeitsrechtlicher und finanzieller Hinsicht.

Gerade deshalb ist eine Notlage, die eine Abtreibung rechtfertigen könnte, schwerlich gegeben.

Wenn eine Gesellschaft auf den gesetzlichen Schutz des werdenden Lebens verzichtet, wird sie mit ihrem Bemühen um wahren Humanismus unglaublich unwürdig.

Eine Praxis der Abtreibung werdenden Lebens bis zum dritten Monat, die allein in die freie Entscheidung der einzelnen Frau gestellt wäre, müßte das Empfinden für den Wert des Menschenlebens überhaupt schwer schädigen.

Für das Lebensrecht des Menschen kann es keine zeitlichen Schranken geben. Ebenso wenig wie der Greis darf das Kind im Mutterleib seines Lebens beraubt werden.

Der so zu befürchtende Schaden wäre verhängnisvoller als das ebenfalls zu erwartende Sinken der Geburtenziffer.

Wir Bischöfe treten mit dieser Erklärung auch für die Ärzte und Schwestern ein, die nach ihrem christlichen Gewissen und nach ihrem ärztlichen Ethos bei einer Abtreibung nicht mitwirken können. Wir erwarten, daß ihnen kein persönlicher und beruflicher Nachteil erwächst, wenn sie entsprechend der durch die Verfassung der DDR garantierten Gewissensfreiheit handeln.

Wir Christen sind der Überzeugung, daß unser Festhalten an der Unantastbarkeit und unser Eintreten für den Schutz menschlichen Lebens dem Wohle des einzelnen und der ganzen Gesellschaft dient. Für uns gilt das Gebot Gottes, des Schöpfers: „Du sollst nicht töten.“

Einer weiteren Kontrolle, aber auch einer Sicherung der Frau in gesundheitlicher, beruflicher und sozialrechtlicher Hinsicht dient der „Gemeinsame Beschluß zur Förderung der berufstätigen Mütter, der jungen Ehen und der Geburtenentwicklung“ vom 27. April 1972. Es handelt sich um einen Beschluß, den das ZK der SED gemeinsam mit dem FDGB und dem Ministerrat der DDR erließ im Zusammenhang mit einem neuen Fünfjahresplan. Hinter diesen „flankierenden Maßnahmen“ stehen offenbar auch Erfahrungen in sozialistischen Ländern mit einer unlimitierten Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs und Sorgen vor einem allzu schnellen Anstieg der Anträge auf Schwangerschaftsabbruch. Nach vorliegenden Informationen beobachtet das Ministerium für Gesundheitswesen die weitere Entwicklung mit Aufmerksamkeit, um unter Umständen mit gezielten Maßnahmen eine Ausweitung der Eingriffe ins Uferlose zu verhindern.

GEMEINSAMER BESCHLUSS ZUR FÖRDERUNG DER BERUFSTÄTIGEN MÜTTER, DER JUNGEN EHEN UND DER GEBURTENENTWICKLUNG

Vom 27. April 1972

Ab 1. Juli 1972 werden folgende Maßnahmen durchgeführt:

I. Zur Förderung der berufstätigen Mütter

1. Für alle vollbeschäftigten berufstätigen Mütter mit drei und mehr zum eigenen Haushalt gehörenden Kindern bis zu 16 Jahren wird die 40-Stunden-Woche ohne Lohnminderung eingeführt. Ihr Mindesturlaub wird auf 21 Werktage erhöht. Arbeiten diese Frauen im Mehrschichtsystem, erhalten sie einen Mindesturlaub von 24 Werktagen.

Für alle vollbeschäftigten berufstätigen Mütter mit zwei zum eigenen Haushalt gehörenden Kindern bis zu 16 Jahren wird der Mindesturlaub auf 18 Werktage erhöht.

Arbeiten diese Frauen im Mehrschichtsystem, wird für sie ebenfalls die 40-Stunden-Woche ohne Lohnminderung eingeführt und ein Mindesturlaub von 21 Werktagen gewährt.

2. Der Wochenurlaub wird von 8 auf 12 Wochen verlängert. Damit erhöht sich die bezahlte Freistellung von der Arbeit bei Geburt eines Kindes auf insgesamt 18 Wochen.

3. Alleinstehende Werk tätige erhalten bei Freistellung von der Arbeit zur Pflege erkrankter Kinder ab dem dritten Tag bis längstens 13 Wochen im Kalenderjahr als Unterstützung das gesetzliche Krankengeld, das ihnen nach Wegfall des Lohnausgleichs gewährt wird.

4. Alleinstehende vollbeschäftigte Mütter, denen kein Kinderkrippenplatz zur Verfügung gestellt werden kann und die deshalb die Berufstätigkeit vorübergehend unterbrechen müssen, erhalten für die Dauer der Unterbrechung eine monatliche Unterstützung in Höhe des gesetzlichen Krankengeldes (nach Wegfall des Lohnausgleichs), mindestens jedoch

mit einem Kind 250 M

mit zwei Kindern 300 M

mit drei und mehr Kindern 350 M

Teilbeschäftigte Mütter erhalten diese Mindestbeträge anteilig. Für Studentinnen und Mütter, die sich in einem Lehrverhältnis befinden, sind gesonderte Regelungen zu treffen.

II. Zur Förderung junger Ehen und der Geburtenentwicklung

1. Die Geburtenbeihilfen werden ab erstem Kind einheitlich in Höhe von 1000 M gewährt.

2. a) Junge Eheleute bis zu 26 Jahren, die als Arbeiter, Angestellte, Genossenschaftsbauern und Studenten zum Zeitpunkt der Eheschließung ein gemeinsames monatliches Bruttoeinkommen bis zu 1400 M haben und eine Erst-Ehe schließen, können für die Wohnraumbeschaffung einen zweckgebundenen Kredit aufnehmen für

- die Entrichtung des Genossenschaftsanteiles nach Eintritt in die AWG,
- den Ankauf eines ständig bewohnbaren Fertighauses oder den Bau eines Eigenheimes als Hauptwohnsitz.

Die Höhe dieses Kredits für die Wohnraumbeschaffung wird durch den erforderlichen Kostenaufwand bestimmt. Die Rückzahlung und Verzinsung richtet sich nach den gesetzlichen Bestimmungen.

Bis zu 5000 M dieses aufgenommenen Kredits werden zinslos gewährt. Dieser Kredit kann innerhalb von $1\frac{1}{2}$ Jahren nach der Erst-Eheschließung aufgenommen werden.

Die Tilgung dieses zinslosen Kredits erfolgt innerhalb von 8 Jahren und beginnt spätestens 3 Jahre nach Kreditaufnahme in angemessenen Ratenzahlungen.

b) Junge Eheleute bis zu 26 Jahren, die als Arbeiter, Angestellte, Genossenschaftsbauern und Studenten zum Zeitpunkt der Eheschließung ein gemeinsames monatliches Bruttoeinkommen bis 1400 M haben und eine Erst-Ehe schließen, können auch für die Ausstattung der Wohnung einen zweckgebundenen zinslosen Kredit bis zu 5000 M für die Beschaffung von Möbeln, hauswirtschaftlichen und haushaltstechnischen Gegenständen, Rundfunk- bzw. Fernsehgeräten, von Haushaltswäsche usw. aufnehmen.

Dieser Kredit kann innerhalb von 3 Jahren nach der Erst-Eheschließung aufgenommen werden.

Die Tilgung dieses zinslosen Kredits erfolgt innerhalb von 8 Jahren, beginnend nach Kreditaufnahme in angemessenen Ratenzahlungen.

c) Von dem zurückzuzahlenden Kreditbetrag in Höhe von 5000 M bzw. 10000 M werden erlassen:

bei der Geburt des 1. Kindes 1000 M

bei der Geburt des 2. Kindes weitere 1500 M

bei der Geburt des 3. Kindes weitere 2500 M

Sofern die Restsumme des Kredits bei der Geburt eines dritten Kindes niedriger ist als die festgelegte Erlaßsumme, wird die Differenz bis zur Erlaßmöglichkeit zurückerstattet.

Diese Vergünstigungen bei der Kreditnahme und Rückzahlung gelten auch für junge Ehepaare, wo einer der beiden Partner Arbeiter, Angestellter, Genossenschaftsbauer oder Student ist.

3. Junge Eheleute bis zu 26 Jahren, die als Arbeiter, Angestellte, Genossenschaftsbauern und Studenten zum Zeitpunkt der Eheschließung ein gemeinsames monatliches Bruttoeinkommen bis zu 1400 M haben und eine Erst-Ehe schließen und bereit sind, in eigener

Initiative den Ausbau bzw. die Modernisierung einer zugewiesenen oder von den Eltern übernommenen Wohnung in kommunalen, betrieblichen oder genossenschaftlichen Wohngebäuden durchzuführen, werden dadurch unterstützt, daß die Rechtsträger solcher Wohnungen dafür einen zweckgebundenen Kredit durch das zuständige Kreditinstitut erhalten.

Die Verzinsung und Tilgung dieses Kredits durch den Rechtsträger richtet sich nach den gesetzlichen Bestimmungen.

4. Familien mit drei und mehr Kindern bis zu 18 Jahren wird für gemeinsame Fahrten mit der Eisenbahn eine Fahrpreismäßigung in Höhe von $33\frac{1}{3}$ Prozent für Hin- und Rückfahrten mit dem Reiseziel in der DDR gewährt. Sie erhalten die Vergünstigungen gegen Vorlage des Personalausweises für Bürger der DDR bzw. einer Bestätigung des zuständigen örtlichen Rates. Sie können die Fahrpreismäßigung in Anspruch nehmen, wenn mindestens 3 Personen der Familie reisen.

3. BUND DER EVANGELISCHEN KIRCHEN IN DER DDR

a) Allgemeines

Über die allgemeine Situation des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR, über den Stand seiner Arbeiten und Aufgaben im Jahre 1972, über den Umfang seiner Tätigkeit und seine einzelnen Arbeiten unterrichtet am besten der Bericht, den die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR an die erste Synode des Kirchenbundes zu ihrer vierten Tagung vom 30. Juni bis 4. Juli in Dresden-Strehlen gegeben hat. Der Charakter dieses Berichtes erlaubt schlecht eine Aufteilung nach Sachgebieten. Spätere Spezialkapitel dieser Dokumentation des Jahrbuches setzen daher die entsprechenden Abschnitte dieses Gesamtberichtes jeweils voraus.

BERICHT DER KONFERENZ DER KIRCHENLEITUNGEN AN DIE SYNODE DES BUNDES IM SOMMER 1972

1. Der Bericht der Konferenz der Kirchenleitungen für die Synode des Bundes im Juli 1971 in Eisenach schloß mit den folgenden Sätzen:

„Der Bund wird sich als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft der Kirchen in der sozialistischen Gesellschaft bewähren müssen. Bewährung verlangt kritische Selbstprüfung und ein immer neues Anvisieren des Zieles. Mögen der Synode erste Schritte auf diesem Wege gelingen!“

Ein Mitglied der Konferenz mit einem besonderen Faible für dergleichen Dinge hat festgestellt, daß der Bund in diesen Wochen genau tausend Tage alt geworden ist. In der Tat, in einer Zeit, in der über bestimmte Dinge erst anhand tatsächlicher oder gesuchter Jubiläen nachgedacht wird, ein Anlaß zu kritischer Selbstprüfung und zu neuem Anvisieren der alten Ziele. Für nüchterne Betrachter mag der Hinweis genügen, daß dies die vorletzte Tagung innerhalb der laufenden Legislaturperiode dieser Synode ist und daß eine neue Synode in gewissem Sinne von vorn anfangen muß, bis sie wenigstens wieder tausend Tage alt geworden ist.

Der Entwurf für den Bericht der Konferenz ist diesmal von einer Gruppe aus der Konferenz verfaßt worden. Aus Gründen der Abwechslung und der sachlichen Gliederung haben wir uns außerdem entschlossen, den Bericht zu dritt vorzutragen. Der Bericht bringt zunächst fünf allgemeine, beschreibende und zum Teil kritische Aussagen über den gegenwärtigen Sachstand der Arbeit des Bundes.

Anhand präzisen und in die Einzelheiten gehenden Materials wird dieser Sachstand dann

erläutert. Um nicht zu ausführlich – und damit möglicherweise langatmig – zu werden, haben wir daher Beispiele gewählt, die unseres Erachtens nach typisch sind für den gesamten Sachstand.

Schließlich wird versucht, praktische Schlußfolgerungen zu ziehen und die Synode anzuregen, daß sie Sachprioritäten setzt, die geeignet sind, im Rahmen der Richtlinienkompetenz der Synode die Arbeitsweise des Bundes stärker und besser zu profilieren.

2. Fünf Aussagen zum gegenwärtigen Sachstand:

2.1. Dem Bund ist es noch nicht gelungen, die durch ihn gewollte Zeugnis- und Dienstgemeinschaft überzeugend auszudrücken. Das gilt für seine Verankerung im Bewußtsein der Gemeinden und für sein Verhältnis zur Gesellschaft insgesamt.

Wie schon immer bei Zusammenschlüssen über die Landeskirchen hinaus ist auch bei dem Bund deutlich, daß Bundesangelegenheiten nur einen geringen Raum in der Wirklichkeit der Gemeinden einnehmen. Das zeigte sich auch im Verfolg der Eisenacher Bundes-synode 1971. Das schwache Echo auf den Brief der Synode an die Gemeinden könnte ein Zeichen dafür sein, daß die Gemeinden den Bund nicht mit den Stichworten „Zeugnis“ und „Dienst“ in Verbindung bringen, sondern eher mit „Behörde“. Gute Gedanken, geäußert in Synoden, in Konferenzen der Kirchenleitungen, auf ökumenischen Reisen, in in- und ausländischen Presseorganen sind weniger Ausdruck eines allgemeinen Gemeindevillens als einiger Spezialisten.

Am deutlichsten wird dieser Tatbestand vielleicht an der geringen Wirksamkeit unseres Zeugnisses gegenüber der Welt, in der wir leben. Der Bund ist der sozialistischen Wirklichkeit der DDR in großer Offenheit gegenübergetreten, angefangen bei der immer wieder neu ins Spiel gebrachten Bereitschaft des einzelnen Christen, mit seinen Kräften und Begabungen am Aufbau unsers Landes mitzuarbeiten – immerhin rechnen sich gut 50 % der Einwohner der DDR zu den Kirchen des Bundes –, bis hin zum Eintreten der Bundesgremien für die Europäische Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit, für die Beteiligung der DDR an der Stockholmer Konferenz für Umweltschutz und für die Aufnahme der DDR in die Vereinten Nationen. Trotzdem haben wir mitunter den Eindruck, dieses Zeugnis des Bundes sei nicht als schöpferischer Beitrag akzeptiert, sondern eher opportunistisch mißverstanden worden. Bei all ihrer Offenheit will Kirche aber auch im Sozialismus Kirche bleiben, eine Gemeinschaft von Christen in einer sozialistischen Umwelt, Christen, die ihres Glaubens leben und ihrem Herrn nachfolgen und so ihren Weg finden zum Besten ihres Volkes. Das bedeutet aber, daß Kirche ihren Gehorsam nicht teilen kann. Sie ist ihr ganzes Leben ihrem Herrn schuldig, und sie will ihr gesamtes Handeln, vom Gottesdienst über die Bibelstunden, die Arbeit mit der Jugend, das gesellschaftliche Engagement der Christen hinweg bis zu ihrem Einsatz für die großen Fragen des Weltfriedens als solchen ungeteilten Gehorsam verstanden wissen, es sei denn, sie nimmt sich selber als Kirche nicht mehr ernst und hat dann auch keinerlei Anspruch mehr darauf, in ihren Entscheidungen, auch ihren politischen Entscheidungen ernst genommen zu werden.

Repräsentanten des Staates haben in letzter Zeit in Gesprächen mit Vertretern der Kirchen mitunter gesagt, Kirche sehe sich damit zu weit. Es sei Sache des Staates festzustellen, was keinesfalls Aufgabe der Kirchen sein könne. Innerhalb solcher Grenzen sei genügend Raum für die seelsorgerliche und diakonische Tätigkeit der Kirchen. Offenbar auf Grund dieses Verständnisses werden z.B. durch die Veranstaltungsverordnung Unterschiede zwischen anmeldefreien und anmeldepflichtigen kirchlichen Veranstaltungen gemacht. Die Kirche Jesu Christi kann jedoch nicht von dem Zeugnis lassen, daß Jesus Christus Herr aller Bereiche des Lebens ist. Auch der Glaube des einzelnen ist ungeteilt. Das muß notwendig seine Auswirkungen auf alle gesellschaftlichen Bezüge haben, in die der einzelne verflochten ist. Sonst würde der christliche Glaube verleugnet. Nur wenn der Christ mit ganzem Herzen Christ sein kann, wird er auch innerlich frei sein für den Dienst, den Staat und Gesellschaft von ihm erwarten dürfen. Vielleicht kann auch das Thema dieser Tagung der Synode dazu helfen, dies als Zeugnis verständlich und deutlich zu machen. Und das heißt deutlich zu machen, daß auch dieses Zeugnis nichts anderes ist als die gute Nachricht Gottes für das Land, in dem wir leben.

2.2. Der Bund ist noch immer keine Kirchengemeinschaft, die in erster Linie vom gemeinsamen Zeugnis und Dienst aller beteiligten Landeskirchen bestimmt wäre.

Wir stellen uns den Bund als eine Gemeinschaft von Kirchen vor, die unter der Frage: Was dient der Sache Jesu Christi? sachlich und nüchtern entscheidet, welche Aufgaben auf welcher Ebene am besten wahrgenommen werden können. Ungeachtet mancher durch die landeskirchliche Tradition bedingten Schwierigkeiten ist unablässig zu prüfen, welche Modelle gefunden werden können, damit Gemeinsames gemeinsam getan werden kann. Darum haben wir von vornherein abgesehen von dem Konzept einer Großkirche, die ihre Chance in einer Neugliederung sieht, bei der die bisherigen Landeskirchen ihr Profil verlieren zu Gunsten eines organisatorischen Zentralismus, eines „Mitteldinges zwischen Altpreußen und Großsachsen“, wie neulich einmal formuliert wurde. Wir wenden uns aber auch gegen eine lose Arbeitsgemeinschaft, deren Mitglieder im Bund lediglich eine Umschlagstelle für unverbindlichen Informationsaustausch sähen. Eine lose Arbeitsgemeinschaft, die nach dem Bund schrie, wo eigenes Geld, eigene Kräfte, eigene Fantasie erlahmen, die im Bund unter Umständen die Möglichkeit erblickte, die anderen dazu zu bringen, daß sie sich den eigenen bisher praktizierten Lösungen anschließen. Das hat den zusätzlichen Vorteil, daß man alles, was nicht klappt und was unterbleibt, dem Bund in die Schuhe schieben kann.

Der in Aussicht stehende baldige und positive Abschluß der Leuenberger Gespräche mit einer Konkordie läßt hoffen, daß die Landeskirchen unbefangener an die Aufgabe eines gemeinsamen Zeugnisses und Dienstes herangehen können. Vermutlich werden die Gemeinden an dieser Stelle sehr viel wacher die Entwicklung beobachten, als sie es manchen anderen gesamtkirchlichen Entscheidungen gegenüber getan haben. Eine Konkordie wird nicht nur geschlossen, sie muß auch praktiziert werden. Der Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, Dr. Appel, hat bei dem Besuch des Vorstandes in Genf den Abschluß einer Konkordie ohne weitere Auswirkungen als eine „kalte Kirchengemeinschaft“ bezeichnet. Wenn die Landeskirchen ihre Zustimmung zum Leuenberger Entwurf geben, dann wird sich das praktisch auch in ihrem Verhältnis zum Bund erweisen müssen.

2.3 Die bisherigen gesamtkirchlichen Aufgaben sind durch den Bund übernommen worden. Es ist dabei nicht gelungen, zu einer wirklichen Umprofilierung zu kommen.

Die Bestandsaufnahme ist nunmehr abgeschlossen.

So wurde bei der Arbeit der Kommissionen und Ausschüsse vielfach angepackt, was dringlich und nötig vor den Füßen lag, ohne daß prognostische Überlegungen genügend bedacht werden konnten. Von daher ist die Zahl der neuen gesamtkirchlichen Aktivitäten noch gering. Die Erwartungen, daß mit dem Bund solche neuen Arbeiten sprunghaft wirksam würden, konnten in dieser Weise nicht erfüllt werden. Wahrscheinlich waren sie auch zu weit gespannt, weil die gewachsenen Strukturen ihr Recht verlangen. Erst mußten sich Arbeitsgruppen konstituieren, ihre Position erkennen und Wege des Zusammenwirkens erproben. Bis für die Zukunft wichtige Ergebnisse erzielt werden, ist ein weiter Weg nötig.

2.4. In einer von der Situation her gegebenen Auswahl und im Vorgriff auf sich abzeichnende umfangreichere Gesamtaufgaben hat der Bund einige neue notwendige Gemeinschaftsaufgaben in Angriff genommen.

Bei einer ganzen Reihe anstehender Fragen, über die der erläuternde nächste Hauptteil im einzelnen unterrichten wird, hat der Bund Initiativen entfaltet, die zum Teil abgeschlossen und in die Tat umgesetzt werden konnten. Wir verweisen hierbei auf den Arbeitsbericht des Bundes, der den Informationstagungen im Januar vorgelegen hat. Hier wird man Mangel an Fleiß und Fantasie nicht kritisieren können. Im Gegenteil! Im Blick auf die Fülle der in Angriff genommenen Aufgaben ist zu fragen, ob nicht zu Gunsten einer Gesamtkonzeption deutlichere Prioritäten gesetzt werden müßten. Weiter wäre zu fragen, ob der Weg angemessen ist, den Kommissionen und Ausschüsse zu gehen haben. Damit die Leitungsaufgabe bei einer Stelle bleibt (für die Richtlinien ist das die Synode, für die Einzelfestlegungen die Konferenz), können sie ihre Ergebnisse wohl nur über die Konferenz in verbindlicher Form weitergeben. Die Verbindung zwischen der Arbeit des Bundes und allen Fachreferenten in den Landeskirchen scheint gegenwärtig noch nicht endgültig zu sein.

2.5. Betrachtet man die Synode und die Konferenz der Kirchenleitungen als die beiden Brennpunkte im Leben des Bundes, so liegt – das muß zugegeben werden – der Schwerpunkt praktisch bei der Konferenz.

Die Konferenz der Kirchenleitungen hat sich gut eingearbeitet. Es herrscht ein brüderlicher, kameradschaftlicher und in gutem Sinne respektvoller Ton in ihren Sitzungen. Die Aussprachen der Konferenz umfassen in der Regel die gesamte Breite des Beratungsgegenstandes – sofern der Punkt nicht am Ende der Tagesordnung stehend dem Uhrzeiger zum Opfer fallen muß –, es gibt keine Tabus. Möglicherweise haben manche auftretenden Schwierigkeiten ihre Ursache darin, daß für die Arbeit der Konferenz keine präziseren Richtlinien vorliegen. Es erscheint allerdings fraglich, ob eine präzisere Wahrnehmung der Richtlinienkompetenz durch die Synode hier grundlegenden Wandel schaffen kann. Das Zusammenwirken zwischen Synode und Konferenz wird erneut bedacht werden müssen. Die Bedeutung der Synode in der Arbeit der Konferenz würde dadurch verstärkt, wenn es für die synodalen Mitglieder eine Vertretungsmöglichkeit gäbe, wie das für die Bischöfe, die Vertreter der Kirchenleitungen und den Präses möglich ist.

3. Die einzelnen Bereiche.

Wie hat die Konferenz während des vergangenen Jahres ihre Leitungsaufgabe wahrgenommen? Die folgenden Punkte können – wie bereits angedeutet – nur unvollständige Einzelbeispiele sein, an denen die aufgezeigten Tendenzen deutlich gemacht werden sollen.

3.1. Die Auswirkungen für die Gemeinden.

Bei aller Arbeit der kirchenleitenden Organe ist die Auswirkung auf die unmittelbare Wirklichkeit in den Gemeinden nicht immer gleich offensichtlich. Trotzdem stand bei den vielfachen Einzelentscheidungen diese Beziehung ständig deutlich vor Augen. Die Tagung der Synode wird sich überlegen müssen, wie sie das geringe Echo des Briefes an die Gemeinden im vergangenen Sommer erklären kann. Sie muß Wege suchen, die eine direktere Verklammerung zwischen der Arbeit der Synode des Bundes und der Synoden der Landeskirchen ermöglichen und Anstöße für die Arbeit in den Gemeinden geben.

3.1.1. Bei verschiedenen Anlässen und zu verschiedenen Fragen ist den Gemeinden über die Landeskirchen Material zu Orientierung und Hilfe angeboten worden. Im Zusammenhang mit der Predigthilfe zum Bußtag 1971 wurde darüber gesprochen, welchen Platz die nicht mehr gesetzlich geschützten Feiertage im kirchlichen Leben haben und haben sollen. Die bisherigen Erfahrungen sind für eine endgültige Beurteilung noch nicht ausreichend; darum soll die Entwicklung nach einer angemessenen Zeitspanne erneut analysiert werden.

3.1.2. Die Bischöfe sahen sich zu Beginn der Adventszeit veranlaßt, an alle Superintenden einen Brief zu richten, der sich mit den Tendenzen auf dem Gebiet der Volksbildung beschäftigte, die schon im vorjährigen Bericht aufgeführt werden mußten. Auf verschiedenen Ebenen ist in ungezählten Gesprächen immer wieder auf dieses Problem hingewiesen worden. Dabei wurde eine Fülle von Beispielen genannt. In einer Reihe von Fällen sind solche Beschwerden als nicht typische Übergriffe erklärt und mit zufriedenstellendem Ergebnis ausgeräumt. Die Besorgnisse innerhalb der Gemeinden sind freilich damit noch nicht beseitigt. Es geht dabei gar nicht nur um Zulassungen zu qualifizierterer Bildung. Für Nichtzulassungen müssen überzeugende Begründungen gegeben werden, wenn nicht der Eindruck bestehen bleiben soll, kirchliches Engagement von Jugendlichen und ihren Eltern könne eine Zulassung zur Erweiterten Oberschule oder zum Studium erschweren. Leider werden immer wieder Fälle bekannt, in denen Kinder wegen ihrer Teilnahme an der Christenlehre inmitten ihrer Klassen und Gruppen abwertend herausgestellt werden. Die Feststellung, die Erziehung der Jugend sei tatsächlich atheistisch bestimmt, erscheint uns nicht übertrieben. Angesichts der weltanschaulichen Grundvoraussetzungen der marxistisch-leninistischen Partei und des aus ihnen folgenden Wissenschaftsbegriffes ist das in keiner Weise verwunderlich. Die christliche Kirche hat aber keinen Grund, an dieses schwierige Thema nicht zu rühren. Die Überzeugungskraft einer Weltanschauung wird entwertet, wenn auch nur der Anschein entsteht, aufweisbare Vorteile könnten durch einseitige opportunistische Stellungnahmen oder durch Abwendung von der Kirche erlangt werden. Besteht nicht die Gefahr einer Verleitung zur Heuchelei, wenn Einzelbeispiele – zumal wenn sie immer wieder vorkommen – unter Kindern und Jugendlichen einen derartigen Anschein erwecken? Ist unserer Gesellschaft damit gedient?

3.1.3. Die unerwartete Initiative von Politbüro und Ministerrat und das daraus folgende

Gesetz über den Schwangerschaftsabbruch haben die Konferenz mehrfach beschäftigt. Die Konferenz hat die Bischöfe gebeten, schnell auf die neue Situation zu reagieren. Die Bischöfe haben mit ihrem Wort vom 15. Januar auf die in den Gemeinden aufgebrochenen Fragen eine erste Antwort geben wollen. Damit die ausführliche Sachdiskussion so breit wie möglich weitergeführt werden kann, sind die Orientierungshilfen im März 1972 herausgegeben. Es kann nicht damit getan sein, diese Ausarbeitungen zur Kenntnis zu nehmen. Es muß auf allen Ebenen weitergearbeitet werden. Die praktischen Auswirkungen der neuen Regelung auf die gesellschaftliche Wirklichkeit der DDR lassen sich natürlich nach wenigen Monaten nicht überblicken. Für die weitere Diskussion und die ethische Beurteilung des Problems wird die fortschreitende medizinische Forschung besonders sorgfältig beachtet werden müssen. Sehr bald nach Ankündigung der bevorstehenden gesetzlichen Neuregelung haben Vertreter des Ministeriums für Gesundheitswesen und der Dienststelle des Staatssekretärs für Kirchenfragen einigen – von ihnen eingeladenen – Vertretern der Konferenz die Hintergründaspekte der Gesetzesinitiative deutlich gemacht. Dieses Gespräch hatte einen umfassenden sachlichen Charakter und zeigte deutlich, daß die Vertreter des Gesundheitsministeriums den Schwangerschaftsabbruch ausdrücklich als die letzte Möglichkeit ansehen, die keineswegs zum Normalfall der Familienplanung werden dürfe. Es muß dankbar festgestellt werden, daß die gesetzlichen Maßnahmen zur Unterstützung junger Ehepaare und alleinstehender Mütter diese Haltung inzwischen konkret untermauert haben.

Die Konferenz kann sich dem Wort der Bischöfe nur anschließen und noch einmal bekräftigen, daß Christen von der gesetzlich gegebenen Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs keinen Gebrauch machen mögen.

3.1.4. Die im vorigen Jahr angekündigten Gemeindegemeinschaften zum Thema „Das Heil der Welt heute“ sind durch den eingesetzten Vorbereitungsausschuß energisch weiter vorbereitet worden. Dabei kommt es zugleich auf das Thema und den Stil der Durchführung an, von dem ein Beitrag zur weiteren Mündigkeit der Gemeinde erwartet wird. Die Konferenz hat ein Zwischenergebnis ausführlich erörtert und die Landeskirchen um Stellungnahme gebeten. Danach soll das Material endgültig formuliert werden. Im Gespräch der Konferenz wurde deutlich, daß die Entscheidung über Durchführung der Gemeindegemeinschaften in jedem Falle bei der einzelnen Gliedkirche liegt.

3.1.5. Schon im vergangenen Jahr wies der Bericht ausführlich auf die Schwierigkeiten bei der Auslegung der Verordnung über die Durchführung von Veranstaltungen vom 26. 11. 1970 hin. Konferenz, Vorstand, Sekretariat sowie die leitenden Juristen und die Leitungen der Landeskirchen mußten sich immer wieder mit dieser Frage beschäftigen. Nachdem in den ersten Monaten des Jahres 1971 von verantwortlichen staatlichen Vertretern versichert worden war, im Blick auf die Anmeldung kirchlicher Veranstaltungen bleibe es bei der früheren Regelung, ist seit Sommer 1971 den Vertretern der Kirchen mehrfach mündlich eine veränderte Auslegung der Verordnung vorgetragen worden. Dabei ist besonders zum Ausdruck gekommen, daß die Liste der in § 7 Absatz 3 e) aufgeführten religiösen Handlungen nicht als beispielhaft, sondern als vollständig anzusehen sei. In dieser Aufzählung der anmeldefreien kirchlichen Veranstaltungen durch eine Verordnung des Ministerrates wird eine Konkretisierung der religiösen Handlungen im Sinne von Artikel 39 Absatz 1 der Verfassung gesehen. Wir vermögen nicht einzusehen, daß den Organen der Deutschen Volkspolizei die Entscheidung, was religiöse Handlungen sind, überlassen sein kann. Vielmehr meinen wir, daß es allein Aufgabe der Kirche ist zu bestimmen, was als religiöse Handlung zu gelten hat. Das schließt ein, daß die Kirche die volle Verantwortung dafür zu übernehmen hat, daß die kirchlichen Veranstaltungen religiösen Inhaltes sind und daß ein irgendei gearteter Mißbrauch unterbleibt.

Der Vorstand der Konferenz hatte am Ende des Jahres 1971 den Staatssekretär für Kirchenfragen in dieser Sache um ein Gespräch gebeten. Vertreter aus allen Landeskirchen wurden am 5. Februar 1972 noch einmal in der gleichen Richtung informiert, wie es auf verschiedenen Gesprächsebenen in den Monaten davor erfolgt war. Ein Gespräch des Staatssekretärs für Kirchenfragen mit dem Vorstand der Konferenz fand dann unmittelbar vor der Tagung der Synode am 26. Juni statt. Dabei wurden von den Mitgliedern des Vorstandes die Schwierigkeiten im Verständnis und bei der Praktizierung der Veranstaltungs-Verordnung mit Nachdruck vorgetragen. Die staatlichen Vertreter haben die Erwartung

geäußert, daß die Konferenz ihre entsprechenden Beschlüsse aufhebt. Zum Abschluß der Unterredung, die auch andere grundsätzliche und praktische Fragen behandelte, stellte der Staatssekretär weitere Gespräche in Aussicht.

Die Konferenz befürchtet nach wie vor, daß die bisherige Staatliche Praxis in Bezug auf die Anmeldung kirchlicher Veranstaltungen beständige Unsicherheit und Beunruhigung im Verhältnis von Staat und Kirche mit sich bringt.

3.2. Theologische Fragen.

3.2.1. Nachdem die Gemeinsamkeit mit der römisch-katholischen Kirche bei einem neuen deutschen Text des apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht voll erreicht werden konnte, hat die Konferenz den Kirchen des Bundes eine gemeinsame Textfassung zur Einführung ab 1. Advent 1972 empfohlen. Ökumenische Rücksichten waren für die weitgehende Angleichung des Textes maßgebend. Die Landessynoden haben teilweise bereits gemäß der Empfehlung beschlossen, teilweise steht eine Entscheidung noch aus. In allen Kirchen des Bundes erscheint die Einführung dieses Textes als praktikable Lösung, auch wenn gewichtige Bedenken bestehen bleiben. In der Konferenz wurde von Anfang an darauf aufmerksam gemacht, es könne nicht allein bei der Neuübersetzung dieses altkirchlichen Bekenntnisses bleiben, sondern alle Möglichkeiten müßten ausgeschöpft werden, den Inhalt christlichen Bekenntens in gegenwärtiger Sprache zu formulieren. Die Liturgischen Ausschüsse der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik und der Evangelischen Kirche der Union werden bei einer künftigen gemeinsamen Arbeit an neuen Aufgaben auch die Versuche solcher Formulierungen sammeln und koordinierend tätig sein.

3.2.2. Die Vorbereitungen für ein Glaubensbuch, das die Synode bereits vor zwei Jahren angeregt hat, sind – wenn auch schleppend – weitergegangen. Trotz der Bedenken, ob nach Fertigstellung des Buches ein Druck möglich sein wird, soll diese Arbeit verstärkt fortgeführt werden. Die Besorgnisse ergeben sich aus der Tatsache, daß in zunehmendem Maße von den verantwortlichen Stellen des Ministeriums für Kultur Einwände gegen den Inhalt theologischer Veröffentlichungen geäußert werden. Es ist zu befürchten, daß wesentliche Inhalte biblischer Verkündigung (z.B. werden das Verständnis des Menschen als Sünder und die Wirklichkeit der Sünde als Verneinung der optimistischen Grundhaltung einer sozialistischen Gesellschaft verstanden) und theologischer Forschung mit solchen Aussagen nicht mehr gedruckt werden können. In einem weltanschaulich geprägten Staat werden immer Einwendungen gegen gewisse kirchliche Aussagen gemacht werden. Der christlichen Kirche kann aber doch wohl nicht zugemutet werden, daß sie auf die Vermittlung biblischer Grunderkenntnisse verzichtet.

Angeichts der Neubildung volkseigener Betriebe muß die Zusage des Staatssekretärs dankbar zur Kenntnis genommen und begrüßt werden, daß die Herstellung kirchlicher Veröffentlichungen im bisherigen Umfang weiter gewährleistet bleibt. In diesem Zusammenhang konnte die Konferenz an der Tatsache nicht vorübergehen, daß, von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aspekten abgesehen, für eine Anzahl bisheriger Komplementäre schwere persönliche Belastungen mit dieser Umstellung verbunden waren.

3.2.3. Nach Bekanntwerden des Entwurfes für die Erklärung zur Kirchengemeinschaft (Leuenberger Konkordie) ist die Diskussion in den Landeskirchen in Gang gekommen. Eine Reihe von Bedenken gegenüber diesem Plan einer Konkordie dürfen nicht vom Tisch gewischt, sondern müssen ausdiskutiert werden. Auf allen Ebenen ist die theologische Arbeit über Kirchengemeinschaft weiterzutreiben, ohne daß dadurch praktische Folgen aufgeschoben werden dürfen. (Sowohl ein pragmatischer Unionismus als auch eine von der institutionell-organisatorischen Wirklichkeit losgelöste theoretische Diskussion müssen vermieden werden.) Beide Arbeitsrichtungen durchdringen sich wechselseitig und sind nicht ohne Schaden voneinander zu isolieren.

In einer gemeinsamen Sitzung haben sich die Lehrgesprächskommission und der Bischofskonvent mit dem Entwurf der Erklärung befaßt. Den Synoden wurde der Text mit einer grundsätzlichen positiven Stellungnahme, wünschenswerten Änderungen und Ergänzungen zugeleitet. Dabei möchte bisher keine der Landeskirchen eine Veränderung zur unumgänglichen Bedingung einer Annahme machen, obwohl Änderungen für wünschenswert gehalten werden. Eine zweite Vorkonferenz ist vorgeschlagen worden. Nach

der Stellungnahme der Landeskirchen – dabei wird auf allseitige Zustimmung gehofft – soll der Text diesmal nicht eine von den einzelnen Kirchen verantwortete gleichlautende Erklärung, sondern eine von allen acht Kirchen gemeinsam verantwortete Erklärung sein.

3.2.4. Die Konferenz hat einen neuen Facharbeiterkreis zur Besprechung der Tauffragen beauftragen müssen, weil sich ergeben hat, daß der bisherige Taufausschuß nicht zu einem endgültigen Ergebnis gelangte und für die Weiterarbeit keine guten Aussichten bestanden. Bei den zum Taufverständnis aufgebrochenen Sachfragen und praktischen Konsequenzen soll nach einer Gemeinsamkeit innerhalb der Kirchen des Bundes getrachtet werden, weil angesichts der Mobilität der Gemeindeglieder eine uneinheitliche Praktizierung (oder gar Festschreibung) der Ordnung des kirchlichen Lebens Unsicherheit mit sich brächte.

3.2.5. Eine gleiche Unsicherheit beschäftigt die Gemeinden seit mehr als anderthalb Jahrzehnten in Bezug auf die Konfirmation. Auch hier wird der Versuch gemacht, zu einheitlicherem Verständnis und Vorgehen zu kommen. Den Landeskirchen liegt eine Ausarbeitung des Ausschusses für Theologie vor. Sie sollen sich bis zum Herbst zu einer geplanten Aufgliederung des konfirmierenden Handelns der Kirche äußern. Es muß wenigstens der Versuch gemacht werden, einen Teil der bestehenden Diskrepanz innerhalb des Bundes abzubauen.

3.2.6. Angesichts der Vielfältigkeit von Studienaktivitäten an den unterschiedlichsten Arbeitsstellen und Instituten schien es sich zunächst anzubieten, für die Arbeit des Bundes nötige Studienprojekte auftragsweise an diese oder jene Stelle zu geben. Die Konferenz ist jedoch inzwischen zu der Überzeugung gekommen, es sei praktischer – und es dürfte auch billiger sein – wenn in einer Studienabteilung des Bundes eine gewisse Konzentrierung von Studien erfolgt und einzelne Aufgaben anderer – kleinerer – Studienkapazitäten aufgenommen werden können. Die hierfür notwendige Planung verdient besondere Aufmerksamkeit.

3.3. Ausbildung.

3.3.1. Konzentration ist auch für die kirchliche Ausbildung erforderlich. Es muß nachdrücklich geprüft werden, ob es nötig ist, alle kirchlichen Ausbildungsstätten in ihrer gegenwärtigen Gestalt weiterzuführen. Ein gutes Beispiel für künftige Entwicklungen bieten die Diakonienanstalten mit ihrer Spezialisierung. Ein erster – und vermutlich sofort realisierbarer – Schritt wäre der Austausch zwischen den einzelnen Ausbildungsstätten. Besonders für Katecheten und Gemeindeglieder muß nach einer sinnvollen Lösung im Rahmen des Bundes gesucht werden.

3.3.2. Für die katechetische Ausbildung der B-Kirchenmusiker hat sich eine günstige Lösung ergeben. Fast alle Landeskirchen beteiligen sich an einer gemeinsamen Ausbildung, für die der Bund die Verantwortung trägt.

3.3.3. Die Weiterbildung von Pfarrern und Kirchenjuristen ist auf der Ebene des Bundes in Gang gekommen und bringt einige sichtbare Ergebnisse. Besonders bei der Pfarrerweiterbildung sollte die Kooperation zwischen den einzelnen landeskirchlichen Stellen weitergeführt werden, wie sie bereits teilweise begonnen hat.

3.3.4. Die kirchlichen Ausbildungsstätten für theologische und vorthologische Ausbildung sind gut ausgelastet.

An allen staatlichen Hoch- und Fachschulen besteht – gegenüber dem Vorjahr unverändert – keine Möglichkeit zum Studium für Bausoldaten, die ihren Wehersatzdienst abgeleistet haben. Die Worte der Synode aus Eisenach behalten hier unverändert Gültigkeit.

3.4. Ökumene.

3.4.1. Die ökumenischen Beziehungen des Bundes sind weiter vertieft worden. Delegationen führen nach Polen zum Ökumenischen Rat, in die UdSSR zur Russischen Orthodoxen Kirche (dabei ist es auch zu einer Begegnung mit der Lutherischen Kirche in Lettland gekommen), in die Schweiz zu den ökumenischen Dienststellen und zum Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund; im Herbst wird eine Delegation den Französischen Protestantischen Kirchenbund besuchen. Ein Zeichen für die gewachsenen Verbindungen zu anderen Kirchen sind auch die Gäste aus den verschiedenen Kirchen bei dieser Tagung der Synode. Der Besuch des Vorstandes der Konferenz in Genf fand nicht nur bei den ökumenischen Stellen, sondern auch darüber hinaus besonderes Interesse. Dabei wurde die Tatsache beson-

ders beachtet, daß es sich um den gesamten Vorstand handelte. Weil der Termin der Reise zur Zeit eines Höhepunktes der Diskussion um die Verträge der Bundesrepublik Deutschland stattfand, wurde dieses Thema in verschiedenen Anfragen von Journalisten immer wieder berührt.

Bei den Sachgesprächen in Genf zeigte sich in erfreulicher Weise, daß der Bund das Ziel, seine Arbeit im ökumenischen Kontext zu tun, im Auge behalten hat. Es konnten wichtige Verabredungen für noch engere Zusammenarbeit getroffen werden. Von den Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik wird seitens der ökumenischen Arbeitsstellen ein intensives theologisches Mitdenken an den Fragen der Gegenwart erwartet.

3.4.2. Die Stellungnahmen zum Thema Europäische Sicherheit wurden bereits erwähnt. Die Vorbereitung des Ausschusses Kirche und Gesellschaft hat hier gute Früchte erbracht. Das lebhafteste Interesse unserer Kirchen an den Fragen der Europäischen Sicherheit und Zusammenarbeit zum Ausdruck zu bringen und Impulse für die Weiterarbeit zu gewinnen, hat die Mitarbeit von Frau Oberkirchenrätin Lewek am Forum der europäischen Öffentlichkeit in Brüssel zum Ziel gehabt.

Auf Wunsch des Staatssekretärs für Kirchenfragen fand am 10. Mai 1972 ein Gespräch mit dem Vorstand der Konferenz und dem Präsidium der Synode statt. Im Mittelpunkt standen das Thema Europäische Sicherheit und die internationale Stellung der Deutschen Demokratischen Republik. Dabei konnten auch die Erfahrungen mancher kirchlicher Delegationen weitergegeben werden, wie sehr außen- und innenpolitische Fragen ineinander verzahnt sind. Unsere Delegationen werden immer wieder gefragt, wie kirchliche Existenz in einer sozialistischen Gesellschaft verstanden wird und sich vollzieht. Weil wir erfahren haben, daß unsere Aussagen zu Grundfragen Europas auch an der Situation der Kirchen innerhalb der sozialistischen DDR gemessen werden, möchten wir mit freiem Herzen solche Anfragen beantworten können.

3.4.3. Mit der Berliner Ordinarienkonferenz der römisch-katholischen Kirche wurden Richtlinien für Trauungen und Seelsorge konfessionell gemischter Ehen verabredet. Die gemeinsame Konsultativgruppe beider Konferenzen ist in gegenseitiger Information bemüht, die Zusammenarbeit in wichtigen vorwiegend praktischen Fragen zu verbessern. An Stelle von Bischof D. Krummacker hat die Konferenz in diese Gruppe Landesbischof Dr. Hempel berufen.

3.4.4. Im Mittelpunkt der Gespräche mit Vertretern der Kirchen aus der Bundesrepublik standen neben eingehenden Aussprachen zur jeweiligen Situation Fragen über das Bild des Pfarrers in der heutigen Zeit, der Stand der Lehrgespräche und die Information über das Leben in den Kirchen und kirchlichen Zusammenschlüssen.

3.4.5. Als Nachfolger für Landesbischof D. Noth im Zentralausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen ist Oberlandeskirchenrat von Brück für den Rest der Legislaturperiode, also bis zur nächsten Vollversammlung 1975, berufen worden.

3.4.6. Die Information der Gemeinden über das Ökumenische Programm zur Bekämpfung des Rassismus ist intensiv fortgesetzt worden. Das Sonderopfer im Frühjahr 1971 hat das sehr erfreuliche Ergebnis von rund einer Million Mark erbracht. Ein erheblicher Teil davon wird für Schulbücher und medizinische Hilfe verwendet. Angesichts der Überlegung, vor weiteren Sonderspenden müsse eine Realisierung einigermaßen gesichert sein, ist zunächst von einem neuen Aufruf abgesehen worden.

3.5. Diakonie.

Die zentrale Dienststelle Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirchen legt auch in diesem Jahr nach Absprache mit dem Präsidium der Synode einen Bericht vor.

3.5.1. Auf Beschluß der Konferenz soll die Arbeit der Schwerhörigenseelsorge wie bisher in den Landeskirchen geschehen, während auf gesamtkirchlicher Ebene die Geschäftsstelle Innere Mission und Hilfswerk für die Dienstbesprechungen der landeskirchlichen Referenten helfend tätig wird. An dem Gesamtproblem, wie die diakonische Verantwortung der Gemeinden wahrgenommen werden kann und muß, wird von dem Gemeindevorschau weitergearbeitet.

3.5.2. Die Weihnachtssammlung 1971 führte die bewährte Aktion „Brot für die Welt“ weiter. Zur Hilfe für Bangla Desh konnte eine Million Mark bereitgestellt werden. Das endgültige Ergebnis der letzten Sammlung kann noch nicht genannt werden. Es ist jedoch ungefähr mit einer Summe von zwei bis zweieinhalb Millionen Mark zu rechnen.

3.6. Organisation.

3.6.1. Die Konferenz hat außer ihrer Tagung während der Synode in Eisenach wieder sechs ordentliche, zum Teil zweitägige Tagungen gehalten. Während des vergangenen Jahres sind Propst D. Ringhardt und Bischof D. Krummacher in den Ruhestand getreten. Beide haben je in ihrer besonderen Weise für die Konferenz viel bedeutet. Neu hinzugekommen sind Konsistorialpräsident Kupas und Landesbischof Dr. Hempel. An Stelle von Bischof Gienke, der jetzt als Greifswalder Bischof der Konferenz angehört, wird für den Rest der Amtszeit ein neues Mitglied der Konferenz auf dieser Tagung gewählt werden müssen. Bei der Ergänzungswahl ist Präsident Dr. Johannes in den Vorstand der Konferenz gewählt worden.

Für die Arbeit der Konferenz und des Sekretariats bedeutet es eine erfreuliche Hilfe, daß der Vorsitzende der Konferenz seit Anfang des Jahres direkt in Berlin wohnt.

3.6.2. Für alle Arbeit der Konferenz – ebenso wie für die Vorbereitung dieser Synodaltagung – hat das Sekretariat eine wichtige Bedeutung. Für alle Einsatzbereitschaft, die sich dort auch in unvorhersehbaren Situationen bewähren muß, kann nur sehr gedankt werden.

Die Gliederung in Bereiche hat sich bewährt und wird weiter entwickelt. In Zukunft wird eine stärkere Zusammenarbeit mit den Dienststellen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik und der Evangelischen Kirche der Union ins Auge gefaßt. Die Konferenz hat grundsätzlich einem Plan zugestimmt, der eine stärkere Kooperation der drei Dienststellen mit sich bringt. Das von der Evangelischen Kirche der Union beschlossene Kirchengesetz über Organe und Dienststellen der Evangelischen Kirche der Union hat die letzten rechtlichen Schwierigkeiten für solche Überlegungen aus dem Weg geräumt.

3.6.3. Ein wichtiger Schritt zum Zusammenarbeiten ist die Koordinierung der missionarisch-ökumenischen Aktivitäten. Sie hat trotz mancher Ansätze noch zu keinem greifbaren Ergebnis geführt, obwohl von den Beteiligten, vom Sekretariat und von der gemeinsamen Vorbereitungsgruppe (Vertreter vom Rat der Evangelischen Kirche der Union, von der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR, aus der Konferenz und die drei Leiter der Dienststellen) erhebliche Mühe darauf verwendet worden ist. Es besteht für die nächsten Monate freilich Aussicht auf berichtenswerte Ergebnisse.

3.6.4. Der Facharbeiterkreis Pfarrerdienstrecht beim Rechtsausschuß ist mit den Grundsatzüberlegungen zum Ende gekommen und hofft, in absehbarer Zeit den Entwurf für ein einheitliches Pfarrerrechts in allen Kirchen des Bundes vorlegen zu können. Überlegungen zur einheitlicheren Gestaltung der Arbeitsvertragsregelungen sind auf gutem Wege.

3.6.5. Nach intensiver Vorarbeit des Facharbeiterkreises Kirchensteuer und des Finanzausschusses ist den Landeskirchen von der Konferenz eine gemeinsame Kirchensteuertabelle empfohlen worden. Bei den Einzelberatungen zeigte sich stark, wie sehr der gute Wille der Landeskirchen für alle solche Einzeldarlegungen nötig ist.

3.6.6. Die Konferenz hat sich grundsätzlich Empfehlungen zu Raumordnungs- und Strukturfragen zu eigen gemacht. Danach werden lang-, mittel- und kurzfristige Aufgaben unterschieden. Sie sollen sämtlich in Angriff genommen werden, denn „langfristige“ bedeutet in der Regel, daß sie schnell begonnen werden müssen. Besonders in der Raumordnungsfrage zeigen alle Erfahrungen, daß die Einigung auf Grundsätze schon schwierig ist, im Vergleich mit den Legionen von Teufeln in den jeweiligen Details dürfte sie jedoch noch einfach sein.

3.6.7. Das Mitteilungsblatt des Bundes ist eine wertvolle Hilfe bei der Verbreitung der Beschlüsse der Konferenz. Es hat in der kurzen Zeit seines Erscheinens wesentlich zur Erleichterung der Arbeit im Sekretariat beigetragen.

4. Schlußfolgerungen.

Angesichts der vielfältigen Einzelheiten, die im Teil 3 nacheinander aufgeführt worden sind, könnte es scheinen, als ob die Konferenz nur dringende Einzelfragen angefaßt hat und greifbare Ergebnisse im wesentlichen auch wieder nur für die Zukunft in Aussicht gestellt werden. Die Synode steht vor der Aufgabe, klar zu sagen, an welchen einzelnen Punkten nun verstärkt weitergearbeitet werden soll.

4.1. An künftigen Gemeinschaftsaufgaben zeichnen sich nach unserer Meinung im großen fünf besonders ab:

4.1.1. Im Blick auf die Entwicklung der Gemeinde und der Theologie nehmen Studienaufgaben einen wichtigen Platz ein. Dabei werden besonders ethische und soziale Probleme behandelt werden müssen. Einmal wird es darum gehen, wie man fällige Fragen effektiver

und konzentrierter behandelt. Zum anderen wird man sich umfassend Gedanken machen müssen, was die Kirchen in der Zukunft brauchen werden.

4.1.2. Bei dem Dienst der Gemeinde geht es in erster Linie um Strukturmodelle, um Weiterbildung im umfassenden Sinne, um Konzentration, Vereinfachung und Vereinheitlichung vorhandener kirchlicher Aktivitäten, die aus finanziellen und sachlichen Gründen überfällig sind. Noch immer arbeiten verschiedenste Gremien parallel an den gleichen Aufgaben, miteinander ohne voneinander zu wissen oder ohne voneinander wissen zu wollen.

4.1.3. Das von der ersten Tagung dieser Synode als vordringlich bezeichnete Programm der Spezialisierung und Koordinierung von Ausbildungsanstalten ist bisher nicht verwirklicht. Die Voraussetzungen in den einzelnen Landeskirchen sind derart verschieden, daß zunächst einmal gemeinsame Grundlagen erarbeitet werden müssen. Der Umfang der Aufgabe ist so groß, daß sie nur schwer zu bewältigen ist. Für den Bund kann es vorrangig um Rahmenkonzeptionen, Berufsbilder und modellartige Projekte gehen.

4.1.4. In den Fragen einer gemeinsamen Vertretung gemeinsamer Anliegen bei der Ökumene sind erfreuliche Fortschritte gemacht worden, die weiterentwickelt werden müssen. Es kommt darauf an, daß verstärkt ein wechselseitiges Geben und Nehmen zwischen den ökumenischen Arbeitsstellen und den entsprechenden Stellen innerhalb des Bundes erfolgt.

4.1.5. Die Fortschritte in den Fragen gemeinsamer Vertretung kirchlicher Anliegen bei staatlichen Stellen sind nach unserer Überzeugung wichtig für die Gesprächspartner und von Nutzen für beide Seiten.

4.2. Die Synode wird zu entscheiden haben, ob dieser Aufzählung weitere wichtige Punkte hinzuzufügen sind und welche Schwerpunkte innerhalb der genannten Vorrang haben sollen.

Es muß weiterhin überlegt werden, ob einzelne Aufgaben gemeinschaftlichen Interesses von einer der Landeskirchen im Auftrag des Bundes für die anderen mit bearbeitet werden sollen. Welche Aufgaben kämen dafür beispielsweise in Frage? Wie wäre ein einfacher und doch ertragreicher Weg der Verwirklichung dieses Gedankens möglich?

Besonders die von der Synode gewählten Mitglieder der Konferenz können die Frage nicht unterdrücken: Stehen die notwendigen Aufgaben, die gebotene Konzentration und das Instrumentarium des Bundes im rechten Verhältnis zueinander? Dabei wird nicht übersehen, daß die Schwierigkeiten, die durch Traditionen und gewohnte Arbeitsformen bedingt sind, nicht von einem zum anderen Tag hinfällig werden. Aber auch die Hoffnungen, die sich auf Zusammenarbeit und Zusammenwachsen richten, können nur durchgehalten werden, wenn Anfänge sichtbar und stärker werden.

Dies alles gehört zur Beurteilung des bisher zurückgelegten Weges und der vor uns liegenden Zukunft. Unverändert steht die Aufgabe der Bewährung vor uns allen, und „Bewährung verlangt kritische Selbstprüfung und ein immer neues Anvisieren des Zieles!“.

b) Tätigkeit der Organe des Sekretariats sowie der Kommissionen und Ausschüsse

Zu Beginn des Jahres 1973 legte das Sekretariat des Kirchenbundes für das Jahr 1972 einen Arbeitsbericht vor, der hier ungekürzt wiedergegeben wird.

ARBEITSBERICHT DES BUNDES DER EVANGELISCHEN KIRCHEN IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK FÜR DAS JAHR 1972

Der Arbeitsbericht ist eine Kurzdarstellung der durchführenden und beratenden Tätigkeit des Sekretariats sowie der Kommissionen und Ausschüsse. Dementsprechend bleibt in ihm die richtunggebende Tätigkeit der Synode und die Leitungstätigkeit der Konferenz weiterhin unberücksichtigt.

Der Bericht ist nach der vorläufigen Arbeitsgliederung des Bundes aufgebaut. Danach ist die Tätigkeit des Bundes zur Zeit in 5 Arbeitsbereiche gegliedert, die ihrerseits in Sachgebiete untergliedert sind.

10 Grundsatzfragen

Nach zwei Jahren geordneter arbeitsteiliger Zusammenarbeit zwischen der Evangelischen Kirche der Union (EKU), der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR (VELK) und dem Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR (Bund) kann festgestellt werden, daß es in allen Arbeitsgebieten der Gesamtkirchlichen Zusammenschlüsse, die nicht von lehr- und bekenntnismäßigen Bindungen bestimmt sind, keine Doppelarbeit mehr gibt. In zunehmendem Maße wird so größere Gemeinschaft praktiziert. Damit wurde parallel zu den Bemühungen, in den Lehrgesprächen zu einer aktuellen theologischen Grundlegung der Evangelischen Kirchen in der DDR zu gelangen, ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur Kirchengemeinschaft getan. In der Wechselwirkung von gelehrter und gelebter Gemeinschaft sind die Evangelischen Kirchen in der DDR durch das gemeinsame Bemühen von EKU, VELK und Bund 1972 entscheidend vorangekommen.

Im einzelnen sind hier besonders hervorzuheben die gemeinsame Stellungnahme der Evangelischen Kirchen in der DDR zum Entwurf einer Leuenberger Konkordie, die Bildung eines Gemeinsamen Ausschusses für liturgische Fragen und die Verabredung eines planmäßigen Zusammenwachsens der gesamtkirchlichen Dienststellen für die nächsten Jahre.

Der Zusammenarbeit mit den Gliedkirchen wurde auch 1972 besondere Aufmerksamkeit gewidmet. An allen wichtigen Sachfragen wurden frühzeitig die Fachdezernenten der Gliedkirchen beteiligt. Mit zunehmender Intensität der Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen in der DDR stellen sich jedoch auch Probleme ein. Es muß deutlich bleiben, daß größere Gemeinschaft nicht Uniformität bedeuten kann und bekenntnismäßige Bindungen sowie echte regionale Traditionen nicht überspielt werden dürfen. Schwerpunkt kirchlichen Dienstes bleibt die Gliedkirche als die für die Ausrichtung des Verkündigungsauftrages in den Gemeinden gemäße Organisationsform.

Die Zeugnis- und Dienstgemeinschaft der Evangelischen Kirchen in der DDR macht es jedoch nötig, daß zu sinnvoller Aufgabenverteilung zwischen Gliedkirche, Kirchenkreis und Gemeinde auch echte Aufgabenverabredungen zwischen den Gliedkirchen und der Gesamtkirche treten müssen. Bei Aufgaben, die nur noch gemeinsam bewältigt werden können, sollte deren Übernahme in die Verantwortung der Gesamtkirche verabredet werden.

11 Organe und Bischofskonvent

Synode

Die 5. Tagung der Synode des Bundes ist für die Zeit vom 25. bis 29. Mai 1973 in Schwerin vorgesehen. Nach den Vorstellungen des Präsidiums wird diese Tagung über die bisherige Arbeit des Bundes Bilanz ziehen.

Ein von der 4. Tagung der Synode eingesetzter Ausschuß überprüft die bisherige Arbeitsweise. Das Präsidium hat die Konferenz gebeten, in ihrem Bericht an die Synode 1973 dieser Zielstellung Rechnung zu tragen.

Konferenz

Die Konferenz hat 1972 eine ganztägige, fünf zweitägige und eine Sondertagung durchgeführt. Besonderen Raum in den Beratungen haben Fragen des Zeugnisses und Dienstes der Evangelischen Kirchen in der DDR und Fragen der ökumenischen Beziehungen beim Bund eingenommen. Die Konferenz beschäftigte sich u.a. eingehend mit der Orientierungshilfe zum Schwangerschaftsabbruch (MBB 72.20), mit dem Rahmenplan für Gemeindegemeinschaften zum Thema „Das Heil der Welt heute“; sie erklärte die Durchführung von Kursen für kirchliche Mitarbeiter in städtischen Ballungsgebieten zur vordringlichen Gemeinschaftsaufgabe und verabschiedete Empfehlungen zu Raumordnungs- und Strukturfragen (MBB 72.53) sowie zur Einführung einer neuen Kirchensteuer/Kirchgeld-Tabelle (MBB 72.59).

Vorstand

Der Vorstand der Konferenz tagte etwa monatlich, bereitete unter Berücksichtigung der Arbeit der Kommissionen und Ausschüsse die Tagungen der Konferenz vor, prüfte die Durch-

führung der Beschlüsse der Konferenz und erteilte dem Sekretariat eine Reihe von Einzelaufträgen zur Durchführung der laufenden Aufgaben.

Im März 1972 besuchte der Vorstand das Ökumenische Zentrum in Genf und führte Gespräche mit Vertretern des Ökumenischen Rates, des Lutherischen Weltbundes, des Reformierten Weltbundes und der Konferenz Europäischer Kirchen. Danach folgte der Vorstand des Bundes einer Einladung des Vorstandes des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes zu einem Informationsbesuch in Bern.

Der Vorstand berichtete auf jeder Tagung der Konferenz von seiner Arbeit.

Bischofskonvent

Der Bischofskonvent beriet mehrfach über Fragen der bischöflichen Verantwortung. U.a. verabschiedete er im Auftrag der Konferenz ein erstes Wort zum Schwangerschaftsabbruch, machte für die Gestaltung des Bußtages 1972 (MBB 72.69) einen Vorschlag und trat zu einer Beratung mit den leitenden Geistlichen der Freikirchen zusammen.

12 Kommissionen und Ausschüsse

Im Laufe des Jahres haben alle Kommissionen und Ausschüsse ihre wichtigsten Aufgaben in Angriff genommen und zum Teil bereits zum Abschluß führen können. Im Arbeitsstil erwiesen sich unterschiedliche Methoden als sinnvoll. So wird die Bearbeitung von Grundsatzfragen und laufenden Aufgaben zum Teil durch Teilung in Unterausschüsse, zum Teil durch eine feste Einteilung des Tagungsprogramms bewältigt. Die Ausschüsse und Kommissionen, in deren Sachgebieten auch in den Gliedkirchen umfangreiche Aktivitäten bestehen, haben 1972 danach gestrebt, zu einer möglichst engen Zusammenarbeit mit den Verantwortlichen in den Gliedkirchen zu kommen.

Insgesamt haben die Kommissionen und Ausschüsse nicht zuletzt durch ihre flexible Arbeitsweise im Jahre 1972 beachtliche Arbeitsergebnisse erzielt. Der Nutzeffekt des Bundes für die Gliedkirchen und Gemeinden wurde durch ihre Arbeit stark mitgeprägt.

13 Sekretariat

Mit der wachsenden Arbeitsintensität der Kommissionen und Ausschüsse gewinnt die Koordinierungsaufgabe des Sekretariats zunehmend an Bedeutung. Neben verschiedenen mehr verwaltungstechnischen Maßnahmen, die in einer vorläufigen Dienstordnung festgelegt sind, bietet vor allem die regelmäßige Referentenberatung eine gute Koordinierungsmöglichkeit. Durch Kurzinformationen über den Stand der Arbeiten, Beratung thematischer Schwerpunkte und Absprachen über die Lösung von Einzelaufgaben wird mit relativ geringem Zeitaufwand sachgerecht gearbeitet. Zur Vorbereitung und Entlastung der Referentenberatungen haben die Bereichszusammenkünfte an Bedeutung gewonnen. Sie stellen gleichzeitig eine Möglichkeit dar, die Sachbearbeiter stärker in die Arbeit einzubeziehen.

2 Verkündigung und Dienst

21 Ausschuß für Theologie

Vorsitzender: Gienke.

Stellv. Vors.: Jungklaus.

Referent: Zeddies.

14 Mitglieder.

Die Arbeit am Studienauftrag „Theologie der Predigt im Spannungsfeld von Tradition und Situation“ wurde fortgesetzt. Der Ausschuß hat zu vordringlichen Einzelfragen Arbeitsaufträge an seine Mitglieder verteilt. Bearbeitet werden u.a. folgende Probleme:

Der Ort der Predigt im Verkündigungsauftrag der Gemeinde

Der Predigttext als Predigthilfe

Gemeinde-Zeugnis und Predigtamt

Verheißung und Not der Sonntagspredigt

Die Bedeutung der Gemeindesituation für die Predigtgestalt

Predigt als Monolog und Dialog

Der „Öffentlichkeitscharakter“ der Predigt

Die Verantwortung der Kirchenleitung für den Predigtdienst heute.

Die Arbeiten sollen 1973 abgeschlossen und die Ergebnisse allen Interessenten zugänglich gemacht werden. Dem Ausschuß liegt daran, durch seine Beiträge den Predigern bei der Klärung der sie belastenden Fragen zu helfen und sie in ihrem Dienst zu ermutigen. Er möchte Pfarrer und Gemeinden darauf aufmerksam machen, daß die Predigt zwar nach wie vor eine grundlegende, aber nicht die einzig mögliche Form christlichen Zeugnisses ist.

Die Konferenz hat die Positionsbeschreibung des *FAK Konfirmation* über „Das konfirmierende Handeln der Gemeinde“ zusammen mit einem Votum des Ausschusses den Gliedkirchen zur Stellungnahme zugeleitet. Die bisher vorliegenden Antworten lassen erkennen, daß der Intention der Positionsbeschreibung mit wenigen Ausnahmen zugestimmt wird. Sie erscheint als ein sinnvoller Schritt zu einem gemeinsamen Verständnis und einer gegenseitig verantwortbaren Praxis der Konfirmation. An Einzelfragen muß allerdings noch gearbeitet werden, um die Positionsbeschreibung für alle Gliedkirchen zur Grundlegung der in Aussicht genommenen Rahmenordnung über das konfirmierende Handeln machen zu können. Die Positionsbeschreibung wird gegenwärtig zur Veröffentlichung im Mitteilungsblatt vorbereitet.

Auf Empfehlung des Ausschusses und der Synode hat die Konferenz den *FAK Tauffragen* umgebildet und dabei die unterschiedlichen Haltungen zur Taufproblematik stärker berücksichtigt. Die Konferenz „hält ein gemeinsames Verständnis und eine gemeinsam verantwortete Praxis der Taufe für die Gemeinschaft innerhalb des Bundes nach wie vor für notwendig“ (Beschluß vom 8. 1. 1972). Sie hat damit die Aufgabenstellung des *FAK* bestätigt und zugleich festgelegt, daß auch das inzwischen vorliegende Ergebnis einer Expertengruppe der Kirchenprovinz Sachsen berücksichtigt wird.

Der *FAK* hat inzwischen seine Arbeit aufgenommen. Er ist nachträglich um eine Pastorin und einen Pfarrer aus der Gemeindearbeit erweitert worden.

Die *AG Glaubensbuch* arbeitet trotz ihrer geringen Mitgliederzahl intensiv an der Konzeption und Aufgliederung eines Glaubensbuches für Erwachsene weiter. Sie wird im ersten Quartal 1973 dem Ausschuß ihre Überlegungen zur Stellungnahme vorlegen. Danach soll das bisherige Arbeitsergebnis der Konferenz zugeleitet werden.

22 Ausschuß „Zeugnis und Gestalt der Gemeinde“ (Gemeindeausschuß)

Vorsitzender: Mendt.

Stellv. Vors.: Dr. Frühauf.

Referent: Grengel.

22 Mitglieder.

Der Ausschuß soll Kennzeichen der Gemeinden von morgen erkunden, damit heute schon die nötigen Entscheidungen getroffen werden können. Nach einer theologischen Besinnung hat er begonnen, die erarbeitete theologische Auftragsbestimmung in verschiedenen Bereichen durchzuprüfen. Dabei ist die Reihenfolge der Untersuchungen, auf die man sich geeinigt hat, von grundlegender Bedeutung:

(1) Analyse der Situation in Neustädten der DDR und in ländlichen Gebieten mit besonders starker Umstrukturierung (als exemplarische Beispiele für Stadt und Land).

(2) Darauf aufbauend Erkundung der Konsequenzen für künftige

- Gemeindeversammlungen (einschl. Gottesdienste),
- Gemeindediakonie,
- Seelsorge.

(3) Auf (1) und (2) aufbauend Erkundung der Konsequenzen für

- Berufsbilder kirchlicher Mitarbeiter und die dazu nötige Ausbildung,
- kirchliches Bauen,
- u. a.

Stufe (1) ist mit folgenden Arbeitsergebnissen vorläufig abgeschlossen worden: „Erwägungen des Gemeindeausschusses im Blick auf Zeugnis und Gestalt der Gemeinde von morgen (a) in den Städten der DDR und (b) in den ländlichen Gebieten der DDR.“

Die Konferenz beschloß im Mai 1972, beide Ausarbeitungen zur Diskussion in den Gemeinden freizugeben. In beiden Ausarbeitungen wird die Arbeitshypothese begründet, daß

die Neustädte und die ländlichen Gebiete mit besonders starker Umstrukturierung und die Gemeinden in ihnen exemplarische Bedeutung haben, weil hier Entwicklungstendenzen offener zutage treten und sich die Gemeinden um die Erfüllung von Aufgaben bemühen, die in herkömmlichen Gemeinden auch gegeben, dort aber weithin unentdeckt und unbewältigt geblieben sind.

Auf der Grundlage der beiden Papiere arbeiten zur Zeit Unterausschüsse des Gemeindeausschusses parallel an Vorlagen für die zweite Stufe. Wegen der Dringlichkeit der Frage der Berufsbilder ist auch dieses Problem bereits bearbeitet worden. Ein vorläufiges Ergebnis wird noch diskutiert. Da die Arbeit an diesen Vorlagen in ständiger Rückkoppelung mit Gruppen, die an ähnlichen Problemen arbeiten, geschieht, werden formulierte Ergebnisse erst im Sommer 1973 vorliegen können.

Die gemäß seines Koordinierungsauftrages vom Ausschuß geführten Gespräche mit Werken und freien Arbeitsgemeinschaften wurden abgeschlossen. Ein Vorschlag zur Koordinierung der verschiedenen Aktivitäten wird der Konferenz im Januar zugeleitet.

Der Ausschuß hat einige konkrete Modelle angeregt und durchgeführt. Dazu gehört u.a. eine Informationstagung zu Fragen der Gemeindeanalyse, auf der Erfahrungen und Probleme der Auswertung diskutiert wurden.

In Zusammenarbeit mit der Ausbildungskommission wird zur Zeit ein Kursus für kirchliche Mitarbeiter in städtischen Ballungsgebieten durchgeführt. Dieser Kursus soll Pfarrer, kirchliche Mitarbeiter und Gemeindeglieder für die Arbeit in ihrer speziellen Situation zurüsten. Wesentlich dabei ist, daß die Teilnehmer als Gruppe und nicht als einzelne, in Arbeitsbereiche aufgeteilt, zugerüstet werden.

Der Ausschuß arbeitet mit einer Reihe von anderen Arbeitsgruppen des Bundes zusammen. Er hat u.a. an der Vorlage „Charakter der Kirchensteuer“ mitgearbeitet. Der zentrale Vorbereitungsausschuß Gemeindegemeinschaften, der die für das Winterhalbjahr 1973/74 vorgesehenen Gemeindegemeinschaften zum Thema „Das Heil der Welt heute“ vorbereitet, hat der Konferenz inzwischen einen Rahmenplan vorgelegt, der an die Gliedkirchen weitergegeben wurde. Zur Zeit werden Modellseminare durchgeführt, um Erfahrungen für die Seminare 1973/74 zu sammeln.

Der *FAK Prognose* beschäftigt sich weiterhin mit dem Finanzfluß in den Kirchen. Die *AG Kirchbau* beriet grundsätzliche und technische Fragen des Kirchenbaus und veranstaltete eine Fachtagung, an der sich alle Gliedkirchen beteiligten. Die *AG Kirchenmusik* beschäftigte sich u.a. mit dem Berufsbild des Kirchenmusiklers, der Weiterarbeit am Evangelischen Kirchengesangbuch, den Problemen kirchenmusikalischer Arbeit in Neubaugebieten und mit Orgelbaufragen.

23 Ausschuß „Kirche und Gesellschaft“

Vorsitzender: Günter Krusche.

Stellv. Vors.: Semper.

Referent: Lewek.

12 Mitglieder.

Der Ausschuß hat sein Profilpapier „Zeugnis und Dienst der evangelischen Kirchen und Christen in der sozialistischen Gesellschaft der DDR“ abgeschlossen. Er hat diese Ausarbeitung als Angebot einer Hilfestellung für Konferenz und Synode des Bundes der Konferenz übergeben. Eine Diskussion des Ausschusses mit der Konferenz über das Papier steht bevor.

Im Rahmen der Nacharbeit zur Synode 1971 führte der Ausschuß eine Umfrage durch und berichtete auf der Synodaltagung 1972 über die Auswertung der Umfrage. Inzwischen ist den Mitgliedern der Konferenz sowie den an der Umfrage Beteiligten eine ausführliche schriftliche Analyse zugeleitet worden.

Für die Nacharbeit der Synode 1972 entwickelte der Ausschuß erste Vorstellungen.

Der Ausschuß informierte auf Anfragen zu Problemen der Europäischen Sicherheit und Zusammenarbeit. Er diskutierte Ausarbeitungen seiner Mitglieder über die Verantwortung der Christen in beiden deutschen Staaten zu Fragen der Europäischen Sicherheit und arbeitet – auf dem Hintergrund der ökumenischen Diskussion – an einem gemeinsamen Votum zu dieser Frage.

Der Ausschuß erarbeitete für die Konferenz ein Votum zur Frage des Umweltschutzes. Für die Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen an diesem Problem wird er ökologisches Material aus dem staatlichen Sektor zusammenstellen.

Auf Veranlassung des Vorstandes erstellte der Ausschuß eine Analyse des Studiendokumentes des protestantischen Kirchenbundes Frankreichs „Kirche und Macht“, die auch der Frankreich-Delegation des Bundes vorgelegt wurde. Eine Stellungnahme für den protestantischen Kirchenbund in Frankreich wird vorbereitet.

Der Ausschuß diskutiert eine Umstellung seines Arbeitsstiles: die Plenarsitzungen sollen reduziert werden; zu Einzelproblemen sind Experten (Nicht-Mitglieder) verstärkt hinzuzuziehen; für begrenzte und befristete Aufgaben werden ad-hoc-Gruppen gebildet.

FAK und Studienreferat „Friedensfragen“ beschäftigen sich mit den Fragenkomplexen „Versöhnung und Parteilichkeit“ und „Erziehung zum Frieden“.

In Zusammenarbeit mit dem FAK Ökumenische Diakonie wurde ein Studienpapier zur Auseinandersetzung auf dem indischen Subkontinent 1970/71 erarbeitet.

Das Modell eines Gemeindegemeinsamkeitsseminars zum Thema „Erziehung zum Frieden“ wurde auf verschiedenen Ebenen erprobt und wird auf Grund der gewonnenen Erfahrungen überarbeitet.

Der *FAK Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche, Familie und Gesellschaft* veröffentlichte eine Orientierungshilfe zur Frage des Schwangerschaftsabbruchs (MBB 72.20ff.). Eine zweite Orientierungshilfe, in deren Mittelpunkt Fragen der Empfängnisverhütung und Sexualerziehung stehen sollen, wird vorbereitet. Die Untersuchung zum Begriff „Partnerschaft“ wird fortgesetzt.

24 Ausschuß für Publizistik

Vorsitzender: Schnoor

Stellv. Vors.: Dr. Grell

Referent: Borgmann

15 Mitglieder.

Der Ausschuß veranstaltete im April 1972 ein zweites Seminar für Autoren der kirchlichen Sonntagsblätter. Nach eingehenden Erörterungen der den Bund und die Gliedkirchen betreffenden Probleme der Publizistik und Information beschloß der Ausschuß im Frühjahr 1972, für die Dauer eines Jahres in zwei unabhängigen Arbeitsgruppen weiterzuarbeiten.

Die *AG Kirchliche Presse* kam im Berichtszeitraum zweimal zusammen und beriet Fragen der publizistischen Begleitung der geplanten Gemeindegemeinsamkeitsseminare zum Thema „Das Heil der Welt heute“, sowie Probleme der publizistischen Auswertung der Dresdner Synodaltagung des Kirchenbundes.

Die *AG Information* traf sich im Berichtszeitraum dreimal. Sie beteiligte sich an der Vorbereitung der Dresdner Synodaltagung und an der Erstellung der Synoden-Information des Sekretariats. Sie beschäftigte sich eingehend mit einem – inzwischen von der Konferenz zur Erprobung freigegebenen – Informationsmodell für die Synoden der Gliedkirchen und gesamtkirchlichen Zusammenschlüsse und mit Maßnahmen zur Verbesserung des Informationsflusses zwischen Bund und Gliedkirchen und zwischen den Gliedkirchen untereinander. Der Verbesserung des Informationsflusses diente auch eine Tagung der AG im Januar 1973, zu der die Pressereferenten der acht Gliedkirchen des Bundes eingeladen wurden.

Der *FAK Verlage und Buchhandel* beschäftigte sich ebenso wie der *FAK Evangelisches Buchgewerbe* mit aktuellen fachspezifischen Fragen. Beide Facharbeiterkreise veranstalteten Rüstzeiten für die von ihnen vertretenen Arbeitsgemeinschaften im bisher üblichen Rahmen.

25 Stelle für Information und Dokumentation

Referent: Borgmann.

Die sehr zeitaufwendigen Arbeiten an einer Sachwortsammlung für Dokumentationszwecke wurden fortgesetzt. Versuchsweise wurde der Austausch von Referatekarten mit Referaten

ausgewählter Zeitschriftenartikel (z.B. aus „Zeichen der Zeit“, „Christenlehre“) mit einer landeskirchlichen Informationsstelle eingeleitet.

Die *Gemeinsame Arbeitsgruppe Ökumenische Dokumentation und Information* stellte 1972 Informationsmaterial für die Teilnehmer der Delegationsreisen des Kirchenbundes zur Russischen Orthodoxen Kirche und zum Protestantischen Kirchenbund Frankreichs zusammen. Künftig soll für Besucher aus der Ökumene ebenfalls Informationsmaterial bereitgestellt werden.

3 Ökumene

31 Ökumenische Kommission

Vorsitzender: v. Brück.

Stellv. Vors.: Dr. Blauert.

Geschäftsführer: Meckel.

19 Mitglieder.

Die Kommission bereitete 1972 verschiedene Reisen ökumenischer Delegationen vor (in die UdSSR, nach Frankreich, zur Weltmissionskonferenz in Bangkok) und beschäftigte sich mit der Auswertung und Nacharbeit der Delegationsreisen in die VR Polen (November 1971), in die UdSSR (Juni 1972) und nach Frankreich (Oktober 1972).

Sie wertete die Tagung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates in Utrecht aus und beteiligte sich an den thematischen Vorüberlegungen zur nächsten Vollversammlung des ÖRK 1975.

Für die ökumenischen Mitarbeiter der Gliedkirchen führte sie im Oktober einen Informationstag durch, der vor allem der Berichterstattung über die Tagung des Zentralausschusses galt.

Breiten Raum nahmen Beratungen zu einer Neuordnung der ökumenischen und missionarischen Aktivitäten ein.

FAK I Glauben und Kirchenverfassung, Catholica- und Orthodoxiefragen

Der FAK wertete die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung, Löwen 1971, aus und arbeitete über das Dokument „Reichenschaft über die Hoffnung, die in uns ist“ sowie an der Frage der Konziliarität („Verpflichtet zur Gemeinschaft“).

Er veranstaltete eine erste Catholica-Konsultation mit den Mitarbeitern der Gliedkirchen und des Konfessionskundlichen Arbeits- und Forschungswerkes und beteiligte sich am „Internationalen konfessionskundlichen Seminar“ in Balatonfüred (VR Ungarn).

Der FAK beriet über die Zuordnung der Konfessionskundlichen Forschungsstelle in Potsdam und des Konfessionskundlichen Arbeits- und Forschungswerkes zum Bund.

Im Arbeitsbereich Orthodoxie erarbeitete der FAK Informationsmaterial für die Delegation des Bundes, die Mitte 1972 die Russische Orthodoxe Kirche besuchte. Er ist gegenwärtig damit beschäftigt, das theologische Gespräch mit der Russischen Orthodoxen Kirche vorzubereiten.

FAK II Weltmission

Der FAK veranstaltete im Oktober 1972 eine erste gemeinsame Seminartagung der Leipziger Mission und des Ökumenisch-missionarischen Amtes (Berlin) in Neudietendorf.

Fragen der Neuordnung der ökumenischen und missionarischen Aktivitäten im Rahmen des Bundes standen im Mittelpunkt der Beratungen einer besonderen Expertengruppe.

Es fanden Beratungen mit dem Bruderrat der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste, sowie eine Begegnung mit Vertretern der Missionskonferenzen in der DDR statt.

Der FAK beschäftigte sich mit Rechtsfragen zur Stellung der Berliner Mission als Werk des Bundes.

FAK III Ökumenische Diakonie

Der FAK arbeitete im Berichtszeitraum vorwiegend zu Fragen des Antirassismusprogramms des ÖRK und zu Fragen der Entwicklungsförderung.

Das Aufkommen aus der Spendenaktion für das Antirassismusprogramm in der Passionszeit 1971 von rd. 1 Million Mark wurde in Zusammenarbeit mit dem Afro-asiatischen Solidaritätskomitee für folgende Projekte eingesetzt:

Druck und Transport eines Mathematikbuches Stufe 1a in 200 000 Exemplaren,
Heilbehandlung von 15 verwundeten Mitgliedern der Befreiungsbewegungen in den portugiesischen Kolonien im Süden Afrikas,
Medikamente und medizinisch-technische Instrumente,
Schulmaterialien.

In der Passionszeit 1973 soll zu einer neuen Sonderspende aufgerufen werden.

Zur Unterstützung des Informations- und Studienprogramms für die Gemeinden gab der Facharbeitskreis insgesamt fünf umfangreiche Materialsammlungen heraus.

Im Oktober 1972 veranstaltete er eine 2. Multiplikatorenkonferenz, zu der alle Gliedkirchen Teilnehmer entsandten. Neben der aktuellen Information diente die Konferenz vorwiegend der Erkundung des Echos aus den Gemeinden auf die durch die Beteiligung des Bundes am Antirassismusprogramm entstandenen Fragen sowie die dadurch ausgelösten Aktivitäten.

In Zusammenarbeit mit dem Studienreferat Friedensfragen hat der FAK III eine Studie zu den Hintergründen und Zusammenhängen des indisch-pakistanischen Konflikts 1970/1971 erstellt, in der die Verzahnung von Friedenssicherung und Entwicklungsförderung herausgestellt wurde. Ferner hat er sich im Rahmen seiner langfristigen Planung ausführlich über die Entwicklungskonzeption des ÖRK unterrichten lassen, eine laufende Beobachtung und Einschätzung von UNCTAD III durchgeführt und die Maßnahmen der sozialistischen Länder auf dem Gebiet der Entwicklungsförderung verfolgt.

Zur Zeit untersucht der FAK Möglichkeiten der Beteiligung an den Zielstellungen der in Utrecht gegründeten Stiftung des ÖRK „Versöhnung und Wiederaufbau in Indochina“.

Die Bemühungen um eine für beide Seiten fruchtbare Verbindung mit dem Verteilerausschuß „Brot für die Welt“ wurden u.a. durch Planung einer gemeinsamen Tagung für das Frühjahr 1973 fortgesetzt.

35 Ökumenische Beziehungen

Referent: Papst.

Die ökumenischen Beziehungen des Bundes und der ihm zugeordneten Werke und Dienststellen weiteten sich im Berichtszeitraum aus.

Wichtig waren vor allem die Arbeitsbesuche des Vorstandes des Bundes und der leitenden Amtsträger der lutherischen Gliedkirchen im Genfer ökumenischen Zentrum im März und die Teilnahme kirchlicher Mitarbeiter aus der DDR an der Tagung des Zentral-Ausschusses des Ökumenischen Rates im August in Utrecht und an der Weltkonferenz für Weltmission und Evangelisation im Dezember 1972/Januar 1973 in Bangkok.

Dr. Althausen, der Leiter des Ökumenischen Instituts Berlin, erhielt die Möglichkeit, für mehrere Monate in der Abteilung „Bildung und christliche Erziehung“ des ÖRK in Genf mitzuarbeiten.

Eine Delegation unter Leitung des Vorsitzenden der Konferenz besuchte im Mai/Juni die Russische Orthodoxe Kirche und andere Kirchen in der Sowjetunion, eine andere Delegation im Oktober die Mitgliedskirchen des Protestantischen Kirchenbundes Frankreichs.

Die Möglichkeiten für kirchliche Mitarbeiter aus sozialistischen Nachbarstaaten zur kirchlichen Ausbildung in der DDR sind besser geworden.

Durch die Errichtung diplomatischer Vertretungen westlicher und neutraler Staaten in der Hauptstadt der DDR erleichterte sich außerdem die Beschaffung von Einreisegenehmigungen für kirchliche Mitarbeiter aus der DDR zur Teilnahme an ökumenischen Veranstaltungen in diesen Ländern.

Außer einer größeren Zahl von Ausreisegenehmigungen für ökumenische Dienstreisen wurden auch eine Anzahl von Einreisegenehmigungen in die DDR erteilt, so zu den Tagungen der Synode des Bundes in Dresden und der Generalsynode der VELK in Weimar; ferner zu den Einführungen der Bischöfe der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens und der Evangelischen Landeskirche Greifswald.

Die Konferenz Europäischer Kirchen hielt in Buckow/Märkische Schweiz eine internationale Konsultation ihrer ekklesiologischen Arbeitsgruppe mit 20 ausländischen Teilnehmern ab. An allen diesen Veranstaltungen konnten erstmalig auch kirchliche Mitarbeiter aus der Bundesrepublik Deutschland teilnehmen.

An zwei ökumenischen Kursen in Berlin und in Hirschluch für ökumenische Referenten der Landeskirchen und für Jugendliche (mit Beteiligung der Ev. Freikirchen und der Römisch-Katholischen Kirche) konnte der Ehrenpräsident des Ökumenischen Rates der Kirchen, Dr. Visser't Hooft, mitarbeiten.

An den Ökumenischen Rat, die Konferenz Europäischer Kirchen und den Ökumenischen Jugendrat in Europa wurden auch im Berichtsjahr Mitgliedsbeiträge transferiert; der Transfer von Mitgliedsbeiträgen der lutherischen Gliedkirchen an den Lutherischen Weltbund wurde vermittelt.

Der Referent für ökumenische Beziehungen war auch im Berichtsjahr zugleich Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen. Als solcher nahm er im November an einer Tagung der Nationalen Christenräte Europas in Sommières (Südfrankreich) teil.

Nach dem Beitritt des Kirchenbundes Evangelisch-Reformierter Gemeinden gehören der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen gegenwärtig der Bund, sieben evangelische Freikirchen und die Alt-Katholische Kirche an. Die Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker) hat Gaststatus; die Römisch-Katholische Kirche entsendet zu den Sitzungen einen offiziellen Beobachter.

Die Gebetswoche für die Einheit der Christen wurde wieder in zahlreichen Kirchengemeinden zusammen mit den evangelischen Freikirchen und der Römisch-Katholischen Kirche gehalten.

Im März kam es in Gnadau zu einer ersten Begegnung örtlicher und regionaler Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen.

Die „Evangelisch-katholische Konsultativgruppe“, in die auf evangelischer Seite anstelle des aus Altersgründen ausgeschiedenen Bischofs D. Dr. Kummacher Landesbischof Dr. Hempel berufen wurde, setzte im Berichtszeitraum ihre gegenseitige Information und Meinungsbildung fort. So ließ sie sich u.a. in die „Erwägungen und Hinweise zum ökumenischen Dialog“ einführen, die am 15. August 1970 vom Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen herausgegeben worden sind, und zog Schlußfolgerungen für die Arbeit mit diesem Dokument in den evangelischen und katholischen Gemeinden. Ferner fand eine gegenseitige Unterrichtung über die Synodaltagungen des Bundes und seiner Gliedkirchen sowie über die Vorbereitung der im März 1973 beginnenden Pastorsynode der Römisch-katholischen Kirche in der DDR statt.

4 Zurüstung zum Dienst

41 Ausschuß „Kirchliche Erziehung und Unterweisung“ (Unterweisungsausschuß)

Vorsitzender: Dr. Hafa.

Stellv. Vors.: Gerhard.

Referent: Schwerin.

16 Mitglieder.

Der Ausschuß hat seine Arbeit aufgegliedert: Die praktischen Einzelfragen werden in der Konferenz der kirchlichen Erziehungsreferenten erörtert, Konzeptionsfragen kirchlicher Erziehung und Unterweisung im Ausschuß.

Im Berichtsjahr beschäftigte sich der Ausschuß intensiv mit aktuellen Fragen schulpflichtiger junger Christen und ihrer Eltern.

Der von der Konferenz eingesetzte Unterausschuß für den Ausbildungsabschnitt II für B-Kirchenmusiker hat den 1. Kursus kritisch begleitet und der Konferenz einen abschließenden Bericht vorgelegt.

Der FAK *Kindergottesdienst* konzentrierte sich auf Grundsatzfragen. Im Zusammenhang mit den Überlegungen des Ausschusses zur Rahmenkonzeption kirchlicher Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im Konfirmandenalter versucht der FAK das Besondere des Kindergottesdienstes zu begründen und zu konkretisieren.

Der *FAK Kinderpflege* arbeitet an den inhaltlichen Fragen der kirchlichen Arbeit mit den Jüngsten. Er bereitet eine entsprechende Studientagung für Januar 1973 vor. Er bemüht sich um eine Koordinierung der einzelnen Aktivitäten dieses Arbeitszweiges und ihrer Profilierung im Rahmen der Gesamtarbeit des Ausschusses.

Die *AG „Kursus V“* (Konfirmandenunterricht) arbeitet an einer neuen Vorlage des Modellplanes und versucht, ein flexibles Modell für situationsgemäße Arbeit mit Jugendlichen im Konfirmandenalter vorzulegen. Die Arbeiten sollen Anfang 1973 abgeschlossen werden.

Die *AG Elternarbeit* hat auf drei Sitzungen über Grundsatzfragen beraten und Modelle analysiert.

Die Ausbildung von Mitarbeitern für die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen wird seit Frühjahr 1972 in Kooperation mit der Ausbildungskommission und dem AKJ bedacht. Nach der Bestandsaufnahme und Situationsanalyse wurde versucht, die für die Ausbildungsfragen wichtigen Einzelfragen zusammenzustellen. Die Überlegungen zielen auf eine verstärkte pädagogische Ausbildung, die jedoch nicht ressortgebunden sein darf und den Mitarbeiter befähigen soll, als pädagogische Fachkraft innerhalb der gesamten Gemeindegemeinschaft mit Gruppen zu arbeiten, Hilfskräfte zuzurüsten und die notwendigen pädagogischen Gesichtspunkte in die Planungs und Durchführung der Gemeindegemeinschaft einzubringen.

Die Koordinierung der Arbeit des Unterweisungsausschusses mit den anderen Gremien des Bundes geschieht über die Kommunikationsgruppe, den FAK Konfirmation und eine Reihe weiterer Sachkontakte.

Für die Weiterarbeit des Ausschusses zeichnen sich folgende Schwerpunkte ab: Konzeptionsfragen, Koordinierung der verschiedenen Aktivitäten innerhalb der Kinder- und Konfirmandenarbeit, Arbeit an konkreten Modellen, Ausbildungsfragen (einschließlich Ausbildungsabschnitt II für B-Kirchenmusiker).

42 Ausschuß „Kirchliche Jugendarbeit“

Vorsitzender: —

Stellv. Vors.: Fengler.

Referent: Mönch.

15 Mitglieder.

Das *Studienreferat des AKJ* legte als erstes Arbeitsergebnis eine Bibliographie zur Jugendarbeit vor. Schwerpunkt der Arbeit sind Überlegungen zur Konzeption kirchlicher Jugendarbeit. Sie sollen in den verschiedenen Gremien der Jugendarbeit und angrenzender Sachgebiete (z.B. Kommunikationsgruppe, Unterweisungsausschuß, Studentengemeinde) diskutiert werden. Der Studienkreis versuchte eine kritische Einschätzung der „Jesus People“.

Die *AG Weiterbildung* begann ihre Arbeit mit einer Untersuchung über die Mängel bei kirchlich ausgebildeten Mitarbeitern im Blick auf Jugendarbeit. Es fehlen die Einübung in eine altersspezifische und dialogische Verkündigung, die Kenntnis der spezifischen Probleme der Jugendlichen sowie Gruppendynamik und Methodik.

Die *AG Weiterbildung* sieht es als ihre Aufgabe an, das Problembewußtsein für diese Fragen und Aufgaben zu wecken und zu vertiefen. Sie hat einen Plan mit den Weiterbildungsvorhaben des Burckhardtshauses und des Jungmännerwerkes zusammengestellt. Die Mitarbeiter in der Jugendarbeit und auf allen Ebenen kirchlicher Arbeit müssen davon überzeugt werden, wie nötig Weiterbildung heute ist. Eine Koordinierung der genannten Kurse mit anderen Weiterbildungsprojekten wird angestrebt.

Dem Ausschuß erschien es zweckmäßig, eine eigene *AG Ausbildung* für Jugendarbeit zu bilden, um der Ausbildungskommission besser zuarbeiten zu können.

Die *Kommunikationsgruppe Unterweisung/Jugendarbeit* erörterte Grundfragen der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Bedingungen und Chancen der Kooperation müssen noch genauer bedacht werden. Der Austausch über den Teilbereich Oberschulkatechetik/Schülerarbeit ergab, daß Kooperation hier bereits geschieht und intensiviert werden kann.

In Anknüpfung an die Erfahrungen der Schülerarbeit (Bibelarbeit und thematische Arbeit mit Jugendlichen) erarbeitet der *FAK Schülerarbeit* Hilfen für ein systematisches Denken von Glaubens- und Lebensfragen. Erste Ergebnisse werden 1973 erwartet.

Über die Zuordnung der Jugendwerke zum Bund wurden konkrete Absprachen zwischen den Leitungen der Werke und den Landesjugendpfarrern getroffen, die eine bessere Koordinierung gewährleisten sollen. Das *Burckhardthaus* setzt Fernunterricht und Redaktionsarbeit (Bibelhilfe A und B) fort und konzentriert sich auf die Weiterbildung der Mitarbeiter in der Jugendarbeit.

Das *Jungmännerwerk* will wie bisher besonders jungen Männern in Verkündigung, Seelsorge und Diakonie zur Verfügung stehen.

Die Beteiligung des AKJ an wichtigen Vorhaben der Werke wurde vereinbart.

43 Kommission für Ausbildung

Vorsitzender: Dr. Krusche.

Stellv. Vors.: Dr. Schulz.

Sekretär: Lic. Wätzel.

16 Mitglieder.

Die Kommission war im Berichtszeitraum durch den Ausfall des Sekretärs in ihrer Arbeit stark behindert. Aus gesundheitlichen Gründen ist Lic. Wätzel am 1. Januar 1973 in den Ruhestand getreten. Über seine Nachfolge ist noch nicht entschieden. Herr Behm vom Sekretariat nimmt zur Zeit die Aufgaben des Sekretärs wahr.

Der Ausschuß beschäftigte sich mit Fragen der Aus- und Weiterbildung von Theologen und mit Problemen der Ausbildung der übrigen kirchlichen Mitarbeiter.

Im März 1972 verabschiedete die Konferenz das von der Kommission erarbeitete Papier „Vorschläge für Kriterien zum verantwortlichen Experimentieren im Vorbereitungsdienst der Theologen bis Ende des Jahres 1974“. Entsprechende Experimente finden besonders an den Predigerseminaren statt.

Die Ausbildungsreferenten der Gliedkirchen erarbeiteten „Richtlinien für das Gemeindevikariat“, die in den meisten Gliedkirchen beachtet werden.

Eine Arbeitsgruppe der Kommission befaßt sich mit der Frage der Ordnung für das 2. theologische Examen.

Die Ausbildungsreferenten begannen mit Vorarbeiten für ein Ausbildungsgesetz des Kirchenbundes für Theologen. Eine Ordnung einer theologisch-wissenschaftlichen Qualifikationsprüfung für Theologen wird in Kürze fertiggestellt sein.

Der *FAK Pfarrerweiterbildung* bemüht sich nach wie vor um eine Koordinierung aller Weiterbildungsvorhaben der Gliedkirchen und überlandeskirchlichen Werke. Die Teilnehmer des Studienkurs 1971 in Greifswald setzten ihre Arbeit in einem Pastoralkolleg im Oktober 1972 fort. Von April bis Juni 1972 fand in Naumburg der 2. Studienkurs statt. Sieben Pfarrer nahmen daran teil. Er stand unter dem Thema: „Der Glaube in den Anfechtungen der Geschichte“.

Für 1973 ist ein 3. Kursus in Krummenhennersdorf über das Thema „Ethik der Geschlechtsbeziehungen und Beratungshilfe“ geplant.

Die Kommission bemüht sich um Zusammenarbeit mit dem Unterweisungsausschuß und dem AKJ in Fragen der Neustrukturierung der Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter für die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Eine Arbeitsgruppe wurde beauftragt, entsprechende Überlegungen anzustellen.

Eine für alle Gliedkirchen geltende Gemeindehelferinnen-Ordnung steht kurz vor der Verabschiedung. In Potsdam begann am 8. September 1972 der 2. Kursus des Ausbildungsabschnittes II für B-Kirchenmusiker mit 8 Teilnehmern.

Fragen der Verwaltungsaus- und -fortbildung bearbeitet der Rechtsausschuß.

5 Recht, Organisation, Finanzen

51 Ausschuß für Organisations-, Verwaltungs- und Rechtsfragen (Rechtsausschuß)

Vorsitzender: Dr. Johannes.

Stellv. Vors.: Kupas.

Referent: Küntscher.

10 Mitglieder.

Die *AG Raumordnung* erarbeitete eine Vorlage, die am 24. 6. 1972 von der Konferenz als „Empfehlung zu Raumordnungs- und Strukturfragen“ verabschiedet wurde (MBB 72.53). Der Rechtsausschuß wird der Konferenz auf ihrer letzten ordentlichen Tagung 1973 über die weitere Entwicklung berichten.

Die Konferenz übernahm eine Vorlage des Rechtsausschusses und verabschiedete am 24. 6. 1972 einen Beschluß „zur Rechtsstellung der kirchlichen Mitarbeiter“.

Der *FAK Pfarrerdienstrecht* hat die grundsätzlichen theologischen Erwägungen abgeschlossen und arbeitet an dem Entwurf eines Pfarrerrechtes, das entsprechend dem gegenwärtigen Stand der Verhältnisse alle pfarrerähnlichen Dienste in sich aufnehmen soll. Ein einheitliches Pfarrerecht für alle Gliedkirchen des Bundes wird angestrebt. Der FAK wird sich außerdem mit der Überarbeitung des bisherigen Beamtenrechtes befassen, wobei unter Vermeidung des Begriffes „Beamter“ eine Einarbeitung der bisherigen Rechtsgrundlage in das neue Pfarrerecht erfolgen soll.

Nach einem Vorentwurf des Sekretariats haben Untergruppen des Rechtsausschusses die Entwürfe einer „Arbeitsvertragsordnung für Mitarbeiter des kirchlichen Dienstes im Angestelltenverhältnis nebst Vergütungsordnung, Gruppenplan und Vergütungstabelle“ erarbeitet. Damit wird einem Beschluß der Konferenz entsprochen, eine Überprüfung und Angleichung des Angestelltenrechtes für die Kirchen des Bundes vorzunehmen.

Die Kirchen nehmen zur Zeit Stellung zu dem Entwurf einer „Ordnung für die Aus- und Fortbildung von Mitarbeitern im kirchlichen Verwaltungsdienst“. Die auf Grund der eingegangenen Äußerungen überarbeitete Ordnung soll 1973 verabschiedet werden.

1972 fanden zwei Weiterbildungstagungen für Kirchenjuristen statt. Alle Kirchenjuristen sind gebeten worden, jährlich einmal an einer solchen Tagung teilzunehmen. Für 1973 ist eine Weiterbildungstagung für Büro- und Kassenleiter vorgesehen.

Der Rechtsausschuß befaßte sich darüber hinaus mit verschiedenen Einzelfragen, u.a. mit der Handhabung der Verordnung über die Durchführung von Veranstaltungen, der Ordnung des Evangelischen Diakonenverbandes in der DDR, dem Entwurf eines Kirchensteuergesetzes und Grundbuchsfragen.

52 Ausschuß für Finanzen und Vermögen (Finanzausschuß)

Vorsitzender: Dr. Dörre.

Stellv. Vors.: Dr. Heimbold.

Referent: Stolpe.

9 Mitglieder.

Im Mittelpunkt der Arbeit 1972 stand die Kirchensteuer. Nach Vorarbeiten des *FAK Kirchensteuer* legte der Ausschuß eine Kirchensteuer/Kirchgeld-Tabelle für 1973 und die folgenden Jahre vor, die eine gerechtere, einfachere und einsichtigere Berechnung der Kirchensteuer ermöglicht. Die Konferenz empfahl den Gliedkirchen im Juni 1972 die Annahme der Tabelle (MBB 72.59ff.).

Facharbeiterkreis und Ausschuß vertreten die Auffassung, daß Kirchensteuer und Kirchgeld als geordnete Abgabe der Gemeindeglieder für die Durchführung des kirchlichen Dienstes auch in Zukunft entscheidende Bedeutung haben. Weil Kirchensteuerzahlung immer mehr eine persönliche Entscheidung der Gemeindeglieder sein wird, gehört zur Kirchensteuerarbeit das Gespräch mit den Gemeindegliedern. Kirchensteuer hat sowohl eine geistliche als auch eine wirtschaftliche Funktion. Sie ist immer erneute Prüfung des Selbstverständnisses der Gemeinde und des Bewußtseins der Gemeindeglieder, sie ist Bestandteil des Gemeindeaufbaus.

In der Arbeit des Finanzausschusses rückt die Finanzplanung stärker in den Vordergrund. Erst prognostische Berechnungen geben einen Eindruck von der Entwicklung der eigenen Finanzkraft der Kirche. Die Ergebnisse zwingen dazu, noch in der ersten Hälfte der 70er Jahre einschneidende Maßnahmen zu ergreifen. Der Gebäudestand, die Aktivitäten und der Verwaltungsaufwand werden zu überprüfen sein. Diese Aufgaben können nur in enger Zusammenarbeit der Gliedkirchen gelöst werden. Der Finanzausschuß wird die Initiative ergreifen und zunächst Fragen des Gebäudebestandes bearbeiten.

Seit dem 1. Juni 1972 ist das Referat *kirchliche Landwirtschaft* wieder mit einem hauptamtlichen Mitarbeiter besetzt, so daß nun die Fragen der eigenbewirtschafteten kirchlichen Landwirtschaft beim Bund koordiniert werden können.

Die eigenbewirtschafteten *Forsten der evangelischen Kirchen* umfaßten am 31. Dezember 1971 rund 25000 ha und wurden von 54 kirchlichen Forstangestellten betreut. Das Hauptproblem besteht in fast allen Revieren in der schwierigen Arbeitskräftelage sowohl für den Holzeinschlag als auch für die Walderneuerung und Waldpflege. Bei der Technisierung der kircheneigenen Forstwirtschaft konnte in Verabredung mit den Forstverwaltungen der Gliedkirchen durch den Bund wesentlich geholfen werden. Ein gutes Beispiel für die Kooperation der eigenbewirtschafteten Kirchenforsten ist die Verabredung einer gemeinsamen Aufarbeitung der Sturmschäden vom November 1972.

Berlin, den 10. Januar 1973

gez. *Borgmann*
(Presse und Information)

Erläuterungen der Abkürzungen und Kurzformen:

AG	– Arbeitsgruppe
AKJ	– Ausschuß „Kirchliche Jugendarbeit“
Bund	– Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR
FAK	– Facharbeiterkreis
Konferenz	– Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR
MBB	– Mitteilungsblatt des Bundes; (MBB 72.35) – lies: Mitteilungsblatt, Jahrgang 1972, Seite 35.

c) Synodaltagung vom 30. Juni bis 4. Juli 1972 in Dresden-Strehlen

Die erste Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR hatte auf ihrer dritten Tagung vom 2. bis 6. Juli 1971 in Eisenach unter dem Thema „Kirche für andere – Zeugnis und Dienst der Gemeinde“ Grundfragen christlicher Existenz in der sozialistischen Gesellschaft behandelt. Dieses Thema wurde unter der Bezeichnung „Christus befreit – darum Kirche für andere“ von der Synode auf ihrer vierten Tagung vom 30. Juni bis 4. Juli 1972 in Dresden-Strehlen fortgeführt.

Das zum Tagungsthema gehaltene Referat von Dr. Heino Falcke (Wortlaut s. oben S. 242ff.) löste eine offenbar spannungsreiche Aussprache und Ausschlußarbeit aus, wozu schon die These vom verbesserlichen Sozialismus hinreichend Anlaß gab. Darüber berichtet eine amtliche Information des Sekretariates des Kirchenbundes vom 28. Juli 1972 folgendermaßen:

In der Generalaussprache zum Referat von Dr. Falcke würdigten die zehn Diskussionsredner trotz verschiedener kritischer Anfragen die grundlegende theologische Arbeit des Referenten. Gerade auch für die Laien in der Gemeinde seien die Ausführungen hilfreich. Sie regten zur schöpferischen Mitarbeit in der Gesellschaft an. Das Referat habe die unverzichtbaren Voraussetzungen für eine verantwortliche Mitarbeit des Christen in der Gesellschaft gezeigt.

Kritisch angefragt wurde, ob nicht manche Aussagen zu Mißverständnissen bei nicht-christlichen Hörern führen könnten und ob manches nicht zu umständlich für die breite Gemeindeöffentlichkeit formuliert worden sei.

In einem Schlußwort dankte Dr. Falcke für die Diskussionsbeiträge und betonte, daß sein Referat restlos mißverstanden würde, wenn man es als einen Angriff auf die sozialistische Gesellschaftsordnung verstehe. Das Referat wolle eine kritische Assistenz sein, eine

Kritik, die getragen ist von einem tiefen Ja zu unserer Gesellschaft. Dieses Ja kann für einen Christen nicht tiefer fundiert sein, als in der Auferstehung des Herrn. Wer die kritischen Passagen des Referates auf die Mühlen des Antikommunismus leite, treibe Mißbrauch mit diesem Referat.

Das Referat bildete die Grundlage für die Diskussion in vier Themenausschüssen:

1. Kirche für andere – Rüststätte oder Raststätte?
2. Kirche für andere – Übungsfeld für lernbereite Christen?
3. Kirche für andere – Freiheit zur Annahme des Lebens.
4. Kirche für andere – Hilfe zur Mitverantwortung in der Gesellschaft.

Die vier Themenausschüsse berichteten am letzten Tag dem Plenum über ihre Arbeit und betonten in einer gemeinsamen Stellungnahme die „dankbare Aufnahme“, die das Referat von Dr. Falcke bei den Synodalen gefunden hat. Sie legten der Synode den folgenden Antrag vor, der vom Plenum mit großer Mehrheit angenommen wurde:

„Die Konferenz der Kirchenleitungen wird gebeten, das gesamte Material zur Thematik der Synoden von Eisenach und Dresden auszuwerten und verfügbar zu halten.“

In einem Ausschußbericht heißt es u.a.:

„Das Problem, wie ist das Evangelium heute zu sagen, ist ein Sprachproblem. Die alten Inhalte sind in unserer Zeit umzusprechen; aber es ist zugleich mehr als ein Sprachproblem – es ist auch ein Sachproblem. Es kommt nicht allein darauf an, wie es zu sagen ist, sondern auch was zu sagen ist. Glaubenssätze jeder Art können den Christen nicht davon entbinden, in jeder Situation die ihr gemäße und immer wieder neue Antwort des Glaubens zu suchen. Dies geschieht im Gespräch zwischen dem Laien als Kenner der Situation und dem Theologen, der es gelernt hat, die biblischen Zusammenhänge zu verstehen. Die Gemeinde könnte der Ort werden, in dem Raum ist für das offene und unvoreingenommene Gespräch. Damit wäre die Gemeinde Übungsfeld des Christen sowohl für seinen Einsatz in der Welt wie auch für das Einbringen von Erfahrungen und Einsichten.

Dazu gehört Einübung in das Gespräch unter Beachtung der erprobten Regeln, Wagnis zur Übernahme und Übertragung von Verantwortung, Ausprobieren von neuen Wegen des Gemeindelebens, auch wenn Mißerfolge nicht ausbleiben, Ernstnehmen der besonderen Beiträge der Laien auf den Gebieten, wo sie Fachleute sind, Teamfähigkeit der hauptamtlichen kirchlichen Mitarbeiter, Entkrampfung zwischen Pfarrern und Laien. Die Gemeinde soll den Theologen in seiner Besonderheit annehmen und beanspruchen. Seine Aufgabe kann der Theologe nur in engster Gemeinschaft mit einer Gruppe von Laien tun. In einer Gruppe wird er vor der Vereinzelung bewahrt und kann leichter den Weg vom theologischen Wissen zur aktuellen Verkündigung finden.“

Ein weiterer Hauptgegenstand der Synodalverhandlungen war der Bericht der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen (Wortlaut s. oben S. 271ff.). Hierzu beschloß die Synode nachstehende Stellungnahme:

STELLUNGNAHME DER SYNODE ZUM BERICHT DER KONFERENZ DER EVANGELISCHEN KIRCHENLEITUNGEN IN DER DDR IM SOMMER 1972

Der Berichtsausschuß hat den Bericht der Konferenz der Kirchenleitungen zur Kenntnis genommen, ihn, soweit die zur Verfügung stehende Zeit es erlaubte, erörtert und schlägt der Synode folgende Stellungnahme zur Annahme vor:

1. Die Abfassung des Berichtes durch eine Gruppe aus der Konferenz hat zu einem instruktiven Überblick über die Arbeit der Konferenz im Berichtsjahr geführt. Obwohl dadurch der Bericht weniger einheitlich geworden ist als frühere Berichte, halten wir den Gedanken für möglich, Konferenzberichte durch Arbeitsgruppen der Konferenz entwerfen zu lassen.

1.1. Der Bericht hat die Arbeit der Konferenz vor allem in seinem ersten Teil sehr kritisch betrachtet. Wir begrüßen diese Betrachtungsweise, die dazu hilft, bei dem Erreichten nicht stehenzubleiben, sondern die Arbeit des Bundes in Bewegung zu halten, um neue Wege zu suchen und zu finden.

1.2. Die Aufgabe der Bewährung als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft in der sozialistischen

Gesellschaft, vor die der Bund gestellt ist, macht es notwendig, daß die Kirchen des Bundes stärker zusammenrücken und miteinander wirken. Da dies noch nicht in ausreichendem Maße geschehen ist, bittet die Synode die Konferenz, unablässig nach Möglichkeiten des Aufeinanderzugehens der Kirchen zu suchen. Wir denken dabei an Schritte zur Verwirklichung von voller, nicht nur „kalter“ Kirchengemeinschaft, an die Inangriffnahme einer Reihe von strukturellen Veränderungen und an die Vereinigung vorhandener kirchlicher Aktivitäten (etwa auch der Studienaufgaben, die wir aber nicht für die einzigen und wichtigsten Gemeinschaftsaufgaben halten).

1.3. Die Aufgabe der Bewährung als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft in der sozialistischen Gesellschaft macht es notwendig, daß der Bund in seinem Selbstverständnis und in seinem Handeln immer wieder beides verdeutlicht:

Die Kirchen des Bundes nehmen die Situation bewußt an, daß ihre Gemeindeglieder und Gemeinden in die sozialistische Gesellschaft hineingestellt sind als den Ort, den Gott ihnen für ihr Zeugnis und ihren Dienst zugewiesen hat. Dabei bemühen sie sich, ihren Gemeindegliedern und Gemeinden Mut zu machen, daß sie in dieser Gesellschaft die Aufgaben erfüllen, die zum Gedeihen der Gesellschaft führen können.

Die Kirchen des Bundes lassen zugleich deutlich erkennen, daß sie ebenso ungeteilt, wie sie die sozialistische Gesellschaft als den Ort ihres Zeugnisses und Dienstes annehmen, an diesem Ort auch ungeteilt ihres Glaubens leben wollen. Sie wissen, daß sie „ihr ganzes Leben ihrem Herrn schuldig sind“. Sie wollen auch im Sozialismus Kirche ihres Herrn bleiben.

Wenn wir auch mit Bedauern feststellen, daß die Situation vieler Gemeindeglieder und Gemeinden kompliziert geworden ist und einige immer wiederkehrende Konfliktpunkte nicht ausgeräumt werden konnten, halten wir die Bemühungen der Konferenz, zur Klärung dieser Fragen zu kommen, im Interesse eines besseren Miteinanders von Marxisten und Christen in unserer Gesellschaft für dringend erforderlich.

1.4. Die Aufgabe der Bewährung als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft in der sozialistischen Gesellschaft läßt uns weiter danach suchen, wie wir den Erwartungen, die die Ökumene dem Bund entgegenbringt, gerecht werden können. Wir begrüßen es, daß eine Weiterentwicklung bilateraler ökumenischer Beziehungen und eine Intensivierung der Arbeitskontakte mit dem Weltrat der Kirchen möglich gewesen ist. Wir bitten aber darauf zu achten, daß unsere Kraft für den Beitrag zur ökumenischen Arbeit nicht überschätzt wird.

Bei zahlreichen Anlässen im In- und Ausland haben im Berichtszeitraum einzelne Repräsentanten des Bundes, besonders auch der Vorstand bei seinem Arbeitsbesuch in der Zentrale des Ökumenischen Rates in Genf, zu aktuellen Fragen Stellung genommen, wie zu Problemen der europäischen Zusammenarbeit und der Aufnahme beider deutscher Staaten in die UNO und ihrer Organisationen. Die Synode sieht in diesen Äußerungen einen Beitrag der Christen an dem uns aufgetragenen Zeugnis und Dienst in der Welt. Sie hofft, daß diese Beiträge von der Öffentlichkeit und besonders auch von den Gemeinden als legitime Mitarbeit und Teil des Zeugnisses und Dienstes erkannt werden.

2. Zu der unter Punkt 4.2. des Berichtes gestellten Frage stellt die Synode fest:

Grundsätzlich hat alles *Vorrang*, was die Gemeinden in ihrem Zeugnis und Dienst im Alltag stärkt. An diesem Maßstab sind alle Aktivitäten, Planungen und Programme des Bundes zu messen. Wir schlagen vor, die Gemeinschaftsaufgaben folgendermaßen zu ordnen:

- a) Gemeindebezogenheit,
- b) Effektivität,
- c) Gemeinsame Anliegen, gemeinsame Vertretung,
- d) Koordinieren und Spezialisieren besonders in der Aus- und Weiterbildung.

3. Die Synode bittet die Konferenz bis zur nächsten Synodaltagung folgende *Aufträge* in Angriff zu nehmen und bei der nächsten Synodaltagung darüberzu *berichten*:

3.1. Die Sachgespräche mit zentralen staatlichen Stellen sind fortzusetzen mit dem Ziel, besonders eine Klärung in der Situation zu erreichen, die durch die Handhabung und Auslegung der Veranstaltungsverordnung entstanden ist.

Es ist gleichfalls anzustreben, daß die Schwierigkeiten beseitigt werden, die für junge Christen in Ausbildung und Beruf angesichts ihres kirchlichen Engagements entstehen.

Das Problem der inhaltlichen Beanstandung von theologischen Veröffentlichungen und von Gemeindeschrifttum bedarf dringend einer Lösung. (Vgl. 3.1.5./3.2.2. und 3.3.4.)

3.2. Der von der Konferenz eingesetzte Facharbeiterkreis zur Besprechung der Tauffragen, soll in seiner personellen Zusammensetzung noch einmal überprüft werden, damit neben der Klärung der Grundsatzfragen auch die gemeindliche Praxis genügend berücksichtigt werden kann. (Vgl. 3.2.4.).

3.3. In Bezug auf das konfirmierende Handeln der Kirchen sind die Bemühungen um einheitliches Verständnis und Vorgehen fortzusetzen. (Vgl. 3.2.5.).

3.4. Die geplante Konzentrierung der unterschiedlichsten Studienaktivitäten und Institute in einer Studienabteilung des Bundes wird begrüßt. Die Synode erwartet Bericht über den Stand der Planung und der erreichten Ergebnisse bis zu ihrer nächsten Tagung. (Vgl. 3.2.6. und 4.1.1.).

3.5. Über die dringende Koordinierung der missionarisch-ökumenischen Aktivitäten erwartet die Synode Bericht. (Vgl. 3.6.3.).

4. Die Synode setzt zur Vorbereitung der nächsten Synodaltagung eine Arbeitsgruppe ein, die die Arbeit der Organe des Bundes kritisch prüft.

Dreierlei sollte dabei besonders beachtet werden:

1. Das Verhältnis von Aufwand und Ergebnis der Arbeit in den Kommissionen und Ausschüssen,

2. Die Bedeutung des synodalen Elementes in der Arbeit des Bundes, besonders im Zusammenspiel von Konferenz, Ausschüssen, Kommissionen und Synode.

3. Die Arbeitsweise der bisherigen Synodaltagung.

5. Die Synode dankt der Konferenz und dem Sekretariat für die im Berichtszeitraum geleistete Arbeit.

Weitere Tagungsgegenstände betrafen den Bericht des Werkes „Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der DDR“ für 1971 und den Bericht des Ausschusses „Kirche und Gesellschaft“ über die Auswertung des Echos der Gemeinden auf die Eisenacher Synode 1971 sowie das Gesetz über den Haushaltsplan. Als eines der Hauptprobleme der gegenwärtigen diakonischen Arbeit wurde die Betreuung und Rehabilitation geistig Behinderter beschrieben. Bemerkenswert ist noch der Besuch auswärtiger Gäste bei der Synodaltagung, unter ihnen Dr. Philip Potter, Genf, Landesbischof Dr. Gerhard Heintze, Wolfenbüttel, Pfarrer Walter Sigrist, Bern, mit einer Delegation des Schweizer Evangelischen Kirchenbundes und Prof. Dr. Gordon Rupp vom Britischen Kirchenrat. Die oben schon genannte Information beurteilt diese Synodaltagung mit zwei Zitaten:

Eine erste Einschätzung der Synodaltagung gibt ein Laiensynodaler während der Diskussion. Er sagt: „Wir sind reicher, sicherer in unserem Eintreten für die Mitverantwortung in der Gesellschaft geworden durch die Beschäftigung mit den theologischen Aussagen, die wir gehört haben ... Wir haben unsere Arbeit von Eisenach bestätigt und sind darüber hinausgelangt ... Aus der Arbeit dieser Tagung haben wir Entscheidendes für diesen Dienst zulernt. In diesem Wissen – auch ohne eine neue Fülle formulierter Papiere – den Gemeinden Mut zu machen und Hilfe zu geben zur Mitverantwortung in der Gesellschaft, ist unsere Aufgabe, die wir aus dieser Synode mitnehmen.“

Der Präses der Synode, Landesbischof D. Ingo Braecklein, bezeichnet in seinem Schlußwort die Tagung als eine „der mühsamsten und spannungsreichsten Synoden“. Seinen persönlichen Eindruck gibt er mit folgenden Worten wieder:

„Ich bin in diesen Tagen von verschiedenen gefragt worden, ob wir denn nun, wenn wir von Eisenach ausgehen, weitergekommen sind oder nicht. Wenn man von der äußerlichen Frage ausgeht, mit der wir in Eisenach angetreten sind – Standortbestimmung einer christlichen Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik und das heißt, in einer sozialistischen Gesellschaft –, dann könnte man sagen, wir sind nicht weitergekommen. Aber ich habe mich gefreut, daß heute in der Aussprache einer der Synodalen mit Vehe-

menz und Leidenschaft gesagt hat, wir sind doch weitergekommen. Sie werden mich fragen, wie ich das meine; ich meine so: gerade wenn man sich der Frage stellt, welches der Standort eines Christen oder einer christlichen Kirche in unserer sozialistischen Gesellschaft ist, dann hat die Synode für meinen Begriff uns sehr viel weiter geführt. Ich würde fast meinen, wir hätten diese Frage in Eisenach noch aus einem gewissen Abstand betrachtet – so wie Leute, die vor der Tür stehen, die Dinge aus der Ferne ansehen, die sehr schön darüber theoretisieren können, weil sie eben noch nicht mitten drin stehen. Wenn ich persönlich diese Synode richtig verstanden habe, dann haben wir in dieser Synode mitten drin gestanden – insofern, als wir nämlich nicht nur darüber, wie die anderen in einem sozialistischen Staat stehen, nachgedacht haben, sondern in der unmittelbaren Begegnung dieser Synode die Situation als solche ganz hautnah gespürt haben.“

Ein westdeutscher Beobachter beurteilt die Tagung mit folgendem Kommentar:

KIRCHE CHRISTI – IM SOZIALISMUS

Zur Synode des DDR-Kirchenbundes

(„epd Ausgabe für die kirchliche Presse“ Nr. 28 vom 12. Juli 1972)

Die acht evangelischen Landeskirchen in der DDR werden möglicherweise in ihrem seit 1969 bestehenden Kirchenbund schneller zu einer wirklichen Kirchengemeinschaft kommen als die in der EKD verbundenen Landeskirchen in der Bundesrepublik. Das ist einer der Eindrücke, die der braunschweigische Landesbischof Heintze von der Vierten Tagung der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR mitgebracht hat, die vom 30. Juni bis 4. Juli in Dresden stattfand.

In der Tat, die Kirchenbundsynode hat in Dresden die Landeskirchenleitungen erneut gedrängt, die traditionellen Trennungen zwischen Lutheranern und Unierten nicht nur theologisch durch schöne zustimmende Worte zur Leuenberger Konkordie, sondern gleichzeitig auch durch praktische Taten zu überwinden. Und Ansätze dafür gibt es, zum Beispiel einen vor der Verwirklichung stehenden Plan, die Zentralen der lutherischen Kirche und der Evangelischen Kirche der Union teilweise in das Sekretariat des Kirchenbundes zu integrieren.

Dazu zwingt schon der Mangel an Kräften und an Geld. Der Jahreshaushalt des Kirchenbundes, der in Dresden beschlossen wurde, beträgt ungefähr eine Million DDR-Mark, etwa ein Hundertstel dessen, was im Westen die Evangelische Kirche in Deutschland zur Erfüllung von Gemeinschaftsaufgaben für alle Mitgliedskirchen zur Verfügung hat. Vor allem aber nötigt etwas anderes zum engeren kirchlichen Zusammenrücken, nämlich die Zielsetzung, der Kirchenbund solle sich als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft der Kirchen in der sozialistischen Gesellschaft der DDR bewähren.

Diese Frage nach Zeugnis und Dienst der Kirche in der sozialistischen Gesellschaft der DDR war das eigentliche Thema der Synode. Sie verhandelte unter dem Leitwort „Christus befreit – darum Kirche für andere“. Darin liegt ein Programm, das zu Beginn der Tagung in einem theologischen Referat gründlich und grundsätzlich entfaltet wurde: Die Kirche und ihre Mitglieder, die Christen, sollen auch in der sozialistischen Gesellschaft – ob diese das nun gern hat oder nicht – nach Kräften dazu beitragen, daß es zu einem gerechteren Zusammenleben der Menschen kommt. Sie sollen also nicht unpolitisch sein, das Engagement, selbst die Parteinahme nicht scheuen. Sie sollen nicht nur um ihre Freiheit kämpfen, sondern diese Freiheit in die Gesellschaft einbringen, sie nutzen. Und das heißt auch: Sie dürfen sich nicht durch Grundsatzentscheidungen blockieren, weder durch ein bedingungsloses Ja zu Programm und Politik der SED noch durch ein totales Nein.

So etwa läßt sich einiges von dem zusammenfassen, was der Gnadauer Predigerseminarsdirektor Heino Falcke der Synode zum Thema vortrug. Alle Redner in der Synode bestätigten dies und gaben damit einem herrschenden Konsensus Ausdruck. Dennoch blieben detailliertere Beschlüsse zum kirchlichen Zeugnis und Dienst in konkreten gesellschaftlichen Fragen aus. Die Anwendung der grundsätzlichen Erkenntnisse sei keine Sache synodaler Theorie, sondern tägliches Brot im Alltag der Christen und Gemeinden, meinte Bischof Braecklein als Synodalpräses erläuternd in seinem Schlußwort.

Damit aber ist wohl nur die eine Seite der Sache angesprochen. Die andere lautet: Der Kirchenbund ist mit der Umsetzung seiner grundsätzlichen Ziele in praktische Schlußfolgerungen auf dieser Tagung zunächst an die Grenze seiner Bewegungsmöglichkeiten gekommen, und er wird an dieser Grenze gewiß so lange stehen bleiben müssen, wie die erforderliche kirchliche Geschlossenheit noch nicht erreicht ist.

Die Grenze wurde den Synodalen deutlich unter anderem im Jahresbericht der Leitung des Kirchenbundes. Hier wurde klipp und klar mitgeteilt, daß die DDR-Regierung zwar die Unterstützung der Kirchen in außenpolitischen Angelegenheiten wie etwa der UNO-Aufnahme der DDR sucht, aber innenpolitisch praktisch nicht mit sich reden lassen will. Zum Beispiel in der Frage der kirchlichen Veranstaltungsfreiheit wollen die Behörden die Grenzen eher enger ziehen als erweitern, die Kirche damit auf den kultischen Bereich zurückdrängen. Der Vorstand des Kirchenbundes hatte Anlaß, die Regierung darauf hinzuweisen, daß politische Äußerungen von Kirchenmännern in der DDR etwa für eine europäische Sicherheitskonferenz im Ausland erst dann glaubwürdig werden, wenn man auch von der innenpolitischen Redefreiheit der Kirche überzeugt ist.

In einem ihrer Beschlüsse hat die Synode den Konflikt angedeutet. Sie erklärte, die Kirchen in der DDR nähmen die Situation der sozialistischen Gesellschaft bewußt an und wollten Beiträge zum Gedeihen dieser Gesellschaft leisten. Gleichzeitig aber wollten sie in dieser Gesellschaft auch „ungeteilt ihres Glaubens leben“, auch im Sozialismus „Kirche ihres Herrn bleiben“.

Reinhard Henkys

d) Gemeinschaft der Kirchen, Reformbestrebungen und Lehrgespräche

Über die besondere Bedeutung des schon bald nach der Gründung des Kirchenbundes in der DDR begonnenen Lehrgespräches und der Bemühungen um eine „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ für die kirchliche Entwicklung in der DDR wurde im Kirchl. Jahrbuch 1971 ausführlich berichtet (S. 287ff.). Dieser Bericht ist hier durch den Abdruck wichtiger Texte aus der Berichtszeit fortzuschreiben (s. hierzu auch die Kapitel EKU und VELK dieses Bandes, S. 358ff. bzw. 383ff.). Das Verhältnis des Lehrgespräches zwischen der EKU und der VELK zu einer europäischen lutherisch-reformierten Konkordie behandelt der nachstehende Bericht:

BERICHT

*über den Stand des Lehrgespräches vor der Tagung der 1. Generalsynode
der VELK in der DDR vom 27. September bis 1. Oktober 1972 in Weimar*

Von Dr. Joachim Wiebering

1.1. Wenn in letzter Zeit nach greifbaren Ergebnissen der Arbeit dieser Generalsynode gefragt wurde, dann fiel dabei sicher das Stichwort „Lehrgespräche“. Den Anstoß zum Lehrgespräch zwischen der EKU und der VELK in der DDR gegeben zu haben, wird in der Bilanz der Generalsynode stets als Pluspunkt geführt. Man kann daran einerseits deutlich machen, daß es der VELK nicht um ihren Bestand geht, sondern daß sie sich für eine über den bisher erreichten Grad hinausgehende Gemeinschaft der Kirchen in der DDR offenhält. Andererseits unterstreicht diese Tatsache, daß der Beitrag der lutherischen Kirchen vor allem im Drängen auf theologische Gründlichkeit zu sehen ist, wie der Herr Leitende Bischof bei der vorigen Generalsynode gesagt hat.

1.2. Trotzdem muß die kritische Frage gestellt werden, ob das Lehrgespräch wirklich „der VELK liebstes Kind“ ist. 1969 hatte die Generalsynode beschlossen, sich regelmäßig von der Kommission für das Lehrgespräch berichten zu lassen. 1970 wurde der durch D.

Dr. Voigt erstattete Bericht still zur Kenntnis genommen. 1971 fiel er ganz aus bzw. beschränkte sich auf einige Passagen im Bericht der Kirchenleitung. Mit welchem Interesse darf der Berichterstatter im Jahre 1972 rechnen? Ist es nicht recht still um das Lehrgespräch in der DDR geworden, und dominiert nicht bei Erwähnungen – wie jüngst in dem Buch „Lutherisch-reformierte Kirchengemeinschaft heute“ von Marc Lienhard – die lakonische Bemerkung: „Ergebnisse bleiben abzuwarten“? Die Kommission für das Lehrgespräch ist inzwischen zu einer Dauerinstitution neben anderen geworden, fest verankert im Haushaltsplan, mit ihren Tagungen durch die Lande ziehend zwischen Eisenach und Boltenhagen, an Papieren feilend, die dann zu den Akten kommen, sicher nicht unnütze, aber auch nicht sonderlich interessante Arbeit betreibend. Ich meine keine falsche Verallgemeinerung auszusprechen, wenn ich feststelle, daß auch unter den Mitgliedern der Kommission der erste Elan und die anfängliche Freude an der Arbeit im Schwinden sind. Der im Bericht der Kirchenleitung vor der Generalsynode 1971 in Aussicht genommene Termin für einen gewissen Abschluß der Arbeit für Ende 1972 kann jedenfalls auf keinen Fall eingehalten werden.

1.3. Welche Arbeit ist bisher von der Kommission in den drei Jahren seit ihrer Konstituierung geleistet worden und was kann sie an Ergebnissen vorweisen? Es haben zehn Tagungen stattgefunden: in Leipzig, Buckow, Eisenach, Berlin (zweimal), Güstrow, Dresden, Ferch, Weimar und Berlin-Lichtenberg. Für dieses Jahr ist noch eine Tagung in Boltenhagen geplant und für das Jahr 1973 weitere drei. Jede Tagung umfaßt mit durchschnittlicher Reisezeit vier volle Tage, so daß bisher rund 40 Tage für die Kommissionssitzungen aufgewandt worden sind. Die Kommission hat von vornherein darauf verzichtet, große Referate in Auftrag zu geben und entgegenzunehmen, sie hat aber aus ihrer Mitte teils von Gruppen, teils von einzelnen Mitgliedern Thesen oder Ausführungen erarbeiten lassen, die dann in der Kommission beraten worden sind. Um nicht erst mit dem Abschlußdokument vor die Öffentlichkeit zu treten, ist von ihr beschlossen worden, sog. „Werkstattberichte“ herauszugeben, in denen über Teilkomplexe der bisherigen Arbeit Rechenschaft gegeben wird. Nach der 6. Tagung hat die Kommission einen ersten Werkstattbericht über „Verkündigung, Lehre und Kirchengemeinschaft“, nach der 8. Tagung einen zweiten Bericht über „Rechtfertigung und heutige Rede von Gott“ publiziert. Beide Berichte haben eine ziemliche Verbreitung durch Amtsblätter, „Zeichen der Zeit“ u.ä. gefunden, wobei freilich die Kommission Wert darauf gelegt hat, daß der Wortlaut unverändert abgedruckt wurde, um der Arbeit der Kommission, die an den Berichten sehr gefeilt hat, gerecht zu werden. Ein dritter Werkstattbericht ist seit über einem Jahr in Arbeit und kann hoffentlich bald vorgelegt werden.

1.4. Das Echo auf die Werkstattberichte ist allerdings trotz wiederholter Aufforderungen zur Stellungnahme schwach geblieben. Zu Händen der Kommission sind nur wenige Äußerungen zum ersten Bericht gekommen. Der zweite Bericht ist in der Wochenzeitung „Die Kirche“ scharf kritisiert worden. In den „Lutherischen Monatsheften“ (3/1972, S. 145ff.) ist nur eine grundsätzliche Kritik am ganzen Unternehmen aus der Feder eines Pfarrers der sächsischen Landeskirche erschienen. Positiver hat sich der französische Lutheraner Marc Lienhard in dem erwähnten Buch über die Intentionen des Lehrgesprächs in der DDR geäußert.

Zu den kritischen Stimmen ist zu bemerken: Aus den beiden Berichten sollte eigentlich deutlich genug hervorgehen, daß die Rechtfertigungslehre nicht als isolierte dogmatische Lehre zur Grundlage der Kirchengemeinschaft gemacht werden soll, wie K. H. Kandler in den „Luth. Monatsheften“ unterstellt. Vielmehr sollen die Konsequenzen der Rechtfertigungsbotschaft für die Verkündigung in allen wichtigen Fragen erhoben werden, wie bereits im zweiten Bericht an der Gottesfrage exemplifiziert wird. Es ist auch falsch, wenn manche Kritiker befürchten, daß bei den Lehrgesprächen einzelne Artikel der Confessio Augustana aufgearbeitet würden. Die Kommission sieht sich vor der Aufgabe einer richtungsweisenden Beschreibung der Grundlagen heutiger Verkündigung, wobei die in kritischer Reflexion zu leistende Aktualisierung des Bekenntnisses wohl einfließt, sich aber nicht expressis verbis im Rückgriff auf Formulierungen der Bekenntnisschriften äußert. Die Notwendigkeit, die Verkündigung der Rechtfertigung in den heutigen Bezugshorizont hinein zu artikulieren, ist gerade die Besonderheit des Lehrgesprächs in der DDR, wie es durch den Auftrag der Generalsynode von 1969 initiiert worden ist.

Bei alledem bleibt das minimale Echo auf ihre Arbeit für die Kommission ein Anlaß zu der selbstkritischen Frage, wie sie ihre Absichten besser verwirklichen kann.

1.5. Eine zusätzliche Aufgabe ist der Kommission seit 1970 durch die Beschäftigung mit den Leuenberger Konferenzergebnissen bei den Gesprächen um die lutherisch-reformierte Kirchengemeinschaft auf europäischer Ebene erwachsen. Bereits im Dezember 1970 hat die Kommission für die Vorsitzenden der acht Kirchenleitungen eine Stellungnahme zu dem Leuenberger Bericht von 1970 erarbeitet und mit den Bischöfen diskutiert. Auf Grund der darin ausgesprochenen Bedenken sind dann bei der Ausarbeitung des Konkordienentwurfs 1971 wesentliche Änderungen vorgenommen worden, so daß die Arbeit der Kommission hier auch eine indirekte, aber sehr hoch zu schätzende Frucht getragen hat. Im Juni 1972 hat die Kommission eine ganze Tagung darauf verwandt, die Äußerungen der acht Landeskirchen in der DDR zu sichten und eine Stellungnahme zu dem Konkordienentwurf auszuarbeiten, die dann den Bischöfen vorgelegen hat und nun den Landes-synoden zur Beschlußfassung zugeleitet worden ist. Für die Kirchengemeinschaft zwischen den Gliedkirchen der EKU und der VELK in der DDR kann es nicht belanglos sein, daß nun schon zweimal eine gemeinsame Stellungnahme in Fragen der lutherisch-reformierten Kirchengemeinschaft möglich geworden ist. Dabei fällt besonders ins Gewicht, daß ja im Konkordienentwurf auch ein positives Verständnis des Evangeliums formuliert worden ist, im Grunde also die 1969 der Kommission für das Lehrgespräch gestellte Aufgabe angepackt worden ist. Die Auswirkung der Tatsache, daß diese Aufgabe im europäischen Rahmen bereits zu einem vorliegenden Text geführt hat, an dem vier Mitglieder der DDR-Kommission mitgearbeitet haben, auf das Lehrgespräch und die Zielstellung der Kirchengemeinschaft in der DDR kann nicht übersehen werden. Indem die Kommission sich daran beteiligt und eine gemeinsame Stellungnahme vorbereitet hat, hat sie auch das Ziel der Kirchengemeinschaft zwischen lutherischen und unierten Kirchen in der DDR näherücken lassen. Man wird also über die beiden Werkstattberichte hinaus gerade in dieser Arbeit der Kommission ein wesentliches Arbeitsergebnis schon jetzt sehen dürfen.

2.1. Welche Konsequenzen ergeben sich aus der bisherigen Arbeit der Lehrgesprächskommission, wie sie eben referierend dargelegt worden ist, und welche Auswirkungen ergeben sich aus dem nun vorliegenden Entwurf einer Konkordie lutherischer und reformierter Kirchen in Europa für das Lehrgespräch? Kann es so weitergehen wie bisher, als sei nichts geschehen, oder muß nicht der Auftrag an die Kommission im Licht der neuen Entwicklung überprüft werden? Auf ihrer 8. Tagung hat sich die Kommission mit einem Schreiben an die Kirchenleitung der VELK und an den Rat der EKU gewandt und um eine Ver-gewisserung darüber gebeten, ob ihre Arbeit unter den neuen Umständen weitergehen soll, und eine Konzeption vorgeschlagen, in welchem Verhältnis ihre Arbeit zu der in Leuenberg geleisteten stehen könne. Bei dem Gespräch mit den Bischöfen der Landes-kirchen am 9. 6. konnte diese Frage nur sehr kurz behandelt werden. Um so wichtiger scheint mir, daß gerade die Generalsynode als Initiator des Lehrgesprächs sich noch auf dieser Tagung Gedanken über den weiteren Weg der Lehrgespräche macht und prüft, in welcher Weise die Situation von 1969 modifiziert worden ist. Bei der Schweriner Tagung der Generalsynode ist gesagt worden, daß man der Kommission viel Zeit lassen und nicht ungeduldig werden dürfe, aber die verrinnende Zeit ändert auch die Situation und es ist in meinen Darlegungen wohl schon deutlich geworden, wie einschneidend das bisher Geschehene für die Frage der Kirchengemeinschaft zu werten ist. So muß ich die Generalsynode jetzt mit den Überlegungen konfrontieren, die in der Kommission über den Stellenwert und den Fortgang der Arbeit angestellt worden sind, in der Hoffnung, daß es zu einer Meinungsäußerung der Generalsynode hierzu kommt.

2.2. Wenn wir einmal voraussetzen, daß die gemeinsame Stellungnahme zum Leuenberger Konkordienentwurf von allen beteiligten Synoden gebilligt wird (was zwar noch nicht selbstverständlich, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich ist, weil diese Stellungnahme ja aus den vorher eingegangenen Voten der Kirchenleitungen erarbeitet worden ist und deren Tendenzen widerspiegelt), so würde das bedeuten, daß das 1969 ins Auge gefaßte Ziel einer vollen Kirchengemeinschaft zwischen den acht Kirchen in der DDR durch die gemeinsame Zustimmung zur Konkordie erreicht werden kann. Freilich ist über die organi-satorischen Konsequenzen damit noch nichts gesagt, denn diese werden im Konkordienentwurf bewußt offen gehalten, und es ist der jeweiligen Situation am Orte überlassen, wie-

weit die Kirchengemeinschaft auch darin ihren Ausdruck findet. Für die Lehrgesprächskommission bliebe dann die Aufgabe einer „kontinuierlichen theologischen Weiterarbeit“ im Sinne von § 39 des Konkordienentwurfs übrig, wobei überlegt werden müßte, ob sich die Kommission in ihrer bisherigen oder in neuer personeller Zusammensetzung damit befassen soll (aus dem zeitlich begrenzten wäre dann ja ein Dauerauftrag geworden). Die Kirchen in der DDR würden sich dem Konzept von Kirchengemeinschaft anschließen, das bei den Gesprächen auf europäischer Ebene entwickelt worden ist, und auf ein spezielles Lehrgespräch, das der Feststellung der Kirchengemeinschaft unter ihnen dient, verzichten.

2.3. In der Kommission ist aber auch die Auffassung vertreten und diskutiert worden, daß das Eingehen von Kirchengemeinschaft auf Grund der Leuenberger Konkordie zu formal bleibe, da eben die für die Kirchen in der DDR spezifischen Fragen noch nicht zu einer abschließenden Klärung geführt worden seien. Gerade um einer möglichst weitgehenden Kirchengemeinschaft als Zeugnis- und Dienstgemeinschaft willen hätte dann das Lehrgespräch in der DDR weiter seine Bedeutung. Es müsse in der geplanten Weise zu einem Abschlußdokument (Basiserklärung) kommen, das mit der Konkordie zusammen den Synoden zur Ratifizierung vorzulegen wäre, um eine intensive Kirchengemeinschaft zu ermöglichen und es nicht bei einem formuljuristischen Akt zu belassen. Basiserklärung und Konkordie müßten freilich in zeitlicher und sachlicher Korrespondenz stehen.

Dem ist bereits in der Kommission entgegengehalten worden, daß die Doppelung der Dokumente eine Reihe von Fragen aufwirft bis hin zu dem Verdacht, daß die durch die Konkordie festgestellte Kirchengemeinschaft doch nicht ernst genommen und den Aporien der Kirchen in der DDR ein übermäßiges Gewicht gegeben würde.

2.4. So ist noch eine weitere Variante der Verhältnisbestimmung zwischen der Leuenberger Konkordie und der Arbeit an einer Basiserklärung für die Kirchen in der DDR diskutiert worden, die bei dem kurzen Gespräch mit den Bischöfen über diesen Fragenkreis am meisten Zustimmung fand. Das Lehrgespräch in der DDR habe die Aufgabe einer Verifizierung der mit der Zustimmung zur Konkordie erklärten Kirchengemeinschaft, um diese nicht auf der Ebene der kirchlichen Institutionen allein, sondern bis zur gemeindlichen Ebene hin wirksam werden zu lassen. Ziel des Lehrgesprächs ist es dann, den Lehrkonsens zu konkretisieren in einer Weise, wie sie auf europäischer Ebene zwischen Kirchen in sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen und kirchlichen Situationen nicht möglich sei. Das gemeinsame Verständnis des Evangeliums, das im Konkordienentwurf in Kürze wenn auch ausreichend artikuliert worden ist, wird konkretisiert durch zusätzliche Erläuterungen auf Grund der Kommissionsarbeit in der DDR. Es wäre dann zu unterscheiden zwischen den generellen Fragen der Kirchengemeinschaft, die sich für alle an der Konkordie beteiligten Kirchen gleichermaßen stellen, und den speziellen, auf die besondere Verkündigungssituation in der DDR bezogenen, die nur hier gelöst werden können. Die ersten wären durch die Mitarbeit an der Konkordie zu lösen. Die zweiten wären in unserer Situation in Anknüpfung, aber auch in Modifizierung der Leitsätze des Konkordienentwurfs über „theologische Weiterarbeit“ (IV 2b) zu beantworten.

2.5 Die Generalsynode als einer der Auftraggeber des Lehrgesprächs muß sich zu dieser Frage äußern, weil die Kommission allein diese Modifikation des ursprünglichen Auftrags nicht verantworten kann. Freilich bleibt die Linie der in Eisenach 1969 angestellten Überlegungen insofern gewahrt, als bereits dort ein Verständnis von Kirchengemeinschaft im Gespräch war, bei dem diese „prozessual gewagt“ wird. Ich darf mir erlauben, aus meinem in Eisenach gehaltenen Referat zu zitieren: „Hans-Otto Wölber hat den Vorschlag zur Erwägung gestellt, Kirchengemeinschaft bereits dann zu erklären, wenn die Bekenntniseinheit noch nicht formuliert ist, die Partner aber im gemeinsamen Gespräch auf dem Wege dazu sind. Unter dieser Voraussetzung hätte ein Lehrgespräch, das mit dem Ziel der Feststellung von Kirchengemeinschaft geführt wird, bereits dann seinen Sinn erfüllt, wenn sich die Partner in der Intention auf eine gemeinsame Verkündigungsnorm einig sind und die Kirchengemeinschaft vorschlagen, um auf diesem Wege zu einer Verkündigungsnorm gemeinsam weiterzugehen.“ Daß sich die Partner in der Intention auf eine gemeinsame Verkündigungsnorm einig sind und ein gemeinsames Verständnis des Evangeliums haben, ist meines Erachtens nach diesen drei Jahren Arbeit in der Lehrgesprächskommission eindeutig. Freilich liegt das Abschlußdokument noch nicht vor, und seine Ausarbeitung nimmt

mehr Zeit in Anspruch und fällt schwerer, als wahrscheinlich die meisten von uns vorher angenommen haben. Aber das liegt weniger an der mangelnden Übereinstimmung in bezug auf die Funktion der Rechtfertigungsbotschaft und ihrer Bedeutung für die Kirchengemeinschaft als vielmehr an der sprachlichen Schwierigkeit, theologische Sachverhalte so auszusprechen, daß sie am jeweiligen Bezugshorizont allgemein verständlich werden. Ich meine aber, daß der Versuch solcher Formulierung bereits innerhalb einer bestehenden Kirchengemeinschaft gemeinsam unternommen werden kann und nicht *conditio sine qua non* für das Eingehen der Kirchengemeinschaft ist. Allerdings teile auch ich die Meinung, daß Kirchengemeinschaft kein formaler Akt sein darf, sondern sich auf verschiedenen Ebenen – in der theologischen Arbeit, in organisatorischen Konsequenzen und vor allem in der Bewußtseinsbildung der Pfarrer und Gemeinden – auswirken muß. Von daher mag es nahe liegen, den Abschluß der Konkordie abzuwarten und vorher noch eine intensive Arbeit an jener Verifizierung der Kirchengemeinschaft zu betreiben. Die Generalsynode müßte durch eine Empfehlung an die Kirchenleitung dieser die Möglichkeit geben, zusammen mit dem Rat der EKU die Funktion des Lehrgesprächs noch einmal zu präzisieren.

Die Lehrgesprächskommission legte als weiteres Ergebnis ihrer Arbeit am 4. Januar 1973 ihren dritten Werkstattbericht vor (Berichte I und II s. Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 295ff.).

WERKSTATTBERICHT III: RECHTFERTIGUNG UND GESELLSCHAFT

Wiederum gibt die Kommission für das Lehrgespräch einen Werkstattbericht heraus. Wie die beiden vorhergehenden, so ist auch dieser dritte Bericht kein endgültiger, von der Kommission im Wortlaut verabschiedeter Text, sondern eine Mitteilung über das im Gange befindliche, also noch nicht zu endgültigen Ergebnissen gelangte Gespräch. Die Thematik des Werkstattberichtes III bringt es mit sich, daß eine Reihe von sehr vielschichtigen und komplizierten Fragen angesprochen werden mußte, die des weiteren Durchdenkens bedürfen. Darum haften diesem Werkstattbericht die Merkmale des Unfertigen in noch höherem Maße an als den beiden vorhergehenden. So ist die Kommission auf Denkanstöße und Hilfen aus dem Leserkreis diesmal besonders stark angewiesen. Lehrgespräche haben ohnehin nur dann einen Sinn, wenn die kirchliche Öffentlichkeit an ihnen diskutierend teilnimmt. Die Kommission für das Lehrgespräch legt Wert darauf, Äußerungen aus den Kirchen zu bekommen (Anschrift: 104 Berlin, Auguststraße 80).

0. Einleitung

0.1. Die Rettung des Menschen ist durch Gott in Jesus Christus ein für allemal Zukunft eröffnend vollbracht. Wie kommt das den Menschen zugute? Wie wird es wirksam bei ihnen? Gott wendet es ihnen durch die Verkündigung zu, und dabei ereignet sich, daß Menschen sich diesem Gott in Jesus Christus ganz und gar öffnen und anvertrauen. Diese Zuwendung mit dieser Wirkung nennt die Bibel „Rechtfertigung“.

0.2. Rechtfertigung betrifft also die Existenz des Menschen vor Gott. Doch schließt das nicht aus, sondern ein, daß sie den Menschen in allen seinen Lebensbezügen betrifft. Besonders betrifft sie ihn dort, wo er mit anderen Menschen verbunden ist. Die anderen prägen sein Leben mit, sie beeinflussen seine Entscheidungen, sie beanspruchen sein Wirken. Sein Leben ist bedingt durch die, die vor ihm lebten, und durch die, die mit ihm leben. Es wirkt sich seinerseits aus auf die, die mit ihm leben, und auf die, die nach ihm leben werden. In dieser sozialen Struktur seines Lebens und niemals an dieser vorbei trifft den Menschen die Rechtfertigungsbotschaft. Das gilt nicht nur insofern, als die Botschaft den Menschen überhaupt nur durch andere Menschen erreicht. Es gilt auch nicht nur in dem Sinn, daß der Mensch, der die Botschaft annimmt, eben damit zum Volke Gottes gehört, Glied der Gemeinschaft der Glaubenden ist. Es gilt vielmehr auch von der Grundverfassung des Menschseins: daß niemand Mensch ist ohne in seinem Menschsein durch andere mitbedingt zu sein und an ihnen einen Auftrag zu haben.

0.3. Sachgemäß konnte die Rechtfertigungsbotschaft also nie anders als in diesem Bezug verkündigt werden. Dennoch steht die Kirche dabei heute in einer neuen Situation. In heutiger Zeit ist allgemein die Rede vom Menschen durch ein neues Interesse an Humanität geprägt, bei dem der Hauptakzent darauf liegt, jedem Menschen zu seinem Recht zu verhelfen. Das konkretisiert sich im Interesse an einer menschlichen Gesellschaft. Um dem Menschen dazu zu verhelfen, daß er wirklich Mensch sein kann, wird die Schaffung einer heilen Gesellschaft für notwendig erachtet. Will sich die Kirche in der Verkündigung der Rechtfertigungsbotschaft dieser Situation stellen, so genügt es also nicht mehr, von der sozialen Relevanz der Botschaft zu sprechen. Jetzt geht es nicht nur stärker, sondern auch anders als früher um das Eingebundensein des Menschen in politisch-ökonomische Verhältnisse, um deren weitere Entwicklung und um den Auftrag, den der Mensch an anderen Menschen und damit an der „Gesellschaft“ im ganzen hat.

Um diese Frage soll es im folgenden gehen, und zwar im spezifischen Bezugsfeld des sozialistischen Humanismus, von dem her und auf den hin sich die Gesellschaftsordnung in der DDR bestimmt weiß. Wie ist hier theologisch vom Menschen und wie von der Kirche zu reden – nämlich in heutiger Reflexion und heutiger Anzeige der biblischen Rechtfertigungsbotschaft?

Die nun folgende Beschreibung der Situation im gesellschaftlichen Bezugsfeld soll – in Kürze und Auswahl – erläutern, wie sich uns heute der gesellschaftliche Kontext darstellt.

1. Die Situation des Menschen im gesellschaftlichen Bezugsfeld

1.1. Grundzüge des sozialistischen Humanismus

1.1.1. Leitbild für die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen in der DDR ist der sozialistische Humanismus. Er versteht sich als Erfüllung aller humanistischen Traditionen aus der Geschichte, weil in ihm individuelle Entfaltung und gesellschaftliche Veränderung einander zugeordnet sind. Erst die Lösung der gesellschaftlichen Probleme eröffnet den Weg zur Lösung der menschlichen Probleme. Die Gesellschaft macht den einzelnen zu dem, was er ist. Der glückliche Mensch und die gerechte, heile Welt bedingen einander.

Grundlage für diese Sicht des Menschen ist die Anschauung, daß die Entwicklung der Menschen durch die Arbeitsbedingungen und ihre Veränderungen bestimmt wird. Menschliche Fehlentwicklungen werden als Resultat unmenschlicher Produktionsverhältnisse gedeutet. Eine allseitige Entfaltung der Menschen geschieht erst in der Gesellschaftsordnung, in der Arbeit nicht mehr als Mittel der Ausbeutung dient. Erst hier kommt es zu einem befriedigenden Kreislauf von Produktion und Konsumtion, erst von hier aus führt der Weg zum Ziel einer Gesellschaft, in der sich die Menschwerdung des Menschen vollendet.

1.1.2. Die gesellschaftliche Verflochtenheit des Menschen schließt einen Individualismus, der allein privates Glück erstrebt, von der Forderung her aus. Sie steht jedoch nicht einer Entfaltung der Individualität im Rahmen der gesellschaftlichen Bedingungen im Wege. Das Leitbild der sozialistischen Persönlichkeit meint Menschen, die sich bewußt als Glieder einer größeren Gemeinschaft fühlen und bewähren, zugleich aber auch ihr ausgeprägt individuelles Schicksal und ihre besonderen Wesensmerkmale haben. Die ausgeprägte Individualität soll gerade als Ergebnis der Verwurzelung des einzelnen in der Gesellschaft gesehen werden. Eine Wechselwirkung ist vorausgesetzt: Zur Verwirklichung des sozialistischen Humanismus wird die ausgeprägte Individualität gebraucht, andererseits kann sich das Individuum nicht entfalten, wenn es sich dem gesellschaftlichen Anspruch entzieht.

1.1.3. Schließlich ermöglicht die bewußte Integration in die Gesellschaft dem einzelnen auch eine Lebensbejahung, die sich auf die Gewißheit stützt, die Dynamik des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses zu kennen und keinem unberechenbaren Schicksal ausgeliefert zu sein. Wo jedoch die gesellschaftlichen Verhältnisse ein sinnvolles Leben gewährleisten, kann die eigene Endlichkeit bejaht werden und wird als Antrieb gewertet, die gesellschaftlichen Beziehungen gerechter zu gestalten und das Leben aller Glieder der Gesellschaft zu schützen. Der Optimismus, den der sozialistische Humanismus fördern will, kann nicht durch den Hinweis auf die Endlichkeit menschlichen Lebens untergraben werden.

Die Auswahl einiger Aspekte in der Schau des sozialistischen Humanismus unterstreicht, wie hier der Mensch konsequent als gesellschaftliches Wesen gesehen und die Übereinstim-

mung von individuellen und gesellschaftlichen Zielen zur Norm echten Menschseins gemacht wird.

1.2. Auswirkungen der wissenschaftlich-technischen Revolution

1.2.1. Die wissenschaftlich-technische Revolution ist ein weltweiter Vorgang, der alle Gesellschaftssysteme herausfordert. Von der sozialistischen Gesellschaft wird sie als ein Element des komplexen geschichtlichen Entwicklungsprozesses verstanden, das in den Dienst der sinnvollen Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse einbezogen werden kann.

Forschung und Technik zwingen zur Kooperation. Das technische Werk wie die wissenschaftliche Erfindung sind gesellschaftliches Produkt und nicht mehr geistiges Eigentum eines einzelnen. In der gemeinsamen Beherrschung der wissenschaftlich-technischen Apparatur gewinnen Menschen weltverändernde Macht. Dadurch erhöht sich ihre Verantwortung für das Ganze menschlicher Beziehungen. Die Nutzung wissenschaftlich-technischer Macht wird zunehmend fragwürdiger und gefährlicher, wo sie der Selbstbehauptung von einzelnen oder Gruppen dient, statt in einer weltweiten Zusammenarbeit für das Wohl aller Menschen erschlossen zu werden.

1.2.2. Aber auch Menschen, die in technischer Kooperation tätig sind, können nicht darauf verzichten, in Gemeinschaften (Familie, Haus oder Brigadegemeinschaft) beheimatet zu sein. Solche Gemeinschaft entsteht dort, wo nicht nur gemeinsam gearbeitet, sondern das Leben in seinen vielfachen Beziehungen miteinander gelebt wird. Hier wird gegenseitige Vorgabe von Vertrauen nötig. Damit wird der Bereich personaler Beziehungen angesprochen. Sie werden in der von Sachlichkeit und Funktionalität bestimmten Atmosphäre von Forschung und Technik nicht überflüssig werden und haben ihre eigenen Probleme, die sich aus dem gesellschaftlichen Kontext ergeben.

1.3. Die personale Herausforderung im gesellschaftlichen Kontext

1.3.1. Die sozialistische Gesellschaft steht dem einzelnen repräsentiert durch Institutionen gegenüber und regelt in je verschiedener Weise sein Leben. Sie vermittelt z. B. Ausbildung, Arbeitsstelle und Altersversorgung und schützt das Leben und Eigentum ihrer Glieder. Daraus leitet sie allerdings den Anspruch ab, daß sich der einzelne in die von ihr gesetzten Normen einpaßt und sie nach innen und außen vertritt. Die Institutionen verlangen von ihm, daß er Rechenschaft ablegt und sich persönlich rechtfertigt. Vom Ausgang solcher Rechenschaft hängt es ab, wie seine Position in der Gesellschaft aussieht.

Freilich steht der einzelne den gesellschaftlichen Institutionen meist als Glied der Gemeinschaften gegenüber, die ihn tragen und unter Umständen auch für ihn bürgen. Das bedeutet dann, daß sich diese Gemeinschaft für ihn vor der Gesellschaft verantworten muß. Nur ist die Tragfähigkeit solcher Gemeinschaften verschieden groß. Jenseits ihrer Grenzen sieht sich der einzelne doch auf sich selber zurückgeworfen. In dieser Situation erlebt er die Nötigung, sich persönlich zu rechtfertigen, besonders stark. Die Gesellschaft kann ihn von dieser Nötigung nicht entlasten.

1.3.2. Alle, die sich persönlich rechtfertigen, wollen in ihrer Zugehörigkeit zur Gesellschaft anerkannt werden. Das geschieht einerseits dadurch, daß man auf die eigene Leistung oder die eigene ideologische Überzeugung verweist. Ausweis der Leistung ist dabei auch das, was man „sich leisten“ kann, so daß die verschiedenen Symbole des Wohlstands nicht nur der Nutzung, sondern auch der Bestätigung des eigenen Werts vor den anderen dienen. Die erworbene Stellung soll auch gegen die Infragestellung durch die Zukunft abgesichert werden; denn mit ihr ist auch die gesellschaftliche Position bedroht. Andererseits kann Rechtfertigung das Recht eigenständiger Interessen begründen wollen. Auch dabei wird deutlich, wie sehr das Angenommenwerden durch andere von Leistungsforderungen und Verhaltensnormen der Gesellschaft reguliert wird.

2. Der gerechtfertigte Mensch im gesellschaftlichen Kontext

2.1. Die Bedeutung des gesellschaftlichen Bezugshorizonts für die theologische Rede vom Menschen

2.1.1. Will man vom Menschen im gesellschaftlichen Bezugshorizont heute in der rechten Weise theologisch reden, so wird man zunächst einige der Voraussetzungen einbringen müssen, die vom Gesamtzusammenhang der reformatorischen Theologie her Beachtung verlangen.

Eine dieser Voraussetzungen ist die Beziehung, in der die reformatorische Theologie Glauben und Handeln des Menschen zueinander sieht. Das Handeln ist Auswirkung des Glaubens. Es begründet ihn nicht, sondern folgt aus ihm. Gesellschaftliche Bezüge des Menschen können deshalb, soweit sie Handlungszusammenhänge darstellen, nur im Wirkungsbereich, nicht aber im Begründungsbereich des Glaubens eine Rolle spielen.

Eine andere Voraussetzung ist die Beziehung, die die reformatorische Theologie zwischen dem schöpfergegebenen Leben des Menschen und seinem durch die Rechtfertigung erneuerten Leben sieht. Die Beziehung darf vom Menschen nicht aufgegeben, der Unterschied nicht aufgehoben werden. Das gilt auch für das Handeln im gesellschaftlichen Bezugshorizont.

2.1.2. Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte sollte die theologische Rede vom Menschen heute bemüht sein, den gesellschaftlichen Lebenshorizont des Menschen deutlich zu beachten und aufzunehmen. Das ist in der Vergangenheit nicht immer ausreichend geschehen. Die Zuwendung der Rechtfertigung an den einzelnen wurde manchmal so einseitig betont, daß der Gesellschaftsbezug des Menschen und die Auswirkungen, die die Rechtfertigung in diesem Bezug hat, ganz dahinter zurücktraten. In der kirchlichen Praxis hatte das zur Folge, daß Verkündigung, Seelsorge und Diakonie sich dem einzelnen unter Vernachlässigung seiner sozialen und gesellschaftlichen Bezüge zuwandten.

Man muß dabei berücksichtigen, daß diese Bezüge früheren Zeiten überhaupt nicht so deutlich vor Augen standen wie uns heute. Man muß auch sagen, daß Wort und Handeln der Kirche die sozial-gesellschaftlichen Bezüge des Menschen nie ganz übersehen haben. Doch bestand hier eine Gefahr. Denn jede Vernachlässigung der gesellschaftlichen Bereiche dient tatsächlich der Konservierung der Verhältnisse in diesen Bereichen; das Denken und Handeln der Kirche konnte so mißverstanden werden, als sei es Teil einer Ideologie zur Aufrechterhaltung der jeweils herrschenden Gesellschaftsverhältnisse. Um diese Gefahr zu vermeiden, sehen wir uns heute gewiesen, die gesellschaftliche Bestimmtheit des Menschen auf neue Weise ernst zu nehmen.

Damit tun wir etwas, woran uns das biblische und reformatorische Zeugnis vom Menschen selbst weist. Im Alten und Neuen Testament wird vom Heil des Menschen unter Einbezug seiner sozialen Lebenshorizonte gesprochen. Gottes Bundesschluß mit dem Volk Israel wirkt sich in allen Lebensbereichen des Volkes aus. Das Wort der alttestamentlichen Propheten will auch soziale Mißstände verändern. Gottes Heilswirken durch Jesus Christus wird im Konflikt mit den religiösen und gesellschaftlichen Mächten der Zeit durchgesetzt. Ein Mensch, der in der Rechtfertigung daran Anteil bekommt, wird nach der neutestamentlichen Verkündigung bis in seine sozialen Verhältnisse hinein erneuert und gewandelt. Die neutestamentlichen Ermahnungen für das Leben der Christen gelten auch ihrem Leben in der Gesellschaft.

Das alles hat die reformatorische Theologie aufgenommen, wenn sie Weisungen auch für die gesellschaftlichen Lebensbereiche des Glaubenden zu geben sich bemühte. Die patriarchalische Verfassung der damaligen Gesellschaft wurde nicht grundsätzlich in Frage gestellt, aber die Reformation förderte faktisch gesellschaftliche Wandlungsprozesse am Beginn der Neuzeit. Heute befinden wir uns von neuem in einer Zeit grundlegender Veränderungen, die uns neu zu einer Aktualisierung biblischer und reformatorischer Anliegen veranlassen, ganz besonders dort, wo es um den gesellschaftlichen Bezugshorizont des Menschen geht. Wir tun damit auf unsere Weise und unter den Voraussetzungen unserer Zeit das, was der Theologie zu jeder Zeit bei ihrem Reden vom Menschen aufgetragen ist.

2.1.3. An dieser Stelle gewinnt die gründliche Kenntnis der gesellschaftlichen Situation Bedeutung für die kirchliche Praxis und damit auch für die Theologie, die der kirchlichen Praxis zuarbeitet. Nur gefühlsmäßig entstandene Meinungen sind der Sache unangemessen. Wir können auf die Hilfe von Gesellschaftstheorie nicht verzichten. Das gilt auch für den Fall, daß sie auf anderen Voraussetzungen als dem christlichen Welt- und Menschenverständnis beruhen.

Dies betrifft für uns besonders den sozialistischen Humanismus als Ausprägung der

marxistisch-leninistischen Weltanschauung. Seine Betonung der gesellschaftlichen Bedingtheit menschlicher Entscheidungen enthält eine Anfrage an die theologische Rede vom Menschen, deren Berechtigung nicht bestritten werden kann. Die Kirche hat in ihrer Predigt und Seelsorge allzuoft übersehen, daß vor den geltenden Gesetzen schuldig gewordene Menschen nicht bloß als für sich verantwortliche Individuen, sondern zugleich und in hohem Maße als Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse zu betrachten waren. Der ethische Appell an den einzelnen seitens der Kirche wird unglaublich, wenn er ohne Berücksichtigung der gesellschaftlichen Situation, in der er sich befindet, erfolgt. Auch die große Bedeutung, die den Arbeitsbedingungen für bestimmte Aspekte menschlicher Entwicklung zukommt, sollten wir stärker beachten. Von daher ist etwa zu kritisieren, daß sich theologische Ethiken zwar mit der Arbeitsgesinnung, aber kaum mit den Arbeitsbedingungen befassen.

Die theologische Rede vom Menschen wird zwar nach wie vor mit Recht auch den einzelnen mit seinem Versagen und seiner Hoffnung, seinem Angenommenwerden und seinem Befreitsein im Auge haben. Aber sie wird das nur tun, indem sie den einzelnen zugleich in seiner sozialen und gesellschaftlichen Bedingtheit sieht und von einer Entfaltung des Menschen nicht spricht, ohne seine gesellschaftlichen Beziehungen ausreichend zu berücksichtigen.

Die folgenden Ausführungen wollen theologische Rede vom Menschen in diesem Sinn vortragen. Sie wollen keinen Gesamtentwurf geben. Sie wollen lediglich im Blick auf einige wichtige theologische Aspekte und biblische Überlieferungszüge exemplarisch zu zeigen versuchen, wie theologische Rede vom Menschen unter Berücksichtigung seines gesellschaftlichen Bezugshorizonts heute aussehen könnte.

2.2. Der angenommene Mensch

2.2.1. Daß Menschen gerechtfertigt werden, heißt zunächst, sie sind von Gott angenommen. Wie die Evangelien berichten, setzte Jesus sich mit solchen zusammen, denen die Achtung in der Gesellschaft versagt wurde, mit den Zöllnern, den Kranken und den Frauen. Indem Jesus sie annahm und ihnen Hoffnung gab, erwies er Gottes Willen mit allen Menschen. Wie damals, so sind heute alle von Gott angenommen, die sich Jesus anvertrauen. Sie wissen das Gelingen ihres Lebens nun ganz und gar von ihm abhängig. Die Bestätigung durch die Gesellschaft bekommt für sie einen anderen Stellenwert. Sie sind nicht mehr genötigt, sich durch Leistung-Erbringen und Sich-etwas-leisten-Können den eigenen Wert zu dokumentieren.

2.2.2. Jesus nimmt diejenigen, die von Gott angenommen sind, auf seinem Wege mit. Er läßt sie seine Zeugen sein, und er läßt sie Taten der Liebe tun. Er baut mit ihnen sein Reich, und er arbeitet mit ihnen am Wohl der Welt. Dieser Weg der Nachfolge Jesu wird von ihnen nicht allein gegangen, sondern führt sie mit anderen zusammen, die sich gleichfalls von Gott angenommen wissen. Ihre Gemeinschaft darf ein Vorschein der vollendeten Menschheit sein, der durch Jesus in unserer Welt angebrochen ist.

2.2.3. Menschen, die von Gott angenommen werden, nehmen ihrerseits andere Menschen an. Deswegen können andere sich auf sie verlassen. Ihre Aufmerksamkeit gilt vor allem denen, die in der Gesellschaft unter Benachteiligung, Mißtrauen und Isolierung zu leiden haben und – schuldig oder unschuldig – als Versager gelten. Sie werden bereit zu bedingungsloser Annahme des anderen, weil sie selber ohne Bedingungen angenommen worden sind. Ihre Offenheit für die anderen befreit sie von Vorurteilen und läßt sie die Schranken überwinden, die in der Gesellschaft noch aufgerichtet sind. Um ihres Angenommenseins willen können sie mit Gott, mit sich und mit den anderen auskommen.

2.3. Der geforderte Mensch

2.3.1. Menschen, die von Gott angenommen und auf Jesu Weg mitgenommen sind, erkennen, daß ihr Leben nicht so ist, wie es sein sollte. Sie können Gottes Gebot nicht mehr überhören. Sie werden sich darüber klar, daß sie unter Gottes Anspruch stehen und sich ihm nicht entziehen können. Sie werden aufmerksam auf die Lage ihrer Mitmenschen, die ihnen nun nicht mehr gleichgültig sein kann. Sie erkennen in den ihnen gegebenen Mög-

lichkeiten Chancen, die verantwortlich wahrgenommen werden müssen. Was sie in all dem den Mitmenschen und der ganzen Gesellschaft schuldig bleiben, haben sie vor Gott selbst zu verantworten. Und selbst in dem, was ihnen an Gutem zuteil wurde und gelang, werden sie immer wieder durch Undankbarkeit und Selbsttrium vor Gott schuldig.

2.3.2. Der Mensch kommt von sich aus nicht zu eindeutiger Erkenntnis darüber, wie er sein Leben vor Gott zu leben hat und daß er ihm verantwortlich ist. Diese Unsicherheit im menschlichen Selbstverständnis rührt daher, daß die Menschen sich von Gott abgewendet haben. Gott hat seinen guten Willen den Menschen im Gesetz kundgetan, wie es Mose und die Propheten und auch Jesus dargelegt und ausgelegt haben. Dieses Gesetz Gottes sagt den Menschen, wie sie leben und was sie tun sollen, und deckt damit ihre Verfehlungen auf. Alle menschlichen Normen können die Gewissen nur soweit binden, als sie dem Gesetz Gottes entsprechen und dem guten Willen Gottes mit den Menschen dienen.

Dieser Wille des Schöpfers zur Erhaltung und Förderung seiner Geschöpfe ist in den Forderungen, mit denen der Mensch es in der Gesellschaft zu tun bekommt, insofern wirksam, als durch sie die Verantwortung der Menschen füreinander und für die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse wachgehalten und konkretisiert wird. Doch sind die Instanzen in der Gesellschaft, vor denen der Mensch sich rechtfertigen muß, dem geschichtlichen Wandel unterworfen und der Kritik von seiten der Betroffenen nicht entzogen.

Dabei werden auch die Christen in Situationen kommen, in denen sie zu letzter Klarheit nicht gelangen. Dies werden sie aushalten müssen im Wissen um ihre unvertretbare Verantwortung vor Gott.

2.3.3. Menschliche Schuld schlägt sich objektiv in diesen Verhältnissen nieder und erzeugt darum einen viele Menschen betreffenden Schuldzusammenhang. Das Versagen gegenüber der Not der anderen, die Duldung unmenschlicher Verhältnisse, die Beteiligung an Ausbeutung in irgendeiner Form sind dann als sittliche und gesellschaftliche Fehlhaltungen auch ein Zurückbleiben hinter dem, was Gott will. Im Blick auf die gesellschaftliche Verflochtenheit menschlichen Verhaltens wird der einzelne nicht einfach entschuldigt werden können, sondern darin wird gerade die Größe der menschlichen Verantwortung deutlich. Das Schuldigsein und immer neue Schuldigwerden ist durch gute Absichten oder eine Erneuerung des moralischen Bewußtseins allein nicht zu überwinden.

Auch die Christen sind diesem Verantwortungs- und Schuldzusammenhang nicht entnommen. Sie werden vielmehr in der Solidarität mit ihren Mitmenschen sich der Tiefe und der Last dieser Schuld bewußt, weil sie sehen, wie schwer Jesus an dem Schuldzusammenhang der Menschheit gelitten hat. Hier erkennen sie, daß alle Menschen dem Gericht Gottes verfallen sind und daß ihnen nichts anderes bleibt, als vor Gott ihre Verfallenheit und Verfehlung zu bekennen. Diese Konfrontation des Menschen mit der ihm aufgetragenen Verantwortung und seiner Schuld vor Gott gehört in das Rechtfertigungs-geschehen und d.h. in die Begegnung mit der Gnade Gottes hinein.

2.4. Der entlastete Mensch

2.4.1. Der Mensch, der Gott alles schuldet, wird von Gott zugleich in allem freigesprochen. Im Neuen Testament hat besonders Paulus betont, daß alle Menschen vor Gott Schuld haben. Sie erliegen ihr auch dann, wenn sie es nicht wollen. Ebenso eindrücklich hat Paulus bezeugt, daß alle Menschen durch Kreuz und Auferstehung Jesu Christi von ihrer Schuld entlastet sind. Jesus ist den Tod der Menschen gestorben. Er ist ihren Weg bis zu Ende gegangen. Sein Sterben hat den Tod überwunden. Der Tod ist nun dadurch der Verheißung des Lebens unterstellt, daß der getötete Jesus zum Leben auferweckt und zum Herrn über Lebende und Tote gemacht worden ist. Wo der Tod nicht mehr das Letzte ist, trennt auch die Schuld nicht mehr endgültig von Gott. Die Menschen stehen deshalb nicht mehr unter dem Druck, sich selber Entschuldigungen suchen zu müssen, um vor anderen bestehen zu können. Sie brauchen auch ihre Verflechtung in den Schuldzusammenhang nicht zu verdecken. Weil ihnen Entlastung von ihrer Schuld erteilt wird, können sie ehrlich gegen sich selber, gegen Gott und gegen die anderen sein.

2.4.2. Nicht nur Verantwortlichkeit, sondern auch Vergebung betrifft jeweils den einzelnen. Er ist damit jedoch der Verflochtenheit in die gesellschaftliche Situation nicht

entnommen. Verantwortlichkeit und Vergebung kommen vielmehr gerade im Zusammenhang mit den Mitmenschen zur Auswirkung. Durch Gott entlastete Menschen verwenden die Freiheit von der Schuld dazu, anderen ihre Lasten mitzutragen und zum Leben mit Gott zu ermutigen.

Dazu gehört auch die Verantwortung für die gesellschaftlichen Verhältnisse, die es so menschlich und gerecht wie möglich zu gestalten gilt. Das schließt zugleich die Kooperation mit denen ein, denen es um die gleiche Verantwortung geht, auch wenn sie sie anders motivieren. Dabei können selbst die Zielvorstellungen unterschiedlich und nur streckenweise gemeinsame Schritte möglich sein. Die an Christus glauben, werden ihr Engagement für den Menschen, das in der Mitarbeit an den gesellschaftlichen Aufgaben zum Ausdruck kommt, trotzdem wahrzunehmen suchen. Nicht weil sie sich dadurch rechtfertigen wollen, sondern um die ihnen zuteil gewordene Freiheit sinnvoll zu gebrauchen.

Diese Einstellung macht sie im praktischen Mitwirken und im offenen Gespräch zu zuverlässigen Partnern. Sie ermöglicht es ihnen, ihre Arbeit unabhängig von illusionären Hoffnungen, unbeirrt durch Enttäuschungen und unbesorgt um ihr Prestige zu tun. Dazu gehören Geduld und Durchhaltungsvermögen, aber auch Hoffnung und Mut für die Zukunft der Menschen. Daran dürfte es jedoch dem nicht fehlen, der weiß, daß er – auch mit der Herstellung gerechter menschlicher Verhältnisse – das Letzte nicht leisten kann und auch nicht zu leisten braucht, weil es in der durch Christus geschehenen Entlastung und Befreiung für alle Welt bereits getan ist.

2.5. *Der glückliche Mensch*

2.5.1. Der von Gott entlastete Mensch ist fähig, Glück und Chancen seines Lebens als unverdiente Gaben Gottes dankbar zu ergreifen. Dabei muß das Wort „Glück“ nur tief und weit genug verstanden werden. Lebensbejahung deckt sich für diesen Menschen mit dem Glück, angenommen und entlastet zu sein. Leben, das Sinn gewährleistet, ist damit bereits eröffnet und braucht nicht erst durch den eigenen Einsatz erworben zu werden. Im sinnvollen Wechsel von Arbeit und Spiel, Anspannung und Muße können nun die Begabungen zum Wohl der anderen und zur eigenen Freude eingesetzt werden. So erfahren sich Menschen als Mitarbeiter Gottes in dem Auftrag, Freude zu stiften.

Daraus wird deutlich, daß Glück nur in Kommunikation bewahrt werden kann. Für sich allein erwarten und genießen zu wollen, hieße die Bestimmung des Menschseins zu verfehlen. Die Dialektik von geschenkter und weiterzugebender Lebensfülle findet sich in Aussagen der johanneischen Theologie. Nach Johannes wird Leben gerade dort gewonnen, wo es für andere hingegeben wird. Das bedeutet, daß das Glück nicht nur in der Befriedigung eigener Wünsche, sondern vor allem in der Hingabe an die Nächsten und in der Teilhabe an ihrer Freude bewahrt wird. Damit wird auch der Satz aufgegriffen, da Entfaltung der Individualität nur in Beziehung auf die Gesellschaft, auf die anderen sinnvoll geschieht.

2.5.2. Noch in weiterer Hinsicht muß die Rede vom glücklichen Menschen präzisiert werden. Demjenigen, der seine Lebenschancen nicht wahrnehmen kann, ist Glück nicht verwehrt. Um des kommunikativen Charakters des Glückes willen kann er von anderen mithineingenommen werden in das Glück, das in Gemeinschaft erlebt wird. Weil er sich um Jesu willen angenommen glaubt, findet er die Bereitschaft, auch zu schweren Wegen, auf die er geführt wird, Ja zu sagen. Sein Glück ist nicht abhängig vom Maß der Ausnutzung seiner Möglichkeiten, denn sinnvolles Leben ist auch dem Leidenden im Glauben eröffnet. Deshalb muß der von Unglück Getroffene nicht zwangsläufig ein Unglücklicher sein.

2.5.3. Schließlich muß im gesellschaftlichen Kontext unserer Zeit vom glücklichen Menschen in Beziehung zur Menschenwürde geredet werden. Die humanistischen Traditionen der Neuzeit, die sozialen Revolutionen und die Erklärung der Menschenrechte haben dazu beigetragen, daß, im Weltmaßstab, der Mangel an ausreichender Ernährung, Gerechtigkeit und Bildungsmöglichkeiten oft unvereinbar mit der Würde des Menschen empfunden wird.

Christliche Rede von der Würde der Menschen ist darin begründet, daß Gott die Unwür-

digen würdigt, durch Christus angenommen und entlastet zu werden. Darum wird Würde allen Menschen von Gott zugesprochen unabhängig davon, ob sie Christus begegnet sind oder nicht, unabhängig auch von ihrer Leistungsfähigkeit, mit der sie ihren Wert nachweisen könnten. Die von Gott zugesprochene und darum unaufhebbare Menschenwürde darf im Glauben als ein unverlierbares Glück angenommen werden. Christliche Rede vom Menschen ist der Überzeugung, daß Gott alle Menschen ihrer Bestimmung zuführen will, in Kommunikation glücklich zu sein.

2.5.4. Menschen, die ihre Würde von Gott her verstehen und empfangen, beginnen unter den Verhältnissen zu leiden, in denen die Menschenwürde angetastet wird. Sie können sich mit ihnen nicht abfinden und sind darauf aus, daß alle Menschen auch menschenwürdig leben können. Die Programme und Erklärungen hierfür – auch die Deklaration der Menschenrechte – sind geschichtliche Phänomene; und dementsprechend wandelt sich auch das Verständnis dessen, was jeweils zur Herstellung oder Wiederherstellung der Menschenwürde zu tun ist. Im Verlauf der Entwicklung ist einsichtig geworden, daß zur karitativen und individuellen Hilfe notwendig der Einsatz zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse dort gehört, wo sie die Ursache von Gefährdung der Menschenwürde einzelner oder ganzer Gruppen sind. So konzentriert sich heute im Einsatz für die Würde aller Menschen die gesellschaftliche Relevanz der Rede vom Menschen im Licht der Rechtfertigungsbotschaft. Angenommensein, Verantwortlichkeit, Entlastung und Glück als Ausdruck des Gerechtfertigtseins vor Gott isolieren die Hörer solcher Botschaft nicht von der Gesellschaft und ihren Fragen, sondern sie vermitteln ein neues Verhältnis zu den Menschen, eine Freistellung und Ermutigung zu brüderlichem Handeln in der Welt.

3. Rechtfertigung und Kirche im gesellschaftlichen Kontext

3.1. Eine neue Menschheit

3.1.1. Durch das Rechtfertigungsgeschehen schafft Gott inmitten der Welt den Anfang einer neuen Menschheit. Jesus Christus hat diesen Anfang durch seine Tat gesetzt. Er ruft durch sein Wort alle Menschen zu Umkehr und Glauben, schafft unter denen, die seinem Ruf folgen, eine neue Gemeinschaft und läßt sich durch sie in der Gesellschaft bezeugen.

Christen leben in eschatologischer Spannung. Diese Spannung kommt in die Geschichte mit der Verkündigung des Evangeliums, die die Rechtfertigung zuspricht. Die zugesprochene Rechtfertigung verweist auf die angesagte Zukunft des Reiches Gottes. Schon werden Rechtfertigung und Vergebung erfahren; noch stehe die Vollendung des Reiches Gottes aus. Wo Menschen im Glauben das rechtfertigende Handeln Gottes annehmen und damit auf Gottes Zukunft hoffen, ist eine neue Menschheit im Werden.

3.1.2. Was Gott mit der *Kirche* will, hat zu tun mit dem Anfang einer neuen Menschheit. Die Kirche als Institution und die Gemeindeverhältnisse geben wenig Anlaß zu einer Identifizierung von Kirche und neuer Menschheit. Dennoch lebt die Kirche

- von der Verkündigung, die durch das freisprechende Wort in die neue Menschheit ruft;
- von der Taufe, die den einzelnen Menschen in die neue Menschheit eingliedert;
- vom Herrenmahl als dem Fest der neuen Menschheit, das Christus in der Gemeinde feiert.

Wo die Kirche so in der Ausrichtung auf die neue Menschheit lebt, wird sie frei, sich selbst nicht als „geschlossene Gesellschaft“ zu verstehen, sondern dem Werden dieser neuen Menschheit zu dienen.

3.2. Kirche in der Gesellschaft

3.2.1. Der Impuls zur gesellschaftlichen Verantwortung wird der Kirche als der so beschenkt von ihrem Herrn Jesus Christus selbst gegeben. Nicht Staatsverfassungen, nicht Menschenrechtserklärungen eröffnen der Kirche ein Recht zu ihrem Dienst für die Menschen und die Gesellschaft. Die Gemeinde weiß, daß sie sich letztlich nicht vor Menschen, sondern vor Gott zu verantworten hat. Dienst der Kirche in der Gesellschaft ist nicht eigenmächtiges menschliches Handeln. Er ist Teilhabe von Menschen am Handeln Gottes für die anderen. Solche Teilhabe bedeutet um Jesu willen Solidarität mit der Gesellschaft, in der die Kirche lebt.

3.2.2. Allerdings ist die Kirche immer in der Gefahr, in konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen mitschuldig zu werden. Sie weiß um ihr Versagen und fragt sich, wie weit auch die Ablehnung des christlichen Glaubens auf das Konto ihres Versagens geht. Sie sieht ihre Spaltung in verschiedene Konfessionen als schuldhaftes Geschehen. Sie hat keine Würde, die sie sich selbst und ihrem Verhalten verdankt. Sie ist und bleibt Kirche der gerechtfertigten Sünder. Sie hat als Institution in keinem Augenblick der Geschichte eine perfekte Gestalt.

Aber diese Kirche in ihrer „Rückständigkeit“ und ihrem geschichtlichen Versagen steht unter der Zusage Gottes, daß er in seiner Gnade um Jesu Christi willen zu ihr Ja sagt und mit ihr die neue Menschheit beginnen läßt. Schon die neutestamentliche Beschreibung der Kirche in der Welt bringt die Spannung zwischen Glauben und Hoffnung, zwischen Versagen und bleibender Zusage Gottes, zwischen Weltlichkeit und Fremdlingschaft zum Ausdruck.

Gott kommt auch über das Versagen der Kirche hinweg zum Ziel mit seiner Welt. Er ist auf sie nicht angewiesen, wenn sie ihren Auftrag versäumt. Trotzdem läßt er sie nicht los, denn er hat sich daran gebunden, *mit* der Kirche zu seinem Ziel zu kommen, ja er will ihren Dienst und ihre Nachfolge um der neuen Menschheit willen. Darum wird sie auch in Zukunft nicht überflüssig sein.

In Vertretung aller Menschen dankt die Kirche in ihren Gottesdiensten für die Vielfalt der den Menschen zuteil gewordenen Gaben und eröffneten Chancen. Sie bringt ebenso die Nöte der Gesellschaft und der Welt in Klage und Fürbitte vor Gott. Darin verwissert sie sich auch ihres Auftrages und ihrer Verantwortung für die Menschen. In Solidarität mit anderen vertritt sie das Recht der Rechtlosen und setzt sich für die Hilflosen ein. Dabei kann der Dienst der Kirche nicht Herrschaft über die Gesellschaft sein wollen. Die Bereitschaft zu diesem Dienst wird nicht davon abhängig sein, ob die Gesellschaft ihn wünscht oder dafür offen ist.

3.2.3. Das Angenommensein des einzelnen durch die Gemeinschaft muß in der Kirche realisiert werden. Damit das geschieht, muß jede Gemeinde zu einer einladenden Lebensgemeinschaft werden. Das Leben in der Gemeinde sollte zugleich die Einübung in partnerschaftliche Verantwortung innerhalb der Gesellschaft fördern. Die Gemeinden werden vor allem in ihrer Verkündigung – in Predigt, Katechumenat, Einzel- und Gruppenseelsorge – ihren Gliedern auch die gesellschaftliche Verantwortung bezeugen. Sie werden ihnen Mut machen, die Freiheit der Christen zu bewahren. Nimmt die Gemeinde die Nachfolge in gesellschaftlichen Bezügen nicht ernst, verfehlt sie ihren Auftrag. Die Trennung vieler Gemeindeglieder von der Kirche zeigt, wie wenig die Gemeinden überzeugende Hilfen für den praktischen Lebensvollzug geben konnten.

Die Glaubwürdigkeit der Gemeinden wird darüber hinaus für viele Menschen, die nicht zur Kirche gehören oder sich von ihr getrennt haben, förderlich sein hinsichtlich ihrer Bereitschaft, auf die Botschaft des Evangeliums zu hören und seiner erneuernden Kraft zu vertrauen.

Neben der Arbeit an den Werkstattberichten befaßte sich die Lehrgesprächskommission intensiv mit dem Entwurf der Leuenberger Konkordie. Zum Konkordienentwurf vom September 1971 wurde am 25. September 1972 eine gemeinsame Stellungnahme der Evangelischen Kirchen in der DDR veröffentlicht (Mitteil. Bl. 1972, S. 73ff.), die am 11. Januar 1973 von den leitenden Geistlichen der acht Gliedkirchen des Kirchenbundes unterzeichnet wurde:

GEMEINSAME STELLUNGNAHME

*der Evangelischen Kirchen in der DDR zum Entwurf
einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“*

1. Die unterzeichneten Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik nehmen hiermit zu dem ihnen übersandten Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ sowie zu den Anfragen, die ihnen in den diesbezüglichen Anschreiben

der Vorsitzenden der Leuenberger Vorversammlung vom 24. September 1971 vorgetragen wurden, gemeinsam Stellung.

2. Sie tun es gemeinsam, obwohl sie bekenntnismäßig verschieden geprägt sind. Daß ihnen dieses möglich wurde, ist für sie ein Zeichen der Klärung, die die lutherisch-reformierten Gespräche auf europäischer Ebene zusammen mit dem eigenen Lehrgespräch, das sie führen, für sie selbst gebracht haben. Die unterzeichneten Kirchen haben damit ein Stück theologischer und geistlicher Gemeinschaft erfahren, die ihnen auf ihrem Weg zur Kirchengemeinschaft untereinander wichtig geworden ist.

3. Sie sehen das Ergebnis der Leuenberger Delegiertenkonferenz im ganzen als einen wesentlichen weiteren Schritt auf das erstrebte Ziel einer Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa hin an. Sie danken Gott, daß er Übereinstimmung in solchem Maß ermöglicht hat.

4. In ihrer gemeinsamen Stellungnahme zum Leuenberger Bericht 1970 hatten die unterzeichneten Kirchen für die Erarbeitung des Konkordien-Textes inhaltliche Verdeutlichungen und Ergänzungen gewünscht. Sie stellen dankbar fest, daß der Entwurf diese Wünsche in wesentlichen Punkten berücksichtigt.

Dazu rechnen sie das Bemühen um eine möglichst dauerhafte, tragfähige und für andere Kirchen einladende Grundlage für die angestrebte Kirchengemeinschaft (§§ 46–49 des Konkordienentwurfes). Dazu gehört auch die Beschreibung des gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums (§§ 6–16), die als Versuch zur aktualisierenden Anwendung der Bekenntnisse verstanden werden kann.

Sie stellt zugleich die erbetene Begründung dafür dar, weshalb die traditionellen Verwerfungen den Partner heute nicht mehr treffen (§§ 17–28).

Ferner sind die als notwendig angesehenen kontinuierlichen Lehrgespräche ebenso in den Konkordien-Entwurf aufgenommen worden (§§ 37–41) wie die gewünschte Erklärung zu eventuellen organisatorischen Folgerungen (§ 45).

5. Die unterzeichneten Kirchen werten auch positiv, daß der Entwurf die ursprüngliche Verbundenheit der reformatorischen Kirchen durch ein gemeinsames Grundanliegen bezeugt (§ 5); daß er im Bemühen um Überwindung des Dissenses im Verständnis von Abendmahl, Christologie und Prädestination eine deutliche theologische Annäherung erkennbar macht und zugleich ausschließt, die Lehrverurteilungen der Reformationszeit rückwirkend in Frage zu stellen (§§ 17–27); und daß er das Verständnis von Kirchengemeinschaft im Sinne konkreter Zeugnis- und Dienstgemeinschaft so entfaltet und anwendet, wie dies im IV. Teil (§§ 29–45) geschieht.

6. Die Bearbeitung des Konkordien-Entwurfes in Pfarrkonventen, theologischen Instituten, Kirchenleitungen und Synoden der unterzeichneten Kirchen hat aber auch ergeben, daß ihnen eine Zustimmung zum unveränderten Text nur unter Zurückstellung wichtiger Einwände möglich wäre.

7. So halten die unterzeichneten Kirchen noch eine Überprüfung des Entwurfs im Blick auf das Verständnis von Konkordie, Kirchengemeinschaft und Bekenntnis, die Behandlung der Frage von „Gesetz und Evangelium“ sowie die Aussagen über die Taufe für nötig.

8. Das Selbstverständnis der Konkordie als einer gemeinsamen Erklärung, durch die Kirchengemeinschaft hergestellt wird, bedarf noch einer näheren Klärung. Einerseits läßt die Konkordie die in den Kirchen bestehenden Bekenntnisse in Geltung und versteht sich in diesem Sinne nicht als ein Bekenntnis. Andererseits nimmt sie für das in ihr vorgetragene gemeinsame Verständnis des Evangeliums die reformatorischen Kriterien für die Einheit der Kirche in Anspruch, erklärt die früheren Verwerfungen zwischen den Kirchen für gegenstandslos und hält Schritte zur Herstellung der Kirchengemeinschaft im Sinne eines Hinschreitens zur Kircheneinheit für möglich. In der Konkordie selbst oder bei ihrem Abschluß sollte erklärt werden, daß die Konkordie für Herstellung von Kirchengemeinschaft ein Grunddokument mit besonderem Charakter ist. Sie bestimmt die Stellung der beteiligten Kirchen zu den Bekenntnissen oder Traditionen neu und stellt einen verpflichtenden Schritt auf dem Weg zur Einheit der Kirchen dar, der im Hinblick darauf erfolgt, daß sie in Christus schon eins sind.

9. Das Problem von Gesetz und Evangelium hat die reformatorischen Kirchen zu keinem Zeitpunkt in der Weise belastet, daß es von ihnen als kirchentrennend empfunden

worden ist oder sogar Gegenstand von Verwerfungen wurde. Es hat seine Zuspitzung vielmehr erst in der neueren theologischen Entwicklung erfahren. Es ist denkbar, daß sich die Frage von Gesetz und Evangelium – ähnlich wie das Verhältnis der Zwei-Reiche-Lehre und der Lehre von der Königsherrschaft Jesu Christi – heute als ein ernsthaftes Hindernis für das Eingehen von Kirchengemeinschaft erweisen könnte. Der Konkordien-Entwurf läßt nicht erkennen, ob dies in Leuenberg geprüft worden ist.

Es wäre erforderlich gewesen, die Kriterien anzugeben nach denen die genannten Lehrdifferenzen als nicht kirchentrennend angesehen werden. Klärender noch wäre es gewesen, wenn in der Konkordie selber zum Ausdruck gebracht worden wäre, wie sich das gemeinsame Verständnis des Evangeliums auch gegenüber den Divergenzen im Blick auf das Verhältnis von Gesetz und Evangelium bewährt.

Um den erreichten Konsensus tragfähiger zu machen, sollte die Konkordie auf Grund der Schauenburger Thesen über das Gesetz überarbeitet werden.

10. In § 14 scheint es zur Verdeutlichung der Aussage über die Taufe, auch angesichts der gegenwärtigen theologischen Diskussion, erforderlich, von der Taufe ausdrücklich als von derjenigen Taufe zu sprechen, die durch die Verbindung von Wort und Wasser gespendet wird. Es wird vorgeschlagen zu sagen:

In der Taufe, in der das Wort mit dem Wasser verbunden ist, schenkt uns Jesus Christus die Vergebung der Sünden und ewiges Leben.

11. Für den Fall der Überarbeitung stellen die unterzeichneten Kirchen noch Folgendes zur Diskussion:

12. Es ist schwierig, im Text einer Konkordie (§ 5) die Geschichte des Verhältnisses der bisher getrennten Kirchen in den vergangenen vierhundert Jahren historisch zureichend und ohne bedenkliche Verkürzung in einer für alle Seiten annehmbaren Weise zu beschreiben.

Daher wird empfohlen, § 5 folgendermaßen zu straffen:

„In einer vierhundertjährigen Geschichte sind die Kirchen der Reformation zu neuen, ähnlichen Formen des Denkens und Lebens geführt worden. Sie haben gelernt, das grundlegende Zeugnis der reformatorischen Bekenntnisse von ihren geschichtlich-bedingten Denkformen zu unterscheiden und im Blick auf die Herausforderungen der Gegenwart in neuer Gestalt aufzunehmen. Weil und insofern die Bekenntnisse das Evangelium als das lebendige Wort Gottes in Jesus Christus bezeugen, schließen sie den Weg zu dessen verbindlicher Weiterbezeugung nicht ab, sondern eröffnen ihn und fordern auf, ihn in der Freiheit des Glaubens zu gehen.“

13. Zu § 10 muß darauf hingewiesen werden, daß das Leben in der Gemeinde nicht nur vom Dienst an den Mitmenschen in Nächstenliebe bestimmt ist, sondern auch vom liturgischen Dienst in der Liebe zu Gott und daß die Liturgie nicht in der Diakonie aufgeht. Eine dem Rechnung tragende Änderung ist wünschenswert:

„... Er lebt in täglicher Umkehr und Erneuerung zusammen mit der Gemeinde im Lobpreis Gottes und im Dienst an den Menschen, in der Gewißheit, daß Gott seine Herrschaft vollenden wird ...“

14. In § 11 wird bei der Beschreibung des Dienstes der Christen in der Welt ein Hinweis auf Anfechtung und Leiden in der Nachfolge vermißt. Wünschenswert wäre der folgende geänderte Wortlaut:

„Diese Botschaft macht die Christen frei zu verantwortlichem Dienst an der Welt und bereit, in diesem Dienst auch zu leiden ...“

15. In § 22 ist das Interesse, die beiden erwähnten Aussagen heute neu zur Geltung zu bringen, der lutherischen wie der reformierten Tradition gemeinsam. Da die Aufteilung auf die reformierte bzw. die lutherische Tradition nicht eindeutig ist, wird die Streichung der Klammern vorgeschlagen:

„... das Interesse an der Unversehrtheit von Gottheit und Menschheit Jesu und das Interesse an seiner völligen Person-Einheit angesichts des Scheiterns traditioneller Denkformen neu zur Gestaltung zu bringen.“

16. Zusammenfassend erklären die unterzeichneten Kirchen:

17. Sie sehen in dem Konkordien-Entwurf einen wesentlichen Beitrag zur Verwirklichung der Kirchengemeinschaft reformatorischer Kirchen in Europa. Besonders durch das Maß an Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums, das in der gemeinsamen Beschrei-

bung der Rechtfertigung als der Botschaft von der freien Gnade Gottes zum Ausdruck kommt, sind bereits weitreichende Voraussetzungen dafür gegeben, untereinander Kirchengemeinschaft feststellen zu können.

18. Die unterzeichneten Kirchen halten aber eine Weiterarbeit am Konkordienentwurf, besonders zu den in dieser Stellungnahme vorgetragenen Fragen, für nötig.

19. Sollten jedoch alle anderen beteiligten Kirchen für unveränderte Übernahme des Konkordien-Entwurfes votieren, so würden die unterzeichneten Kirchen um der in solcher Übereinstimmung sich manifestierenden ökumenischen Gemeinschaft willen ihre Bedenken zurückstellen und ebenfalls dem unveränderten Text zustimmen können.

20. Sie schlagen vor, für den März 1973 von vornherein eine zweite Vorversammlung einzuberufen.

Zu dieser Stellungnahme veröffentlicht der Sekretär des Kirchenbundes für das Lehrgespräch einen Kommentar:

DIE GEMEINSCHAFT WÄCHST

*Kommentar zur Unterzeichnung der Gemeinsamen Stellungnahme
Von Oberkirchenrat Helmut Zeddies*

Noch keinen Schlußpunkt, aber einen Markstein haben die Bischöfe gesetzt. In diesem Sinne sprach D. Albrecht Schönherr, der Vorsitzende der Konferenz der Kirchenleitungen, von einem denkwürdigen Tag für die Gemeinschaft der Kirchen in der DDR, als die leitenden Geistlichen am 11. Januar 1973 die Stellungnahme unterzeichneten, die die Landeskirchen in der DDR zu dem Entwurf der „Konkordie reformatorischer Kirchen Europas“ gemeinsam abgegeben haben. Damit ist ein Prozeß der Prüfung und Meinungsbildung abgeschlossen, der sich über bald eineinhalb Jahre erstreckt hat.

Bemerkenswert ist nicht nur der Zeitaufwand, sondern auch die Intensität, mit der sich die Kirchen mit dem Konkordienentwurf auseinandergesetzt haben. Er ist von Leitungen, Synoden, Sonderausschüssen, theologischen Arbeitskreisen und Institutionen sowie von Pfarrkonventen beraten worden. Der Kommission für das Lehrgespräch in der DDR lag eine beachtliche Zahl von Meinungsäußerungen vor, als sie auftragsgemäß an die Erarbeitung einer gemeinsamen Stellungnahme ging. Der Entwurf wurde nach einer Beratung mit den Bischöfen den Landessynoden zur Beschlußfassung zugeleitet. Sie haben die Vorlage während der Herbsttagungen mitunter nicht nur ausgiebig, sondern auch temperamentvoll debattiert.

Das widerlegt jene, die gemeint hatten, die Konkordie sei der Schnee vom vergangenen Jahr. Präziser gesagt: in ihr würden doch nur von neuem die Fragen des 16. Jahrhunderts behandelt. Es ist unverkennbar, daß der Konkordienentwurf Probleme aufzuarbeiten versucht, die damals so brisant waren, daß Lutheraner und Reformierte sich deshalb die Abendmahlsgemeinschaft versagt haben. Da es um die Wiederherstellung dieser Gemeinschaft geht, ist dies unvermeidlich.

Entscheidend ist jedoch, wie dieses Ziel angegangen wird. Der Konkordienentwurf bemüht sich darum, ein für uns heute gemeinsames Verständnis des Evangeliums zu beschreiben. Von daher wird festgestellt, daß die Verurteilungen von einst die Lehre des Partners heute nicht mehr betreffen. Man kann unterschiedlicher Meinung darüber sein, ob die Beschreibung der gemeinsamen Basis im Verständnis des Evangeliums bereits ausreichend gelungen ist. Der Ansatz ist jedoch eindeutig und überzeugend. Darin dürfte eine der grundlegenden Bedeutungen der Konkordie zu sehen sein. Sie mutet den evangelischen Christen der Gegenwart nicht den Rückzug ins 16. Jahrhundert zu, um dort den verlorengegangenen gemeinsamen Ursprung wiederzufinden. Statt dessen wird die damals aufgekündigte Gemeinschaft mit dem Evangelium, wie es sich uns heute zu erkennen gibt, neu begründet, um damit auch die leidvolle Vergangenheit zu bewältigen.

Diese Absicht ist offenbar weithin verstanden und gutgeheißen worden. Anders wäre das Engagement bei der Prüfung des Leuenberger Entwurfes wohl kaum zu erklären. Wer die Verhandlungen in den Synoden verfolgen konnte, hat mehrfach den Eindruck gewonnen, daß lange nicht mehr so intensiv über die Grundfragen des christlichen Glaubens dis-

kutiert worden ist wie in den vergangenen Monaten im Zusammenhang mit dem Konkordientext.

Freilich hat es auch nicht an Synoden gefehlt, die sich angesichts der weit vorgetriebenen Differenzierungsversuche der Fachtheologen schlichtweg für überfordert erklärt haben. Dieser Hinweis sollte ernst genommen werden. Er ist weniger eine Anfrage an die Qualifikation der Laien als an den Funktionswert der Theologie. Wenn das Evangelium eine so einfache Sache ist, daß sie den Hirten von Bethlehem und dem Mann auf der Straße einleuchtend sein kann, wie kompliziert darf dann die Theologie sein? Wohlgermerkt, es geht hier ja nicht nur um Spezialfragen der Experten, sondern um Entscheidungen von unter Umständen kirchenkonstituierender Bedeutung, die von gewählten Vertretern der Gemeinden getroffen werden sollen.

Bei den Aussprachen zum Konkordienentwurf ist deutlich geworden, daß er für viele hinter ihren Vorstellungen zurückgeblieben ist. Dies dürfte jedoch eher an zu hochgespannten Erwartungen als an der Konkordie selber liegen. Sie soll für mehr als 80 lutherische, reformierte und unierte Kirchen in Europa die Grundlage zur Kirchengemeinschaft sein. Diese sind nicht nur durch ihre Bekenntnisbindung verschieden. Gerade als Kirchen derselben Konfession haben sie oft sehr unterschiedliche geschichtliche Entwicklungen hinter sich und sind von unterschiedlichen Frömmigkeitserfahrungen und theologischen Einsichten geprägt. Dies hat sich natürlich auch auf den Konkordienentwurf ausgewirkt. Eine ökumenische Gemeinschaftsarbeit kann daher verständlicherweise nicht zu so konkreten oder gar DDR-spezifischen Glaubensaussagen kommen, wie mancher das in unseren Kirchen gewünscht hätte.

Die Schlußfolgerung sollte nicht freundliche Gleichgültigkeit, sondern das Bemühen sein, die Basis der europäischen Kirchengemeinschaft so tragfähig wie möglich zu gestalten. Denn die Zustimmung zu einem Modell von Kirchengemeinschaft und das Einverständnis mit dem Versuch seiner Verwirklichung sind nicht unbedingt ein und dasselbe. Man kann die Intention bejahen, aber ihre Ausgestaltung auch unter Berücksichtigung des erwähnten ökumenischen Kontextes durchaus noch für verbesserungsfähig halten.

Dieser Auffassung haben die evangelischen Kirchen in der DDR in ihrer Stellungnahme zu dem Konkordienentwurf Ausdruck verliehen. Sie haben das angestrebte Ziel begrüßt und das Maß der erreichten Übereinstimmung gewürdigt. Gleichwohl bedürfen verschiedene Fragen einer weiteren Klärung. Nach Ansicht unserer Kirchen gehört dazu das Verhältnis von Bekenntnis und Konkordie sowie die besondere Art von Kirchengemeinschaft, die mit dieser Konkordie begründet werden soll. Daß Kirchen sich auf Grund eines in einer Lehrübereinkunft formulierten gemeinsamen Evangeliumsverständnisses Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft gewähren, sich dabei jedoch weiterhin an ihre jeweiligen Bekenntnisse binden und dennoch die Absicht bekunden, eine solche Kirchengemeinschaft nicht nur zu erklären, sondern auch in gemeinsamem Zeugnis und Dienst zu verwirklichen – das ist nach dem Urteil von Experten bisher ohne Beispiel in der Ökumene. Um so mehr muß ein solches Modell natürlich ausreichend bedacht und verständlich beschrieben werden.

Weiterer Überlegungen bedürftig ist nach Meinung der Kirchen in der DDR neben den Aussagen zur Taufe auch die Frage von „Gesetz und Evangelium“. Durch manche theologischen Trends in der Ökumene, aber auch durch die eigene, nicht immer glückliche Erfahrung mit der sogenannten Zwei-Reiche-Lehre sehen sie sich noch nicht völlig der Sorge enthoben, daß dieses Problem zu einer ersten, ernsthaften Belastung der Kirchengemeinschaft werden könnte, der die zarte Pflanze kaum gewachsen sein dürfte. Die DDR-Kirchen haben deshalb für eine vorhergehende, ausreichende Klärung plädiert. Sie haben dazu von vornherein die Einberufung einer weiteren europäischen Vorversammlung vorgeschlagen. Sie wird inzwischen schon für den März dieses Jahres vorbereitet. Wie aus Genf zu erfahren war, geht das in nicht unerheblichem Maße auf den dort bereits bekannten Vorschlag aus der DDR zurück.

Es ist allerdings offen, ob eine erneute Überarbeitung des Konkordientextes auch nach den in der gemeinsamen Stellungnahme vorgetragenen Wünschen ausfallen wird. Die Kirchen erklären darin, daß sie aus den erwähnten Gründen dem jetzigen Entwurf „nur unter Zurückstellung wichtiger Einwände“ zustimmen könnten. Sie schließen das jedoch nicht völlig aus. Für den Fall nämlich, daß alle anderen beteiligten Kirchen sich für eine unver-

änderte Übernahme des vorliegenden Entwurfes aussprechen, würden auch die Kirchen in der DDR „um der in solcher Übereinstimmung sich manifestierenden ökumenischen Gemeinschaft willen ihre Bedenken zurückstellen und ebenfalls dem unveränderten Text zustimmen können.“

Dieser Satz in der gemeinsamen Stellungnahme hat in unserem Lande die meisten Diskussionen hervorgerufen. Manche haben ihn als rein taktisches Manöver angesehen und ihn darum als ungeschickt bezeichnet. Für andere kam er – verglichen mit den vorausgehenden kritischen Anfragen und Vorschlägen – nahe an einen theologischen Gesichtsverlust heran. Vielen war gerade diese Äußerung jedoch mindestens ebenso wichtig wie die anderen Aussagen in der Stellungnahme. Sie haben sie so verstanden, wie sie gemeint ist: Es steht den Kirchen in der DDR gut an, bei allen Wünschen und Bedenken, die sie vorzutragen haben, auch dem Bewußtsein ihrer ökumenischen Verantwortung Ausdruck zu verleihen und sich damit auch zugleich für die Begrenztheit ihrer eigenen Einsicht offen zu halten. Wie gesagt, es ist noch nicht ausgemacht, zu welchen Ergebnissen die 2. Vorversammlung kommen wird. Es ist jedenfalls nicht von vornherein auszuschließen, daß die Überarbeitungswünsche der beteiligten Kirchen so weit auseinandergehen, daß eine entscheidende Verbesserung nicht mehr zu erreichen ist. Die in dem viel diskutierten Satz der gemeinsamen Stellungnahme ins Auge gefaßte Situation könnte dann noch einmal neu aktuell werden.

Die Synoden der Landeskirchen haben dieser Stellungnahme mit erstaunlicher Einmütigkeit zugestimmt. Ihre Gemeinschaft ist bisher vor allem von gemeinsamen Arbeitsabsprachen bestimmt gewesen. Jetzt ist es auf synodaler Ebene zum ersten Mal auch zu einer einheitlichen, übergreifenden Stellungnahme zu Grundfragen des christlichen Glaubens gekommen. Dies wird ohne Zweifel als ein bedeutsamer Schritt zu einer intensiveren und konkreteren kirchlichen Gemeinschaft in der DDR anzusehen sein. Von vielen ist das Bemühen um die gemeinsame Stellungnahme zu dem Konkordienentwurf von vornherein geradezu als ein Test dafür angesehen worden. Es ist zu vermuten, daß auch aus diesem Grunde sich die Landessynode mit einer kaum zu erwartenden Mehrheit, bei der die Gegenstimmen insgesamt noch unter 10 lagen, für sie entschieden haben. Sie haben damit ihre Bereitschaft und ihren Entschluß dokumentiert, auf dem Wege zur größeren Gemeinschaft auch in Lehr- und Verkündigungsfragen innerhalb der DDR weiter voranzukommen.

Zweifellos gibt es nach wie vor Auffassungsunterschiede. Sie sind auch bei der Debatte um die Stellungnahme deutlich zum Ausdruck gekommen. Aber sind sie noch von kirchentrennender Bedeutung? Jedenfalls hat sich erneut bestätigt, daß Fragen der Bekenntnisbindung keineswegs irrelevant sind. Die unterschiedlichen Positionen lassen sich jedoch nicht mehr territorial-konfessionell eingrenzen. Sie müssen zumeist innerhalb einer Landeskirche ausgehalten werden. Dies sollte auch in einer größeren Gemeinschaft möglich sein. Der „Testfall“ der gemeinsamen Stellungnahme dürfte das unter Beweis gestellt haben. Zumal nach den Diskussionen in den Synoden wird sie als eine Absichtserklärung der Kirchen anzusehen sein, auf diesem Wege weiterzugehen. Das verleiht der gemeinsamen Stellungnahme zu dem Konkordienentwurf eine über den unmittelbaren Anlaß hinausreichende Bedeutung.

In welchem Zusammenhang man in der DDR den Konkordienentwurf von Leuenberg und die eigene Lehrgesprächskommission sieht, hatte schon im Frühjahr 1972 die Regionalsynode Ost der EKU (Tagung vom 21. bis 24. April 1972) in einem Beschluß zum Ausdruck gebracht:

BESCHLUSS

*betreffend „Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen
in Europa“ und Lehrgesprächskommission*

1. Die Synode begrüßt, daß der Rat Anregung, Lehrgespräche zwischen den Evangelischen Kirchen in der DDR zu führen, aufgenommen und eine Kommission zu bilden mitgeholfen hat. Sie begrüßt, daß die Kommission die Öffentlichkeit an ihrer Arbeit teilnehmen läßt, indem sie Werkstattberichte veröffentlicht. Die Synode bittet die Gliedkirchen, die Gemeinden instand zu setzen, daß sie die Arbeit der Kommission mitdenkend begleiten können.

2. Die Synode bittet die Gliedkirchen, dahin zu wirken, daß auch das Vorhaben, eine „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ zu schließen, von den Gemeinden aufgenommen wird. Dabei wird es darauf ankommen, deutlich zu machen:

2.1. „Auszugehen ist immer von der Einheit der Kirche, wie wir sie im Glaubensbekenntnis bezeugen. Sie verpflichtet schlechthin dazu, die Spaltung der Kirche in jeder Gestalt zu überwinden.“ (Dr. Lahr im Einführungsvortrag vor der Synode).

2.2. Die reformatorischen Kirchen Europas werden daher aufgefordert, eine Konkordie abzuschließen. Der in der Reformationszeit bereits gebrauchte Begriff „Konkordie“ (= Eintracht) ist von dem der „Union“ (= Vereinigung bzw. Einheit) zu unterscheiden. Durch eine Konkordie treten Kirchen, bei bleibender Bindung an die sie verpflichtenden Bekenntnisse und unter Berücksichtigung ihrer Traditionen, in volle Kirchengemeinschaft ein. Diese schließt die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, aber auch gemeinsame theologische Arbeit und größtmögliche Kooperation ein.

2.3. Nach gemeinsamer reformatorischer Überzeugung ist es nicht allein der gute Wille, der Kirchengemeinschaft werden läßt. Die Kirche und damit auch die Gemeinschaft von Kirchen entsteht dadurch, daß der Herr durch die Verkündigung des Evangeliums und den schriftgemäßen Vollzug von Taufe und Abendmahl Menschen zum Glauben bringt. So kann gesagt werden: „Wo immer in der Welt, hier oder da, evangeliumsgemäß verkündigt wird, besteht zwischen den betreffenden Gemeinden schon Kirchengemeinschaft.“ (Dr. Lahr).

2.4. In der Beschreibung des Evangeliums, aus dem die Kirche und damit auch die Gemeinschaft der Kirchen immer neu geboten wird, müssen sich die Kirchen verständigen. Es geht dabei nicht um dogmatische Formulierungen, sondern um die elementare Aufgabe der Verkündigung selbst.

3. Die Synode begrüßt, daß die Kirchen in der DDR auf den Entwurf der europäischen Konkordie möglichst in einem gemeinsamen Text antworten wollen. Sie hofft, daß solche gemeinsame Antwort sowohl den Kirchen und Gemeinden in der DDR als auch den anderen europäischen Kirchen auf ihrem Weg zueinander hilfreich sein wird.

Am Ende der Berichtszeit macht die VELK in der DDR in einem Schreiben an die EKU erneut darauf aufmerksam, daß mit dem Abschluß einer europäischen lutherisch-reformierten Lehrkonkordie und nach Abschluß der Arbeit an den Werkstattberichten der eigenen Lehrgesprächskommission das weitergehende Ziel einer engeren kirchlichen Gemeinschaft neu angegangen werden muß.

Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche
in der Deutschen Demokratischen Republik
Lutherisches Kirchenamt

Berlin, den 1. 2. 1973

An die
Kirchenkanzlei der EKU

Betr.: Zielstellung des Lehrgesprächs in der DDR

In ihrer Entschließung vom 30. 9. 1972 hat die Generalsynode der Vereinigten Kirche in der DDR die Auffassung vertreten, daß mit dem Abschluß der Leuenberger Konkordie „die Endphase kirchlicher Gemeinschaft in der DDR noch nicht erreicht ist. Sie hält es für wünschenswert, auf dem Wege zu einer durch Intensität und Konkretion geprägten größeren Gemeinschaft noch weiter voranzukommen.“

Die Kirchenleitung hat sich in ihrer letzten Sitzung mit der Intention dieser Entschließung und den damit von der Generalsynode angesprochenen Problemen befaßt. Sie hat dazu ein Gespräch mit den Mitgliedern der VELK in der Kommission für das Lehrgespräch geführt. Es ist durch die in der Anlage beigefügte Problemskizze „Zur größeren Gemeinschaft“ vorbereitet worden, die von den Mitgliedern der Lehrgesprächskommission erarbeitet wurde.

Die Kirchenleitung ist der Ansicht, daß der der Kommission erteilte Auftrag mit dem Abschluß der Leuenberger Konkordie nicht hinfällig wird. In der Entschließung der General-

synode von 1969 hat sich die VELK für eine Kirchengemeinschaft der Evangelischen Kirche in der DDR ausgesprochen, die über den bisher erreichten Grad der Gemeinschaft hinausgeht. An der dafür als erforderlich angesehenen Übereinstimmung in den Grundlagen der Verkündigung sollte die Kommission für das Lehrgespräch unter Berücksichtigung des Konkordiententwurfes weiterarbeiten. Sie sollte sich dabei vor allem mit den unter Abschnitt 5 der Problemskizze genannten Einzelproblemen befassen. Zu gegebener Zeit hält die Kirchenleitung eine erneute Rückkoppelung mit der Kommission für erforderlich, um das ihrer Ansicht nach ständig notwendige Gespräch über das Problem der Kirchengemeinschaft weiterzuführen. In jeden Fall wird nach Abschluß der Arbeit an den Werkstattberichten eine erneute Verständigung über die Aufgabenstellung der Kommission erforderlich sein.

Das Lutherische Kirchenamt ist beauftragt, der Evangelischen Kirche der Union (Bereich DDR) diese Auffassung der Kirchenleitung mitzuteilen. Sofern seitens des Rates der EKU darüber ein Gespräch gewünscht wird, würde die Kirchenleitung dazu bereit sein.

gez. Heidler

ZUR GRÖßEREN GEMEINSCHAFT

Problemskizze

1. Der ursprüngliche Auftrag

EKU und VELK bemühen sich seit 1969 um eine Kirchengemeinschaft der Evangelischen Kirchen in der DDR, „die über den bisher ... erreichten Grad der Gemeinschaft hinausgeht“. Als Voraussetzung dafür gilt eine „Übereinstimmung in den Grundlagen der Verkündigung“ (Entschliebung der Generalsynode 1969). Diese Übereinstimmung soll durch Lehrgespräche festgestellt werden. Die dazu gebildete Kommission hat den Auftrag erhalten, in der Arbeit über das Thema „Wie verkündigen wir heute die Rechtfertigung?“ die Grundlagen der Verkündigung richtungsweisend zu beschreiben.

Die Lehrgespräche in der DDR haben damit in zweifacher Hinsicht einen funktionalen Charakter. Sie sollen theologische Hilfen für Zeugnis und Dienst im Bezugshorizont der sozialistischen Gesellschaft bereitstellen. Wird in diesem Sinne Verständigung in den Grundlagen der Verkündigung erreicht, so sind damit auch ausreichende Voraussetzungen für eine Kirchengemeinschaft der Evangelischen Kirchen in der DDR gegeben.

Diese Kirchengemeinschaft ist über die angegebene Intensitätsstufe hinaus inhaltlich bisher nicht definiert worden. Es ist jedoch von Anfang an deutlich gewesen, daß neben der Erklärung von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft auch institutionelle Folgerungen als notwendig angesehen werden.

2. Die Bedeutung der Leuenberger Konkordie

Die Leuenberger Konkordie versteht sich als Grundlage für die Kirchengemeinschaft reformatorischer Kirchen in Europa. Sie sieht vor, daß die sich beteiligenden Kirchen auf Grund eines durch einen zwischenkirchlichen Konsensus festgestellten gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums sich gegenseitig Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft gewähren. Die in dieser Form hergestellte Kirchengemeinschaft erfährt ihre weitere Verwirklichung durch eine gemeinsame Ausrichtung von Zeugnis und Dienst sowie durch das Bemühen um die Stärkung und Vertiefung der gewonnenen Gemeinschaft.

Kommt die Konkordie zustande und stimmen die Kirchen in der DDR ihr zu, so befinden sie sich nicht nur mit den beteiligten Kirchen Europas, sondern auch untereinander in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Insofern ist Kirchengemeinschaft, die durch die Kommission für das Lehrgespräch vorbereitet werden sollte, auch zwischen ihnen hergestellt.

3. Zielangabe

Es bleibt zu klären, ob das 1969 anvisierte Ziel damit bereits erreicht ist. Die seinerzeit ins Auge gefaßten institutionellen Konsequenzen können als ein die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft begleitendes, an sich wünschenswertes, aber nicht unbedingt erforderliches Additiv gesehen werden. Sie lassen sich jedoch auch als Anfrage an das ekklesiale Selbstverständnis der beteiligten Kirchen in der DDR erklären. Die in der Eisenacher

Entschließung der Generalsynode markierte Intensität der anzustrebenden Kirchengemeinschaft deutet darauf hin, daß das letztere gemeint ist.

In diesem Sinne hat die Generalsynode 1972 erklärt, daß mit der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, wie sie auf der Grundlage der Leuenberger Konkordie auch zwischen den Kirchen in der DDR hergestellt werden kann, „die Endphase kirchlicher Gemeinschaft in der DDR noch nicht erreicht ist. Sie hält es für wünschenswert, auf dem Wege zu einer durch Intensität und Konkretion geprägten größeren Gemeinschaft noch weiter voranzukommen“.

Das Ziel dieser Bemühungen kann kaum anders als das einer zur Kirche verdichteten Kirchengemeinschaft beschrieben werden. Es ist zunächst nicht im organisatorischen, sondern im qualifiziert theologischen Sinn zu verwirklichen. Dabei wären jedoch gelehrte und gelebte Gemeinschaft auch weiterhin im wechselseitigen Bezug zu verstärken.

Auf dem Hintergrund eines dynamischen Kirchenverständnisses, das mit einer „prozessual gewagten Kirche“ rechnet, erscheint es möglich, das Ziel einer über die Kirchengemeinschaft hinaus zur Kirche gewordenen Gemeinschaft mit einer allmählich wachsenden Intensität und Verbindlichkeit ins Auge zu fassen und zu verwirklichen.

4. Voraussetzungen

Es wäre zu prüfen, wieweit die Leuenberger Konkordie für diese Entwicklung bereits eine ausreichende Grundlage bietet. In der Unterscheidung von Herstellung und Verwirklichung der Kirchengemeinschaft spricht sich gleichfalls ein dynamisches Verständnis aus. Im Rahmen der Verwirklichung hält die Konkordie auch organisatorische Folgerungen nicht nur für möglich, sondern unter Umständen sogar für geboten. Andererseits geht sie davon aus, daß die beteiligten Kirchen an die sie verpflichtenden Bekenntnisse gebunden bleiben. Lediglich die Beziehung zu ihren Bekenntnissen ändert sich. Über eine gegenseitige Anerkennung als Kirche Jesu Christi kommen sie jedoch nicht hinaus. Es wird nicht ausdrücklich ausgeschlossen, aber offenbar auch nicht damit gerechnet, daß die Konkordie auch als ein Dokument von kirchenkonstituierendem Charakter übernommen werden könnte.

Die Kirchen in der DDR haben ihr Selbstverständnis in ihren Verfassungen und Grundordnungen beschrieben und ihm damit zugleich rechtlich bindenden Charakter verliehen. Die gemeinsame Kirchwerdung kann nicht unter Umgehung dieser Tatsache erfolgen, sondern setzt eine Verständigung über die Bedeutung des Bekenntnisstandes voraus. Sie sollte in der Richtung möglich sein, daß auch die Kirchwerdung auf der Grundlage eines Dokumentes von kirchenkonstituierendem Charakter erfolgt.

Es ist nicht von vornherein auszuschließen, daß die Kirchen in der DDR bereit sein könnten, von sich aus der Leuenberger Konkordie in Aufnahme des in ihr angelegten dynamischen Kirchenverständnisses diese Bedeutung zuzuerkennen. Dies wäre in die Verfassungen und Grundordnungen der Kirchen aufzunehmen. Sie würden damit zum Ausdruck bringen, daß die weiterhin bestehenden Lehr- und Bekenntnisunterschiede nicht so gravierend sind, als daß sie nicht innerhalb einer Kirche ausgetragen werden könnten.

Es ist jedoch ebenso denkbar, daß die Kirchen in der DDR unter Hinweis auf die Selbstbeschränkung der Konkordie im Blick auf Kirchengemeinschaft zu einer solchen Aufwertung nicht bereit sind. In diesem Fall wäre ein Dokument zu erarbeiten, das die Funktion einer theologischen Grundlage für die Konstituierung als Kirche hat. Es löst die Bekenntnisbindung nicht ab, sondern tritt ergänzend im Sinn ihrer Aktualisierung hinzu. Es braucht keinen maximalen Lehrkonsensus zu enthalten, sondern hat die gemeinsame Grundlage der Verkündigung im Bezugshorizont unserer Gesellschaft gemäß CA VII ausreichend zu beschreiben. Dieses Dokument muß nicht von vornherein die Dignität einer Bekenntnisschrift haben. Es würde die aktuelle theologische Grundlegung einer zur Kirche gewordenen Gemeinschaft in rechtlich bindender Form zum Ausdruck zu bringen haben.

5. Die weitere Aufgabe

Es ist deutlich, daß auf Grund der mit der Leuenberger Konkordie eingeleiteten Entwicklung und der erforderlichen Präzisierung des anzustrebenden Zieles der Auftrag an

die Kommission für das Lehrgespräch einer Modifizierung bedarf. Sie hätte gegebenenfalls das zu erstellende Dokument zu erarbeiten. Dieses sollte zwei Teile haben. Im ersten Teil sind im wesentlichen die Themen anzusprechen, die in den Werkstattberichten und den an sie anschließenden Diskussionen verhandelt sind. Dabei wird es darauf ankommen, die Rechtfertigung auf Fragen, Aufgaben und Anfechtungen unserer Situation hin geltend und verständlich zu machen. Von daher erweisen sich als vordringlich: die Frage nach Gott, nach dem Menschen, nach dem Verhältnis von Wohl und Heil, nach der Kirche (ihrer Gestalt, dem Verhältnis von Amt und Gemeinde, ihrem Weltauftrag) und nach der christlichen Hoffnung. Dabei wären gleichzeitig die von Leuenberg her zu präzisierenden Problemstellungen zu verhandeln.

Ein zweiter Teil dieses Dokumentes sollte den Fragen nachgehen, die das gemeinsame Leben, den gemeinsamen Dienst und die gemeinsame Ordnung der zusammengeschlossenen Kirchen betreffen. Wachsende Gemeinsamkeit und erhöhte Funktionstüchtigkeit bei Verringerung der Apparatur werden dabei die leitenden Gesichtspunkte sein müssen.

Die Kommission für das Lehrgespräch ist der Ansicht, daß als Ziel der weiteren Bemühungen die Kirchwerdung verfolgt werden kann und muß. Unterschiedliche Auffassungen bestehen hinsichtlich der als Voraussetzung dafür genannten Alternative. Da gegenwärtig noch nicht sicher ist, ob und wann es zum Abschluß der Leuenberger Konkordie kommt, hält die Kommission im übrigen auch eine Klärung darüber für erforderlich, wann und wie sie ihre Arbeit fortsetzen soll.

e) Ökumenische Beziehungen

Der Bericht der Konferenz der Kirchenleitungen an die Bundessynode im Sommer 1972 läßt die große Bedeutung erkennen, die der Kirchenbund der Pflege ökumenischer Beziehungen und einem ökumenischen Besuchsdienst zumißt (s. S. 271ff.). Einige interessante Dokumente mögen dies belegen. Das Mitteilungsblatt des Kirchenbundes veröffentlichte (Nr. 3 vom 30. Juni 1972, S. 51f.) eine von der Ökumenischen Kommission verfaßte

ORIENTIERUNGSHILFE DER GEMEINDEN FÜR BESUCHSREISEN IN DAS SOZIALISTISCHE AUSLAND

Ökumenische Bewegung will unsere Kirchentüren öffnen, um die anderen zu entdecken, zu hören; die anstehenden und zu lösenden Probleme der Welt – der weiten und unserer eigenen – zu vernehmen. Wir haben teil an der ökumenischen Bewegung, wenn wir miteinander über Leben, Botschaft und Sendung unserer Kirchen sprechen; wenn wir bereit werden, uns gegenseitig fragen zu lassen; wenn wir uns herausfordern lassen, Gewohntes zu verlassen, Neues zu erkennen und zu tun; wenn wir nicht nur geben wollen, sondern bereit sind zu empfangen. Ökumenische Bewegung vermittelt die Erkenntnis, daß wir einander in unseren unterschiedlichen Glaubenshaltungen und Denkweisen brauchen, um die eine Kirche Christi darzustellen.

Ökumenische – interkonfessionelle und internationale – Begegnungen und Konferenzen, Studienarbeiten und gemeinsame Aktionen dienen diesen Zielen. Auch unsere Kirchen sind daran beteiligt.

Durch den visafreien Reiseverkehr zu den anderen sozialistischen Ländern, insbesondere zu unseren Nachbarländern CSSR und Volksrepublik Polen, machen viele Gemeindeglieder neue Erfahrungen mit der einen Kirche Christi in vielerlei Gestalt, lernen sie neue Situationen, Aufgaben und deren Bewältigung kennen. Unsere Gemeinden kommen damit noch stärker in unmittelbare Beziehungen zur ökumenischen Bewegung, was nicht ohne Einfluß auf unsere Kirchen und das Verhältnis zu unseren Nachbarvölkern und den dortigen Kirchen bleibt.

Internationale Erfahrungen und ein guter Tourismus haben ihren Wert in sich. Wer diese Möglichkeiten für sich entdeckt hat, wird sich nicht unvorbereitet in das „Abenteuer“, Neues zu lernen, Menschen zu begegnen und Freunde zu gewinnen, stürzen. Das wird besonders wichtig sein, wenn Gemeinden oder Gemeindegruppen die Reisemöglichkeiten zu Begeg-

nungen mit Gemeinden nutzen wollen. Nicht „kirchliche Touristik“ ist nötig, aber die Praktizierung von Partnerschaft, die Bereitschaft zum Lernen und zum gegenseitigen Verstehen. Dazu möchten wir einige Hinweise geben.

1. Wir können die leidvolle Geschichte der Beziehungen zwischen unserem Volk und unseren Nachbarvölkern nicht verlassen. Distanz von der Geschichte ist nicht nur unerlaubt, sie ist unmöglich. In unseren Nachbarländern tritt sie uns sehr konkret entgegen. Wir müssen wissen, was geschehen ist, was Auschwitz, Lidice und Theresienstadt noch heute bedeuten.

Der Beginn neuer Beziehungen und Gespräche ist uns trotz der Geschichte angeboten – daß sich unsere Nachbarn dafür oft auch unserer Sprache bedienen, ist eine nicht zu übersehende Geste der Versöhnung. Die besondere Gemeinschaft innerhalb des sozialistischen Lagers ist für die Ermöglichung dieser neuen Beziehungen eine sehr wesentliche Hilfe.

2. Für Gemeindeglieder ist es selbstverständlich, daß sie bei Auslandsreisen Kontakt zu Gemeinden durch Teilnahme an einem Gottesdienst oder einer Gemeindeveranstaltung aufnehmen. Dafür sollte man etwas von den Kirchen des betreffenden Landes wissen – und selbstverständlich auch von den Aufgaben und Problemen der eigenen. Wer über die Veröffentlichungen in unseren Kirchenzeitungen hinaus Informationen über die Kirchen in den Nachbarländern haben möchte, wende sich an das Sekretariat des Bundes.

3. Wer direkte Kontakte zu Gemeinden sucht und Gemeindebegegnungen will, sollte berücksichtigen, daß

- in der CSSR und der VR Polen alle nichtrömisch-katholischen Kirchen Minderheitskirchen sind und darum die Aufnahme von Gruppen und häufigen Besuchen ihre Kräfte überfordert;
 - Gastfreundschaft nicht zu „verbilligtem Tourismus“ mißbraucht werden darf;
 - Möglichkeiten der Begegnung nicht zur Quartiersuche herabgesetzt werden sollen;
 - Sprachprobleme eine wichtige Rolle spielen (Gemeinden und Gemeindekreise im sozialistischen Ausland haben schon genug übersetzte Predigten und Grußworte gehört);
 - zur Partnerschaft die Bereitschaft zum Spracherlernen hinzugehört (mit welchem Recht erwarten wir, daß wir uns in unserer eigenen Sprache samt Dialekt verständigen können?);
 - Beziehungen immer zweiseitig sein müssen; ernsthafte ökumenische Begegnungen werden nach Möglichkeit mit einer Einladung – sofern bei den Partnern überhaupt ein Wunsch nach Beziehungen besteht – beginnen und nicht mit dem Sich-einladen-lassen.
4. Wer reisen will, sei wirklich „unterwegs“, nämlich bereit, ein Land und seine Menschen zu erleben, die nicht mit gewohnten, sondern mit neu zu gewinnenden Maßstäben gemessen sein wollen. Wer Land und Menschen nur mit abschätziger Neugier sieht und nicht mit Liebe, der sieht im Grunde überhaupt nichts. Ohne Liebe wird man gelegentlich schlechte Erfahrungen für „typisch“ halten. Sie sind aber menschlich und darum nicht zu verallgemeinern: so sind die ...

5. So wie tausende Bürger unseres Landes in die Nachbarstaaten reisen, kommen gleichermaßen die Nachbarn zu uns. Was werden sie finden? Welche Eindrücke werden sie von uns bekommen? Begegnen wir ihnen so, wie wir gern bei ihnen aufgenommen werden möchten? Sicher eine Selbstverständlichkeit – oft nur übersehen oder vergessen wie das Selbstverständliche.

Ebenfalls im Mitteilungsblatt (Nr. 4 vom 5. September 1972, S. 65) wurde eine Rede veröffentlicht, die Bischof D. Albrecht Schönherr bei einem Besuch in Moskau hielt:

REDE ANLÄSSLICH DES EMPFANGES

*der Delegation des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR
auf Veranlassung seiner Heiligkeit des Patriarchen Pimen, am 7. 6. 1972 in Moskau*

Eminenzen, liebe Brüder in Christo!

Das Ende der Fahrt, die unsere Delegation auf Einladung des Hochheiligen Patriarchen Pimen durch ein weites Gebiet der Russischen Orthodoxen Kirche geführt hat, ist gekom-

men. Ich habe bereits zu Beginn der Reise unseren Dank dafür, daß wir kommen durften, ausgedrückt. Wenn ich nun noch einmal ein Wort des Dankes sage, dann geschieht das mit dem vollen Herzen, das die Gastfreundschaft Ihrer Kirche und Ihres Landes nunmehr in überwältigender Weise erfahren hat. Wir haben das bereits vor einigen Stunden Seiner Heiligkeit dem Patriarchen Pimen gegenüber ausgedrückt, dessen Gesundheit es zu unserem aufrichtigen Bedauern verbietet, auch noch an diesem Empfang teilzunehmen.

Wenn wir zurückschauen, stehen die Bilder der fünf Städte, die wir besucht haben, vor unseren Augen.

Ich nenne Moskau, die größte Stadt, das Zentrum des mächtigen Sowjetstaates, immer wieder überraschend durch den großzügigen Aufbau, der es von Jahr zu Jahr verändert und die Kraft der Völker dokumentiert, die sich die alte Hauptstadt zu ihrer neuen gemacht haben.

Ich nenne Sagorsk, das Herz der Russischen Orthodoxen Kirche. Seine ehrwürdigen Kirchen mit ihren vielfältigen Kuppeln, mit ihren reichen Bilderwänden, sind nicht nur Zeugnisse einer jahrhundertealten innigen Frömmigkeit. Wir haben zum Heiligen Pfingstfest erlebt, wie eine unübersehbare Menge diese gottgeweihten Räume erfüllte.

Ich nenne Kiew, die Stadt im Grünen, die auf den mächtigen Dnjepr hinabschaut. In unserem Gedächtnis sind die uralte Sophienkathedrale, das älteste kirchliche Denkmal Ihres Landes, und das weltberühmte Höhlenkloster besonders haften geblieben.

Ich nenne Leningrad, nach unserem einhelligen Urteil die schönste der Städte, die wir besucht haben. Wir erlebten eine der bezaubernden weißen Nächte. Wir erlebten die überreiche Pracht der Isaaks-Kathedrale und des Schlosses und Parkes von Petrodworez, Zeugen einer tiefen Liebe des russischen Volkes zu seiner Vergangenheit, auch wenn diese sich in vielerlei Hinsicht von der Gegenwart unterscheidet.

Ich nenne endlich Riga, die Stadt, in der uns der ökumenische Geist zwischen den Konfessionen am deutlichsten begegnete. Unvergesslich die Wanderung am Strand des Meeres, unvergesslich die berühmte Silhouette, die sich dem Blick vom gegenüberliegenden Ufer der Düna bietet.

Wir sind als erste Delegation des im Jahre 1969 geschlossenen Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR gekommen. Es ist nicht der erste Besuch von Mitgliedern unserer Kirchen bei der Russischen Orthodoxen Kirche gewesen. Ich selber denke voller Dankbarkeit an meine Reise hierher vor genau 10 Jahren. Aber mit unserem Besuch und mit dem Gegenbesuch Ihrer Kirche, zu dem ich schon jetzt herzlich einlade, ist eine neue Qualität unserer Beziehungen erreicht. Die brüderliche Freundschaft, die uns verbindet, ist nun auch offiziell besiegelt. Das heißt nach unser aller Verständnis nicht, daß wir lediglich kirchenamtliche Beziehungen miteinander aufgenommen hätten. Wir sind uns darüber einig, daß durch diese weit geöffnete Tür nunmehr ein reges Hin und Her des Austausches in Gang kommen muß.

Die Bereitschaft dazu ist groß. Wir haben dem Exarchen des Moskauer Patriarchats, Seiner Eminenz Erzbischof Leonti, für die ausgezeichnete Vorbereitung unserer Reise zu danken, wie denn die Gegenwart der Russischen Orthodoxen Kirche durch das Exarchat in Berlin nicht nur für unsere gegenseitigen Beziehungen von großem Gewicht ist. Die Wertschätzung, die wir erfahren, drückte sich nicht zum wenigsten darin aus, daß uns als ständiger Begleiter Seine Eminenz Erzbischof Antoni von Minsk beigegeben wurde. Wir haben ihn wegen seiner brüderlichen Gesinnung, wegen seiner profunden theologischen und kunsthistorischen Kenntnisse und nicht zuletzt wegen seines guten Humors und seiner Kunst des Erzählens sehr lieb gewonnen. Wir würden uns freuen, ihm bald wieder zu begegnen.

Unsere Besprechungen haben große Übereinstimmung darüber ergeben, was folgen soll:

Nach dem Gegenbesuch einer Delegation Ihrer Kirchen zu einem nahen Zeitpunkt vor allem die Möglichkeit für einzelne jüngere Theologen, die andere Kirche, ihre Sprache, Theologie und Tradition an Ort und Stelle genauer kennenzulernen; eine Reihe von anderen gegenseitigen Besuchen auf allen Ebenen, und endlich ein verantwortliches theologisches Gespräch parallel denen, die die Russische Orthodoxe Kirche bereits mit anderen Kirchen führt. Die Voraussetzungen dafür scheinen uns günstig zu sein. Mit großer Freude haben wir bemerken können, welche Anstrengungen Ihre Kirche macht, um den ökumenischen Gesprächspartner besser kennenzulernen. Dies war uns besonders eindrücklich

bei den Gesprächen, die wir mit den Professoren der Akademien von Sagorsk und Leningrad führten. Grundlage ist eine Gesinnung, wie sie der frühere Rektor der Leningrader Akademie, Prof. Speranski, ausdrückte: „Wir wissen, daß die Grenzen zwischen den Kirchen noch vorhanden sind. Aber wir wissen auch, daß sie nicht in den Himmel reichen.“

Wir hätten gern noch vieles erwähnt, was unsere Herzen erfüllt, die Gespräche mit unseren Gastgebern, die Begegnung mit unseren Lutherischen Brüdern, insbesondere mit Erzbischof Mathulis in Riga, die Museen, das herrliche Ballett im Kremlpalast, den freundlichen Empfang, den uns der Fischereikolchos „9. Mai“ in Riga bereitet hat.

Über zwei Dinge muß noch gesprochen werden. An allen Orten, die wir besuchten, trafen wir mit den staatlichen Repräsentanten für religiöse Angelegenheiten zusammen. Sie haben unsere Fragen bereitwillig beantwortet. Sie haben uns – wir denken besonders an Riga – mit ihrem guten Humor erfreut. Das Gespräch mit Herrn Makarzew am heutigen Vormittag führte uns in die Tiefe der Diskussion darüber, welchen Standort die Christen und die Kirchen in einer sozialistischen Gesellschaft haben.

Und ein Letztes: Wir sind in ein Land gekommen, in das wir Deutschen mit Waffengewalt eingedrungen sind, und das unendliche Opfer an Menschen und materiellen Gütern bringen mußte, um seine Freiheit wieder zu erringen. Wir standen an dem Ehrenmal in Kiew. Wir schämten uns dessen, daß es deutschsprechende Menschen waren, die im KZ Salaspils bei Riga Hekatomben von Menschen, darunter 7000 Kinder, hingemordet haben. Auf der großen Mauer des eindrucksvollen Denkmals steht das Wort: „Hinter dieser Mauer stöhnt die Erde“. Auf dem Pisjarkowski-Friedhof in Leningrad gedachten wir der 600000 Menschen, die als Opfer der Belagerung dort beigesetzt sind. In dem Ausstellungspavillon standen wir betroffen vor dem Tagebuch des Mädchens, auf dessen letzter Seite es heißt: „Jetzt bin ich nur noch allein übrig“. Unsere Führerin, die unsere Betroffenheit spürte, wollte uns trösten: „Nächst dem sowjetischen Volk hat das deutsche in diesem Krieg die meisten Opfer gebracht“. Das war mehr als naive oder bewußt eingesetzte Freundlichkeit. Das war ein Zeichen der Versöhnung, die zwischen unseren Völkern wirklich geworden ist.

Es geht nicht um Rückschau als solche. Es geht nicht um Aufrechnung von Schuld. Es geht darum, daran zu arbeiten, daß die Erde nicht wieder stöhnen muß, daß Kinder nicht wieder solche Tagebücher schreiben müssen, nicht in Europa, aber auch nicht in anderen Teilen der Welt, in denen der Mord an Kindern und Greisen noch immer weitergeht. Wir werden als Christen die Bestrebungen unserer Regierungen, die den Kindern eine friedlichere, sichere, freundlichere Welt erkämpfen, mit der Kraft, die aus unserem Glauben kommt, voll unterstützen.

D. Albrecht Schönherr

Auch ein Besuch von Bischof Schönherr in Großbritannien erfuhr in der kirchlichen Presse eine starke Bewertung. Der Evangelische Nachrichtendienst in der DDR (ena) berichtet darüber in seiner Ausgabe XXV/48 vom 29. November 1972:

DER BESUCH BISCHOF D. SCHÖNHERRS IN GROSSBRITANNIEN

Von einer zehntätigen Besuchs- und Vortragsreise in mehrere Städte Großbritanniens ist der Vorsitzende der Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen in der DDR, Bischof D. Albrecht Schönherr, am 23. November nach Berlin zurückgekehrt. Über Verlauf und Ergebnisse der Reise äußerte sich der Bischof sehr befriedigt. In einem ena-Gespräch erklärte er, in allen seinen Begegnungen mit leitenden Männern der Kirchen und Gemeindegliedern, Studenten und Vertretern von Öffentlichkeit und Presse sei er regem Interesse für die Deutsche Demokratische Republik und für die weitere Entwicklung der ökumenischen Beziehungen zwischen den Kirchen der beiden Länder begegnet.

In London hatte Bischof D. Schönherr in der berühmten Westminster-Abbey in einem Gottesdienst anläßlich des britischen Gedenktages für die Kriegsgesopfe eine viel beachtete Predigt gehalten (den Wortlaut veröffentlicht wir am Schluß dieser Ausgabe). Der zweite Londoner Gottesdienst, in dem der Bischof predigte, fand in der Kathedrale von

Southwark unter Mitwirkung der Londoner deutschsprachigen Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde statt. Auch in Edinburgh war D. Schönherr Prediger in zwei Gottesdiensten – in einer schottischen Gemeinde und in der deutschsprachigen Gemeinde der Stadt. Das Thema seiner Vorträge an den Universitäten in Cambridge, Durham und Glasgow hieß: „Impulse aus der Theologie Dietrich Bonhoeffers für die Bestimmung des Standortes der Christen in der sozialistischen Gesellschaft der DDR“. Allen Vorträgen schlossen sich Diskussionen mit Studenten und anderen Zuhörern an, in denen besonders nach der gesellschaftlichen und der kirchlichen Entwicklung in der DDR sowie aus aktuellem Anlaß nach der Bedeutung des kurz zuvor paraphierten Vertrages zwischen der DDR und der BRD über die Grundlagen der Beziehungen gefragt wurde. Frau Schönherr, die ihren Mann auf der Reise begleitete, sprach vor einem Arbeitskreis für Frauenfragen des Britischen Kirchenrates über die kirchliche Frauenarbeit und die Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft in der DDR.

Zu dem Besuch hatte der Britische Kirchenrat eingeladen. Der Rat ist das von den verschiedenen Kirchen des Landes einschließlich der Freikirchen unterhaltene ökumenische Kontakt- und Arbeitsgremium, in dem sie bei gemeinsamen Aufgaben und Anliegen zusammenwirken und das auch die ökumenischen Beziehungen zu Kirchen und nationalen Kirchenräten des Auslandes wahrnimmt. Auf diese Weise ermöglichte die Reise, wie Bischof D. Schönherr mitteilte, neben den Vortrags- und Predigtdiensten auch vielfältige Begegnungen mit Vertretern der Kirchen Großbritanniens. Der Erzbischof von Canterbury und Primas der weltweiten anglikanischen Kirchengemeinschaft, Dr. Michael Ramsey, hatte, wie gemeldet, den Gast aus der DDR im Londoner Lambeth-Palast empfangen und mit ihm zweiseitige und allgemeine ökumenische Fragen erörtert. Einen anregenden Gedankenaustausch gab es außerdem über Wege und Erfahrungen kirchlicher Ausbildungsarbeit in der Gegenwart.

Auch der Britische Kirchenrat und der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten der Anglikanischen Kirche, ebenso in Edinburgh die Leitung der Reformierten Kirche Schottlands, gaben Empfänge für den Vorsitzenden der Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen in der DDR.

Als einen starken Eindruck vom kirchlichen Dienst in Großbritannien hob Bischof Schönherr in dem ena-Gespräch hervor, daß die Kirchen sich dort ebenso wie in der DDR den Folgen einer allgemeinen Säkularisierung zu stellen hätten und hieraus erhebliche Aufgaben erwüchsen, offenbar aber darauf besser gerüstet seien, weil sie schon viel früher als die deutschen Kirchen die Probleme der Industrialisierung beachtet und entsprechend offenere Formen des kirchlichen Lebens entwickelt hätten. Man sei schon frühzeitig konsequenter den Bewegungen der Bevölkerung aus den Zentren der Großstädte in die Vorstädte gefolgt, habe andererseits das Augenmerk aber nicht ausschließlich auf die Ortsgemeinden, sondern auch auf die anderen Stätten der Sammlung und Begegnung von Menschen wie Arbeits- oder Erholungszentren gerichtet und dadurch vielseitige und bewegliche kirchliche Arbeitsformen gewonnen. In der anglikanischen Kirche habe ihn die etwa im Sinn für Gemeinschaft und Feier des Gottesdienstes sichtbare Wahrung des positiven katholischen Erbes bei gleichzeitiger gegenseitig tolerierter Breite von Lehrmeinungen in der theologischen Arbeit besonders beeindruckt, fügte D. Schönherr hinzu.

Am ersten Tag seines Aufenthalts war Bischof D. Schönherr in London offizieller Gast bei der feierlichen Kranzniederlegung durch Königin Elisabeth II. am Ehrenmal für die Gefallenen anlässlich des Kriegsgesopfer-Gedenktages. Zusammen mit Repräsentanten der Kirchen war er auch zu einem anschließenden Regierungsempfang geladen, bei dem er mit Premierminister Heath und anderen Regierungsmitgliedern kurze Gespräche führte. Im Unterhaus, wo D. Schönherr wenige Tage vor der Heimreise eine Parlamentssitzung beobachtete, wurde er in der Sitzungspause vom „Speaker“, dem Parlamentspräsidenten, empfangen und in einem sehr aufgeschlossenen Gespräch über die Traditionen des britischen Parlamentssystems sowie über aktuelle Beratungsgegenstände informiert. Die Presseabteilung des Britischen Kirchenrates veranstaltete in London eine Pressekonferenz mit D. Schönherr, zu der Journalisten der Tagespresse und der Kirchenpresse sowie ausländische Korrespondenten erschienen waren. Der Leiter der DDR-Vertretung in London, Gesandter Kern, der den Bischof schon nach seinem Eintreffen in Großbritannien begrüßt hatte, gab zum Abschluß des Aufenthalts für D. Schönherr einen in herzlicher Atmosphäre verlaufe-

nen Empfang, an dem auch die anglikanischen Bischöfe von London und Chichester teilnahmen.

Wenn immer wieder dazu geraten wird, Dokumente aus Ländern des Ostens bis in Einzelheiten hinein aufmerksam zu lesen, so gilt dies inzwischen längst auch für kirchliche Äußerungen. Diese Aufmerksamkeit verdient sicherlich die Predigtansprache des Vorsitzenden der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR am 12. November 1972 in der Londoner Westminster-Abbey zum englischen Remembrance-Day (ena XXV/48 vom 29. November 1972):

DER HOFFNUNG, DIE GOTT ERWECKT HAT, DEN WEG BEREITEN!

Predigtansprache Bischof D. Schönherr in der Londoner Westminster-Abbey

I.

An diesem Tage belasten unsere Völker, Briten und Deutsche, viele Erinnerungen, allzuvielen gemeinsame Erinnerungen. Die Älteren unter uns haben noch die Bilder aus dem 1. Weltkrieg im Gedächtnis: Granattrichter, Gastote, die ersten zerschossenen Tanks in Flandern. Für viele von uns sind die Zerstörungen Coventrys und Dresdens, sind die Schlachten von Dünkirchen und auf der Normandie noch lebendige Vergangenheit.

Solche Erinnerungen sind für unsere beiden Völker nicht von gleicher Qualität. Es erfüllt uns Deutsche mit Scham, daß wir diesen schrecklichen Krieg, mögen seine Ursachen weit zurückliegen, ausgelöst haben. Der größte Teil meines Volkes hat ihn nicht mit Begeisterung begonnen. Aber wir haben alle nicht die äußere und innere Kraft gehabt zu verhindern, daß jene brutale Lehre zur Macht kommen konnte, die „Krieg“ bedeutete.

Wir wünschen uns, daß wir alle, Deutsche, Briten, Franzosen – eigentlich ist kein Volk Europas ausgenommen – noch einmal mit Scham an die Zeit zurückdenken, da dieser Erdteil sich in unendlichen Kriegswirren zerfleischte und die anderen Erdteile mit hinein zog. Die Kämpfe, die in Europa vom Zaune gebrochen wurden, waren Initialzündungen für Brände, die wie etwa im Fernen Osten, noch heute nicht gelöscht sind.

Wir haben in den letzten Jahren ein wenig mehr Hoffnung gewonnen, daß friedlichere und sicherere Zeiten für Europa in Sicht sind. Es scheint so, als ob die Nachkriegszeit zu Ende geht. Für uns Deutschen in der DDR sind die Verträge, die die Regierung der BR Deutschland mit Moskau und Warschau geschlossen hat, und die kommende Europäische Sicherheitskonferenz hoffnungsvolle Zeichen. Eine Friedensordnung in Europa ist als solche bereits ein wichtiger Faktor für die Stabilität des Friedens in der Welt. Dennoch werden die Völker Europas darauf zu achten haben, daß sie ihren Frieden nicht auf Kosten der übrigen Welt, besonders der Entwicklungsländer, machen. Ein Europa, das nur sich selbst pflegt, trägt nichts zum Frieden der Welt bei, sondern gefährdet ihn auf eine neue Art. „Ohne soziale Gerechtigkeit in der Welt gibt es keine dauerhafte Sicherheit in Europa“ (Zentralausschuß der ÖRK, Utrecht 1972). Ein Europa, das der Opfer eingedenk ist, die es für die zahlreichen Kriege seiner Völker untereinander gebracht hat, wird bereit sein müssen, Opfer für den Frieden, die Sicherheit und die Entwicklung der Welt zu bringen.

Europa ist gespalten. Zwei mächtige Blöcke mit entgegengesetzter Gesellschaftsordnung stehen sich gegenüber. Ich komme aus der Kirche in einem sozialistischen Land, das das Ziel des Friedens schon in die Ordnung der Gesellschaft eingebaut hat. Zum Frieden der Welt haben sich fast alle übrigen Staaten bekannt. Vielleicht gelingt es, daß die beiden Blöcke sich nicht mehr im kalten Krieg gegenseitig anklagen, sondern sich durch eine wirksame Kooperation gegenseitig zu immer friedlicheren Taten herausfordern. Der in den letzten Tagen formulierte Grundvertrag zwischen der BRD und der DDR ist ein hoffnungsvolles Zeichen. Nur ein gerechter Friede, in dem ein Teil auch die Belange des anderen im Auge hat, wird ein dauerhafter Friede sein!

II.

Das englische Volk feiert den Remembrance-Day am Ende des Kirchenjahres. Der letzte Sonntag des Kirchenjahres hatte für die Christen in Deutschland früher eine ähnliche

Funktion. Heute ist er zu einem Tag des allgemeinen Totengedenkens und der Besinnung auf die Ewigkeit geworden.

Die Schriftlesungen in dieser Zeit haben zweierlei Hauptinhalte. Sie erinnern an das Jüngste Gericht und an die Visionen der Endzeit, wie sie in den Apokalypsen des Alten und Neuen Testaments geschildert werden: Visionen des Friedensreiches, das Gott einmal nach den Schmerzen der Weltgeschichte herbeiführen wird, Visionen vom himmlischen Jerusalem und dem Wasser des Lebens, an dem die Bäume ohne Aufhören Frucht bringen, Visionen von der Zeit, da aus den Schwertern Pflugscharen geschmiedet werden, kurz, da Gott seine Schöpfung wieder hat und darum auch die Geschöpfe miteinander im ewigen Frieden leben. Es gibt genug Stimmen, die dies alles als Märgen und Träume, als Verdröstung disqualifizieren, die von den Nöten der Gegenwart ablenken soll.

Aber so ist es nicht gemeint. Die apokalyptischen Visionen des Friedensreiches geben das Ziel an, das nicht menschliche Entwicklung, wohl aber Gottes Wille anstrebt und erreichen wird. Und weil Gott dieses Ziel hat und damit Hoffnung gibt, kann der Mensch hoffen. Nur weil es durch Gott Hoffnung gibt, ist es mit der Welt keine trostlose Sache.

Wenn Gott uns hoffen läßt, geschieht das nicht, um uns vom Tun zu entbinden, sondern uns darin gerade zu bestärken. In dem Gericht nach den Werken fragt er uns danach, ob das, was wir getan haben, Zeichen der Hoffnung gewesen sind. Das große Gleichnis vom Weltgericht, Matthäus 25, macht das deutlich: Gott erwartet von uns, daß wir den Menschen und gerade den leidenden Menschen zusammen mit Christus, also mit seiner Hoffnung, sehen. Gott will nicht abstrakt, in einem gesonderten religiösen Bezirk, sondern in den armen, kranken, gefangenen, also den nach menschlichem Aspekt hoffnungslosen Brüdern, gesucht werden. Gott wird uns danach richten, ob wir durch unsere Liebe unseren Mitmenschen zu hoffen helfen. Dazu gehört auch, daß wir sie aus hoffnungslosen Situationen befreien.

Wir Christen, als einzelne und als Gemeinschaft, stehen im Dienst der Hoffnung. Nicht wir erwecken die Hoffnung. Gott hat die Hoffnung geschaffen, indem er Christus zu unserem Bruder machte. Wir sind der Welt diese Hoffnung schuldig. Wir sind sie den Verantwortlichen schuldig, die für Frieden und Recht einzutreten haben. Wir sind sie den vielen Menschen schuldig, die an der Zukunft der Welt verzweifeln oder die sich nur noch um ihr eigenes Wohlergehen mühen.

Erinnerungstag! Laßt uns die Erinnerung an vergangene Tage in die Hände Gottes legen! So entfernt Er aus ihr Bitterkeit und Selbstgerechtigkeit und wandelt sie in den Ansporn zu einem lebendigen Dienst der Hoffnung. Wir Christen werden daran gemessen werden, ob wir der Hoffnung, die Gott erweckt hat, im Wege stehen oder ob wir ihr den Weg bereiten.

Große Aufmerksamkeit widmet der Kirchenbund weiterhin dem Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates. Dabei hat die andersartige Situation in der DDR zu deutlichen Unterschieden gegenüber der EKD und ihren Gliedkirchen geführt. Im folgenden wird ein Beschluß der Konferenz der Kirchenleitungen vom 11. November 1972 mit angelegten Dokumenten wiedergegeben (aus dem Mitteil. Bl. Nr. 2 vom 30. Mai 1973, S. 18ff.):

BESCHLUSS DER KONFERENZ DER EVANGELISCHEN KIRCHENLEITUNGEN ÜBER EIN 2. SONDEROPFER

Antirassismusprogramm vom 11. November 1972

Die Konferenz beschließt:

In den Gliedkirchen des Bundes wird in der Passionszeit 1973 ein 2. Sonderopfer Antirassismus-Programm im Rahmen der Aktion „Brot für die Welt“ erbeten. Die Vorbereitung wird dem Facharbeiterkreis III der Ökumenischen Kommission übertragen.

Berlin, den 11. November 1972

Der Vorsitzende der Konferenz
D. Schönherr

Anlage 1

Aufruf zur Sonderspende für das Antirassismus-Programm in der Passionszeit 1973

Zwei Jahre sind vergangen, seitdem die Konferenz der Kirchenleitungen die Gemeinden dazu aufgerufen hatte, sich an dem Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen zu beteiligen. Vieles ist seither geschehen. Aus den Erträgen der ersten Sonderspende von nahezu einer Million Mark haben wir Brüdern und Schwestern in der Menschheitsfamilie, denen Grundrechte menschlicher Gemeinschaft vorenthalten werden, materielle Hilfe leisten können, so, wie wir es uns vorgenommen hatten. Schulbücher für den Elementarunterricht in Mathematik, Medikamente und Schulmaterialien sind den Befreiungsbewegungen im Süden Afrikas zugegangen. Verwundete und kranke Mitglieder von Befreiungsbewegungen konnten in unserem Land Heilung finden. Diese Hilfen haben dankbares Echo gefunden.

Von gleicher Bedeutung wie die materielle Hilfe ist uns von Anfang an die Bewußtseinsbildung in unseren Gemeinden erschienen. Fünf Materialsammlungen sind für Studien- und Informationszwecke verbreitet worden. Zwei Konferenzen wurden abgehalten, um kirchliche Mitarbeiter für den notwendigen Denk- und Lernprozeß zuzurüsten. Es ist gut, daß ein leidenschaftliches Gespräch über Rassismus, Unterdrückung, Gewalt und Ungerechtigkeit unter uns in Gang gekommen ist. Dies muß fortgesetzt werden.

Die Herausforderung durch den Rassismus besteht weiter. Wir bleiben gefragt: Tut ihr genug? Und wir müssen auch heute antworten: Nein! Diejenigen, die versuchen, rassische Unterdrückung zu beseitigen, bedürfen auch weiter der Zeichen unserer Solidarität in Wort und Tat. Der Zentralkomitee des Ökumenischen Rates der Kirchen hat auf seiner Tagung in Utrecht 1972 den Antirassismusfonds verdoppelt und weitere Organisationen rassisch unterdrückter Gruppen in die Verteilerliste aufgenommen. Für uns haben sich in der Zusammenarbeit mit dem Afro-Asiatischen Solidaritätskomitee Wege für praktische Verwirklichung von Solidarität mit rassisch Unterdrückten aufgetan. Als nächste Möglichkeit für die Realisierung unserer Spenden nennen wir ein Mathematikbuch für die Aufbau- und Heilbehandlungen für Verwundete und Kranke werden fortgesetzt. Ausbildungsmaterial für Hebammen ist besonders erbeten worden und kann aus unseren Geldern beschafft werden. Ein dringender Wunsch besteht nach Kleiderstoffen und auch nach Zelten und Zeltausrüstungen. Wir sind froh, daß wir mit unseren Hilfen auf ausdrückliche Wünsche der Befreiungsbewegungen eingehen können.

Solidarität heißt mitbetroffen sein. Die Konferenz der Kirchenleitungen ruft daher die Gemeinden zum zweiten Mal zu einer Spende für das Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen im Rahmen der Aktion „Brot für die Welt“ auf. Wir wollen sie in der Passionszeit 1973 sammeln.

Die Kirche des leidenden Herrn gehört auf die Seite der Unterdrückten und Entrechteten. Sie steht unter dem Wort des Psalmisten:

„Schaffet Recht den Armen und Waisen und helft den Elenden und Bedürftigen zum Recht.“

Anlage 2

Thesen zur Solidarität

Der zweite Spendenauftrag der Konferenz der Kirchenleitungen für das Antirassismusprogramm spricht an drei Stellen von Solidarität. Was meint dieser Begriff, der noch nicht lange Aufnahme in den Schatz unserer Kirche gefunden hat? Was heißt Solidarität? Wie werden wir solidarisch?

Mit diesen Fragen hat sich auf der 1. Multiplikatorenkonferenz des Bundes eine Gesprächsgruppe befaßt. Sie hat 11 Gedankengänge notiert, an denen weiter gearbeitet werden sollte.

1. Solidarität heißt Mitbetroffensein. Wir leben in *einer* Welt, wir sind mitbetroffen, die Situation im Süden Afrikas birgt die Gefahr eines dritten Weltkrieges in sich.

2. Solidarität heißt, sich in die Schuhe des anderen stellen. Ausgangspunkt ist die Unrechtssituation, die Not des anderen, nicht meine Willigkeit und Fähigkeit zu helfen.

3. Solidarität heißt Reflexion. Sie setzt laufende Information voraus und erfordert Reflexion über die Probleme und Zusammenhänge, möglicherweise stellvertretend für die im Kampf Stehenden und Unterdrückten, die zur Reflexion wenig Zeit haben.

4. Solidarität heißt nicht Identifikation. In dem Beschluß des Zentralaussschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen in Addis Abeba heißt es:
Auf Seiten der Unterdrückten stehen, heißt nicht vollständige Identifizierung mit der politischen Bewegung.

5. Solidarität heißt nicht Einmischung. Wir können den Afrikanern nicht vorschreiben, wie sie ihre Probleme lösen sollen, sondern müssen ihnen zutrauen, daß sie das selbst besser wissen. Solidarität kann aber heißen, die Einmischung zu Ungunsten der Afrikaner zu bekämpfen (Cabora Bassa-Damm, Waffenlieferungen an rassistische Regime).

6. Solidarität heißt, es sich etwas kosten lassen. Die Stellungnahme für die Befreiungsbewegungen ist bei uns opportun, daher scheint die Solidarität nichts zu kosten. Solidarität kann nicht den eigenen Vorteil suchen. Wir müssen uns prüfen, ob wir auch zu teurer Solidarität willig wären, z.B. ob wir für diese Unterstützung wären, wenn wir nicht in einem sozialistischen Land lebten.

7. Solidarität heißt Zusammenarbeit mit Nichtchristen. Für uns ist Solidarität nicht von der Tatsache zu trennen, daß wir in einem sozialistischen Land leben (Solidarität; ein wichtiger Begriff in der Arbeiterbewegung). Sozialistische Länder unterstützen die Befreiungsbewegungen, wir kommen also in eine Partnerschaft mit Kommunisten.

8. Solidarität heißt, die eigene Situation ernst nehmen. Sie geschieht nicht im luftleeren Raum. Sie ist zwar ausgerichtet auf die Situation der Unterdrückten aber nicht unabhängig von der Verantwortung in der eigenen Situation, deren Bedingungen (Hilfe durch das Afro-Asiatische Solidaritätskomitee) eine Chance für die Kirche in der DDR darstellen.

9. Solidarität heißt nicht, Flucht aus der eigenen Situation. Sie verhilft zur Erkenntnis, daß der „Schnupfen“ in der DDR nicht vergleichbar ist mit dem „Geschwür“ im Süden Afrikas.

10. Solidarität heißt etwas tun. Sie kann sich nicht nur in Worten, sondern muß sich in Taten ausdrücken. Taten sind verbindlicher, wenn auch nicht weniger mißverständlich. Daher ist Geldsammlung in den Kirchen weiterhin wichtig.

11. Solidarität heißt, aus dem Christsein Konsequenzen ziehen. Es wäre nötig, ein christliches Solidaritätsverständnis zu entwickeln, den Begriff der Solidarität theologisch aufzuarbeiten.

Anlage 3 *Modell eines Gottesdienstes*

Das nachfolgende Gottesdienstmodell wurde von einer Gruppe des Ökumenischen Jugenddienstes, Berlin, vorbereitet. Wie alle solche Modelle soll es zur Anregung eigener Überlegungen, zur Freisetzung schöpferischer Phantasie dienen. Es stellt ein *Angebot* dar, das nicht sklavisch auf jede darin enthaltene Formulierung und auf jedes Gestaltungselement verpflichtet. So können z.B. im Informationsteil auch völlig andere Einzelinformationen, wie sie in den Materialien des Bundes, sowie in der kirchlichen und säkularen Presse reichlich zu finden sind, zusammengestellt werden. In sich geschlossene Einzelteile, so das Fürbittgespräch, können auch im Rahmen von Gemeindeabenden und sonstigen Gemeindeveranstaltungen Verwendung finden.

Begrüßung

Sprecher:

Zu diesem Gottesdienst begrüßen wir Sie sehr herzlich. Wir möchten Sie einladen, mit uns darüber nachzudenken, was Christus heute, angesichts eines besonders brennenden Problems unserer Welt von uns will und wo er heute zu finden ist.

Wir meinen, daß diese Fragen nicht allein in den Studierstuben von Theologen und Pastoren beantwortet werden können. Wir alle müssen die Antwort geben, und unsere Antwort muß sich bewähren.

Der Ökumenische Rat der Kirchen hat vor nunmehr drei Jahren sein „Programm zur Bekämpfung des Rassismus“ ins Leben gerufen: Befreiungsbewegungen, die gegen rassistische Unterdrückung kämpfen, werden finanziell unterstützt, wir Weissen werden über Ursachen und Auswirkungen des Rassismus informiert, damit wir wissen, wo wir im Kampf gegen den Rassismus zu stehen haben. Die Kirchen in der DDR beteiligen sich an diesem ökumenischen Programm.

Wir wollen in diesem Gottesdienst lernen, Partei zu ergreifen für Christus und seine schwarzen Brüder; darum informieren wir Sie über Ziele und Aktionen von Befreiungsbewegungen und die Methoden des Rassismus. Vielleicht sind diese Informationen neu für Sie, vielleicht wissen Sie bereits mehr darüber, als heute gesagt werden kann. In jedem Fall aber bitten wir Sie, mit uns mitzudenken, denn Sie werden nicht umhinkönnen, Stellung zu beziehen – so oder so.

Wir möchten gern, daß Sie Partei ergreifen für Christus und seine schwarzen Brüder. Aber: Partei ergreifen – das ist kein einmaliger Akt, beschränkt auf diesen Gottesdienst oder erledigt mit einer Geldspende, die den Befreiungsbewegungen zugute kommt. Partei ergreifen – das hat Konsequenzen jenseits der Kirchenmauern und über diese Stunde hinaus.

Lied (siehe Hinweis am Schluß).

Meditation „Christus ist schwarz“

Sprecher:

Zu allen Zeiten haben Christen gefragt, wer Christus für sie eigentlich ist, wo sie ihn finden und wie sie ihm nachfolgen können.

Sprecher:

Sie haben mit dem Propheten Jesaja gesagt: Er hat keine Gestalt und Hoheit. Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn für nichts geachtet. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre (Jes. 53,2b–4).

(Dia 1: gotischer Christus)

Sprecher:

Sie haben wie der Apostel Paulus geantwortet: Jesus Christus, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, nahm er nicht als einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat Gott ihn auch erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist. (Phil. 2,6–10).

(Dia 2: leidende afrikanische Familie)

Sprecher:

Sie haben ihn durch die Verkündigung der Bibel kennengelernt:

Er bringt das Reich Gottes und macht Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein. Er sättigt die Hungrigen und heilt Kranke, er macht die Letzten zu Ersten. Er stellt sich auf die Seite der Ausgestoßenen und Unterdrückten, der Zöllner, Sünder und Ehebrecher. Er entlarvt selbstgerechte Pharisäer und vertreibt wuchernde Händler. Er sagt: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

(Dia 3: moderner Christus)

Sprecher:

Jesus Christus – Lamm Gottes, Gottessohn, Menschensohn, Messias, Lehrer und Prophet, Herr der Welt und Herr der Kirche – Menschen haben sich viele Bilder von ihm gemacht. Welches haben wir? Können wir uns Christus auch so vorstellen?

(Dia 4: Freiheitskämpfer)

Sprecher:

Schwarze Christen in den USA sagen uns:

Christus ist für uns schwarz.

„Für Weiße ist es ebenso anstößig, ihn mit dicken Lippen und Kraushaar zu sehen, wie es für die Pharisäer anstößig war, wenn sie ihn in der Gesellschaft von Zöllnern fanden. Ob die Weißen es hören wollen oder nicht – Christus ist schwarz, Baby – er trägt alle Züge, welche die weiße Gesellschaft so verabscheut“ (James Cone. Schwarze Theologie, S. 79).

(Dia 5: Soldaten)

Sprecher:

Christus ist immer da, wo Unterdrückte befreit, Kranke geheilt, Hungrige gesättigt und Letzte zu Ersten gemacht werden. Er ist da, wo bessere, gerechtere Gemeinschaft entsteht, er ist da, wo seine Gerechtigkeit verwirklicht wird.

Schwarze werden unterdrückt, Schwarze werden ausgebeutet, Schwarze bekämpfen ungerechte Strukturen, Schwarze wollen eine bessere Gesellschaft aufbauen. Darum ist Christus heute schwarz.

(Dia 6: Verhaftungsszene)

Musik: Spiritual: Nobody knows ...

Sprecher:

Schwarze Christen in den USA sagen uns:

„Schwarzsein ist heilig, das heißt: es ist ein Symbol der Gegenwart Gottes in der Geschichte zugunsten der unterdrückten Menschen. Wo Schwarzsein ist, da ist Unterdrückung. Aber die Schwarzen können versichert sein, daß, wo Schwarzsein ist, auch Christus ist, der schwarz geworden ist. Deshalb ist Christus schwarz, weil er unterdrückt ist, und er ist unterdrückt, weil er schwarz ist. Und wenn die Kirche Christus nachgehen will, indem sie in die Bresche tritt, die er geschlagen hat, dann muß auch sie dahin gehen, wo das Leiden ist, und muß auch schwarz werden“ (J. Cone, a.a.O., S. 80).

Sprecher:

Christus heute ist schwarz, und wer an seiner Seite stehen will, der muß für die unterdrückten Schwarzen Partei ergreifen:

für die schwarzen Südafrikaner, die der Willkür der Weißen ausgesetzt sind,
für die Schwarzen aus Angola, Guinea-Bissau und Mozambique, die gegen die koloniale, rassistische Unterdrückung kämpfen, für die Schwarzen in den USA, die sagen:

Sprecher:

Weil mein Mund sich zum Lachen öffnet
und meine Kehle voll Gesang ist,
meinst Du, daß ich nicht leide;
wo ich doch meinen Schmerz
in mir verschließe!

Weil mein Mund sich zum Lachen öffnet,
hörst Du nicht den Schrei meiner Seele;
weil meine Füße fröhlich tanzen,
siehst Du nicht mein Sterben.

(Langston Hughes)

Lied.

Information – als Predigt

Sprecher:

Wir erinnern uns an das Ziel des Kampfes unserer Brüder und Schwestern in Südafrika, Angola, Guinea-Bissau, Mozambique, Namibia und Zimbabwe. Sie haben ihr Wollen so beschrieben:

Sprecher:

In der Freiheitscharta vom 26. Juni 1955 des Afrikanischen Nationalkongresses in der Republik Südafrika:

- „Wir, das Volk von Südafrika, erklären unserem Land und der gesamten Welt,
– daß Südafrika allen jenen gehört, die dort leben, Schwarzen und Weißen ...;
– daß unser Land niemals gedeihen und frei sein wird, bevor nicht unser gesamtes Volk brüderlich zusammenlebt und die gleichen Rechte und Möglichkeiten genießt.
Alle Menschen sollen die gleichen Rechte haben, unbeschadet ihrer Hautfarbe, ihrer Rasse oder ihres Geschlechts ...

Die Lehre und die Praxis der Diskriminierung und Verachtung einer nationalen Gruppe, einer Rasse oder einer Hautfarbe soll als Vergehen geahndet werden ...

Der nationale Reichtum unseres Landes, das Erbe aller Südafrikaner, soll dem Volk zurückgegeben werden.

Die Bodenschätze, die Banken und die Monopolindustrie sollen in den Besitz des gesamten Volkes übergehen ...

Beschränkungen des Landbesitzes aus rassischen Gründen sollen ein Ende finden, und das ganze Land soll unter denen neu aufgeteilt werden, die es bearbeiten, um dadurch Hungersnöte und Landhungers zu unterbinden ...

Männer und Frauen aller Rassen sollen für gleiche Arbeit gleiche Entlohnung erhalten ...

Ziel der Erziehung soll es sein, die Jugend ihr Volk und ihre Kultur lieben zu lehren und menschliche Brüderlichkeit, Freiheit und Frieden zu ehren ...

Die Schulbildung soll für alle Kinder kostenlos, obligatorisch, allgemein und gleich sein ...

Der Staat soll sich der Alten, der Waisen, der Arbeitsunfähigen und der Kranken annehmen ...

Das Recht aller Völker Afrikas auf Unabhängigkeit und Selbstregierung soll anerkannt werden und die Grundlage enger Zusammenarbeit darstellen ...“

Sprecher:

Die Befreiungsbewegung des Volkes von Guinea-Bissau – PAIGC – hat ihre Ziele u.a. zum Ausdruck gebracht:

„Sofortige Erlangung der völligen und bedingungslosen Unabhängigkeit des Volkes von Guinea und den Kapverdischen Inseln mit allen erforderlichen Mitteln ...

Beseitigung aller Bindungen kolonialistischer und imperialistischer Art; Beendigung aller portugiesischen und ausländischen Vorrechte über die Masse des Volkes ...

Republikanische, demokratische, nichtkirchliche, anti-kolonialistische und anti-imperialistische Regierung ...

Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz ohne Unterschied der Nationalität oder Volksgruppe, des Geschlechts, der sozialen Herkunft, des kulturellen Niveaus, des Berufes, der Stellung, der Gesundheit, des religiösen Glaubens oder der philosophischen Überzeugung ...

Allmähliche Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sowie jeder Form der Unterwerfung von menschlichen Individuen unter entwürdigende Interessen, oder den Profit von Einzelnen, Gruppen oder Klassen, Beseitigung der Armut, Furcht, der Prostitution und des Alkoholismus ...

Gerechte Gehälter und Anstellungen auf der Grundlage gleicher Bezahlung für gleiche Arbeit ...

Sozialhilfe für alle Bürger, die sie aus unverschuldeten Gründen benötigen, wie etwa Arbeitslosigkeit, Invalidität oder Krankheit ...

Rasche Beseitigung des Analphabetentums. Obligatorischer und kostenloser Grundschulbesuch ...

Völlige Ausmerzung der durch den Kolonialismus und durch die Folgen der kolonialistischen Kultur und Ausbeutung entstandenen Komplexe ...

Religionsfreiheit: die Freiheit, eine Religion zu haben oder nicht zu haben. Schutz von Kirchen und Moscheen, von heiligen Stätten und Objekten, von rechtmäßigen religiösen Instituten ...

Nationale Unabhängigkeit für theologische Berufe ...“

Sprecher:

Für diese Ziele kämpfen schwarze Afrikaner in den noch immer von Portugiesen besetzten Gebieten und in den Ländern, in denen eine weiße Minderheit mit Gewalt und Terror die eigene Machtstellung behauptet.

Sprecher:

Weißer Minderheiten im südlichen Afrika unterdrücken die schwarze Mehrheit, weil sie damit ihren eigenen guten Verdienst beibehalten können, ihren eigenen hohen Lebensstandard sichern. Nur wenn sie allein die Macht haben, können sie ihre Interessen durchsetzen. Dazu bedienen sie sich einer Ideologie der Rassenunterschiede, der Minderwertigkeit der Schwarzen und einer darum notwendigen völligen Trennung zwischen Schwarzen und Weißen. Mit unmenschlichen Gesetzen und Verordnungen, mit Polizei und Militär setzen sie ihre Ideologie in allen Bereichen menschlichen Lebens durch. Weil sie nicht allein, sondern der größte Teil der kapitalistischen Welt an dieser Situation profitieren, werden die Republik Südafrika und Portugal von vielen Ländern des Westens militärisch, politisch und durch Wirtschaftsverträge unterstützt. Alle Versuche der schwarzen Mehrheit, Recht

und Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit für alle Einwohner des Landes durchzusetzen, scheitern an der Macht und der internationalen Verflechtung des Systems.

Sprecher:

Alle Befreiungsbewegungen haben ihren Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung mit gewaltlosen, demokratischen Mitteln begonnen:

Sie haben sich organisiert, haben Demonstrationen und Streiks durchgeführt, haben versucht, Verhandlungen mit den Regierungen von Südafrika und Portugal durch gewählte Sprecher zu führen. Aber schon mit der Bildung von Organisationen, Parteien und Gewerkschaften verstießen sie gegen die von Weißen gemachten Gesetze.

Sprecher:

Die Regierungen holten zum Gegenschlag aus – alle Hoffnungen der Afrikaner, mit gewaltlosen Methoden die politische Freiheit zu erringen, wurden zerstört. Massenverhaftungen, Verschleppungen in Konzentrationslager, Hinrichtungen und Verbote waren die Maßnahmen der Regierungen.

Sprecher:

1960 in Sharpsville in der Republik Südafrika. Eine große, unbewaffnete Menschenmenge protestiert gegen die diskriminierenden Paßgesetze. 300 Polizisten in Panzern eröffnen, ohne provoziert zu werden, das Feuer. 69 Menschen werden getötet, darunter 8 Frauen und 10 Kinder, 180 Menschen werden verletzt. In vielen Städten und Dörfern brechen daraufhin Unruhen aus. Die Regierung erklärt den Ausnahmezustand.

Sprecher:

In Angola wurden in den ersten drei Monaten des Aufstandes 1961 nach UNO-Berichten 30000 Angolesen ermordet, deren Zahl sich nach der portugiesischen Offensive im August und September auf 50000 erhöhte. Im Norden wurden afrikanische Dörfer bombardiert, von Truppen Portugals dem Erdboden gleichgemacht, die männlichen Einwohner hingerichtet, Frauen und Kinder in den Busch getrieben.

Sprecher:

Die erste große Aktion der Befreiungsbewegung von Guinea-Bissau war ein Streik der Hafenarbeiter und Handelsmatrosen am 3. August 1959. Portugiesisches Militär griff ein und tötete mehr als 50 Streikende.

Dieser Mißerfolg war der PAIGC eine Lehre. Der spätere Generalsekretär Amílcar Cabral formulierte die Erkenntnisse: „Legale Kämpfe sind ungleiche Kämpfe. Dabei sind die Waffen nur auf einer Seite, auf Seiten der Macht und der Polizei. In unterentwickelten Ländern sind wirkliche Kämpfer revolutionär, sie besitzen ebenfalls Waffen.“

Sprecher:

Mit der Anwendung der unterdrückenden Gewalt durch die Machthaber wurden die Befreiungsbewegungen zum aktiven Kampf, zum Einsatz der befreienden Gewalt genötigt. Sie sagen:

Sprecher:

Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: „Unterwerfung oder Kampf ...

Wir werden uns nicht unterwerfen ... das Volk würde seine Ziele lieber auf dem Wege friedlicher Veränderung erreichen, ohne das Leid und die Bitternis eines Bürgerkrieges. Aber die Geduld des Volkes ist nicht unerschöpflich ... die Regierung hat den friedfertigen Charakter der Bewegung als Schwäche ausgelegt, sie hat die Politik der Gewaltlosigkeit des Volkes als grünes Licht für ihre eigenen Gewaltakte ausgelegt ... ohne Furcht vor Vergeltung ... Wir haben nun einen neuen Weg zur Befreiung unseres Volkes eingeschlagen“ (Umkonto wo we Sizwe – Speer der Nation – eine militante Befreiungsbewegung in der Republik Südafrika am 16. 2. 1961).

Sprecher:

„Unser Dialog mit den Portugiesen ist der Kampf“ sagte Amílcar Cabral. Aber er sagte auch:

„Wenn einer ein Gewehr hat und ein anderer ein Arbeitsgerät, dann ist derjenige der Wichtigere von beiden, der das Arbeitsgerät hat.“

Amílcar Cabral wurde am 20. Januar 1972 in Conakry ermordet.

Sprecher:

Portugal hat in den „Kolonialgebieten“ einen Krieg begonnen, der mit brutalen Methoden geführt wird. Die Portugiesen setzen Napalm- und Kugelnbomben gegen die Zivilbe-

völkerung ein; mit Chemikalien werden die Wälder entlaubt, die Ernten vernichtet, Boden unfruchtbar gemacht und Wasser vergiftet.

Sprecher:

Trotz der gut ausgerüsteten militärischen Übermacht Portugals ist den Befreiungsbewegungen die Befreiung großer Landstriche schon gelungen. Nach ihren Zielen bauen sie ihre eigene Gesellschaftsordnung, richten sie Schulen und Ausbildungsstätten ein, bauen sie ein Gesundheitswesen auf und eine Wirtschaft, die Hunger, Armut und Verelendung überwindet.

Sprecher:

Das sind Zeichen ihrer Hoffnung für volle Freiheit und eine neue Ordnung der bisher Unterdrückten und Ausgebeuteten. Hoffnung auch für die heute noch in unterdrückter Situation lebenden Schwarzen in der Republik Südafrika.

Sprecher:

Der Ökumenische Rat der Kirchen und auch unsere Kirchen haben sich an die Stelle der Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika gestellt. Die finanzielle Unterstützung zum Aufbau der befreiten Gebiete, zur medizinischen Betreuung der Bevölkerung und verwundeter Kämpfer und zur Information der Weltöffentlichkeit über Ausbeutung und Unrecht der weißen Regierungen sind Zeichen einer Solidarität. Mit ihren Mitteln wollen Kirchen helfen zur „Umverteilung der Macht von den Mächtigen auf die Machtlosen ...“ und die Befreiungsbewegungen „in ihrem Kampf um wirtschaftliche, soziale und politische Gerechtigkeit“ unterstützen (aus den Beschlüssen des Exekutiv-Komitees des ÖRK).

Sprecher:

Mit diesem Gottesdienst stellen wir uns an die Seite unserer Brüder und Schwestern im südlichen Afrika, treten wir ein für ihre Rechte, wenden wir uns gegen ihre Unterdrücker. Weil Jesus Christus Versöhnung und Liebe ist und sie von uns will, weil er auf der Seite der Leidenden und Armen steht, ruft er uns zur Entscheidung.

Lied.

Kollektenankündigung

Hinweis für die Kollektensammlung:

Die Kollektensammlung sollte als ein wesentlicher, integrierender Bestandteil des Gottesdienstes deutlich gemacht werden. Es ist der Gemeinde ins Bewußtsein zu heben, daß wir uns auch mit dem finanziellen Beitrag – also nicht nur verbal – solidarisch mit den Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika, mit ihrem Kampf gegen Diskriminierung und Unterdrückung erklären. Dabei ist auf den Entscheidungscharakter einer solchen – wie jeder anderen – Kollekte hinzuweisen. Niemand soll zu einem Akt der Solidarität genötigt werden, zu dem er noch nicht bereit ist. Der Gemeinde muß bewußt sein, daß jeder heute hier sein Geld auch verweigern kann und darf.

Für die Sammlung sollten möglichst genaue Projektbeschreibungen gegeben werden, für die entsprechende Veröffentlichungen in der kirchlichen Presse genutzt werden können, also z.B.:

Mathematikbuch für die Aufbaustufe,

Rehabilitation von verwundeten Mitgliedern von Befreiungsbewegungen im Rudolf-Elle-Krankenhaus in Eisenberg/Thüringen.

Fürbittgespräch

Sprecher:

Es gehört zum Wesen der Gemeinde Jesu Christi, daß sie Fürbitte hält. Gebet ist Antwort auf die Anrede Gottes. Im Gebet formulieren wir unsere Nöte aber auch unsere Hoffnungen vor Gott. Wir übernehmen die Sache Gottes als unsere eigene. Wir beten, auch wenn es uns schwerfällt, weil wir ratlos sind angesichts der Ungerechtigkeit, von der wir gehört haben.

Sprecher:

Gerade weil wir oft so ratlos sind und keine Antwort wissen, weil die Fragen und Probleme so tief gehen, kann keiner von uns für den anderen entscheiden, wie er denken und handeln, wofür und wie er beten soll.

Darüber müssen wir miteinander sprechen. Im Gespräch suchen wir nach einer gemeinsamen Antwort. Wofür und wie wollen wir beten?

Was ist unsere Hoffnung?

Wo sind unsere Fragen?

Was können wir tun?

Zum Gespräch:

Das Gespräch hat drei Schritte:

1. Gruppengespräch (Methode 66),
2. Sammeln der Gebetsanliegen und Fragen,
3. Zusammenfassung des Gebetes.

Gruppengespräch

Methode 66 (6 Leute 6 Minuten) d.h. Gespräch mit den Nachbarn rechts und links, in kleinen Gruppen am Platz, ungefähr 6 Minuten.

Aufgabenstellung: Wofür und wie wollen wir beten? (Nöte, Hoffnungen, Fragen) wiederholen. Diese Methode verbessert die Gesprächsbereichschaft; in kleinen Gruppen reden auch „Ungeübte“.

Sammeln von Gebetsanliegen und Fragen

Beim Zusammentragen der Antworten die Möglichkeit der Rückfrage ausnutzen, besonders wenn Anliegen zu ungenau genannt werden.

Stichworte werden für alle sichtbar aufgeschrieben. (Tapetenrolle – Filzschreiber; Tafel – Kreide)

Das Gebet ist je nach Problemlage abzuschließen, dabei können die festgehaltenen Anliegen noch einmal als Fürbitte verlesen werden. Die einzelnen Bitten, auf die sich die Gemeinde geeinigt hat, müssen aber nicht noch einmal in „Reinschrift“ vor Gott genannt werden.

Vaterunser.

Sendungswort.

Hinweise für die Durchführung des Gottesdienstes

1. Die Diapositive für den Meditationsteil können ab Anfang März im Sekretariat des Bundes, 104 Berlin, Auguststraße 80, angefordert werden.
Bild 1 – Gotischer Christus.
Bild 2 – Leidende afrikanische Familie.
Bild 3 – Moderne Christusdarstellung.
Bild 4 – Einzelner afrikanischer Freiheitskämpfer.
Bild 5 – Afrikanische Soldaten mit weißen Kindern auf dem Arm.
Bild 6 – Verhaftung eines Afrikaners durch weiße Polizisten.
2. Lieder: Im Liedgut der Jungen Gemeinde gibt es eine Reihe Lieder, die thematisch gut für diesen Gottesdienst passen. Diese findet man vorwiegend in den Liedheften „Gott liebt diese Welt“ I, II, III.
Aus dem EKG bieten sich folgende Lieder an: 218, 54, 46, 190.

Daß führende Kirchenmänner das ökumenische Antirassismusprogramm in einem größeren Zusammenhang sehen und weiterhin für eine differenzierende Betrachtungsweise hinsichtlich des Gewaltproblems offen sind, hat der EKU-Ratsvorsitzende Bischof D. Hans-Joachim Fränkel auf der EKU-Regionalsynode Ost am 21. April 1972 zum Ausdruck gebracht (s. auch Kirchl. Jahrbuch 1971, S. 327ff.):

Über die Tagung des Lutherischen Weltbundes in Evian und die Tagung des Reformierten Weltbundes in Nairobi ließ sich der Rat eingehend unterrichten. Immer stärker setzt sich

in der Weltchristenheit die Erkenntnis von der Bedeutung der allgemeinen Menschenrechte durch. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an den ersten Brief, den Dr. Blake im April 1970 an den damaligen Generalsekretär der Vereinten Nationen, U Thant, gerichtet hat. In diesem Brief, der bis heute seine Aktualität behalten hat, heißt es u.a.: „Während der vergangenen Wochen erreichten mich unzählige dokumentierte Appelle, die Gerechtigkeit und Wiedergutmachung fordern, Appelle von Männern und Frauen, deren staatsbürgerliche und religiöse Rechte in derartig vielen Ländern der Welt verletzt werden, daß es mir nicht länger möglich ist, zu schweigen.“ Dr. Blake bringt ohne Anspruch auf Vollständigkeit eine Liste, die Länder aus allen Kontinenten bis auf Australien umfaßt. In dem genannten Schreiben heißt es dann weiter: „Die Gründe, die die verschiedenen Regierungen für den brutalen Einsatz von Polizeigewalt, für Willkür und diskriminierende Rechtsdurchsetzung anführen, sind im wesentlichen dieselben: ‚Wir müssen unser Land vor Anarchie und Subversion schützen‘, teils wird auch die ausländische Unterstützung subversiver Tendenzen geltend gemacht. Die Wirtschafts- und Sozialordnung, Politik und Ideologie der verschiedenen beschuldigten Länder begegnen einander in der gesamten Staatenwelt in West und Ost, Nord und Süd.“ Dr. Blake bittet U Thant, „über die UN-Menschenrechtskommission oder auf andere Weise Maßnahmen zu ergreifen,“ um der Verletzung der Menschenrechte entgegenzuwirken.

Auf der Tagung des Lutherischen Weltbundes wurde eine Resolution über die Menschenrechte gefaßt. Man nannte zwar namentlich nur Brasilien, aber sprach klar aus, daß es nicht nur um Brasilien geht. „Unsere Besorgnis reicht viel weiter und sie hat mit einer nahezu universellen Krise zu tun, die durch eine zunehmende Verletzung der Menschenrechte symbolisiert wird.“ Wichtig ist, daß diese Erklärung soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte und Weltfrieden einander zuordnet unter der Aufgabe gebotenen korrigierenden Handelns. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß diese Erklärung eine Selbstverpflichtung der lutherischen Kirchen darstellt, sich für die Durchsetzung von Menschenrechten nicht nur allgemein einzusetzen, sondern konkret und bei sich selbst ein waches Bewußtsein zu entwickeln. Wörtlich heißt es: „Die Kirchen sollen aufgefordert werden, für Wege, Mittel und Anregungen zu sorgen, daß ihre Mitglieder die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte studieren und die Anwendbarkeit dieser Erklärung im Lebensbereich der Länder der jeweiligen Mitgliedskirchen untersuchen.“

Auch die Tagung des Reformierten Weltbundes in Nairobi zeigte, wie man sich zunehmend in der Ökumene der Weltverantwortung der Christenheit bewußt wird. In der bekannten 10-Punkte-Erklärung wurden die Kirchen aufgerufen, „gegenseitig an den Lasten der anderen Anteil zu nehmen, wie wir uns bemühen, gemeinsam von Gottes Wort Zeugnis zu geben“. Dabei werden die Kirchen namentlich angesprochen, so z.B. die Kirche in den USA auf Vietnam, die Holländisch-Reformierten Kirchen in Südafrika auf „die Praxis der Rassentrennung und der weißen Vorherrschaft“, die Römisch-Katholische Kirche in den Portugiesischen Kolonien auf die Leiden der dortigen Bevölkerung. Besonders brüderlich und wohltuend ist die Weise, wie die Kirchen in den sozialistischen Ländern Osteuropas angesprochen werden, daß sie „gestärkt und erneuert werden mögen für ein prophetisches Zeugnis von Gottes Versöhnung, menschlicher Gerechtigkeit und Freiheit“. Angesichts der Tatsache, daß diese Konferenz in Afrika tagte, wird mit großer Schärfe „die Perfidie des Götzendienstes weißen Rassenwahns“ genannt. Auch auf der Tagung des Lutherischen Weltbundes in Evian war mit klarer Entschiedenheit gegen den Rassismus Stellung genommen worden, der ein besonders flagranten Fall der Verletzung der Menschenwürde und der Menschenrechte ist und eine ernste Bedrohung des Weltfriedens darstellt.

Damit komme ich zur Frage des Antirassismus-Programms, das uns wiederholt in den Sitzungen des Rates beschäftigt hat. Zwar hat der Rat nicht ausdrücklich wie die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR dazu Stellung genommen, aber er war sich in einer im Ganzen positiven Beurteilung einig. Das Anliegen des Antirassismus-Programms, das Nein des Evangeliums gegenüber dem Rassismus auch zeichenhaft sichtbar zu machen und an die Seite der Entrechteten zu treten, kann nur bejaht werden. Die Sorge, daß die Kirche durch Unterstützung gewaltanwendender Bewegungen sich mit diesen und damit auch mit der Gewalt identifiziere, muß ernstgenommen werden und sollte nicht von vornherein als unbußfertige Haltung disqualifiziert werden. Aber demgegenüber muß doch gefragt werden, ob Bewegungen nur deswegen von humanitärer Hilfe ausgeschlossen werden

sollen, weil sie keinen anderen Ausweg als die Anwendung von Gewalt sehen, und es ist weiter zu bedenken, ob die Frage der Gewalt abstrakt und losgelöst von den jeweiligen konkreten Umständen behandelt werden kann. Im übrigen ist Gewalt nicht gleich Gewalt. Auch hier sind Unterscheidungen notwendig. Es gibt heute in der Welt einen so erschreckenden Terrorismus, daß die Kirche dazu allerdings nein sagen muß. Und so gewiß es keine Garantie dafür gibt, daß nicht eine Befreiung in eine schreckliche Tyrannei umschlagen kann, so muß doch jede Befreiungsbewegung auf ihre Ziele hin verantwortlich befragt werden. Auf der Tagung des Zentralausschusses in Addis Abeba wurde ausdrücklich festgestellt, daß „der Ökumenische Rat sich nicht vollständig mit einer politischen Bewegung identifizieren will“. Es wurde allen Kirchen die Möglichkeit gegeben, am Antirassismus-Programm teilzunehmen. Allerdings gelang es nicht, in der Unterscheidung von geistlichem und weltlichem Regiment und in der Frage, was wesentlich kirchliches Handeln ist, zur vollen Klarheit zu kommen. Wir stehen beim Antirassismus-Programm, wie mit Recht gesagt wurde, in einem Lernprozeß. Dabei werden wir auch die Fragen nach dem Engagement der Kirche und der Christen neu zu durchdenken haben. Denen, die diese Unterscheidung von vornherein abweisen, gebe ich zu bedenken, daß wir jedenfalls bei der Frage nach dem rechten Friedensdienst sehr wohl diesen Unterschied gemacht haben. Wir haben als Kirche klar gesagt, daß Krieg nach Gottes Willen nicht sein soll und der Christ dem Frieden zu dienen hat. Aber wir haben daraus nicht die Schlußfolgerung gezogen, daß darum die für alle Christen allein mögliche Entscheidung die absolute Verweigerung des Wehrdienstes sein müsse, sondern haben auch die Entscheidung für den Dienst mit der Waffe als eine im Glauben mögliche Entscheidung offen gelassen.

4. STRUKTURAUFGABEN UND GEMEINDEAUFBAU

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß diese Berichterstattung über die Kirchen in der DDR ganz überwiegend Themen gesamtkirchlicher, kirchenpolitischer und politischer Natur erfaßt. Darüber kommt der Einblick in das kirchliche, gemeindliche Leben zu kurz. Die Kirchenleitungen verwenden viel Kraft und Überlegungen darauf, wie sie den Erfordernissen einer Gemeindekirche gerecht werden können, die sich in der Situation der Diaspora als missionarische Kirche verstehen und gestalten muß. Der Raum gestattet es nicht, im einzelnen diese Bemühungen zu belegen an Jugendarbeit, Unterricht und Bibelrsten; an Bemühungen um Gottesdienst und Amtshandlungen; an Erwachsenenbildung und Akademiearbeit; an Zurüstung von Mitarbeitern, Visitation und Gemeindeseminaren. Am ehesten wird aber diese ganze Dimension kirchlichen Lebens sichtbar, wenn im folgenden die Bemühungen um Strukturaufgaben und Gemeindeaufbau ausführlich dokumentiert werden.

Wie umfassend die Strukturfragen gesehen werden, zeigt folgende Empfehlung:

EMPFEHLUNG DER KONFERENZ DER EVANGELISCHEN KIRCHENLEITUNGEN ZU RAUMORDNUNGS- UND STRUKTURFRAGEN

(Mitt. Bl. Nr. 4/1972, S. 53f.)

Die Konferenz hat beschlossen:

Auf Vorschlag des Rechtsausschusses und nach Beteiligung der gliedkirchlichen Fachreferenten nimmt die Konferenz zu Raumordnungs- und Strukturfragen wie folgt Stellung:

Die im Bund der Evangelischen Kirchen der Deutschen Demokratischen Republik

zusammengeschlossenen Gliedkirchen sind von sehr unterschiedlicher Größe und Struktur. Historisch bedingte Grenzziehungen entsprechen weithin nicht mehr den verkehrsmäßigen Erfordernissen, lassen die Infrastrukturen der Gebiete unberücksichtigt und schaffen komplizierte Zuständigkeitsverhältnisse gegenüber den Staatsorganen. Kleine Kirchengebiete haben mit Schwierigkeiten der Personalauswahl, einem begrenzten Einsatz von Aktivitäten und Diensten und einem kräfteübersteigenden Organisationsaufwand als Gefährdungen ihres Dienstes zu rechnen. In den Großräumen wird die Verbindung zwischen Gemeinde und Kirche nicht immer ausreichend hergestellt. Auch bedeuten die weiten Entfernungen und großen Zuständigkeitsbereiche einen starken Kräfteverschleiß bis zur physischen Überforderung leitender Amtsträger. So wird die überlieferte Raumordnung zu einer Behinderung des Dienstes. Darüber hinaus nötigen die veränderte Situation unserer Kirchen, ihre Wandlung von der Volks- zur Diasporakirche, die Mobilität ihrer Gemeindeglieder, die Identität der Aufgabenstellung innerhalb der Kirchen, die Erfordernisse des Ausgleichs beim Einsatz der vorhandenen Kräfte und die bestmögliche Ausnutzung des der Kirche zur Verfügung gestellten Geldes zu einer starken Zusammenarbeit. Das wird neben sinnvoller Raumordnung auch klare Absprachen zwischen der Gesamtkirche und selbständigen Gliedkirchen über zweckmäßige Wahrnehmung der Aufgaben erfordern.

Die Konferenz sieht die Notwendigkeit für eine umfassende Inangriffnahme dieses Problems. Oberstes Ziel einer Raumordnung hat die optimale Ausrichtung des Dienstes in einer veränderten Situation zu sein. Raumordnungs- und Strukturfragen werden Selbstzweck, wenn man sie zur allgemein vorrangigen Priorität macht. Sie müssen in Angriff genommen werden, wo bestehende Raumordnung und Strukturen den Dienst behindern. Sie sind im Zusammenhang mit der Neuordnung des geistlichen Dienstes zu sehen. Auf zwischenkirchlicher Ebene ist dabei die Klärung noch offener Lehr- und Bekenntnisfragen zwischen den Gliedkirchen zu beachten.

Natürlich hängen Raumordnungs- und Strukturfragen auf allen Ebenen zusammen. Die Gliedkirchen sind darum seit längerer Zeit daran gegangen, die Fragen der Raumordnung und der notwendigen Veränderung der Strukturen auf allen Ebenen zu bedenken. Hier findet auch schon ein reger Austausch unter den Kirchen statt. Die Konferenz ist aber der Auffassung, daß nunmehr auch eine Raum- und Strukturordnung auf zwischenkirchlicher Ebene ernsthaft in Angriff genommen werden muß. Trotz der hier in erhöhtem Maße vorliegenden Schwierigkeiten und Widerstände sollten folgende lang-, mittel- und kurzfristige Aufgaben in Aussicht genommen werden:

I. Als *langfristige Aufgabe* werden Rechtsausschuß und Sekretariat beauftragt, in Konsultationen mit den Gliedkirchen bis zum 1. März 1974 ein Projekt vorzubereiten, das eine sinnvolle Raumordnung der Gliedkirchen des Bundes vorsieht. Dabei sollte u. a. auf folgende Gesichtspunkte geachtet werden:

- 1.1. Notwendige Zahl der Gemeinden und Pfarrstellen.
- 1.2. Schwerpunkte diakonischer Arbeit in den einzelnen Gliedkirchen.
- 1.3. Gliedkirchliche Ausbildungsstätten, Werke und Aktivitäten.
- 1.4. Vorhandene und zu erwartende finanzielle Möglichkeiten.
2. Tätigkeit anderer christlicher Kirchen und Gemeinschaften.

- 3.1. Strukturen staatlicher Organe.
- 3.2. Bevölkerungszusammensetzung und Schwerpunkte der Produktion.
- 3.3. Infrastruktur der Gebiete, insbesondere verkehrsmäßige Erfordernisse und wirtschaftsgeographische Gegebenheiten.

4. Besondere Traditionen und Bindungen, die um des Dienstes willen nicht einfach aufgegeben werden können.

II. *Mittelfristig* sollte eine verstärkte Kooperation zwischen benachbarten Gliedkirchen angestrebt werden. Dabei ist an gemeinsame Konvente, Zusammenkünfte der Leitungen, Aus- und Weiterbildungsvorhaben, Durchführung von Großveranstaltungen und andere Formen zu denken.

III. *Kurzfristig* sind folgende Maßnahmen notwendig:

Den Gliedkirchen ist durch Vermittlung des Rechtsausschusses und des Sekretariats ein Erfahrungsaustausch zu ermöglichen. Es sind regelmäßige Konsultationen der Arbeitsgruppe Raumordnung des Rechtsausschusses mit den Fachreferenten der Gliedkirchen vorzusehen. Das Sekretariat hat den Austausch von Materialien zu gewährleisten.

Die Gliedkirchen sollten akute Grenzfragen kleineren und mittleren Ausmaßes bilateral in Angriff nehmen. Der Rechtsausschuß sollte konsultiert werden, um bei den akuten Fragen den Stand der Grundsatzüberlegungen einbringen zu können.

IV. Der Rechtsausschuß wird beauftragt, der Konferenz auf ihrer letzten ordentlichen Tagung 1973 über den Sachstand in diesen Fragen zu berichten.

Berlin, den 24. Juni 1972

Der Vorsitzende der Konferenz
D. Dr. Schönherr

Der Gemeindeausschuß des Kirchenbundes hatte mit dem Thema „Gemeinde von morgen in der DDR“ einen langfristigen Forschungsauftrag erhalten. Als erstes größeres Arbeitsergebnis legte er Ausarbeitungen zur künftigen Gestalt der Gemeinden in Städten und in ländlichen Gebieten vor:

I. Anschreiben an die Konferenz der Kirchenleitungen

1. Der Gemeindeausschuß hat sich in der ersten Phase seiner Arbeit im Blick auf die ihm aufgebene Priorität mit den Gesichtspunkten beschäftigt, die für die künftige Gestalt der Gemeinden in der DDR von Bedeutung sind. Er ist dabei zu der Überzeugung gekommen, daß die kommende allgemeine Entwicklung schon heute an der Situation ablesbar ist in:

- a) geschlossenen Neubaugemeinden,
- b) Landgemeinden, in denen die Einführung industriemäßiger Produktionsmethoden in der Landwirtschaft besonders weit fortgeschritten ist.

Das würde eine Schwerpunktarbeit in solchen Gemeinden rechtfertigen, die exemplarischen und modellhaften Charakter hat.

2. Im Gemeindeausschuß hat es vor allem beim Entwurf der Vorlage „Land“ Auseinandersetzungen darüber gegeben, ob nicht ein Gemeindemodell traditioneller Prägung auch für die neue Situation das einzig Richtige sei. Der Gemeindeausschuß hat mit großer Mehrheit dem jetzt vorliegenden Entwurf zugestimmt.

3. Der Gemeindeausschuß bittet die Konferenz der Kirchenleitungen, seine beiden Ausarbeitungen mit dem beiliegenden Brief an die Gliedkirchen und ihre Gemeinden zur Auswertung weiterzureichen.

4. Der Gemeindeausschuß sieht den nächsten Schritt seiner Bemühungen im Blick auf seinen Forschungsauftrag über „die künftige Gestalt der Gemeinden in der DDR“ darin, auf dem Gebiete der Gemeindeversammlungen, der Gemeindediakonie, der Berufsbilder kirchlicher Mitarbeiter, der Seelsorge und der Bauaufgaben weiterzuarbeiten.

Der Gemeindeausschuß

II. Anschreiben des Gemeindeausschusses an die Landeskirchen und ihre Gemeinden

1. Der Gemeindeausschuß übergibt mit den beiden Ausarbeitungen „Erwägungen des Gemeindeausschusses im Blick auf Zeugnis und Gestalt der Gemeinde von morgen in den Städten der DDR“ und „Erwägungen des Gemeindeausschusses im Blick auf Zeugnis und Gestalt der Gemeinde von morgen in den ländlichen Gebieten der DDR“ das Ergebnis seiner bisherigen Forschungsarbeit den Gemeinden in den Gliedkirchen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR.

2. Der Gemeindeausschuß hat sich im Rahmen seiner Forschungsarbeit insbesondere mit der künftigen Gestalt der Gemeinden in der DDR zu beschäftigen.

2.1. In einer ersten Arbeitshypothese kam er zu dem Ergebnis, daß die Entwicklungen von morgen schon heute studiert werden können

- in geschlossenen Neubaugemeinden und
- in Dörfern, in denen die Einführung industriemäßiger Produktionsmethoden in der Landwirtschaft besonders weit fortgeschritten ist.

2.2. Diese Arbeitshypothese wurde im schriftlichen und persönlichen Erfahrungsaustausch mit Gemeinden, Gemeindegruppen und übergemeindlichen Arbeitskreisen überprüft,

ergänzt, korrigiert und begründet. Das Ergebnis bilden die beiden beigelegten Ausarbeitungen.

2.3. Besonders um die Ausarbeitung „Land“ gab es Auseinandersetzungen über die Frage, ob es nicht auch für die Zukunft bei dem bisherigen Ansatz einer Gemeinde traditioneller Prägung bleiben müsse. Obwohl der Gemeindeausschuß sich mit großer Mehrheit das Arbeitspapier „Land“ zu eigen machte, bietet er die Möglichkeit an, Gemeinden auf Anfrage einen im Gemeindeausschuß diskutierten Gegenentwurf eines Ausschußmitgliedes zur Verfügung zu stellen. Weiteres Material, das für die Vorarbeit von besonderem Wert gewesen ist, kann im Sekretariat des Bundes angefordert werden.

2.4. Der Gemeindeausschuß hat die Absicht, auf der Grundlage der beiden Ausarbeitungen auf den Gebieten der Gemeindeversammlungen, der Gemeindediakonie, der Seelsorge, der Berufsbilder kirchlicher Mitarbeiter und der Bauaufgaben weiterzuarbeiten.

3. Der Gemeindeausschuß bittet die Gemeinden:

3.1. Um kritische Durchsicht seiner beiden Ausarbeitungen.

3.2. Um Überprüfung der eigenen Gemeindesituation von diesen Ausarbeitungen her.

3.3. Um positive und negative Erfahrungsberichte, die dazu helfen können, die künftige Arbeit in unseren Gemeinden besser und sachgemäßer zu planen und zu tun. (Anschrift: Sekretariat des Bundes der Ev. Kirchen, Gemeindeausschuß, 104 Berlin, Auguststraße 80.)

3.4. Um die Geduld, die Zeit, die Kraft und die Einsicht, die dazugehören, andere über die laufende tägliche Gemeindegemeinschaft hinaus an den eigenen Erfahrungen teilnehmen zu lassen. Mag sich jeder überlegen, welchen Anregungen, Ratschlägen und konkreten Hilfen er selbst Entscheidendes zu verdanken hat. Das wird ihm Lust machen, das Seine dazu beizutragen, daß die Gemeinden Jesu Christi in der DDR ihren Auftrag an dieser Welt sachgemäß wahrnehmen können.

Der Gemeindeausschuß

III. Erwägungen des Gemeindeausschusses im Blick auf Zeugnis und Gestalt der Gemeinde von morgen in den Städten der DDR

1. Vorbemerkungen

Der Gemeindeausschuß hat am Anfang seiner Arbeit in einem internen Arbeitspapier eine theologische Arbeitshypothese über den Auftrag der Gemeinde in der DDR formuliert.

Diese soll in der konkreten Situation überprüft werden. Im folgenden geht es um die Konkretisierung des Auftrages in den Städten der DDR.

Wir sehen zwei verschiedene Methoden bzw. Erkenntniswege zur Bestimmung des Auftrages der Gemeinde in der Stadt:

- Ausgangspunkt Stadt als allgemeines Phänomen, daraus später Differenzierung in Groß-, Klein-, Alt- und Neustadt (deduktive Methode),
- Ausgangspunkt Neustadt, daraus später Gegenüberstellung mit anderen Stadtformen und allmähliche jeweils situationsgemäße Übertragung gewonnener Erkenntnisse auf diese (induktive Methode).

Wir haben für unsere Erwägungen den zweiten Weg gewählt und die Neustadt als Ausgangspunkt genommen. Wir denken hierbei an neue Wohnstädte oder große geschlossene Neubaukomplexe mit eigenen – vorhandenen oder geplanten – Nachfolgeeinrichtungen.

2. Gründe für die Wahl des Erkenntnisweges „Neustadt als Ausgangspunkt“

Neben der praktischen Dringlichkeit, daß vor allem Gemeinden in Neustädten nach Beratung und Orientierung fragen, ist die folgende Arbeitshypothese für unseren Ansatz bestimmend:

Die Städte der DDR haben eine exemplarische Bedeutung, weil in ihnen bestimmte Entwicklungstendenzen unserer Gesellschaft, die uns vor neue Aufgaben stellen, offener zutage treten, als in alten Städten (vgl. 2.1. bis 2.3.).

Die Gemeinden in ihnen haben mit ihren Erfahrungen exemplarische Bedeutung, weil sie sich um die Erfüllung von Aufgaben bemühen, die in Altstadtgemeinden zum Teil auch gegeben, dort aber weithin unentdeckt und unbewältigt geblieben sind (vgl. 2.4. bis 2.6.).

2.1. Die Schlüsselbedeutung der Situation in den Neustädten zeigt sich in drei Richtungen:

2.1.1. Bei Erfassungsbuchdiensten in vielen Neustädten und Neubaukomplexen ist fest-

gestellt worden, daß der prozentuale Anteil an Kirchenmitgliedern weit unter dem Durchschnitt der DDR liegt. Der hohe Grad der Entkirchlichung zeigt sich aber nicht nur daran, sondern auch an der Gleichgültigkeit, mit der am vorhergehenden Wohnort noch aufrecht-erhaltene Bindungen an die Kirche nun fallengelassen werden. In der Situation der Neustädte wird offensichtlich, für wieviele Menschen in der DDR die Kirchlichkeit einen vorwiegend soziologischen Charakter hat oder aus formalen bzw. traditionsmotivierten Gründen aufrechterhalten wird. Dies hat zur Folge, daß bei einem Eintritt in neue soziale Bezüge bisherige kirchliche Bindungen – zumindest dem Anschein nach – weithin problemlos fallengelassen werden. Es gibt dabei wenig antikirchliche Polemik. Die Sache der Kirche erscheint den meisten als belanglos, vielen ist sie schon so unbekannt, daß „Jesus“ ein Fremdwort ist.

2.1.2. Die Sozialisierung des gesellschaftlichen Lebens ist in diesen Städten oder Stadtteilen ausgeprägter als in alten Städten. Es gibt z.B. keine privaten Produktionsstätten oder Dienstleistungseinrichtungen, alle erwerbstätigen Bewohner sind in ihrer Berufstätigkeit ökonomisch abhängig vom Staat. Jedoch zeigen sich gewisse Widersprüche zwischen Postulat und Realität des herrschenden Gesellschaftsprogramms.

- Rückzug der Familien von gesellschaftlichen Verpflichtungen und organisierter Gemeinschaft (vgl. z.B. Schwierigkeiten bei der Gestaltung von Hausgemeinschaften, Drang nach Kleingärten).
- Materielles Ehrgeizstreben.

2.1.3. Gerade die – für allgemeine Stadtsituationen *nicht* typische – einseitige Zusammensetzung der Bewohner (z.B. Alter, Berufsgruppen, Höhe des Einkommens, Anzahl der Kinder) bedingt, daß bestimmte Lebensprobleme massierter auftreten und sich leichter studieren lassen – wie z.B.:

- Funktionswandel von Ehe und Familie bei wachsender Realisierung der Gleichberechtigung von Mann und Frau und überwiegend beiderseitiger Berufstätigkeit;
- Trennung von Arbeits- und Wohnwelt und die damit gegebenen Belastungen;
- Spannung zwischen Streben nach Anonymität und gleichzeitigem Wunsch nach Gemeinschaft;
- Spannung zwischen wachsenden Wohlstandserwartungen (Wohnkomfort) und dem Verlangen nach Naturnähe;
- große Bedeutung von Erziehungsproblemen in den ersten Jahren nach dem Beziehen der Blocks (junge Familien mit kleinen Kindern), später Jugendprobleme beim Älterwerden der Städte;
- Auswirkungen von Anforderungen der laufenden Qualifizierung oder des Umlernens bei Produktionsumstellungen für die Betroffenen.

2.2. Die Schlüsselbedeutung der Erfahrungen der Neustadtgemeinden zeigt sich in folgenden drei Richtungen:

2.2.1. Die Versuche der Neustadtgemeinden, – meist unter dem zusätzlichen Druck von Raumschwierigkeiten – in neuer Weise als christliche Gemeinde zu leben und den Menschen in ihrer Situation zu dienen, stoßen auf das gegenläufige Interesse der führenden Kräfte unserer Gesellschaft, die Kirche auf den Kult und ihre von früher bekannten Lebensäußerungen zu beschränken. Neue Gestaltungsversuche werden als Versuche beargwöhnt, „verlorenes Terrain zurückzugewinnen“. Gegenüber diesem Vorurteil ist es schwierig, aber nötig, deutlich zu machen, daß die Kirche sich immer – jeweils situationsbezogen – erneuern muß, um den von ihr erwarteten Dienst an den Menschen tun zu können.

2.2.2. Die Aufbauarbeit der Neustadtgemeinden wird häufig von zwei unterschiedlich interessierten Gruppen von Gemeindegliedern getragen: Während die einen von der Tradition der Kirche geprägt sind und entsprechende Leitvorstellungen für die neue Gemeinde mitbringen, arbeiten andere ohne solche Prägung gerade wegen der Offenheit des Neuansatzes mit und sind skeptisch gegenüber traditionellen Leitbildern. Die dabei zu bewältigende Spannung zwischen Aufbruch und Bewahrung dürfte von allgemeiner Bedeutung für alle Gemeinden in der DDR sein.

2.2.3. Gerade die für die allgemeine kirchliche Situation in der DDR *nicht* typischen Anforderungen der Neugründung von Gemeinden lassen bestimmte offene Probleme des Gemeindelebens leichter studieren, die auch in anderen Situationen eher verdeckt als gelöst sind, z.B.:

- Wie kann dem Rechnung getragen werden, daß die Gemeinde Werkzeug *und* Frucht der Verkündigung des Evangeliums ist? Die Folgen eines einseitigen Verständnisses der Gemeinde als Aktionsgruppe einerseits oder als Refugium andererseits treten je nach der von einer Gemeindeleitung praktizierten Akzentsetzung offen zutage.
- Wie kann dem Rechnung getragen werden, daß das Evangelium für alle Menschen lebensnotwendig ist und in der Gemeinde also Raum für Menschen verschiedener Prägung und Herkunft sein muß? Die Bevorzugung eines bestimmten Arbeitsstils hat das Überwiegen eines entsprechenden Personenkreises in der Gemeinde zur Folge. Wie kann auf der Plattform *einer* Gemeinde die nötige Vielfalt der Frömmigkeitsweisen und Ausdrucksformen verwirklicht werden?
- Welchen Stellenwert können und müssen bei der nötigen Betonung der Arbeit in kleinen Gruppen zentrale Gemeindeversammlungen haben? Wie sind Hauskreise und Zentralveranstaltungen in ein sinnvolles Wechselverhältnis zu bringen?
- Wie kann eine Gemeindegliederung so organisiert werden, daß eine Funktionshäufung der Aktiven vermieden wird?
- Wie können Gemeindeglieder zur Finanzierung der Gemeindeaufgaben so herangezogen werden, daß ihr Beitrag freiwillig und angemessen zugleich ist?

3. Was ist zu tun?

Von dem unter 2. angegebenen und begründeten Ausgangspunkt her, sucht der Gemeindeausschuß nach einer konkreten Aufgabenbestimmung für Stadtgemeinden in der DDR. Dabei muß er seine eingangs erwähnte theologische Arbeitshypothese über den Auftrag der Gemeinde in der DDR überprüfen und korrigieren, um die von ihm erwartete Hilfe für die Vorbereitung der evangelischen Gemeinden in der DDR auf die Aufgaben von morgen leisten zu können.

3.1. Dazu sind Reflexionen unter anderem zu folgenden Problemkreisen nötig:

3.1.1. Der *Mensch* in der neuen Stadt.

Merkmale seiner Existenz: Mobilität, Uniformität, Anonymität, Trennung von Wohn- und Arbeitswelt, Verlust von Tradition, Fehlen des „Bürgertums“, einseitige Schichtung (junge Familien) usw.

Hierzu wäre vor allem die Arbeit von Soziologen und anderen entsprechenden Fachleuten auszuwerten.

3.1.2. *Strukturen* in der neuen Stadt.

Merkmale: Probleme durch das sprunghafte Wachstum (geplante, nicht gewachsene Stadt), uniforme Strukturen der Wohnwelt (gleichartige Wohnungen, gleiche Blocktypen, abwechslungslose Stadtlandschaft), in das Leben des Neubaugebietes hineinwirkende Strukturen der Arbeitswelt (Brigadeleben), Spannung zwischen offiziell geförderten und informellen Strukturen (Sprengung des Familienverbandes, Gruppenbildung unter Jugendlichen), oft noch fehlende Nachfolgeeinrichtungen usw.

3.1.3. Die *Gemeinde* der neuen Stadt.

Hier ist zu denken an:

- die gebietsmäßig zunächst zuständige Ortsgemeinde,
- die latent von Anfang an vorhandene Gemeinde der dort zugezogenen Christen,
- die in kirchlicher Planung für das Neubaugebiet vorgesehene neue Gemeinde,
- die durch den Dienst im Neubaugebiet entstehende Gemeinde.

Zu bedenken ist die Rolle der Gemeinde als Strukturelement im gesellschaftlichen Leben des Neubaugebietes.

3.2. Die dafür notwendigen Erkundungen sind gemeinsam mit in Frage kommenden Gemeinden vorzunehmen, so daß diese dabei mittelbar genötigt werden, sich verstärkt ihrer Situation zu stellen. Erkundungen sind nicht möglich ohne *Aktionen* – so z. B. gezielte Bemühungen, die uns anvertraute befreiende Botschaft des Evangeliums für heutige Menschen verständlich auszusagen, den Auftrag Christi in der Begegnung und dem Gespräch mit heutigen Menschen neu und konkret zu erkennen und die dafür geeigneten Arbeits- und Gemeinschaftsformen zu finden.

In Neustädten ist das Vorurteil, Kirche und christlicher Glaube hätten nichts mit dem täglichen Leben zu tun, sehr verbreitet. Deshalb erhalten diese Bemühungen dort eine besondere Dringlichkeit.

Im einzelnen wären in dieser Richtung bereits verwirklichte neue Arbeitsformen in Neustadtgemeinden zu prüfen, in denen eine die gesamte Gemeindearbeit durchziehende Struktur der Verkündigung als Gespräch – im Dienst, im Lebensstil und im Miteinander einer Gemeinde – wirksam wird. Solche neuen Arbeitsformen gibt es auch in Altstadtgemeinden. In Neustadtgemeinden aber können sie profilierter entwickelt werden.

Zur Zeit zeichnen sich folgende Formen ab:

- Eine meist in Wohnungen stattfindende Arbeit in kleinen Gruppen.
 - Eine auf die ganze Familie orientierte Arbeit, z.B. Familienrüten, Gemeindetage usw.
 - Eine auf Gemeinschaftserlebnis orientierte Arbeit an Schulkindern und Konfirmanden an Wochenenden oder Ferientagen.
 - Eine auf die Menschen zugehende Gemeindearbeit, z.B. Besuchsdienst, Informationsbriefe, praktische Hilfsdienste.
- Analyse der Erwartungen.
- Bemühungen um Qualifizierung der Gemeinde für ihre Aufgaben, z.B. Gemeindegemeinschaften, Mitarbeiterzurüstungen, Vorbereitung für Spezialaufgaben.
 - Partnerschaftliche Gemeindeleitung unter Nutzung moderner Planungsmodelle.

3.3. Nächste nötige Schritte des Gemeindeausschusses (die Numerierung stellt keine Reihenfolge der Schritte dar):

3.3.1. Weitergabe der bisherigen Arbeitsergebnisse (vgl. 1–3) an die Konferenz der Kirchenleitungen und an andere interessierte Gremien.

3.3.2. Weitere Sichtung von erreichbarem Material, kontinuierliche Vermittlung eines Material- und Erfahrungsaustausches zwischen interessierten Gemeinden; Koordinierung der laufenden landeskirchlichen Bemühungen auf diesem Gebiet.

3.3.3. Begleitung einzelner Gemeinden zur Klärung der unter 2. und 3. angegebenen offenen Probleme (in Wahrnehmung des Forschungsauftrages des Ausschusses). Auswertung von entsprechenden Experimenten.

3.3.4. Empfehlung an Gemeinden, die neue Karteien aufbauen wollen, sich an der Erprobung des gemeinsamen Kerkblockkartenschlüssels zu beteiligen.

3.3.5. Anregung, neue Methoden zu erproben (z.B. neuartiger Besuchsdienst, Seminararbeit, Schulung von Mitarbeitern, Arbeit in speziellen kleinen Gruppen usw.)

3.3.6. Initiative für die Qualifizierung von Mitarbeitern in Neustadtgemeinden (vgl. die Vorbereitung eines Kurses für Großstadtpfarrer zusammen mit der Ausbildungskommission).

3.3.7. Formulierung von Konsequenzen für Gemeindegemeinschaft und Gemeindeversammlungen.

3.3.8. Formulierung von Konsequenzen für die Berufsprofile künftiger kirchlicher Mitarbeiter, kirchliches Bauen u.a.

3.3.9. Verallgemeinerung oder situationsgemäße Abwandlung der gewonnenen Einsichten für andere Strukturen (Altstadtgemeinden, Landgemeinden).

IV. Erwägungen des Gemeindeausschusses im Blick auf Zeugnis und Gestalt der Gemeinde von morgen in den ländlichen Gebieten der DDR

1. Vorbemerkungen

Der Gemeindeausschuß hat am Anfang seiner Arbeit in einem internen Arbeitspapier eine theologische Arbeitshypothese über den Auftrag der Gemeinde in der DDR formuliert. Diese soll in der konkreten Situation überprüft werden. Im folgenden geht es um die Konkretisierung des Auftrages in den ländlichen Gebieten der DDR.

Die unter 2.1.–2.4. gegebene Charakterisierung der Veränderungen auf dem Lande legt den Schluß nahe, daß mit einer allmählichen völligen Angleichung der Lebensfragen an die der Bewohner heutiger Industriestädte zu rechnen ist. Trotzdem muß jetzt, soll der Dienst der Gemeinde wirklich den Menschen heute gelten, den noch wirksamen Besonderheiten der Lebens- und Denkweise der Menschen auf dem Lande Rechnung getragen werden.

Besonders zu berücksichtigen ist der Unterschied der Lebensbedingungen in den verschiedenen Typen ländlicher Siedlungen, das Nachwirken von Gruppenabgrenzungen aus vergangenen gesellschaftlichen Voraussetzungen und die spezifische Ausprägung des Generationsunterschiedes. Bei dem Versuch, bewußtseinsbildend zu wirken, ist das für viele Landbewoh-

ner kennzeichnende stärker erfahrungsbezogene und anschauliche Denken zu berücksichtigen.

Wir sehen zwei verschiedene Methoden bzw. Erkenntniswege zur Bestimmung des Auftrages der Gemeinde auf dem Lande:

- Ausgangspunkt Land als allgemeines Phänomen, daraus später Differenzierung in die verschiedenen Typen ländlicher Siedlungen und deren ökonomischer Prägung (deduktive Methode),
- Ausgangspunkt Schwerpunkte der Einführung industriemäßiger Produktionsmethoden in der Landwirtschaft und damit der Umstrukturierung, daraus später Gegenüberstellung mit Gebieten anderer Prägung oder anderer Entwicklungsstufe und allmählich jeweils situationsgemäße Übertragung gewonnener Erkenntnisse auf diese (induktive Methode).

Wir haben für unsere Erwägungen den zweiten Weg gewählt und die Schwerpunkte der Umstrukturierung zum Ausgangspunkt genommen. Wir denken hierbei an Gebiete, in denen der Ausbau von Kooperationsgemeinschaften schon jetzt die Lebensbedingungen der Landbewohner einschneidend verändert.

2. Gründe für die Wahl des Erkenntnisweges „Schwerpunkte der Umstrukturierung als Ausgangspunkt“

Neben der praktischen Dringlichkeit, daß vor allem Gemeinden in Schwerpunktgebieten der Umstrukturierung nach Beratung und Orientierung fragen, ist die folgende Arbeitshypothese für unseren Ansatz bestimmend:

Die derzeitigen Schwerpunkte der Einführung industriemäßiger Produktionsmethoden in der Landwirtschaft mit der dadurch bedingten Schaffung größerer Produktions- und Siedlungseinheiten haben eine exemplarische Bedeutung, weil an ihnen zu erkennen ist, mit welchen Veränderungen der Lebensweise für die Menschen in den ländlichen Gebieten schrittweise zu rechnen ist.

In vier Richtungen zeichnen sich solche Veränderungen ab:

2.1. Es ändert sich der Charakter der Arbeit durch Spezialisierung, erhöhte Verantwortung in einem in Anwendung der Spezialisierung enger umrissenen Teilbereich der landwirtschaftlichen Produktion und eine klar begrenzte und festgelegte Arbeitszeit.

2.2. Die sich ändernde Weise des Wohnens (Wohnblock statt Einzelhof) markiert zugleich die zunehmende Trennung vom Arbeits- und Wohnbereich; die dabei vorherrschende Wohnungsgröße beendet das Funktionieren der Großfamilie, während die Vergrößerung der Siedlungseinheiten eine auf dem Lande bisher ungekannte Anonymität und Mobilität möglich macht.

2.3. Die auf dem Lande bisher nicht gekannte klare Trennung von Arbeits- und Freizeit bei gleichzeitigem Wegfall der Gestaltung der einst für alle gleichzeitigen Freizeit durch die Dorfgemeinschaft stellen den einzelnen vor die Aufgabe, diese Freizeit selbst gestalten zu müssen.

2.4. Während schon seit Jahren durch die Einrichtung von Zentralschulen das Niveau der ländlichen Schulen denen der Städte angeglichen wird, werden nun immer mehr Erwachsene zu Qualifizierungen verschiedener Art herangezogen. Die Anforderungen an jeden steigen, mit ihnen bei vielen die geistige Beweglichkeit.

3. Was ist zu tun?

In der skizzierten Situation der Veränderungen der Lebensbedingungen ist es Aufgabe der christlichen Gemeinden auf dem Lande, den von diesem Wandel betroffenen Menschen zu helfen, diesen Prozeß zu durchschauen und bewußt aktiv so mitzugestalten, daß diese Entwicklung zu einem menschlicheren Leben für alle beiträgt und Fehlanpassungen vermieden werden.

Um die Gemeinden auf dem Lande für diese Aufgabe zu befähigen, halten wir folgende Initiativen für erforderlich:

3.1. Den Gemeinden und damit allen, die bemüht sind das Evangelium zu verkünden, muß geholfen werden, das Evangelium angesichts der geschilderten Umbruchsituation

konkret als Ermutigung und Quelle der Hoffnung zu erkennen und zu bezeugen. Dabei ist ihnen deutlich zu machen, welche Bedeutung die Konfrontation von gesellschaftlicher Wirklichkeit und biblischer Botschaft hat, und welche Arbeitsformen heute deshalb nötig sind (Gespräch, Partnerschaft zwischen Gemeindegliedern und hauptamtlichen kirchlichen Mitarbeitern, gemeinschafts- und lernfördernder Arbeitsstil in allen Zusammenkünften der Gemeinde). Die Durchführung des in Vorbereitung befindlichen Arbeitsplanes für Gemeindegemeinschaften könnte eine solche Hilfe sein.

3.2. Die Gemeinden in ländlichen Gebieten sollten auf geeignete Weise angeregt und ermutigt werden, funktional und regional zusammenzuarbeiten und sich gegebenenfalls zu Regionalgemeinden zusammenzuschließen. Durch die Zusammenarbeit in solchen Regionalgemeinden wird eine größere Nähe zum Leben und Arbeiten der Menschen in Kooperationen oder eine Vorbereitung darauf erreicht. Andererseits wird so eine Plattform für neu notwendige Dienste (z.B. Gemeindegemeinschaften, Gesprächskreise, Unterricht in Rüstzeiten, Arbeitsgruppen mit gezielten und zeitlich begrenzten Aufgaben, u.a. diakonischer Art) geschaffen, die zugleich die kirchlichen Mitarbeiter – vor allem die Pfarrer – zur Zusammenarbeit nötigt und einen sinnvollen Einsatz nach Gaben ermöglicht. Die Erfahrungen der Kirchenkreise, die bereits mit solchen regionalen Untergliederungen arbeiten, zeigen, daß diese sich zugleich als eine günstige Plattform für eine flexible Mitverantwortung von Gemeindegliedern erweisen, die aktiv im gesellschaftlichen Leben stehen.

3.3. Die unter 3.1. und 3.2. genannten Initiativen zeigen, daß Gemeinschaftsarbeit für die Wahrnehmung des Auftrages der Kirche auch auf dem Lande unerlässlich ist. Es ist deshalb Sorge zu tragen, daß die künftigen hauptamtlichen Mitarbeiter bereits während ihrer Ausbildung durch entsprechende Lehr- und Lernmethoden in Gemeinschaftsarbeit und durch Kontakte zu den Studierenden anderer Ausbildungsstätten in Partnerschaft eingeübt werden und nur in solche Praktika (bzw. Vikariate) eingewiesen werden, wo sie in eine Dienstgruppe eingegliedert werden, in der von ihnen ein spezieller Beitrag zum gemeinsamen Dienst erwartet wird. Allgemein gilt dabei, daß die Integration in einen Gruppendienst nicht einer Flucht vor Verantwortung Vorschub leistet, sondern daß die volle Verantwortlichkeit des einzelnen für einen bestimmten Verantwortungsbereich durchgehalten wird.

3.4. Den Kirchenkreisen in ländlichen Gebieten sollte empfohlen werden, Analysen mit dem Ziel durchzuführen, ihren eigenen Weg für die Wahrnehmung ihres Auftrages angesichts des gesellschaftlichen Wandels zu finden.

3.5. Nächste nötige Schritte des Gemeindegemeinschaftsausschusses (die Numerierung stellt keine Reihenfolge dar):

3.5.1. Weitergabe der bisherigen Arbeitsergebnisse an die Konferenz der Kirchenleitungen und an andere interessierte Gremien.

3.5.2. Sichtung von erreichbarem Material, kontinuierliche Vermittlung von Material- und Erfahrungsaustausch; Koordinierung der landeskirchlichen und gesamtkirchlichen Bemühungen auf diesem Gebiet.

3.5.3. Auswertung von Experimenten (z.B. in der Zusammenarbeit auf regionaler Ebene).

3.5.4. Empfehlung an Kirchenkreise, die neue Karteien aufbauen wollen, sich an der Erprobung des gemeinsamen Kerbblockkartenschlüssels zu beteiligen.

3.5.5. Anregung neuer Methoden zu erproben (z.B. neuartiger Besuchsdienst, Seminararbeit, Schulung von Mitarbeitern, Arbeit in speziellen kleinen Gruppen usw.).

3.5.6. Formulierung von Konsequenzen für Gemeindegemeinschaften und Gemeindeversammlungen.

3.5.7. Formulierung von Konsequenzen für die Berufsprofile künftiger kirchlicher Mitarbeiter, kirchliches Bauen u. a.

3.5.8. Verallgemeinerung oder situationsgemäße Abwandlung der gewonnenen Einsichten für andere Strukturen (Altstadtkirchen, Landgemeinden).

Als eine der bedeutsamsten Überlegungen in der Berichtszeit zu Strukturfragen auf der Ebene einer Landeskirche ist dem Berichterstatter der entsprechende Abschnitt in dem Bericht der Kirchenleitung vor der Synode der Kirchenprovinz

Sachsen im November 1972 begegnet. Unübersehbar ist dabei auch die vorbildliche Bedeutung dieser ganzen Arbeit für die Kirchen in der Bundesrepublik:

DIE VORDRINGLICHEN STRUKTURAUFGABEN IN DER KIRCHENPROVINZ

1. Vorbemerkungen

1.1. Eine Kirche nimmt schweren Schaden, wenn sie so sehr mit Strukturproblemen beschäftigt ist, daß sie kaum noch Zeit und Kraft für den ihr aufgetragenen Dienst hat, um dessentwillen es sie gibt und zu dessen bestmöglicher Ausrichtung Strukturüberlegungen und -veränderungen ja überhaupt nur nötig sind. Aber eine Kirche nimmt auch dann schweren Schaden, wenn sie nötige Strukturveränderungen nicht in Angriff nimmt – aus Angst, die Strukturfragen könnten zum selbständigen, vorrangigen und alle Kräfte bindenden Thema werden.

Die Lebensfrage für unsere Zeit ist die: Werden es die Gemeinden erkennen, daß wir Kirche in der Diaspora und also Kirche in einer missionarischen Situation sind?

Wird es in den Gemeinden dahin kommen, daß sie „es nicht lassen können“ (Apg. 4,20), das Lebensangebot Gottes anderen zu überbringen? Ob es zur Einsicht in die Diasporasituation und zur missionarischen Existenz kommt, werden nicht Strukturbemühungen entscheiden, sondern die Intensität, in der in einer Kirche um den Heiligen Geist gebetet wird. Aber eine Kirche kann (und soll darum!) die Lebens- und Arbeitsformen entwickeln, die sie in einer missionarischen Situation braucht. Dafür hat die KL Verantwortung. Wenn sie sie wahrnimmt, ist sie zu dreierlei verpflichtet:

- a) Sie muß klarzumachen vermögen, daß und warum die von ihr in Aussicht genommenen Strukturveränderungen um der besseren Ausrichtung des Dienstes willen nötig sind;
- b) sie muß dafür sorgen, daß die für nötig gehaltenen Strukturveränderungen zügig durchgeführt werden, damit der dafür unumgängliche Kräftermehrverbrauch nicht zu einem unverantwortbaren Dauerzustand wird;
- c) sie muß prüfen, ob der erforderliche Aufwand in einem vertretbaren Verhältnis zu dem im besten Falle Erreichbaren steht.

1.2. Seitdem die Synode der Kirchenprovinz im Oktober 1968 das Arbeitspapier „Zur Neuordnung des geistlichen Dienstes“ entgegengenommen und seine Weitergabe an die Gemeindekirchenräte beschlossen hat, hat sich die KL bei allen Überlegungen und Planungen von der *Arbeitshypothese* leiten lassen, daß in immer stärkerem Maße *der Kirchenkreis die grundlegende Lebens-, Arbeits- und Wirtschaftseinheit unserer Kirche* sein werde. Diese fundamentale Arbeitshypothese ergibt sich aus folgenden Erfahrungen bzw. Einsichten:

- a) Die Ortsgemeinde kann nicht mehr alle heute notwendigen Dienstfunktionen des Evangeliums wahrnehmen. In einer missionarischen Situation muß das Evangelium thematisch wie methodisch differenziert angeboten werden. Dem ist die einzelne Ortsgemeinde weder personell noch finanziell mehr gewachsen;
- b) die Situationen in unserer Kirchenprovinz sind so unterschiedlich, daß ein zentral geplantes und gesteuertes einheitliches Vorgehen unsachgemäß wäre; es bedarf gegliederter Einheiten etwa von der Größenordnung eines Kirchenkreises, die flexibel genug sind, um selbständig auf die Erfordernisse der jeweiligen Situation eingehen zu können, ohne den Zusammenhang mit der Gesamtkirche zu verlieren.

2. Die Aufgaben einer neuen Raumordnung

Soll der Kirchenkreis die grundlegende Lebens-, Arbeits- und Wirtschaftseinheit in unserer Kirchenprovinz werden, so muß zunächst gefragt werden, ob die bestehenden Kirchenkreise hinsichtlich ihrer Größe (2.1.) und hinsichtlich ihrer geographischen Grenzen (2.2.) die günstigsten Bedingungen dafür bieten.

2.1. Das Arbeitspapier „Zur Neuordnung des geistlichen Dienstes“ hat im Blick auf die *Größe unserer Kirchenkreise* diese Frage positiv beantwortet: „Der Raum der Kirchenkreise bietet sich bei uns in der Kirchenprovinz Sachsen darum an, weil unsere Kirchenkreise im allgemeinen noch klein genug sind, um lebendige und ständige Kontakte zu ermöglichen,

gleichzeitig aber auch groß genug, um die erforderliche Vielfalt der Gaben und Dienste bereitzustellen. „Diese letztere Behauptung ist indessen zunehmend fraglich geworden, u. a. auch durch den Schwund an hauptberuflichen Mitarbeitern. Die mit Strukturüberlegungen beschäftigten Gruppen (vor allem der Zentrale Arbeitskreis für die Neuordnung des geistlichen Dienstes und der Raumordnungsausschuß) haben einige Daten für die optimale Größe eines Kirchenkreises erarbeitet:

2.1.1. Mit der für eine differenzierte Arbeitsweise und eine verbreiterte Leitungsverantwortung notwendigen Vielfalt an Begabungen kann gerechnet werden, wenn der Kirchenkreis etwa 30 bis 40 hauptamtliche Mitarbeiter hat (davon wenigstens 20 im Verkündigungsdienst).

2.1.2. Für eine rentable Wirtschaftsführung und die selbständige Planung und Inangriffnahme von Schwerpunktaufgaben scheinen die günstigsten Voraussetzungen gegeben zu sein bei einem jährlichen Kirchensteueraufkommen von etwa 300 000,- M.

2.1.3. Die Ausdehnung eines Kirchenkreises darf nicht so groß sein, daß er die Arbeitsfähigkeit und Wirtschaftlichkeit in Frage stellt.

2.1.4. Die alte KL hat diese Zahlen als *Richtwerte* für die Neugliederung von Kirchenkreisen anerkannt. Sie sind damit nicht zu heiligen Zahlen geworden, die schematisch anzuwenden wären. Sie sind Richtgrößen – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Sie besagen insbesondere in keiner Weise, daß in Kirchenkreisen, die unter diesen Richtwerten liegen, keine ordentliche Arbeit geleistet worden sei. Es gibt einige Kirchenkreise von einer kleineren Größenordnung, die intensiv gearbeitet haben und wirtschaftlich gesund sind. Daß von dort für den „kleinen“ Kirchenkreis plädiert wird und die genannten Richtzahlen skeptisch beurteilt werden, ist verständlich. Bei der Anwendung der Richtzahlen wird der *Mitarbeiterrichtzahl die Priorität* zukommen müssen.

2.2. Daß die *geographischen Grenzen* der bestehenden Kirchenkreise in unserer Kirchenprovinz die für die Ausrichtung des Dienstes bestmögliche Lösung darstellten, wird von niemandem behauptet. Bei einer ganzen Reihe von Kirchenkreisen (vor allem in den Propstsprengeln Magdeburg, Halberstadt–Quedlinburg und Südharz) scheitert eine sinnvolle Grenzziehung ganz einfach an der Tatsache, daß unser Kirchengebiet kein zusammenhängendes Territorium bildet, sondern durch große Enklaven zerrissen ist. Für die möglichen räumlichen Neugliederungen von Kirchenkreisen hat der Raumordnungsausschuß folgende *Grundsätze* aufgestellt, denen die KL zugestimmt hat:

a) Orientierung an den vorhandenen Verkehrsverhältnissen;

b) weitestmögliche Angleichung an die staatlichen Verwaltungsgrenzen.

2.3. Alle bisher unter hohem Zeit- und Kraftaufwand unternommenen *Versuche, eine sinnvolle räumliche Neugliederung in unserer Kirchenprovinz herzustellen, sind nicht zum Ziele gekommen*. Soll ein neuer Versuch Erfolg haben, gilt es, die Gründe in den Blick zu bekommen und zu analysieren, die diesem Vorhaben bisher entgegenstanden.

2.3.1. Es bestehen von uns aus nicht zu ändernde Gegebenheiten, die vernünftige Lösungen unmöglich machen (die Zerschneidung unseres Kirchengebietes durch die anhaltische Kirche und durch eine Reihe großer Exklaven anderer Kirchen). Zu einer befriedigenden Neugliederung unseres Kirchengebietes kann es nur kommen, wenn der Anachronismus landeskirchlicher Grenzziehungen beseitigt wird, womit freilich in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist.

2.3.2. Man konnte sich in unserer Kirchenprovinz nicht darüber einigen, welches die günstigste Größe für einen Kirchenkreis sei. Am Gegeneinander der Befürworter kleinerer und der Befürworter größerer Kirchenkreise scheiterte bislang jeder Lösungsversuch. Dieser Streit wird trotz der Zustimmung der KL zu den Richtzahlen (2.1.) und Grundsätzen (2.2.) für eine künftige räumliche Neugliederung unseres Kirchengebietes weitergehen. Die Befürchtungen gegenüber einer Vergrößerung der Kirchenkreise (vor allem: schwieriger werdende und darum entweder nachlassende oder aber zeit- und geldaufwendigere Kommunikation; geringere Überschaubarkeit und darum erschwerte Leitung und verteuerte Verwaltung; Auflösung gewachsener geistlicher Einheiten und aufeinander eingespielter Arbeitsgemeinschaften) sollen nicht einfach abgetan werden; aber sie müssen keineswegs zwangsläufig eintreten, vielmehr wird durch regionale Arbeitsweise sich vieles von dem verwirklichen lassen, was an positiven Anliegen hinter diesen Befürchtungen steht. Im übrigen gibt es ja doch bereits Kirchenkreise von der angestrebten Größenordnung, die diese Befürchtungen nicht

rechtfertigen. Das entscheidende Argument für Kirchenkreise dieser Größenordnung bleibt: die größere Vielfalt der Begabungen und die damit gegebene Möglichkeit zu besserer Ausrichtung unseres Dienstes durch differenzierteres Arbeiten und verbreiterte Leitungstätigkeit, wie unsere Situation sie erfordern, und die damit gegebene geringere Störanfälligkeit bei personellen Ausfällen.

2.3.3. Man hatte kein ausreichendes Instrumentarium, um eine Lösung durchführen – und notfalls durchsetzen – zu können. Daraus war die Folgerung zu ziehen, daß eine *Neugliederung nur möglich ist durch ein mit Kompetenzen ausgestattetes Gremium* oder durch ein seine Kompetenzen wahrnehmendes Leitungsorgan. Die alte KL hat es trotz aller entmutigenden Fehlschläge unternommen, noch einmal einen Raumordnungsausschuß einzusetzen. Damit er kompetent arbeiten könne, hat die KL für die Neubesetzung von Superintendenturen die Zustimmung des Raumordnungsausschusses als erforderlich erklärt. Sie wollte die Planungsarbeiten dieses Ausschusses nicht durch eigene Entscheidungen stören und hat es in Kauf genommen, daß dadurch mittlerweile zehn Superintendenturen unbesetzt sind – ein Zustand, der natürlich nicht lange anhalten kann. Dieser Raumordnungsausschuß hat zügig gearbeitet und seine Arbeit jetzt abgeschlossen. Er wird eine eigene Vorlage einbringen. An den Überlegungen und Planungen sind die Kreiskirchenräte in den einzelnen Propstsprengeln entscheidend beteiligt gewesen; es handelt sich also nicht um eine Lösung „von oben“.

Es wird nun alles darauf ankommen, daß die Grundsätze und Richtlinien, die der Raumordnungsausschuß bei der Erarbeitung seiner Gesamtkonzeption angewandt hat, die Zustimmung der Synode erhalten. Die Kirchenkreise müssen jetzt erfahren, woran sie sind und auf welche Lösungen sie zuzugehen (oder: sich einzustellen) haben. Der unvermeidbar eingetretene Schwebezustand, in dem sich eine große Anzahl von Kirchenkreisen befindet, darf nicht mehr länger anhalten, wenn nicht schwerer Schaden entstehen soll. Wenn sich die Synode außerstande sähe, auf eine Lösung zuzugehen, wie sie in der Konzeption des Raumordnungsausschusses angestrebt wird, müßte der Versuch einer räumlichen Neugliederung der Kirchenprovinz als endgültig gescheitert angesehen werden. Stimmt die Synode dem Raumordnungsplan zu, so wird sie sehr genau überlegen müssen, auf welche Weise er realisiert werden soll. Bei der Neugliederung von Kirchenkreisen wird es darauf ankommen, die entstehenden menschlichen Probleme bedacht und fair zu lösen und andererseits sachlich Notwendiges nicht durch unangemessene Rücksichtnahme auf einzelne Personen zu blockieren.

3. Die Notwendigkeit einer neuen Form der Leitung des Kirchenkreises

3.1. Zu den Gründen für das Versagen bisheriger Raumordnungsbemühungen gehört auch die Tatsache, daß unsere Grundordnung die Leitung der Kirchenkreise durch ein Amt vorsieht, das alle entscheidenden Leitungsbefugnisse in einer Hand vereinigt, und die Erfahrung, daß der mit diesem Leitungsamt betraute Superintendent damit faktisch stark überlastet ist. Es besteht also ein *Zusammenhang zwischen der Größe des Kirchenkreises und der Leitungsstruktur des Kirchenkreises*. Größere Kirchenkreise brauchen eine auf breiterer Mitverantwortung beruhende Leitung (sie ist von einem Manne, in dessen Hand alle entscheidenden Leitungsbefugnisse vereinigt sind, nicht zu leisten), und für eine solche stärker kollektive Leitung bedarf es größerer Kirchenkreise (weil hier eher mit der notwendigen Anzahl von zur Leitung Begabten gerechnet werden kann). Wegen dieser wechselseitigen Abhängigkeit müssen die Fragen der Raumordnung und die Frage der Leitungsstruktur der Kirchenkreise zugleich angefaßt werden.

Eine neue Leitungsstruktur ist freilich nicht nur nötig, weil aus den in 2.1. und 2.2. dargelegten Gründen Kirchenkreise der dort genannten Größenordnung angestrebt werden sollen, sie wäre auch aus ganz anderen Gründen nötig geworden (nur daß sie sich eben nur in Kirchenkreisen dieser Größenordnung verwirklichen läßt). Es hat sich ganz einfach gezeigt, daß die von der Gr. O. vorgesehene charakteristische *Ausrichtung der Leitung des Kirchenkreises auf das Amt des Superintendenten eine derartige Funktions- und Entscheidungshäufung mit sich bringt, die von einem Einzelnen schlechterdings nicht zu bewältigen ist* – und das umso weniger, je größer die Bedeutung des Kirchenkreises und die Aufgaben werden, die ihm zuwachsen. Daß die Superintendenten unserer Kirchenprovinz dieses strapazierende

Amt in großer Verantwortung und Treue und oft genug mit dem Einsatz der allerletzten Kräfte wahrgenommen haben, ist mit großer Dankbarkeit und hohem Respekt festzustellen. Die beabsichtigte Einführung eines neuen Leitungssystems wäre total mißverstanden, wenn darin eine Kritik der bisherigen Arbeit der Superintendenden gesehen würde. Die Superintendenden haben in dem von der Gr. O. vorgesehenen Leitungsamt getan, was sie konnten. Daß sie eine Anzahl der von der Gr. O. dem Superintendenden zugeschriebenen, aber in dieser Fülle nicht zu bewältigenden Funktionen nicht oder nur mit der linken Hand ausüben konnten, kann ihnen nicht angelastet werden, sondern ist in der Struktur dieses Amtes begründet. Die Superintendenden waren geradezu gezwungen, unter den wahrzunehmenden Funktionen eine Auswahl zu treffen. Und es ist verständlich, daß sie diese Auswahl unter Berücksichtigung ihrer Gaben getroffen haben.

3.2. Geht man von diesen Einsichten und Erfahrungen aus, so bieten sich *zwei Möglichkeiten für eine Neugestaltung des Leitungssystems des Kirchenkreises* an. Die eine besteht darin, *das vorfindliche Amt* des Superintendenden *den veränderten Verhältnissen anzupassen* – sei es durch Delegation einzelner Leitungsaufgaben, die der Superintendent von sich aus vornimmt, sei es durch eine Entflechtung der verschiedenen Funktionen, die durch die geschichtliche Entwicklung in diesem Amt gebündelt worden sind, ohne daß dieses selbst in Frage gestellt wird.

Die andere Möglichkeit einer Neugestaltung des Leitungssystems des Kirchenkreises besteht darin, daß man zunächst nach den *Aufgaben* fragt, *die die Gemeinde unter den Lebensbedingungen von heute und morgen von ihrem Auftrag her wahrzunehmen hat*, und daraufhin nach Leistungsformen sucht, die diesen Aufgaben angemessen sind.

3.3. Von dieser zweiten Möglichkeit, die Leitungsstruktur des Kirchenkreises neu zu gestalten, ist der Zentrale Arbeitskreis für die Neuordnung des geistlichen Dienstes ausgegangen, als er im Auftrag der KL das *Muster eines neuen Leitungssystems für den Kirchenkreis* erarbeitete. Dieses Muster liegt dem Entwurf des Kirchengesetzes betr. Ordnung der Leitung des Kirchenkreises zugrunde, das die KL der Synode zur Verabschiedung vorlegt.

3.3.1. Die hier angestrebte neue Leistungsform sieht vor

- eine *Aufgliederung der Leitungsaufgaben* auf verschiedene, durch mehrere Mitarbeiter verantwortlich zu bearbeitende Sachbereiche, ohne daß die *Einheitlichkeit der Leistungstätigkeit* und die *beim Vorsitzenden des Kreiskirchenrates liegende Hauptverantwortung* preisgegeben werden;
- eine *zeitliche Befristung* der leitenden Dienste;
- eine *Neubestimmung und Profilierung der Verantwortung des Kreiskirchenrates* als eines koordinierenden und integrierenden Gremiums;
- die Schaffung einer *Planungsgruppe für längerfristige Planungsaufgaben*;
- eine *Neubestimmung der Aufgaben, der Bildung und der Arbeitsweise der Kreissynode*, damit möglichst viele Gemeindeglieder beratend und kontrollierend an der Leitung teilhaben können.

3.3.2. Der Entwurf eines neuen Leitungssystems für den Kirchenkreis will als ein Stück der Neuordnung des geistlichen Dienstes verstanden werden. Er geht aus von der Frage nach dem Auftrag der Gemeinde in der Welt von heute und von der notwendigen Beziehung zwischen diesem Auftrag und ihrer Gestalt. Er möchte *Strukturen* der Leitung verändern, damit ein neuer *Leistungsstil* entstehen kann, der die dem Neuen Testament entsprechende Vielfalt der Charismen, der geistlichen Begabungen in der Gemeinde, für dieses Feld entdecken und aktivieren hilft und damit Zeugnis und Dienst der Kirche fördert.

3.4. Das neue Leistungsmodell für den Kirchenkreis, das der Zentrale Arbeitskreis entwickelt hatte, wurde seit Beginn des Jahres intensiv diskutiert. Dabei ist eine Reihe von Fragen und Bedenken grundsätzlicher und praktischer Art geäußert worden, die gehört und bedacht werden müssen. Die wichtigsten sind folgende:

3.4.1. Kommt es im neuen Leitungssystem nicht zu einer *Verlagerung der Verantwortung* von dem mit einem besonderen Leitungsamt beauftragten *einen* Superintendenden *auf eine mehr oder weniger „anonyme“, letztlich nicht behaftbare und autoritätslose Gruppe* und dadurch zu der Gefahr, daß keiner mehr sich wirklich verantwortlich weiß und sich jeder hinter dem Kollektiv versteckt und daß darum nicht mehr wirklich geleitet wird? – Es ist bei der Arbeit an der neuen Leitungsstruktur von Beginn an betont wor-

den, daß eine *Team-Leitung* für einen Bereich wie den Kirchenkreis nicht geeignet sei, daß vielmehr ein einzelner, wiewohl in eine Leitungsgruppe – den KKR – eingebunden, eine persönliche Hauptverantwortung für die Leitungsaufgaben, besonders auch die des geistlichen Dienstes, tragen müsse. Zur Verdeutlichung dieser Auffassung ist es im Verlauf der Diskussion zu einer Umarbeitung des Entwurfes des Zentralen Arbeitskreises gerade an diesem Punkt gekommen.

Andererseits muß aber auch gefragt werden, ob nicht hinter der Sorge vor der Auflösung von Autorität und Verantwortung des einzelnen ins Kollektiv hinein die Auffassung steht, ein Kreis von Brüdern – also eine Gruppe – sei grundsätzlich nicht in der Lage, Entscheidungen, vor allem geistliche Entscheidungen, vorzubereiten, zu treffen und durchzuführen. Dazu sei vielmehr letztlich allein der mit charismatischer oder Amtsautorität begabte einzelne befähigt. Dieser Auffassung steht die Freiheit des Heiligen Geistes selber entgegen, unter dessen Leitung die Gemeinde steht und der in Formen brüderlicher Beratung ebenso „kirchenleitend“ wirksam werden kann wie durch das vollmächtige Wort eines einzelnen.

3.4.2. *Werden sich in den Kirchenkreisen genügend Menschen finden, die zur Mitarbeit, wie sie die neue Struktur fordert, bereit und fähig sind, und werden durch die Intensivierung der Leitungstätigkeit nicht aktive Gemeindeglieder gebunden, die dadurch der Arbeit an der Basis verloren gehen?* – Bei diesem Problem ist es besonders schwierig, das Für und Wider im vorhinein sachgerecht abzuwägen. Für ein endgültiges Urteil werden wir die Antworten abwarten müssen, die uns die Praxis geben wird. Es ist keineswegs ausgemacht, daß sie nicht lauten: Ihr habt den Gemeindegliedern und den kirchlichen Mitarbeitern zuviel zugemutet. Immerhin: einige *Erfahrungen* gibt es bereits. Sie besagen, daß das *ernstgemeinte Angebot zu echter Beteiligung an der Verantwortung* – und das hat es bisher in der Kirche eben nur sehr wenig gegeben – die Bereitschaft zum Engagement fördern kann, auch wenn das etwas kostet. Zudem bedeutet eine Vermehrung der Zahl der Leitungsdienste ja gleichzeitig eine Begrenzung der Aufgabenbereiche. Durch die angestrebte neue Raumordnung wird sich auch die Zahl der Mitarbeiter pro Kirchenkreis vergrößern. Von einer Vernachlässigung der Arbeit an der gemeindlichen Basis auf Kosten kreiskirchlicher Tätigkeit wird man nur sprechen können, wenn man vergißt, daß Gemeinde heute vielfältigere Gestalten zeigt als die der Ortsgemeinde und daß Mitarbeit an den Sachaufgaben eines Kirchenkreises Dienst in der Gemeinde und für die Gemeinde ist.

3.4.3. *Besteht nicht die Gefahr, daß hier ein im außerkirchlichen Raum entstandenes Leitungsmodell im wesentlichen übernommen und nachträglich theologisch gerechtfertigt wird?* – Hierzu kann nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß gänzlich „umweltunabhängige“ kirchliche Ordnungen und Organisationsformen nicht konstruiert werden können – auch nicht mit Hilfe eines Rückgriffs auf biblische Modelle. Denn diese sind selber mitgeprägt von den Verhältnissen, unter denen sie entstanden sind. In der Gestaltung ihrer Leitung hat die Kirche eine große Freiheit, die nur eine – freilich entscheidende – Einschränkung erfährt: es kann in der Kirche keine Leitung geben, die ein Herrschaftsverhältnis der einen über die anderen begründet (Matth. 20,25).

3.5. Mit der Einführung des neuen Leitungssystems für den Kirchenkreis beschreitet unsere Kirche einen Weg, der in einem bestimmten Sinne mit der langen Tradition eines sehr geprägten – und in vielem auch bewährten – *Leitungsamtes* bricht. Die KL ist sich des Risikos dieses Weges bewußt.

Wir sind uns klar darüber: Das neue *Leitungssystem* steht und fällt mit der Bereitschaft einer genügend großen Anzahl von Pfarrern und anderen Gliedern der Gemeinde zu verantwortlicher Mitarbeit und ihrer Willigkeit zur Einübung in partnerschaftliche Zusammenarbeit. In einer Kirche, die singt: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben“, darf doch wohl damit gerechnet werden, daß es diese Bereitschaft und diese Willigkeit geben wird? In einer solchen Kirche darf doch wohl nicht die Skepsis die bestimmende Größe sein? Wir meinen also, das Risiko dieses Weges dürfe unserer Kirche zugemutet werden, weil auf ihm die besseren Möglichkeiten liegen.

Eine für die ganze Kirchenprovinz verbindliche Leitungsstruktur des Kirchenkreises in Aussicht zu nehmen, ist jetzt nötig, da in einer ganzen Reihe von Kirchenkreisen bereits mit neuen Leitungsmodellen experimentiert worden ist. Die hier gemachten Erfahrungen sind bei der Erarbeitung des jetzigen Musters berücksichtigt worden. Schon damit in der Folge derartigen Experimentierens nicht zu große Unterschiedlichkeiten in der Leitung

der Kirchenkreise entstehen, ist es wichtig, daß wir in absehbarer Zeit zu einem einheitlichen Leitungssystem in der Kirchenprovinz kommen. Das vorgesehene Leitungssystem hat Konstanten und ist doch so variabel, daß es auch angesichts der sehr unterschiedlichen Situationen in unserer Kirchenprovinz anwendbar erscheint. Die KL ist der Meinung, daß dieses Leitungssystem von einem von der Synode zu bestimmenden Zeitpunkt an in der ganzen Kirchenprovinz in Geltung sein sollte. Die neu zu bildenden Kirchenkreise sollten nach einer Vorbereitungsphase sogleich mit diesem Leitungssystem arbeiten.

4. Maßnahmen zur Verbesserung der Finanzstruktur

Wenn der Kirchenkreis in wachsendem Maße zu einer Lebens-, Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft wird, dann ergeben sich daraus auch Konsequenzen für die kirchliche Wirtschaftsführung und Finanzgestaltung. Ein so verstandener Kirchenkreis muß auch wirtschaftlich instandgesetzt werden, durch Schwerpunktbildung und flexibles Eingehen auf die differenzierten Situationen dafür zu sorgen, daß der Dienst vor Ort sachgemäß getan werden kann. Er bekommt damit eine größere Verantwortung für die Aufbringung und den Einsatz der Mittel, die für Leben und Dienst der Gemeinden nötig sind.

4.1. Ein Schritt zu diesem Ziel soll *das neue Umlageverfahren* sein, über das die Synode mit der Verabschiedung des Haushalts 1973 entscheiden wird. Der bisherige Maßstab für die Festsetzung der Umlage war allein die Kirchensteuer; das neue Verfahren sieht die Zugrundelegung einer Fix-Zahl zunächst für zwei Jahre vor, die aus dem Kirchensteueraufkommen, den Einnahmen aus Grundbesitz, aus Zinsen und aus 30% der gemeindeeigenen Kollekten und Opfer festgestellt wird.

Dieses Verfahren

- bringt mehr Gerechtigkeit bei der Beteiligung der Gemeinden an den allgemeinen finanziellen Lasten;
- ermöglicht einen verbesserten Lastenausgleich zwischen den einzelnen Kirchengemeinden und den einzelnen Kirchenkreisen;
- berücksichtigt die unterschiedlichen Situationen vor Ort durch die Möglichkeit flexibler Gestaltung der Fixzahlen für die Gemeinden nach Festsetzung durch die Kreiskirchenräte;
- stärkt die finanziellen Möglichkeiten des Kirchenkreises durch weitere Verlagerung gemeindlicher Umlagen von der Kirchenprovinz weg auf die Kirchenkreise (die Mehreinnahmen, die sich aus der Differenz zwischen den bisherigen 40% der Kirchensteuer und den 40% der neuen Fix-Zahl ergeben, bleiben im Kirchenkreis!).

4.2. Damit will das neue Umlageverfahren *folgenden Tendenzen* dienen:

4.2.1. Die Kirchenprovinz kann auf die Dauer nur mit den Geldern arbeiten, die in ihren Gemeinden selber aufgebracht werden. (Die Gelder, auf deren Eingang die Kirche keinen Einfluß hat, werden auf die Dauer keine Basis der Arbeit sein können.) Eigenfinanzierung ihres Dienstes ist eine Voraussetzung für dessen unabhängige Ausrichtung.

4.2.2. Die Kirchenprovinz muß bei ihrer Finanzgestaltung darauf achten, daß einerseits das Miteinander in der Gesamtkirche gewahrt bleibt und daß andererseits die Eigenverantwortung lebensfähiger Kirchenkreise als Zusammenfassung der Einzelgemeinden gestärkt wird.

4.2.3. Die Kirchenprovinz muß darauf zugehen, daß der Kirchenkreis, der in immer stärkerem Maße für die vielfältiger gewordenen gemeindlichen Aufgaben Verantwortung trägt, dazu auch finanziell instandgesetzt wird. Anzustreben ist also eine Integration der finanziellen Verantwortung der Einzelgemeinde in den Kirchenkreis.

4.3. Die KL ist sich dessen bewußt, daß die *Einführung des neuen Umlageverfahrens auf mancherlei Einwände stößt*. Sie meint aber, daß die auf der 1. Tagung dieser Synode im Mai gegebene Vorinformation durch den Finanz-Dezernenten und die intensive Information der Kirchenkreise im letzten halben Jahr Zeit genug gelassen haben, um das Für und Wider zu erörtern.

Der KL ist dabei einmal mehr bewußt geworden, wie schwer es offenbar in der Kirche fällt, sachgemäß vom Geld zu reden, besonders dann, wenn es nicht in genügendem Maße zur Verfügung zu stehen scheint. Es führt offenbar nur ein schmaler Weg zwischen einer scheinbar frommen Bagatellisierung und einer eigensüchtigen Isolierung der Finanz-

fragen hindurch zu behutsamem, nüchternem und vertrauensvollem Umgang mit dem Geld.

Die Einwände lassen sich in den folgenden drei Punkten zusammenfassen:

4.3.1. Das neue Verfahren bringe den Kirchenkreisen und Gemeinden Belastungen und Schwierigkeiten: Es sei zu uneinsichtig und undurchsichtig; es provoziere möglicherweise, besonders im Blick auf die Zwei-Jahres-Frist, verstärkte Manipulationen; es belaste den Kreiskirchenrat in unzumutbarer Weise mit der Verantwortung für unterschiedliche Behandlung der einzelnen Gemeinden; es übersehe, daß Einnahmen aus Gebäuden fast immer nur die Kehrseite einer kaum noch tragbaren Belastung darstellen.

4.3.2. Das neue Verfahren diene der Stärkung der zentralen Kassen auf Kosten einer nicht mehr tragbaren Reduzierung dessen, was die Gemeinden brauchen.

4.3.3. Das Verfahren zerstöre die Ansätze zum Mündigwerden der Gemeinde.

4.4. Die KL muß hier darauf verzichten, die vorgebrachten Einwände angesichts der von ihr genannten drei Tendenzen ausführlich zu entkräften. Ihr ist wichtiger, daß die Synode weiß: die KL hat gehört, als daß sie feststellt: die KL kann argumentieren. Sie bittet die Synode, die Einwände an den drei genannten Tendenzen zu prüfen und dabei folgendes zu bedenken:

4.4.1. Es fällt die große Unterschiedlichkeit der einzelnen Einwände auf. Das weist darauf hin, daß fast alle von der je eigenen Lage ausgehen und erwarten, von daher solle die Norm für die ganze Kirchenprovinz gewonnen werden.

4.4.2. Eine schwierige Finanzsituation erfordert möglichst sachliche Berücksichtigung unterschiedlicher Gesichtspunkte, wenn die Last einigermaßen gerecht verteilt werden soll. Die geordnete Abgabe (Kirchensteuer), die sogenannten mühseligen Einnahmen aus Zinsen, Land- und Waldbesitz und die Opferbereitschaft müssen dabei bedacht und in zumutbarem Verhältnis zueinander herangezogen werden, zumal keinem Einsichtigen verborgen sein kann, wie die Voraussetzungen für diese drei Einnahmequellen sich dauernd aus objektiven Gründen verschieben und leider auch manchmal in subjektiver Einsichtigkeit gegeneinander ausgespielt werden.

4.4.3. Das neue Umlageverfahren dient nicht der Stärkung der zentralen Kassen, sondern der Sicherstellung des Dienstes und der Besoldung für den Dienst, der im Kirchenkreis und in seinen Gemeinden getan werden muß. Das Mehraufkommen an Umlagen soll über die C- und A-Pläne für die gemeindlichen Aufgaben verwendet werden, ohne den Umweg über die „Zentrale“ zu laufen.

4.4.4. Das neue Umlageverfahren verhindert nicht das Mündigwerden der Gemeinde; es dient ihm vielmehr insofern, als es darauf hinwirkt, daß die Verantwortung der Gemeinde für den auszureichenden Dienst hineinführt in die Gemeinschaft der Gemeinden. Das Verfahren bringt allerdings zum Ausdruck, daß die Zeiten zu Ende gehen, in denen Gemeinden eine isolierte Eigenexistenz meinen führen zu können, wobei sie von Autarkie träumen und wie selbstverständlich von Subventionen leben.

4.4.5. Die KL versichert, daß das Umlageverfahren weiter verbessert wird, sobald die nötigen Erfahrungen vorliegen (z.B.: Wie wird hier die Last des Gebäudebesitzes richtig berücksichtigt? Wie kann man verhindern, daß einmalige Sonderanstrengungen bei besonderen Aktionen einer einzelnen Gemeinde zu einer ungerechten Dauerbelastung durch erhöhte Umlage-Fixzahlen werden?).

4.5. Die KL weiß, daß das neue Umlageverfahren nicht vollkommen ist. Es bietet aber einige Chancen angesichts dessen, was auf uns zukommt. Es ist nicht völlig „gerecht“ (wo gäbe es das in der Welt der Sünde, in der auch die Kirche lebt?), aber es verbindet die Gemeinden besser untereinander und versucht sie dazu zu ermuntern, mit der Finanzkraft der sogenannten Kirchensteuer und der Bereitschaft des Opfers für die eigene Gemeinde füreinander dazusein. Das neue Verfahren bedeutet nicht die Überwindung der Finanzschwierigkeiten, aber es ist ein Instrument, ihnen zu begegnen.

5. Natürlich kann man fragen, ob es jetzt wirklich nichts Notwendigeres gebe, als die Inangriffnahme derartiger Strukturveränderungen, die erneut Kräfte binden und von der eigentlichen Arbeit abziehen werden. Sollte die KL nicht vielmehr die Parole ausgeben und sich selber zu Herzen nehmen: Konzentriert euch auf das Eigentliche, auf den Auftrag, auf ‚das eine, das not tut‘! Vertut die Zeit nicht mit Planungen! Ein Hausbesuch ist wichtiger als zwei Sitzungen! Die Kirche als Institution muß absterben, damit die Kir-

che als das Volk Gottes sich wieder frei bewegen kann. Ordnen, planen, organisieren muß locker und mit der linken Hand gemacht werden. Orientiert euch in der Diasporasituation an den Freikirchen, die mit geringstem organisatorischem Aufwand arbeiten und viel beweglicher sind als die schwerfällige Institution unserer Landeskirchen!

Die KL kennt derartige Einwände und hat sie sich oft genug selber vorgehalten und sie auf ihr Recht geprüft. Wie könnte es eine KL kalt lassen, wenn „zur Sache“ gerufen wird! Aber wir meinen, mit unseren Planungen durchaus bei der Sache zu sein. Der theologische Sachgrund für die vorgeschlagenen Strukturveränderungen ist der Glaube an die Wirksamkeit des Heiligen Geistes und also das Verständnis der Kirche als „charismatischer Gemeinschaft“, als Gemeinschaft der Gaben. Daß Institutionen die Tendenz zur Bürokratisierung haben, ist richtig; hier wird aufzupassen – und notfalls aufzumucken! – sein.

Der Hinweis auf die Freikirchen übersieht, daß wir unsere Geschichte (leider) nicht einfach durchstreichen können, sondern sie übernehmen müssen. Die Freikirchen konnten (und mußten) sich ihr „Gewand“ immer nach ihrer jeweiligen Größe „schneiden“, es war also immer wachstumsangepaßt; wir haben ein „Gewand“ überkommen, das zu anderen Zeiten „geschneidert“ worden ist und schon damals zu groß war, das aber jetzt, nachdem der Körper um die Hälfte abgenommen hat, erst recht viel zu groß ist und uns in unserer Beweglichkeit hindert, ohne daß wir es abwerfen oder rigoros verkleinern können, da wir eine Menge baulicher, finanzieller, personeller Rechtsverpflichtungen überkommen und außerdem unsere Arbeit sehr viel breiter angelegt und eine große Anzahl von Aktivitäten entwickelt haben, so daß ein größerer organisatorischer und administrativer Aufwand nicht zu vermeiden ist. Daß ein Hausbesuch wichtiger sein kann als zwei Sitzungen, ist wahr. In jedem Falle ist er wichtiger als zwei Stunden Fernsehen.

Daß wir nicht genügend zum „Eigentlichen“ kommen, ist wahrhaftig nicht nur in einem Zuviel an Organisation und Planung begründet! Unser Dienst wird nur zu bewältigen sein in einer starken inneren Diszipliniertheit und einer geistlich verantworteten Ökonomie unserer Kräfte und unserer Zeit.

Einen Beitrag der Gesamtkirche zum Gemeindeleben und zum Gemeindeaufbau versucht der Kirchenbund mit der Anregung zu geben, als eine neue Form gemeindlicher Arbeit Gemeindegemeinschaften zu veranstalten. Ein von der Konferenz der Kirchenleitungen gebildeter „Zentraler Vorbereitungsausschuß Gemeindegemeinschaften“ hat dazu einen „Rahmenplan für Gemeindegemeinschaften“ erarbeitet, dem der Vorstand der Konferenz am 18. Juli 1972 zur Weitergabe an Gliedkirchen und Gemeinden zustimmte.

Zentraler Vorbereitungsausschuß Gemeindegemeinschaften

An alle Gemeindekirchenräte (Kirchenvorstände)
in den Gliedkirchen des
Bundes der Ev. Kirchen in der DDR

Die Konferenz der Kirchenleitungen hat uns beauftragt, in allen Gliedkirchen des Bundes der Ev. Kirchen in der DDR als Beitrag zum Zusammenwachsen in Zeugnis und Dienst Gemeindegemeinschaften für den Winterabschnitt 1973/74 anzuregen und vorzubereiten.

Warum Gemeindegemeinschaften?

Viele Gemeinden in Dorf und Stadt haben in den letzten Jahren gute Erfahrungen mit dieser neuen Arbeitsform gemacht: Eine gesprächsfähige Gruppe (unter Umständen aus mehreren Nachbargemeinden) kommt zur Behandlung eines Themas an Abenden oder Wochenenden so oft zusammen, wie das vom Gegenstand her nötig ist.

Für viele Menschen haben Gemeindegemeinschaften besondere Anziehungskraft, weil die gemeinsame Erarbeitung der Themen Freude macht,

weil jeder Teilnehmer durch vielfältige Gestaltung (Spiel, Bildbetrachtung, Literatur, Textanalysen, Musik u.a.m.) herausgelockt wird, seiner Begabung entsprechend zum Gelingen beizutragen,

weil die Ausdehnung der gemeinsamen Arbeit vom Thema her zeitlich befristet ist.

Für die veranstaltenden Gemeinden bieten Gemeindegemeinschaften besondere Chancen

weil die Vorbereitung und Leitung durch Gruppen Gemeindeglieder zu verantwortlicher Mitarbeit befähigt

weil der offene Arbeitsstil Menschen, die zu anderen Kreisen vergeblich eingeladen wurden, hier nicht nur zur Teilnahme, sondern zur Mitarbeit ermutigt.

Es ergibt sich dabei, daß Menschen mit unklaren Vorstellungen vom christlichen Glauben im Zusammenhang des behandelten Themas zu Glaubenserkenntnissen kommen. Gleichzeitig erfahren Gemeindeglieder in der Begegnung mit andersdenkenden Teilnehmern eine für ihren Glauben wichtige Horizonsweiterung.

Themen und Ziele

Als Vorbereitung für die Weltkonferenz, die vom 29. 12. 1972 bis 8. 1. 1973 in Bangkok stattfinden soll, hat die Abteilung für Weltmission und Evangelisation des ÖRK eine Studienarbeit über „Heil heute“ eingeleitet.

Dieses Thema ist so wichtig, daß es als verbindendes Generalthema für die Gemeindegemeinschaften 1973/74 vorgeschlagen wird. Es liegt uns daran, zu ergründen, was die Bibel mit „Heil“ in den dafür gebrauchten verschiedenen Begriffen bezeugt, und gleichzeitig „Heil heute“ zu entdecken. Dazu bedarf es eines breiten Gesprächs, an dem Nichttheologen und Theologen partnerschaftlich beteiligt sind.

Alle sind dabei in der geistlichen Situation, wie sie Paulus im Blick auf die versammelte Gemeinde kennzeichnet:

Von den Anwesenden, die Gottes Handeln für ihre Zeit deuten können, sollen zwei oder drei dazu reden. Die anderen sollen das Gehörte kritisch prüfen.

Sollte einem von ihnen dabei eine Erleuchtung kommen, so soll er damit sofort zu Wort kommen.

Denn ihr seid grundsätzlich alle in der Lage, Gottes Interpreten zu sein, damit alle voneinander lernen und so alle zur Nachfolge ermutigt werden (1. Kor. 14,29–31 in Übertragung).

Gemessen daran können wir von den Gemeindegemeinschaften zum Thema „Heil heute“ erhoffen,

daß die Beteiligten in der Gemeinschaft der Suchenden selbst Heil erfahren und daß sie befähigt werden, für sich und andere verstehbar auszusagen, was für ein Heil sie als Christen zu bezeugen haben.

Um des genannten Zieles willen geht es bei diesen Seminargesprächen um die Begegnung von gegenwärtiger Situation und biblischer Botschaft. Für diese Begegnung schlagen wir fünf Themenkomplexe zur Auswahl vor, die durch folgende Fragen markiert werden:

1. Heil durch Bestätigung?
2. Heil durch Entlastung?
3. Heil durch Sicherheit?
4. Heil durch schöpferische Tätigkeit?
5. Heil durch Glück?

Bei der Frage nach dem „Heil heute“ hat die *Situation* folgende Aspekte: die in der Regel rein diesseitigen Heilserwartungen und Heilserfahrungen. Damit die Begegnung mit der *biblischen Botschaft* auf möglichst weitem Feld gesehen werden kann, sollten nicht nur isolierte Aussagen (Perikopen), sondern Überlieferungslinien des Glaubens zur Sprache kommen. Für das gegenseitige Durchdringen von Situation und biblischer Botschaft unter den fünf vorgeschlagenen Themen geben wir im Anhang erste Denkanstöße weiter, die noch kein methodisches Konzept sind. Sie sollen den Unterschied deutlich machen zwischen dem, was Gottes Sache ist und dem, was Sache der Menschen ist; nicht um beides voneinander zu scheiden, sondern um beides in die richtige Beziehung zueinander zu setzen. Nur so vermeiden wir eine Geringschätzung des zeitlichen Heils (Wohl) wie dessen Verwechslung mit Gottes ewigem Heil.

Hilfen zur Durchführung

Folgende Arbeitshilfen werden vorbereitet:

- Literaturverzeichnis und methodische Arbeitshilfen für Vorbereitungsgruppen,
- Textmappen für Seminarteilnehmer,
- theologisch-exegetische Beiträge in kirchlichen Zeitschriften.

Vor der endgültigen Fassung der methodischen Arbeitshilfen sollen Seminarentwürfe zur Erprobung in verschiedene Gemeinden gegeben werden. Gemeinden, denen der von uns empfohlene Termin des Beginns (Herbst 1973) zu spät ist, werden gebeten, sich für solche Erprobungen im kommenden Winter zu melden.

Rüsten zur Einübung in Seminarmethodik werden in den einzelnen Landeskirchen angeboten werden.

Der Zentrale Vorbereitungsausschuß
Gemeindeseminare

ANHANG

1. Heil durch Bestätigung?

Menschen sehen ihren eigenen Wert und den Sinn ihres Lebens davon abhängig, wie sie von anderen beachtet und geachtet werden. Deshalb suchen sie ihr Heil in Anerkennung und Bejahung durch andere.

- Wann erkennen wir jemanden an?
- Unter welchen Umständen werden Menschen durch andere bejaht, ohne etwas dafür leisten zu können?

Bejahung und Anerkennung sind letztlich nur dann annehmbar und weiterhelfend, wenn der andere auch in seiner Andersartigkeit angenommen wird. Das setzt voraus, daß man ihm gegenüber keinen starren Gerechtigkeitsnormen ausspielt, sondern ihm gerecht wird.

- Wie werden Menschen einander gerecht?

Jede Gesellschaft lebt davon, daß bestimmte Leistungen erbracht werden. Damit sie erbracht werden, wird Anerkennung als Ansporn in Aussicht gestellt, werden Leistungswettbewerbe und -vergleiche durchgeführt.

- Welche Folgen kann das für das Selbstverständnis der Menschen haben?
- Welche Folgen kann das für das Miteinander der Menschen haben?

Viele Gruppen von Menschen werden in ihrer Gesellschaft auf Grund von Vorurteilen verachtet und isoliert.

- Welche Gruppen sind davon besonders betroffen?
- Was treibt Gruppen zur Absolutsetzung ihrer eigenen Wert- und Kulturmaßstäbe?
- Wie finden Gruppen eine anerkannte Rolle in ihrer Gesellschaft?

In Jesus Christus sagt Gott ja zum Menschen, unabhängig von menschlichem Tun, und ermöglicht damit, daß auch Menschen so einander annehmen. Jesus bestätigt uns nicht auf Grund unserer Leistungen, sondern schafft uns unverdient eine neue Position. Damit erfahren wir eine weiterwirkende Befreiung. Vergleiche z.B. Matth. 20,1–16; Luk 19,1–10; Röm. 3,21–28; Joh. 8,1–11.

- Worauf läßt uns dieses Handeln Jesu hoffen?
- Warum fällt es Menschen schwer, die sie rettende und befreiende Bejahung als Geschenk anzunehmen?
- Wie können Christen durch die Art ihres Zusammenlebens als Gemeinde die heilsame Wirkung dieser Hoffnung erkennen lassen?

2. Heil durch Entlastung?

Einzelne Menschen und ganze Gruppen sehen sich angesichts wachsender Leistungs- und Kommunikationsanforderungen überlastet und überfordert. Deshalb suchen sie ihr Heil im Rückzug in die privaten Bereiche ihres Lebens oder in die Freizeitgestaltung.

- Welche Gruppen sind heute als besonders überfordert anzusehen?
- In welchen Zusammenhängen ist Entlastung nötig?

Wenige übernehmen immer mehr Aufgaben und Verantwortung, während die meisten sich möglichst den Aufgaben und der Verantwortung entziehen.

- Welche Folgen kann das haben?
- Was hindert Menschen in Schlüsselstellungen, mehr Verantwortung an andere zu delegieren?

Während einige tatsächlich überfordert sind, gehört es für andere zum guten Ton, überlastet zu erscheinen.

- Auf welche Weise schirmen sich Menschen gegen tatsächliche oder befürchtete Überforderungen ab?
- Wie ist tatsächliche und eingebildete Überforderung zu unterscheiden?

Jesu Angebot, Mühselige und Beladene zu erquicken, zielt auf die Befähigung in der angebotenen Gemeinschaft mit ihm das tragen und ertragen zu können, was um Gottes und des Nächsten willen notwendig ist. Vergleiche Gal. 6,1f.; Matth. 11,28–30 („Nehmet auf euch mein Joch!“). In der angebotenen Gemeinschaft mit ihm ist es möglich, trotz drückender Arbeitslast zu ruhen und sich von dem Geist der Sorge befreien zu lassen. Vergleiche Matth. 6,25ff.

Um des Menschen willen hat Gott arbeitsfreie Zeit gestiftet: 1. Mose 2,1–4; 2. Mose 16,22–26; 5. Mose 16,11f.; Luk. 14,12–14; Matth. 11,28–12,12; Hebr. 4,1–11.

- Warum fällt es Menschen schwer, das Angebot Jesu anzunehmen?
- Was ist auf Grund des Angebots Jesu für die Gesellschaft zu erhoffen?
- Welchen Sinn hat die arbeitsfreie Zeit?
- Was bedeutet es, daß Christen die Auferweckung Jesu feiern (Sonntag)?
- Wie gibt die Gemeinde Hilfe zur Entlastung für Überforderte?
- Wie gibt die Gemeinde Hilfe, Trägheit zu überwinden?
- Welche Folgerungen ergeben sich für die Gestaltung kirchlicher Veranstaltungen?

3. Heil durch Sicherheit?

Ohne Befriedigung bestimmter materieller Bedürfnisse kann der Mensch nicht leben. Durch Hunger oder Mangel anderer Art sieht er sein Leben bedroht. Deshalb sucht er sein Heil in der Sicherheit gegenüber solchen Bedrohungen.

- Was ist für ein menschenwürdiges Leben nötig?
- Wodurch wird das Leben der Menschen heute physisch bedroht?
- Wie suchen Menschen unter verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen Sicherheit für ihr Leben?

Das Leben vieler Menschen, vor allem in den sogenannten Entwicklungsländern, ist durch Hunger, Unwissenheit oder Krieg bedroht.

- Welche Aufgaben ergeben sich daraus für uns?
- Wie werden sie wahrgenommen?
- Wie verhalten sich eigenes Sicherheitsstreben und Eintreten für die Sicherung des Lebens anderer zueinander?

In der Sicherung des Lebens wird oft der Sinn des Lebens gesehen.

- Welche Folgen kann das haben?
- Was treibt Menschen dazu, immer mehr haben zu wollen?
- Weshalb wird in der Bibel das Streben der Menschen nach Sicherheit auch als Quelle des Unheils gekennzeichnet (vgl. u.a. 1. Mose 11,1–9; Luk. 12,16ff.)?

Im Alten Testament wird den Menschen unter der Herrschaft Gottes Frieden und Wohlergehen zugesagt: Jes. 2,2–5; 9,2–7; 11,1–9; Ps. 85. Durch Krankenheilungen und Speisungen demonstriert Jesus, daß dieses Gottes Wille bleibt.

- Was hat es zu bedeuten, daß Jesus sich gelegentlich solchen Wünschen der Menschen entzieht (vgl. u.a. Joh. 6,15; Matth. 4,1–3; 16,23)?
- Was bedeutet das für unseren gesellschaftlichen Einsatz?

Jesus betont, daß Vertretern auf Besitz von Gott trennt: Matth. 6,19–21 und 24; Mk. 10,17–22. Er befähigt zum Glauben, der frei ist vom selbstsüchtigen Sorgen und frei zum Gebenkönnen: Luk. 18,28–30; Mk. 12,41–44; Phil. 4,10–20 u.a.

- Wie kann die Kirche diese Einladung zu heilsamem Verzicht auf Sicherheit durch ihr Handeln deutlich machen?

- Wie verhält sich diese Verkündigung Jesu zu menschlichen Versuchen, sich Gott zur Sicherung des Lebens dienstbar zu machen?
- Worauf läßt sie uns hoffen?

4. Heil durch schöpferische Tätigkeit?

Viele Menschen sehen den Sinn ihres Lebens in Frage gestellt, weil sie in den von ihnen verlangten Tätigkeiten ihre Gaben nicht voll entfalten können. Wenn sie aber selbst etwas gestalten oder schwierige Aufgaben lösen können, haben sie das befriedigende Gefühl: Es lohnt zu leben. Deshalb suchen sie ihr Heil in schöpferischer Tätigkeit.

- Was kennzeichnet schöpferische Tätigkeit?
- Wo haben Menschen heute Gelegenheit zu schöpferischer Tätigkeit?
Ganze Gruppen in anderen Völkern und einzelne Arbeitsunfähige bei uns sind zu Beschäftigungslosigkeit verurteilt. Andere können in ihrer Arbeit keine Befriedigung finden, weil sie sich in ihr nicht entfalten können.

- Welche Aufgaben ergeben sich daraus für uns?

- Wie werden sie wahrgenommen?

Es gibt Menschen, die unfähig sind, ihre Freizeit schöpferisch zu gestalten. Andere wollen nichts tun und verlieren damit die Fähigkeit, sich schöpferisch zu betätigen.

- Wie werden Menschen zu schöpferischer Tätigkeit befähigt?
- Welche Bedeutung hat die Fähigkeit zu schöpferischer Tätigkeit für die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen?

Nach biblischem Zeugnis soll sich der Mensch als Mitarbeiter Gottes die Erde untertan machen (1. Mose 1,28). Damit ist ihm die Freiheit zu schöpferischer Tätigkeit gegeben. Sie ermöglicht es ihm, Leben zu fördern wie zu gefährden.

- Was bedeutet das für die wissenschaftlich-technische Macht des Menschen?
- Welche Grenzen sind ihm dabei gesetzt?

Schöpferische Tätigkeit ist Entfaltung einer von Gott gegebenen Gabe zum Nutzen und zur Freude aller: 1. Kor. 12,4–11. Jesus hat in seinem Umgang mit Freunden und Feinden gezeigt, daß Leben als Dienst an anderen frei macht. Er hat uns diesen Weg als den Weg Gottes eröffnet: Matth. 20,20–28; Joh. 13,1–17; 2. Kor. 6,1–10; Gal. 5,13f. u. a.

- Worauf läßt uns diese Wegweisung Jesu hoffen?
- Was für Möglichkeiten eines neuen Miteinanders werden eröffnet– um welchen Preis?
- Was bedeutet das für die Gestaltung des Lebens der Gemeinden?
- Was bedeutet das für unseren gesellschaftlichen Einsatz?

5. Heil durch Glück?

Menschen verlangen nach Glück und suchen darin ihr Heil. Es ist aber nicht eindeutig, was man unter „Glück“ versteht. Nach einem philosophischen Wörterbuch ist Glück ein „Zustand“, in dem sich der Mensch „in vorübergehender oder dauernder Übereinstimmung mit seinem Zweck findet, mithin zufrieden ist“.

- Was sehen Menschen als Zweck ihres Daseins an?
- Was wird alles als Glück, was als Unglück erlebt?
Dem Glück haftet etwas Zufälliges an, es erregt Staunen.
- Woher wird Glück erwartet?

- Was verraten sprichwörtliche Redewendungen, in denen das Wort „Glück“ vorkommt?

Jeder Mensch braucht die Erfahrung des Glücks. Menschen ohne diese Erfahrung sind in Gefahr, mürrisch und schließlich verbittert und böseartig zu werden.

- Was hindert Menschen, ihren Alltag als Glück zu erfahren?
- Welche Beziehungen bestehen zwischen Glück und Dankbarkeit?
- Was hindert Menschen, Glücklichkeit im Glücklichmachen zu suchen?

Was wir als Glück bezeichnen, wird im Alten Testament in der Regel als Gabe und Segnung Gottes gesehen. Darunter wird sehr Verschiedenes verstanden: Hiob 42,12; Micha 4,4ff. Aber das Glück der Gemeinschaft zwischen Gott und seinem Volk wird im Alten Testament höher geachtet als dinglicher Besitz: Hes. 34; Jer. 31,31ff.

- Was hat dieses Nebeneinander verschiedener Glücksvorstellungen für unsere Erwartungen an Gott zu bedeuten?
- Was hat es zu bedeuten, daß auch Unglück als Gabe Gottes gedeutet wird? (vgl. Amos 3,6b).

Jesus preist Menschen in seiner Nachfolge glücklich, die nach üblichen Maßstäben als unglücklich gelten; er preist Menschen glücklich, die sich wie er für andere preisgeben. Ihnen ist Gott nahe; das ist Glück: Matth. 5,3-12; 1. Petr. 3,14; 4,14.

Jesus preist nicht nur glücklich; er macht glücklich: Luk. 22,19ff.; Röm. 4,5ff.; Offb. 21,1-5.

- Worauf läßt uns diese Zusage Jesu hoffen?
- Was bedeutet sie für unser Bemühen, andere Menschen glücklich zu machen?
- Was bedeutet sie für unser Suchen nach Glück?

Die Bedeutung dieser Gemeindegemeinschaften für das Gemeindeleben und andere Schwerpunkte in der Arbeit der Gemeinden beschreibt der schon mehrfach zitierte Bericht der Kirchenleitung der Kirchenprovinz Sachsen auf der Synodaltagung im November 1972.

ERKENNBARE SCHWERPUNKTE IN DER ARBEIT DER GEMEINDEN

Alle Bemühungen um die Veränderung von Lebens-, Arbeits- und Organisationsformen der Kirche haben nur den einen Zweck, daß die Dienste, die der Kirche vom Evangelium her aufgetragen sind, so gut wie nur irgend möglich getan werden können. Alles, was wir bei der Inangriffnahme der in Teil I dargelegten *Strukturaufgaben* an Zeit und Kraft werden aufwenden müssen, ist *nur dann keine leere Beschäftigung, wenn wir uns des Evangeliums gewiß sind*, zu dessen besserer Ausrichtung dies alles mithelfen soll. Wir werden zugeben müssen: die Beschreibung des „modernen Menschen“ mit all seinen Verständnisbarrieren gegenüber einer Verkündigung des Evangeliums, die sich nicht auf innerweltlich-soziale Kategorien beschränkt, haben weithin doch Eindruck gemacht. Die Aufzählung alles dessen, was dem „modernen Menschen“ nicht mehr verständlich, was ihm ohne unzumutbare weltanschauliche „Vorleistungen“ „unerschwinglich“ und was alles ohne Bedeutung für sein Leben sei, machte unsicher und unfroh. Alles wurde problematisch – die Rede von Gott als personalem Gegenüber und damit das Gebet, das Gegebenen verbindlicher Gebote Gottes, die Tat der Auferweckung des Gekreuzigten, das Leben der zukünftigen Welt. Für dieses radikale Fragen war das Geltendmachen orthodoxer Positionen und das bloße Rezitieren des biblischen Vokabulars keine Antwort. Der versuchte Ausweg, das Evangelium nicht mehr als Heilsbotschaft für den verlorenen, sondern als ethischen Impuls für den verbesserlichen Menschen auszulegen, wurde vom Evangelium selbst versperrt. Es gibt Anzeichen dafür, daß in den Gemeinden ein neues Fragen nach dem zentralen Heilsinhalt des Evangeliums beginnt, und daß bei Menschen, die nicht oder nicht mehr zur Gemeinde gehören, immer vernehmbarer die Sinnfrage gestellt wird. Wir werden dieses Fragen nur dann aufnehmen und beantworten können, wir werden das Evangelium nur dann als gewißmachende gute Nachricht weitertragen können, wenn wir selbst uns seiner neu versichert haben.

Eine Gemeinde, die missionarisch wirken und existieren will, wird nach Möglichkeiten suchen, wie sie das ihr geschenkte Heil neu erkennen und dadurch neu an ihm Anteil gewinnen kann.

1. Die Gemeindegemeinschaften über das Thema „Heil heute“

1.1. Dieser Auseinandersetzung mit dem zentralen Inhalt des Evangeliums sollen die *Gemeindegemeinschaften* dienen, die über das Thema „Heil (als Inbegriff des Evangeliums) heute“ für den Winter 1973/74 geplant werden. Das Thema liegt einer weltweiten Studienarbeit zugrunde, die die Abteilung für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates zur Vorbereitung einer Weltkonferenz vom 29. 12. 1972 bis zum 8. 1. 1973 in Bangkok eingeleitet hat. Es wurde von der Konferenz der Kirchenleitungen als ver-

bindendes Generalthema für Gemeindegemeinschaften in den Kirchen des Bundes vorgeschlagen; die Vorbereitung liegt bei einem Zentralen Ausschuß, der auf Bundesebene tätig ist und Themenvorschläge, Material und methodische Hilfen für die Durchführung von Gemeindegemeinschaften erarbeitet hat. Die Kirchenleitung wird den Gemeinden unserer Kirchenprovinz empfehlen, im Winter 1973/74 schwerpunktmäßig an diesem Thema zu arbeiten.

1.2. Das Vorhaben wäre völlig mißverstanden, wenn man darin lediglich den Versuch sehen würde, ein paar neue *Methoden* für die Gemeindegemeinschaft zu erproben und einzuführen. Die Kirchenleitung ist vielmehr der Meinung, daß für unsere Gemeinden und ihre Glieder das Nachdenken und das Gespräch über die *Sache*, die das Thema bezeichnet, von ganz wesentlicher Bedeutung ist. Allerdings könnten die seminaristische Form und die methodischen Hilfen dazu beitragen, daß die Sache auf neue Weise und mit neuer Intensität in den Blick kommt.

Die Erwartungen, Hoffnungen und Anstrengungen der Menschen von heute, Heil zu erlangen, sind in der Regel rein diesseitig bestimmt. Wenn wir sie ernsthaft zur Kenntnis nehmen – und dazu eignet sich das seminaristische Gespräch besonders gut –, dann könnten *die biblische Botschaft vom Heil Gottes in Christus* neue Leuchtkraft und Bedeutung erlangen. Das erhoffte Ziel dieser Arbeit besteht nicht nur darin, daß die Teilnehmer an den Gemeindegemeinschaften „befähigt werden, für sich und andere verstehbar auszusagen, was für ein Heil sie als Christen zu bezeugen haben“, sondern auch darin, daß sie „in der Gemeinschaft der Suchenden selbst Heil erfahren.“ (Schreiben des Zentralen Vorbereitungskreises Gemeindegemeinschaften an alle Gemeindekirchenräte, s. Amtsbl. 10/1972, S. 70–73).

1.3. Die Kirchenleitung strebt *keine zentral dirigierte thematisch monotone Gemeindegemeinschaft* an. Das Angebot für die Gemeindegemeinschaften über „Heil heute“ enthält genügend Variations- und Auswahlmöglichkeiten. Es soll auch keine Gemeinde zu dieser Thematik und zu dieser Arbeitsform verpflichtet werden. Die Kirchenleitung möchte aber die Gemeinden unserer Kirchenprovinz dazu ermuntern und ermutigen, für unsere Zeitgenossen und mit ihnen die Anzeichen des Heils zu entdecken, das Gott die Menschen auch heute erfahren lassen will.

2. Die Arbeit der Kreissynoden an dem Jahresthema: „Übersehene menschliche Nöte – unentdeckte Möglichkeiten für uns“

Daß Zeugnis und Dienst der Gemeinde zusammengehören, daß die, die ihren Mitmenschen das Heil anzusagen haben, auch für ihr Wohl Verantwortung tragen, *ist in der heutigen Zeit wieder zunehmend deutlich geworden*. Wenn wir uns um die rechte Weitergabe des Evangeliums bemühen, gehört der tätige Einsatz für den kranken, psychisch belasteten und sozial an den Rand gedrängten Nächsten unmittelbar dazu. Diakonie ist also eine der zentralen Aufgaben, die sich der Gemeinde vom Evangelium her stellen – und zwar der ganzen Gemeinde und nicht nur einzelnen besonderen Einrichtungen und Anstalten, an die sie diese Aufgabe delegieren könnte.

2.1. Um diese Erkenntnis im Bewußtsein der Gemeinden voranzubringen, *haben die Kreissynoden sich* in diesem Jahr vorwiegend *mit dem Thema beschäftigt: „Übersehene menschliche Nöte – unentdeckte Möglichkeiten für uns“*. Eine umfassende Auswertung dieser Arbeit in unseren Kirchenkreisen kann heute noch nicht vorgenommen werden, da längst nicht alle Berichte vorliegen. Einiges läßt sich aber jetzt schon sagen:

2.1.1. In manchen Kreissynoden ist das Thema in traditioneller Weise abgehandelt worden (Referat – Plenaraussprache). In einer ganzen Reihe von Kirchenkreisen hat es aber offenbar eine *Vorbereitung und Durchführung der Synoden mit neuen Arbeitsmethoden* gegeben. Schriftliche Anfragen an die Gemeindekirchenräte lösten eine „Suchbewegung“ zur Bestandsaufnahme aus, die sich in speziellen Ältestenräten fortsetzte. Solch eine Vorbereitungsphase hat oft klarzumachen vermocht, daß Diakonie eine Aufgabe der Gemeinde sei. Die Lücke wurde erkannt. Auf Grund solcher Vorbereitung kam es zur Einladung von Fachleuten für bestimmte Bereiche, aber auch von Betroffenen (Blinden, Taubstummen, ehemaligen Suchtgefährdeten; noch nicht gelungen ist es, Eltern hirngeschädigter Kinder mit Synodalen ins Gespräch zu bringen). In einigen Kirchenkreisen, in denen keine intensive Vorbereitungsphase stattfand, wurde doch beschlossen, Bestands-

aufnahmen und Auseinandersetzung mit den Problemen auf örtlicher Ebene nachzuholen. In günstigen Fällen konnten auf Grund der Arbeit der Synoden Arbeitsgruppen gebildet und mit konkreten Aufgaben beauftragt werden.

2.1.2. *Diese erfreuliche Arbeitsweise* in manchen Kirchenkreisen *hat ihren Grund* nicht zuletzt *in einer methodisch überlegten zentralen Vorbereitungsarbeit* auf Provinzialebene. Deren im Amtsblatt (Nr. 11/1971, S. 87f.) veröffentlichte Ergebnisse wurden offenbar als hilfreich angesehen. Bei dieser Vorbereitungsarbeit wirkten Frauenhilfe, Männerarbeit, Aktion Sühnezeichen, Diakonisches Amt und Praxisberatung zusammen. Sie verzichteten teilweise auf eine eigene Thematik und trugen so zu einer thematischen Konzentration in der Kirchenprovinz bei. Daß diese Kooperation so gute Ergebnisse erbrachte, wirkt ermutigend im Blick auf zukünftige Aufgaben.

2.2. Im *Ergebnis der Beschäftigung mit dieser Thematik* scheint die diakonische Verpflichtung der Gemeinden deutlicher ins Blickfeld zu treten. *Ein diakonisches Bewußtsein beginnt sich zu entwickeln.* Eine der großen Chancen der Themenstellung lag und liegt darin, daß sie ein Gebiet betrifft, auf dem jeder Synodale ein wenig kompetent ist und daher ohne lange Vorschulung mitzureden und mitzutun in der Lage ist.

Je sorgfältiger die Vorbereitung der Kreissynoden war, desto besser ist es gelungen, nicht nur über die Diakonie im allgemeinen zu reden, sondern die vielfältigen diakonischen Aufgaben konkret ins Auge zu fassen. Dabei sind die Synodalen vor allem aufmerksam geworden

- auf die *Verantwortung für die hirngeschädigten Kinder*, der wir uns in der Tat umfassender und intensiver stellen müssen, und
- auf die *Bedeutung von Seelsorge als einem Stück diakonischer Tätigkeit.* Man hat die Pfarrer nach dem Stellenwert der Seelsorge in ihrem Dienst gefragt; aber es kam auch zu Überlegungen, wie die Gemeinden diese Aufgabe durch diakonisch-seelsorgerliche Besuchsdienste wahrnehmen könnten.

3. Seelsorge als Aufgabe der Gemeinde

Daß auf einigen Kreissynoden die Frage nach der Seelsorge gestellt wurde, darf nicht als nebensächliche Einzelheit abgetan werden. Diese Frage taucht vielmehr in letzter Zeit immer häufiger auf und muß von uns sehr ernst genommen werden. Eine Kirche, der es um die Weitergabe des Evangeliums an die Welt von heute geht, wird sich auch um *eine dem Zeitgenossen gemäße Weise der Seelsorge* mühen müssen. Diese Aufgabe steht vor uns. Wir müssen neu zu definieren versuchen, worin Seelsorge heute besteht und welche Ziele sie verfolgen kann; wir müssen nach neuen Wegen für das seelsorgerliche Gespräch suchen und mit unseren Pfarrern überlegen, wie sie diesen Teil ihres Dienstes mit Freude und Hingabe tun können.

Darüber hinaus merken wir, daß Seelsorge in immer stärkerem Maße auch Gemeindegliedern in ihrem Alltag abverlangt wird. Da diese Christen im gleichen Erfahrungsraum leben und die gleiche Sprache sprechen wie ihre Gesprächspartner, haben sie in vieler Hinsicht eine größere Sachkompetenz für diese Aufgabe als die Pfarrer, die dabei allerdings als theologische Berater und „Seelsorger der Seelsorger“ gebraucht werden. Wir werden geeignete Möglichkeiten finden müssen, wie wir solche Gemeindeglieder dazu zürüsten und darin einüben, daß sie nicht nur fähig zur Bezeugung des Evangeliums, sondern auch fähig zur Tröstung mit dem Evangelium werden; es könnte sein, daß die Form des Gemeindeseminars auch hierfür einen Dienst tun kann.

5. FORTENTWICKLUNG DER OST-WEST-BEZIEHUNGEN IN DER EKU UND IN DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN BERLIN-BRANDENBURG

EKU und Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg brachten ihre verfassungsrechtliche Neuordnung hinsichtlich des Verhältnisses ihrer Gebiete in der Bundesrepublik Deutschland (mit Westberlin) und in der DDR zueinander im Jahre

1972 zu einem vorläufigen Abschluß. Die erforderlichen Vorbereitungen hierfür waren in den beiden Vorjahren getroffen. Berichterstattung und Kommentierung in den Ausgaben 1970 und 1971 des Kirchl. Jahrbuches sind zum Verständnis der folgenden Fortschreibung auf jeden Fall mit heranzuziehen.

a) EKU

Will man die Langwierigkeit des Prozesses der Neuordnung der EKU in der Ost-West-Frage voll verstehen, ist u. a. zweierlei zu berücksichtigen. Einmal verfügt die EKU als die ehemalige preußische Landeskirche über ein besonders ausgeprägtes Geschichtsbewußtsein, und dann verbindet sich dieses Geschichtsbewußtsein mit dem Selbstverständnis einer Unionskirche, die die Lösung der Konfessionsfrage innerhalb des Protestantismus als ihren geschichtlichen Auftrag versteht. Kommt es zu einer tiefgreifenden Veränderung im Bestand der EKU, dann soll damit wenigstens zugleich diesem geschichtlichen Auftrag gedient werden (s. auch Kirchl. Jahrbuch 1970, S. 268).

Doch mußte sich die EKU im Jahre 1972 zu einem weitgehenden verfassungsrechtlichen Schritt entschließen. Der Vorsitzende des Rates der EKU, Bischof D. Hans-Joachim Fränkel, führte dazu auf der Tagung der EKU-Regionalsynode Ost am 21. April 1972 in Magdeburg folgendes aus:

Zu den wichtigsten Beratungsgegenständen dieser Synode gehört die Vorlage des sogenannten Regionalisierungsausschusses, den die Synode auf ihrer letzten Tagung bestellt hat. Dabei wurde beschlußmäßig festgelegt, daß die Regionalsynode im West-Bereich selbst darüber zu entscheiden habe, in welcher Weise sie an der Arbeit des Ausschusses teilnehmen wolle. Die Regionalsynode West hat den Rat beauftragt, die anstehenden Fragen der Regionalisierung in Zusammenarbeit mit dem ständigen Ordnungsausschuß zu klären. In Weiterführung dieses Auftrages hat der Rat vier Synodale aus dem Westbereich in den Regionalisierungsausschuß berufen. Die Vorlage dieses Ausschusses ist der Synode auf der Informationstagung in Potsdam-Babelsberg eingehend erläutert worden. Daher werde ich mich in diesem Bericht auf einige zur Beurteilung des Ganzen wichtige Gesichtspunkte beschränken. Die staatliche Forderung auf Trennung in zwei Kirchen darf ich als bekannt voraussetzen. Diese Forderung wird weniger unter Berufung auf einzelne staatsrechtliche Bestimmungen als vielmehr unter Berufung auf das, was unter Verfassungswirklichkeit zu verstehen sei, erhoben. Konnte ich noch auf der letzten Synodaltagung darauf hinweisen, daß die EKU nicht direkt angesprochen worden sei, so ist das jetzt anders. In einem offiziellen Gespräch im Staatssekretariat wurde dem Präses der Synode die staatliche Auffassung dargelegt und erläutert. Es bleibt nach wie vor bemerkenswert, daß eine gleiche Forderung gegenüber der Katholischen Kirche so nicht erhoben wird und die kirchenregimentliche Zuständigkeit des Vatikans, für die es in unserer Kirche überhaupt nichts Vergleichbares gibt, nicht in Frage gestellt wird. Aber auch wenn die erwähnte staatliche Forderung nicht vorläge und sich der Staat an der Ordnung der EKU völlig uninteressiert zeigen würde, so hätten wir doch aus innerkirchlichen Gründen uns mit der Regionalisierung zu befassen. Unsere Bereitschaft, auf die volle Kirchengemeinschaft im Bund und für die westlichen Gliedkirchen in der EKD – zuzugehen, nötigt zur Prüfung, ob die für jeweils notwendige Schritte erforderliche Handlungsfreiheit gegeben ist. Für unsere Prüfung des vorliegenden Entwurfs sollte weiter folgendes bedacht werden:

Politische Spekulationen etwa in der Richtung, daß infolge des Vier-Mächte-Abkommens über West-Berlin Entwicklungen eintreten könnten, die die uns bewegenden Fragen als weniger dringlich erscheinen lassen, haben auszuschneiden. Wie wir uns überhaupt im Blick auf alle prognostischen Erwägungen eine gewisse Zurückhaltung auferlegen sollten,

so können auch rein pragmatische Überlegungen der Zweckmäßigkeit keinen ausschlaggebenden Rang beanspruchen. Hinsichtlich der unleugbar unterschiedlichen Behandlung der katholischen Kirche sollten wir uns nicht von protestantischen Emotionen leiten lassen. Dagegen muß unsere Bereitschaft, den Weg zur vollen Kirchengemeinschaft des Bundes zu fördern, ein wichtiger Gesichtspunkt für die Prüfung der Gesetzesvorlage sein. Dabei werden wir freilich zu beachten haben, daß es sich heute auf dieser Tagung nicht darum handeln kann, die Integration zu vollziehen, sondern daß wir noch auf dem Wege sind. Aber die Freiheit, auf diesem Wege jederzeit durch einfache Beschlüsse oder auch gesetzgeberische Akte den Prozeß der Integration zu fördern, muß gewährleistet sein. Was die staatliche Forderung anbelangt, vor der wir stehen, sollten wir bei unseren Überlegungen differenzieren. Der Wunsch des Staates, daß diejenigen, die für die Leitung einer Kirche in seinem Hoheitsbereich verantwortlich sind und an die er sich also halten kann, auch Bürger dieses Staates seien, ist verständlich. Insoweit also, als dem Staat daran gelegen ist, daß Personen, die nicht Bürger der DDR sind, keine rechtsverbindliche Beschußkompetenz gegenüber Bürgern der DDR haben, können wir bei der Struktur der EKU unter Absehung der für die Katholische Kirche ganz anders liegenden Verhältnisse offen sein. Nun muß freilich andererseits ganz nüchtern gesehen werden, daß die uns be-
 gegnende staatliche Forderung über das rein Organisatorische hinausgeht und wir es in ihr mit einem ideologisch begründeten Postulat auf absolute Trennung zu tun haben. In dem, was von seiten maßgebender Männer unseres Staates in Erläuterung über das Verständnis der völkerrechtlichen Selbständigkeit der DDR gesagt wurde, ist dieser ideologische Zusammenhang in aller Klarheit dargelegt worden. Das ist – und ich sage das ohne alle Ironie – außerordentlich dankenswert, weil uns damit für das mit jeder kirchlichen Entscheidung wesentlich verbundene Zeugnis jedes Absehn von der wahren Situation verwehrt ist. Nun ist die in der Forderung des Staates sichtbar werdende Grundsatzfrage in der Geschichte der Kirche nichts Neues. Bereits im Neuen Testament begegnet uns im jüdischen Denken ein Verständnis der Welt, für das die Trennung in Juden und Griechen ein absolutes Postulat ist, ohne das die Welt ihren Sinn verlieren würde. Aber das Neue Testament läßt keinen Zweifel, daß die in Christus geschehene und von der Kirche zu proklamierende Versöhnung der Welt dieses Postulat relativiert. „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, ihr seid allzumal einer in Christus Jesus“ schreibt Paulus im Galaterbrief. Dies muß prinzipiell durchgehalten werden, wenn die Kirche ihr Wesen nicht verleugnen will. Die im Versöhnungswerk Jesu Christi gesetzte Relativierung aller absoluten Trennungsforderungen nimmt auch den antagonistischen Gegensatz verschiedener Gesellschaftsordnungen nicht aus. Diese Erkenntnis wird uns bei der Prüfung des uns vorgelegten Gesetzesentwurfs zu leiten haben. Gerade so werden wir auch zu der von uns erstrebten Profilierung der Zeugnis- und Dienstgemeinschaft des Bundes einen Beitrag leisten und zugleich etwas davon sichtbar werden lassen, in welcher Richtung die evangelische Kirche in der DDR auf die ihr immer wieder gestellte Frage nach ihrer Standortbestimmung in der sozialistischen Gesellschaft zu antworten hat. Die Kirche steht bei ihrem Herrn, der ihr Haupt ist und der Gottes Sendung zum Heil der Welt ist. Darum gilt von der Kirche, in welcher Gesellschaftsordnung sie auch immer steht, daß sie nicht von der Welt, aber in der Welt ist und in der damit gesetzten Spannung Kirche für die Welt zu sein hat. Darum kann die Kirche in der sozialistischen Gesellschaft weder die Gebundenheit an den Standort ihres Herrn verleugnen, noch Kirche gegen die sozialistische Gesellschaft sein. Sie ist bewußt Kirche im Sozialismus, aber nicht unter ihm und nicht in seinem Geiste. Ich meine, daß Paul Verner in seiner oft zitierten Rede vom 8. 2. 1971 auf seine Weise Entsprechendes erklärt hat: „Eine Sozialisierung der christlichen Lehre hat es bisher nicht gegeben und wird es auch in Zukunft nicht geben.“ Damit wird nüchtern der unüberbrückbare Gegensatz zwischen der von der Kirche zu verkündigenden biblischen Botschaft und dem dialektischen Materialismus festgehalten. Damit wird ebenso klar gesagt: Der Staat verlangt von der Kirche keine religiöse Verklärung des Sozialismus und keine kirchenamtliche Bescheinigung, daß der Sozialismus eine besondere Nähe zum Reiche Gottes hätte oder den christlichen Glaubensgehorsam erst ermögliche oder gar verwirkliche, was diesem gemäß sei. Derartige Harmonisierungen wünscht also weder der Staat noch kann die Kirche sie selbst wünschen. Nun wird aber auch in der eben erwähnten Rede unüberhörbar gefordert, es müsse Klarheit darüber bestehen, „daß die Kirche weder zwischen

den Fronten des Kapitalismus und Sozialismus noch in kritischer Distanz zu unserem Staatswesen stehen kann“. Dazu wäre zu sagen: Die Kirche stellt die für die sozialistische Gesellschaftsordnung grundlegende Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht in Frage. Wo hier Fragen bestehen, sind es positive Fragen, wie die mit der Sozialisierung gegebenen Probleme noch besser zu lösen sind als bisher. Die Kirche – und das zeigt der Brief der sieben leitenden Geistlichen zum Verfassungsentwurf – stellt den für das sozialistische Verständnis von Demokratie charakteristischen Führungsanspruch der SED nicht in Frage. Wo hier Fragen bestehen, sind es wiederum positive Fragen nach Präzisierung in Rechten und Pflichten sowie nach wirksamer Ausübung im Horizont der uns alle verpflichtenden Aufgabe, dem Frieden in der Welt zu dienen. Die Kirche widersteht denen, die bei äußerlich unwarhafter Anpassung eine innere Emigration vollziehen. Die Kirche sucht ihre Glieder als Menschen, die durch das Evangelium zu nüchterner Sachlichkeit befreit sind, zu einem vor Gott verantwortlichen Engagement in unserer Gesellschaft anzuleiten. Darum begrüßt sie alles, was dieses Engagement erleichtert, wie sie alles bedauert, was solchen in der Freiheit des Urteilens und Prüfens geschehenden Dienst erschwert. Die Kirche spielt sich nicht als Vormund der Gesellschaft auf und denkt nicht daran, dem Staat ins Handwerk zu pfuschen. Aber sie erinnert auch in der sozialistischen Gesellschaft gemäß der Barmer theologischen Erklärung „an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten“. Damit ist ausgeschlossen, daß die Verkündigung der Kirche politisch neutralisiert und der Anspruch des Evangeliums der Gesellschaft vor-enthalten wird. Die Kirche hat dafür einzustehen, daß auch den Menschen in der sozialistischen Gesellschaft das Evangelium nicht im gesellschaftlichen Abseits, sondern in den Fragen, Aufgaben und Problemen eben dieser Gesellschaft begegnet. Nur so wird sie dem Mißverständnis des Evangeliums als reaktionärer Ideologie wirklich wehren können. In der Nachfolge ihres Herrn hat die Kirche für die Armen und Verachteten, die Leidenden und Benachteiligten, für alle, die im Schatten stehen, Partei zu ergreifen. Wird diese in der Liebe Christi gründende Parteilichkeit verkannt, so müssen wir das in Gebuld tragen. Wir können nur eine Kirche für die Welt sein, wenn wir immer auch bedenken, daß Christus gelitten hat draußen vor dem Tor und wir in konkreter Situation bereit sein müssen, aus dem Lager zu gehen und seine Schmach zu tragen.

In ähnlicher Weise äußerte sich der stellvertretende Ratsvorsitzende der EKD D. Thimme auf der entsprechenden Tagung der Regionalsynode West am 5. Mai 1972 in Berlin-Spandau:

REGIONALISIERUNGSTENDENZEN IM KONTRASTBEREICH IDEOLOGISCH-POLITISCHER SYSTEME

Was schon unter normalen Umständen die EKD als ein überaus spannungsreiches und gefährdetes Gebilde erscheinen läßt, erfährt besondere Erschwernis durch die Tatsache, daß sich die EKD über die Grenzen des geteilten Deutschland erstreckt und ihre kirchliche Einheit und Zusammengehörigkeit durch politische Trennungen nicht bestimmt sein lassen will. Tatsächlich hält uns nicht nur die gemeinsame Geschichte und das verpflichtende Erbe der Vergangenheit, nicht die gemeinsam durchgestandene Front der Bekennenden Kirche im Kampf gegen Nationalsozialismus und Gottlosigkeit, nicht nur eine Vielfalt persönlicher Beziehungen, sondern insbesondere die gemeinsame Verpflichtung auf die Grundartikel einer Gesamtkirche zusammen, die in den Verfassungen aller unserer Gliedkirchen wiederkehrt. Dementsprechend hat denn auch die letzte EKD-West-Synode am 16. 6. 1970 beschlossen: Die Regionalsynode West der Evangelischen Kirche der Union macht sich den Beschluß der in Magdeburg versammelten Regionalsynode zu eigen, nach dem die Evangelische Kirche der Union – unbeschadet ihrer Regionalisierung – erhalten bleibt.

Zwar erfährt die Verwirklichung der kirchlichen Gemeinschaft im Sinne rechtlich institutioneller Gemeinsamkeit erhebliche Erschwernungen. Die monatlichen Zusammenkünfte des Rates der EKD sind durch die Behinderung eines Teiles der westlichen Ratsmitglieder erschwert. Die Synode hat schon seit Jahren nur in regionaler Aufteilung tagen können. Gemeinsame Verlautbarungen und Aktionen geraten alsbald unter politische Mißdeutung.

Doch dürfte dies für die kirchliche Weiterentwicklung nicht bestimmend sein. Seit der Bekenntnissynode von Barmen 1934 ist es uns eine gegen alle äußere Gewalt zu behauptende Einsicht, daß kirchliche Entscheidungen nicht von außen her erzwungen werden können und dürfen und daß gegenüber Gewaltmaßnahmen von außen her der status confessionis gilt. Auch erweist die Kirchengeschichte, daß Landesgrenzen nicht notwendig Kirchengrenzen sind und daß das Besondere einer kirchlichen Gemeinschaft gerade darin seine Bewährung finden kann, daß sie über politische Grenzen, Mauern und Abgründe ebenso hinwegreicht wie über die Unterschiedlichkeiten ideologischer Systeme und nationaler Fronten. Gerade weil es hier um letzte Grundsatzfragen in der Verhältnisbestimmung von Kirche und Staat und um eine Herausforderung an das Selbstverständnis einer sich allein auf Gottes Wort gründenden Kirche geht, darf kein vorschneller Kompromiß gefunden und keine aufgezwungene Kapitulation leichtthin akzeptiert werden.

Anders freilich sieht das Gesamtbild aus, wenn man nicht äußere Gewalt den bestimmenden Faktor sein läßt, sondern von Auftrag und Dienst der Kirche selbst ausgeht und sich der Frage stellt, was der Kirche, ohne daß sie die alleinige Bindung an ihren Herrn und das Recht auf Selbstbestimmung aufgibt, im Rahmen dieses Gehorsams zu tun und in Anerkennung gegebener Wirklichkeiten zu konzedieren erlaubt und möglich ist. Insofern verträgt sich das Ja zur Erklärung von Fürstenwalde (1967) mit der Überlegung, ob nicht die Verschiedenheit der die Kirche herausfordernden Verhältnisse im Bereich der BRD und der DDR dazu nötigen kann und muß, in bezug auf Ordnungen und Gesetzgebung verschiedenartige voneinander abweichende Regelungen zu treffen. Dies wäre die kirchlich allein legitime Motivation für Regionalisierungsüberlegungen, welche hüben und drüben in der EKU angestellt worden sind und auf der Synode von Magdeburg bereits zu weitreichenden Entscheidungen geführt haben. Dabei kann es nicht um Akkomodation im Sinne der Preisgabe des Eigentlichen der anvertrauten Botschaft, wohl aber um Applikation, d. h. um eine möglichst konkrete Beziehung des kirchlichen Zeugnisses und Dienstes auf die Gegebenheiten der je verschiedenen Gesellschaft gehen, welcher in „Anknüpfung und Widerspruch“ das Evangelium zu bezeugen der Kirche aufgetragen ist. Indem in diesem Zusammenhang auch die Gründung des Kirchenbundes Ost und die Neugestaltung der EKD-West gesehen werden muß, findet die Bemühung um die Regionalisierung der EKU hier ihre Begründung und Begrenzung. Die geistliche Gemeinschaft der Kirche als Ganzer wird durch ein Eingehen auf die je besondere gesellschaftliche Wirklichkeit nicht in Frage gestellt. Wohl aber können sich für Verfassung und Gesetzgebung Folgerungen ergeben, welche die institutionelle Gemeinschaft erheblich reduzieren.

Danach war der Weg frei für ein von beiden Regionalsynoden zu beschließendes Kirchengesetz, das eine durchgreifende Regionalisierung der EKU nach Ost und West brachte, ohne doch die institutionelle Gemeinschaft völlig aufzugeben.

KIRCHENGESETZE ÜBER DIE ORGANE UND DIENSTSTELLEN DER EVANGELISCHEN KIRCHE DER UNION

*Vom 23. April/8. Mai 1972
(Mitt. Bl. 1972, S. 57f.)*

Gemäß Artikel 10 und unter Beachtung von Art. 14 Abs. 4 Satz 2 der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union in Verbindung mit § 4 Abs. 1 Satz 2 und 3 der Regionalordnung der Evangelischen Kirche der Union haben die Regionalsynoden übereinstimmend folgendes Kirchengesetz beschlossen:

§ 1

(1) Die Evangelische Kirche der Union ist die Gemeinschaft der in ihr zusammengeschlossenen Gliedkirchen im Dienst am Evangelium.

(2) In ihr bilden die Kirchengebiete in der Deutschen Demokratischen Republik einerseits und in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin-West andererseits je einen eigenen Bereich

§ 2

(1) Die Aufgaben und Befugnisse der Synode werden für den jeweiligen Bereich durch Bereichs-Synoden wahrgenommen.

(2) Die Synode jedes Bereichs wird in entsprechender Anwendung von Artikel 11 der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union gebildet. Von den zu berufenden Mitgliedern entfallen auf jeden Bereich zehn.

§ 3

(1) Gemeinsame Aufgabe der Bereichs-Synoden ist es, die in der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union bezeugte brüderliche Gemeinschaft zu verwirklichen und lebendig zu erhalten.

(2) Änderungen, die nur für einen Bereich gelten sollen, dürfen nicht im Widerspruch zum Grundartikel stehen und die Grundsätze des Artikels 1 der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union nicht beeinträchtigen. Vor ihrer Verabschiedung ist der Synode des anderen Bereichs Gelegenheit zur Stellungnahme zu geben. Änderungen der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union, die für beide Bereiche gelten sollen, bedürfen übereinstimmender Beschlüsse der beiden Synoden.

§ 4

(1) Die Aufgaben und Befugnisse des Rates werden für den jeweiligen Bereich durch Bereichs-Räte wahrgenommen.

(2) Die Räte der Bereiche sorgen beständig für die Erhaltung und Förderung der brüderlichen Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche der Union. Sie treten zu gemeinsamen Beratungen zusammen, die der unmittelbaren gegenseitigen Information und Abstimmung über Vorhaben in beiden Bereichen dienen.

(3) Rechtsverbindliche Beschlüsse werden jeweils durch die einzelnen Räte der Bereiche gefaßt, Entscheidungen, die für beide Bereiche gelten sollen, erfordern übereinstimmende Beschlüsse.

(4) Der Rat jedes Bereichs wird in entsprechender Anwendung von Artikel 16 der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union gebildet.

§ 5

Für beide Bereiche wird jeweils eine Kanzlei gebildet. Beide Kanzleien nehmen die Aufgaben und Befugnisse der Kirchenkanzlei nach der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union jeweils für ihren Bereich in eigener Verantwortung wahr. § 4 Abs. 2 und 3 finden entsprechende Anwendung.

§ 6

In Rechtsangelegenheiten, einschließlich Vermögens- und Finanzangelegenheiten, wird die Evangelische Kirche der Union ausschließlich durch den betreffenden Rat des Bereichs oder den Leiter der jeweiligen Kanzlei vertreten. Entsprechendes gilt für die Vollziehung von Urkunden und Vollmachten gem. Art. 23 Satz 2 der Ordnung der Evangelischen Kirche der Union.

§ 7

Die Mitglieder der Synode der Evangelischen Kirche der Union, die ihr im Zeitpunkt des Inkrafttretens dieses Kirchengesetzes angehören, sind für die Dauer ihrer Amtszeit Mitglieder der Synode desjenigen Bereichs, in dem sie bei Inkrafttreten dieses Kirchengesetzes ihren Wohnsitz haben.

§ 8

(1) Dieses Kirchengesetz tritt mit seiner Verkündung in Kraft.

(2) Gleichzeitig werden alle entgegenstehenden Bestimmungen aufgehoben. Insbesondere treten außer Kraft:

- a) die Ordnung für Synodaltagen in besonderen Fällen vom 27. Juni 1963;
- b) die Regionalordnung der Evangelischen Kirche der Union vom 1. Oktober 1968;
- c) die Verordnung über Sektionen des Rates der Evangelischen Kirche der Union vom 1. Oktober 1968;

d) die Verordnung zur Abänderung der Regionalordnung der Evangelischen Kirche der Union und der Verordnung über Sektionen des Rates der Evangelischen Kirche der Union vom 1. Oktober 1968 vom 3. Februar 1970.

Magdeburg, den 23. April 1972

Der Präses der Synode
der Evangelischen Kirche der Union
(Regionalbereich Ost)
Waitz

Berlin, den 8. Mai 1972

Der Präses der Synode
der Evangelischen Kirche der Union
(Regionalbereich West)
D. Wilm

Dieses Gesetz wird hiermit verkündet.

Berlin, den 13. Juni 1972

Der Rat der Evangelischen Kirche der Union
D. Fränkel

Zu diesem Gesetz beschlossen die EKU-Regionalsynoden Ost und West je eine Erklärung:

ERKLÄRUNG DER EKU-REGIONALSYNODE OST ÜBER DIE GEMEINSCHAFT UND ZUSAMMENARBEIT DER KIRCHEN

Vom 23. 4. 1972

1. Seit einigen Jahren erkennen die meisten Kirchen immer deutlicher, daß sie miteinander auf den Herrn zugehen, in dessen Namen sie *ein* Volk sind.
2. Darum können Kirchen nur so existieren, daß sie die vorgegebene Einheit in Jesus Christus durch Lehre, Ordnung und Leben bezeugen, aus ihrer Abgeschlossenheit herausgehen und regelmäßig und umfassend zusammenarbeiten. Deshalb begrüßen wir den Leuenberger Entwurf einer Konkordie der reformatorischen Kirchen, die unter eine vierhundertjährige Geschichte der Trennung einen Schlußstrich zieht und einen Neuanfang ermöglicht. Die Lehrgespräche zwischen Vertretern unierter und lutherischer Kirchen in der DDR sollen dazu helfen, daß die Kirchen – nach Erklärung der Übereinstimmung in den Grundlagen für die Verkündigung – zu einer lebendigen Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst zusammenwachsen.
3. Eine ihrem Wesen treu bleibende Evangelische Kirche der Union muß in beiden Bereichen bereit sein, ihr Eigendasein in größere Gemeinschaften hineinzugeben und ihnen Einrichtungen und Arbeitsbereiche zu übertragen. Synode beauftragt den Rat des Bereiches, zusammen mit den Kirchen der VELK-DDR die Gemeinschaft der Gliedkirchen des Bundes systematisch unter Beachtung der bestehenden Rechtsverhältnisse Schritt für Schritt zu verwirklichen. Dabei ist uns besonders bedeutsam, daß die Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter gemeinsam gestaltet wird.
4. Im Bekenntnis zu der in der EKU geschenkten Einheit und Gemeinschaft, wie in Beachtung uns heute gegebener Aufgaben und gesetzter Grenzen hat Synode die Regionalisierung innerhalb der EKU beschlossen. Sie hofft, daß die andere Regionalsynode eine entsprechende Entscheidung zu treffen vermag. Synode desjenigen Bereichs, in dem sie bei Inkrafttreten dieses Kirchengesetzes ihren Wohnsitz haben.

§ 8

- (1) Dieses Kirchengesetz tritt mit seiner Verkündigung in Kraft.
- (2) Gleichzeitig werden alle entsprechenden Bestimmungen aufgehoben. Insbesondere treten außer Kraft:
 - a) die Ordnung für Synodaltagungen in besonderen Fällen vom 27. Juni 1963;
 - b) die Regionalsynode der Evangelischen Kirche der Union vom 1. Oktober 1968;
 - c) die Verordnung über Sektionen des Rates der Evangelischen Kirche der Union vom 1. Oktober 1968;
 - d) die Verordnung zur Abänderung der Regionalordnung der Evangelischen Kirche der Union vom 1. Oktober 1968 vom 3. Februar 1970.

ERKLÄRUNG DER EKU-REGIONALSYNODE WEST

Vom 7. 5. 1972

Die Synode der EKU im Regionalbereich West nimmt die „Erklärung über die Gemeinschaft und Zusammenarbeit der Kirchen“, welche ihr die Regionalsynode Ost mit dem „Kirchengesetz über die Organe und Dienststellen der EKU“ zugeleitet hat, dankbar entgegen.

Wir bejahen mit den Brüdern das „Bekenntnis zu der in der EKU geschenkten Einheit und Gemeinschaft“, wie es unserer gemeinsamen Geschichte entspricht und in unserer Grundordnung bekundet ist. Wir hoffen, auch in der neuen Form der Regionalisierung die Aufgaben unserer Kirche in den beiden Bereichen erfüllen zu können.

Wir erkennen an, daß jeder unvertretbar den Dienst am Evangelium in seinem Bereich auf sich nehmen und verantworten muß. Wir hoffen, daß wir bei den nach § 4 Abs. 2 des Gesetzes vorgesehenen gemeinsamen Beratungen umso intensiver unseren theologischen Aufgaben und grundsätzlichen Entscheidungen gerecht werden können.

Die EKU „pflegt die Gemeinschaft kirchlichen Lebens der in ihr verbundenen lutherischen, reformierten und unierten Gemeinden“, die in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft miteinander verbunden sind.

Sie dient der Kirchwerdung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR bzw. der EKD und hofft, daß der Leuenberger Entwurf einer Konkordie über die EKU hinaus zu einer Kirchengemeinschaft führt, die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließt.

Diese Neuordnung führte mit Wirkung vom 1. Juli 1972 für die Organe und Dienststellen zur folgenden neuen Bezeichnungen:

Synode der Evangelischen Kirche der Union – Bereich Ost – bzw. – Bereich West.

Rat der Evangelischen Kirche der Union – Bereich Ost – bzw. – Bereich West.

Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union – Bereich Ost – bzw. – Bereich West.

Die Leiter der Kirchenkanzleien (Bereich Ost) und (Bereich West) führen die Amtsbezeichnung „Präsident“.

In den Amtsbezeichnungen der übrigen Beamten der Kirchenkanzleien wird „Konsistorial-“ durch „Kirchen-“ ersetzt.

Von Interesse ist die Bewertung, die dieser ganze Vorgang in dem Bericht der Kirchenleitung vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen im November 1972 erfuhr:

AUSZUG AUS DEM BERICHT DER KIRCHENLEITUNG

VOR DER SYNODE DER KIRCHENPROVINZ SACHSEN IM NOVEMBER 1972

1. Wir gehen unseren Weg in der *Gemeinschaft mit den anderen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union und des Bundes der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik*, und wir gehen ihn mit ihnen zusammen als Kirchen und als Glieder von Kirchen, deren Leben hineinverflochten ist in das Leben der sozialistischen Gesellschaft, zu der wir gehören und für die wir uns mitverantwortlich wissen.

2.1. Als Gliedkirche der Evangelischen Kirche der Union (EKU) halten wir die Entscheidung, die die Regionalsynode in Magdeburg im April d. J. getroffen hat, für sachgemäß. Sie hat *nicht die Trennung der EKU in zwei Kirchen beschlossen, wohl aber eine durchgehende Regionalisierung* durch die Bildung zweier rechtlich und verwaltungsmäßig selbstständiger Bereiche, in denen die Aufgaben und Befugnisse der Synode und des Rates jeweils durch eigene Organe wahrgenommen werden und eine eigene Dienststelle (Kanzlei) besteht. Entscheidend ist die Bestimmung von § 4 (2) des „Kirchengesetzes über die

Organe und Dienststellen der Evangelischen Kirche der Union“: „Die Räte der Bereiche sorgen beständig für die Erhaltung und Förderung der brüderlichen Gemeinschaft in der EKU. Sie treten zu gemeinsamen Beratungen zusammen, die der unmittelbaren gegenseitigen Information und Abstimmung über Vorhaben in beiden Bereichen dienen.“ Damit ist eine Lösung getroffen worden, die eine *legitime Interpretation von Artikel 4 (4) der Ordnung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR* darstellt.

2.2. Mit den evangelischen Kirchen in der BRD stehen wir in einer Gemeinschaft, die auch durch organisatorische Trennung nicht aufgehoben werden kann. Darum können wir uns von ihnen nicht abgrenzen. Die gemeinsame Geschichte des Segens, des Bekenkens, der Schuld und der Bewältigung unserer Vergangenheit aus empfangener Vergabung begründet eine Verbundenheit, wie wir sie so mit anderen Kirchen der Ökumene nicht haben. Dies schließt nicht aus, daß sich ökumenische Beziehungen besonderer Art zu anderen Kirchen entwickeln, die sich aus der gemeinsamen Situation als Kirche in der sozialistischen Gesellschaft und den damit gestellten Fragen und Aufgaben ergeben. Der Besuch einer Delegation des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR bei der Russischen Orthodoxen Kirche in der Sowjetunion, an der aus unserer Kirchenprovinz Bischof Dr. Krusche und Dozent Dr. Schulz (Naumburg) teilgenommen haben, hat die bereits bestehenden Beziehungen zu dieser großen Kirche erheblich vertieft und verbreitert. – Wir freuen uns auch, daß die Kontakte zur Römisch-Katholischen Kirche durch die Einladung von Vertretern unserer Kirche zu den Pastoralkongressen der Jurisdiktionsbezirke Magdeburg und Erfurt verlebendigt worden sind.

b) Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg

Die abschließende Klärung der Ost-West-Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg mußte vornehmlich das Verständnis und die rechtliche Ordnung des Bischofsamtes betreffen. Es war das einzige Organ, das noch nicht vollständig regionalisiert war. Der ganze Komplex war kirchenpolitisch und verfassungsrechtlich von großer Empfindlichkeit, da einerseits die territoriale Lage dieser Landeskirche, aber auch die Sicherung ihrer Funktionsfähigkeit keine halben Lösungen mehr zuließen, andererseits aber gerade die angestrebte Regionalisierung die weitergehende Zusammengehörigkeit der Gesamtkirche von Berlin-Brandenburg garantieren sollte und daher auch ein hohes Maß an Präzision und Behutsamkeit in verfassungsrechtlicher Hinsicht erforderte. Es konnte nicht ausbleiben, daß an dieser Aufgabe die Meinungsverschiedenheiten namentlich im Westberliner Teil der Landeskirche sich noch einmal leidenschaftlich entzündeten, nicht ohne daß sich dabei auch von der Ost-West-Problematik genährte politische Implikationen mit zur Geltung brachten. Letzteres muß besonders von der Begleitmusik dieses schmerzlichen Prozesses in der politischen Presse in beiden Teilen der Stadt Berlin gesagt werden.

Die Regionalsynode Ost hatte im Mai 1971 angekündigt, sie wolle ein eigenes leitendes geistliches Amt einrichten und dieses spätestens 1973 besetzen. Die Regionalsynode West leitete daraufhin ihrerseits im Juni 1971 eine Neuordnung der leitenden geistlichen Ämter für den Westbereich der Landeskirche ein. Am Ende würden also zwei selbständige Bischofsämter für die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg stehen, der Zuständigkeitsbereich des in Westberlin amtierenden Bischofs für die Gesamtkirche (seit 1966 Bischof D. Kurt Scharf) würde damit endgültig auch verfassungsrechtlich auf Westber-

lin beschränkt werden müssen. Vier Synodaltagungen wurden im Jahre 1972 für die Regelung dieser Angelegenheiten benötigt:

- a) Regionalsynode Ost vom 24. bis 26. März 1972;
- b) Regionalsynode West vom 15. bis 18. Juni 1972;
- c) Regionalsynode Ost vom 3. bis 7. November 1972;
- d) Regionalsynode West vom 14. bis 19. November 1972.

Dieses etwas mühselige Ringen wurde durch einen Briefwechsel zwischen den regionalen Kirchenleitungen eingeleitet:

BRIEFWECHSEL ZWISCHEN DEN REGIONALEN KIRCHENLEITUNGEN

Vom 10./15. Februar 1972

Brief der Kirchenleitung Ost an die Kirchenleitung West vom 10. Februar 1972

Entsprechend den Aufträgen, die unsere Regionalsynode im Mai v. J. mit den Drucksachen Nr. 110 und 128 erteilt hat, sind für die vom 24. bis 26. März ds. J. stattfindende a.o. Synode die folgenden, das Bischofsamt in unserer Region betreffenden Gesetzesvorlagen erarbeitet worden:

1. Kirchengesetz über das Bischofsamt in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg
2. Kirchengesetz zur 11. Änderung der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg
3. Kirchengesetz über die Wahl des Bischofs.

Die Kirchenleitung gibt sie der Kirchenleitung West mit der Bitte zur Kenntnis ihr möglichst noch vor den am 19. 2. beginnenden Synodal-Informationstagungen mitzuteilen, ob auch sie diese Entwürfe als im Rahmen der Entschließungen der beiden Synoden „Zur Selbständigkeit bei der Änderung der Grundordnung“ befriedlich beurteilt.

Unsere Kirchenleitung ist der Überzeugung, daß diese Vorlagen den sachlichen Notwendigkeiten für die Wahrnehmung des Bischofsamtes in unserer Region entsprechen, und daß sie auch vereinbar sind mit den auf den gleichen Fragenkreis bezüglichen Sätzen von Herrn Bischof D. Scharf im KL-Bericht vor Ihrer Regionalsynode im Juni v. J. sowie mit dem dort erteilten Auftrag zur Neuordnung des bischöflichen Dienstes in Ihrer Region.

gez. D. Schönherr

Brief der Kirchenleitung West an die Kirchenleitung Ost vom 15. Februar 1972

Liebe Brüder und Schwestern!

Wir haben die uns mit Schreiben vom 4. 2. 1972 mitgeteilten, das Bischofsamt betreffenden Gesetzentwürfe zur Kenntnis genommen. Wir vertrauen darauf, daß die dortigen Vorlagen den sachlichen Notwendigkeiten für die Wahrnehmung des Bischofsamtes im Regionalbereich Ost entsprechen. Wir sind auch der Meinung, daß sich die Entwürfe im Rahmen der Entschließungen der beiden Synoden „zur Selbständigkeit bei der Änderung der GO“ halten. Eine abschließende Stellungnahme muß allerdings der Synode vorbehalten bleiben.

Auch die Regionalsynode West hat auf meine ausdrückliche Bitte beschlossen, eine gesetzliche Regelung zur Neugestaltung des Dienstes der leitenden Träger des geistlichen Amtes vorzubereiten.

Wir sind uns dessen bewußt, daß beide Regionen, wenn sie aufgrund der voneinander abweichenden Gegebenheiten unterschiedliche Wege gehen, in der Einheit der EKBB an dem Vorspruch der Grundordnung von Schrift und Bekenntnis und an die Grundsätze über Amt und Gemeinde gebunden bleiben.

Mit herzlichen Grüßen und Wünschen

gez. D. Scharf

Die angekündigten Vorarbeiten und Gesetzentwürfe wurden der Regionalsynode Ost auf ihrer Tagung vom 24. bis 26. März 1972 vorgelegt. Die Ge-

setzungswürfe wurden mit Zweidrittelmehrheit beschlossen, größtenteils aber erst zum 17. Juli 1972 in Kraft gesetzt.

KIRCHENGESETZ ÜBER DAS BISCHOFSAMT DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN BERLIN-BRANDENBURG

Vom 26. März 1972
(Mittbl. 1972, S. 58)

Die Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg hat auf der Grundlage der Entschließung zur Selbständigkeit bei der Änderung der Grundordnung (Rdschr. Nr. 3/1970 S. 17) und unter Beachtung von Artikel 131 Absatz 3 der Grundordnung beschlossen:

§ 1

In der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg wird im Bereich der beschließenden Synode ein eigenes Bischofsamt eingerichtet.

§ 2

Die Gestalt des Bischofsamtes und die Wahl des Bischofs werden durch das Kirchengesetz zur 11. Änderung der Grundordnung und durch das Kirchengesetz über die Wahl des Bischofs geregelt.

§ 3

Auf die Vorbereitung und Durchführung der Bischofswahl finden die Vorschriften des in § 2 genannten Kirchengesetzes über die Wahl des Bischofs mit sofortiger Wirkung Anwendung. Die Wahl ist spätestens auf die erste Tagung der neuen Synode anzuberaumen.

§ 4

Der § 3 dieses Kirchengesetzes tritt sofort in Kraft. Im übrigen treten dieses Kirchengesetz und die in § 2 genannten Kirchengesetze mit ihrer Verkündung in Kraft. Gleichzeitig treten § 6 der Notverordnung über einstweilige regionale Synoden vom 18. Juni 1959 (KABl. 1959 S. 28) und das Kirchengesetz über die Wahl des Bischofs in der Fassung vom 30. April 1963 (KABl. 1963 S. 63) außer Kraft.

gez. Burkhardt
Präses der Synode

KIRCHENGESETZ ÜBER DIE WAHL DES BISCHOFS

Vom 26. März 1972
(Mittbl. 1972, S. 64)

Die Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg hat auf Grund von Artikel 115 Absatz 2 der Grundordnung beschlossen:

§ 1

Der Bischof wird auf Vorschlag des Wahlkollegiums durch die Synode gewählt.

§ 2

- (1) Das Wahlkollegium besteht aus:
- a) den Mitgliedern der Kirchenleitung,
 - b) den beiden Stellvertretern des Präses der Synode,
 - c) vier Geistlichen und vier Laien, die jeweils mit zwei Stellvertretern aus den Mitgliedern der Synode gewählt werden,
 - d) einem von dem im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik zuständigen Organ der Evangelischen Kirche der Union zu entsendenden Vertreter,
 - e) einem vom Bund der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik zu entsendenden Vertreter.

(2) Den Vorsitz führt der Präses der Synode, im Falle seiner Behinderung sein dem Lebensalter nach älterer Stellvertreter, ersatzweise der andere Stellvertreter.

(3) Das Wahlkollegium ist beschlußfähig, wenn zwei Drittel seiner Mitglieder anwesend sind.

§ 3

Das Wahlkollegium stellt einen Wahlvorschlag auf, der mindestens zwei Namen enthalten muß, aber höchstens vier Namen enthalten darf. Für die Aufnahme in den Wahlvorschlag ist die Zustimmung von mehr als der Hälfte der Mitglieder erforderlich. Über den Zeitpunkt der Bekanntgabe des Wahlvorschlages befindet das Wahlkollegium.

§ 4

(1) Nach Verlesung des Wahlvorschlages tritt vor der Wahlhandlung eine Verhandlungspause ein, deren Zeitdauer von der Synode bestimmt wird.

(2) Die Synode wählt ohne Aussprache in geheimer Abstimmung mit Zweidrittelmehrheit der anwesenden Synodalen.

(3) Erhält im 1. Wahlgang keiner die Zweidrittelmehrheit, so findet ein 2. Wahlgang statt, bei dem nochmals alle Vorgeschlagenen zur Wahl stehen.

(4) Ergibt auch dieser Wahlgang für keinen die Zweidrittelmehrheit, so stehen in einem 3. Wahlgang nur noch die beiden Vorgeschlagenen zur Wahl, die im 2. Wahlgang die meisten Stimmen erhalten haben.

(5) Führt auch dieser Wahlgang nicht zu einer Zweidrittelmehrheit für einen der beiden Vorgeschlagenen, so ist ein 4. Wahlgang mit dem gleichen Vorschlag durchzuführen.

(6) Erhält auch dabei keiner der beiden die Zweidrittelmehrheit, so steht im 5. Wahlgang nur noch jener zur Wahl, der im 4. Wahlgang die meisten Stimmen erhalten hat.

(7) Erreicht der letzte der Vorgeschlagenen im 5. Wahlgang nicht die Zweidrittelmehrheit, so wird ein 6. Wahlgang durchgeführt, bei dem wiederum nur der letzte Vorgeschlagene zur Wahl steht. Er ist gewählt, wenn mehr als die Hälfte der Mitglieder der Synode für ihn stimmt.

(8) Wird im 6. Wahlgang diese Mehrheit nicht erreicht, so muß das Wahlkollegium einen neuen Wahlvorschlag vorlegen.

(9) Enthält der Wahlvorschlag nur zwei Namen, so ist sinngemäß zu verfahren.

(10) Die einzelnen Wahlgänge müssen zeitlich mindestens eine Stunde voneinander getrennt liegen. Kommt eine Wahlhandlung nach (7) in Betracht, so ist vor der Wahlhandlung eine Pause von mindestens 3 Stunden einzulegen.

§ 5

Der Gewählte und die Kirchenleitung verständigen sich darüber, wer den Bischof in sein Amt einführt und wo die Einführung stattfindet.

§ 6

Das Inkrafttreten dieses Kirchengesetzes wird besonders geregelt.

gez. Burkhardt
Präses der Synode

Die mit den beiden vorstehenden Kirchengesetzen eingeleitete Neuordnung des Bischofsamtes machte an einer Reihe von Stellen eine Änderung der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg vom 15. Dezember 1948 erforderlich. Zum Text dieses „Kirchengesetzes zur 11. Änderung der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg vom 26. März 1972“ sei hier auf das Mitteilungsblatt des Kirchenbundes 1972, S. 58, S. 63–64, verwiesen (abgedruckt auch im „Evangelischen Informationsdienst Berlin“, Heft 4/5, Mai/Juni 1972).

Mit diesen Kirchengesetzen der Regionalsynode Ost hatte sich die Regionalsynode West auf ihrer Tagung vom 15. bis 18. Juni 1972 zu befassen. Und nur

eine entsprechende Zustimmung zur Neugestaltung des Bischofsamtes, praktisch also zur Einrichtung von zwei Bischofsämtern mit getrennten Amtsbereichen in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, durch die Regionalsynode West konnte eine ausweglose Krise verhindern. Die Kirchenleitung der Westregion legte ihrer Synode dazu einen Entschließungsentwurf zu der Entscheidung der Ostregion, ein eigenes Bischofsamt zu errichten, sowie den Entwurf eines entsprechenden Bischofswahlgesetzes vor. Hierzu heißt es im Bericht von Bischof D. Kurt Scharf vor der Regionalsynode West am 15. Juni 1972:

Eine Zweidrittelmehrheit der Regional-Synode Ost hat auf ihrer letzten Tagung, am 26. 3. des Jahres, beschlossen, für ihren Bereich mit Wirkung vom 1. 1. 1973 ein eigenes Bischofsamt zu schaffen. Der Bischofsverwalter und andere Brüder der Kirchenleitung Ost haben mich bereits vor zwei Jahren wissen lassen, daß sie einen solchen Akt für notwendig halten. Ich habe dementsprechend die Westberliner Kirchenleitung und auch Sie, liebe Brüder und Schwestern, von dieser Absicht der leitenden Brüder im Ost-Bereich unterrichtet und zugleich angeregt, auch in unserm Teil der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg den Charakter der leitenden geistlichen Ämter und ihre Zuordnung zueinander rechtlich und theologisch neu zu beschreiben. Ich habe dies getan, weil ich der Meinung bin – und diese Meinung nicht erst seit 1970, sondern bereits seit den Verhandlungen der verfassungsgebenden Provinzial-Synoden in Berlin-Brandenburg von 1946 ab vertreten habe –, daß unser großes so unterschiedlich strukturiertes Kirchengebiet, wenn es denn schon bischöflich geleitet werden soll, mindestens ein doppeltes Bischofs-Amt braucht. Wir dachten 1946 an ein Bischofsamt für Berlin und eines für Brandenburg. Der politische Zwang der Innerberliner Grenze macht es erforderlich, die beiden Sprengel heute anders aufzugliedern. Nicht der Wunsch staatlicher Behörden, sondern der antagonistische Charakter der Gesellschaftsordnungen in den beiden Teilen des Kirchengebietes ist für diese Unterteilung maßgebend. Ich habe, als ich dies vor einem Jahr der hohen Synode zum ersten Mal vorgetragen habe, auf ähnliche Regelungen in anderen Kirchen hingewiesen in Deutschland und in Europa, die an Seelenzahl kleiner sind als unsere Landes-Kirche. Ich verkenne nicht, daß die Ausgliederung des zweiten Bischofsamtes in diesem Augenblick etwas anderes bedeutet, als die Begründung zweier Bischofsämter im Jahre 1946 bedeutet hätte. Die Entscheidung heute in der besonderen politischen Stunde, in der wir stehen, ist in der kirchlichen und säkularen Öffentlichkeit mancherlei Motivkritik ausgesetzt, die den Begleitumstand ins Zentrum rückt, und ich gebe zu, die aktuelle politische Einbettung legt eine negative Interpretation dieser Art nahe. Die breitere Öffentlichkeit kann kaum anders, als in dem Akt, den zu vollziehen wir von der Ost-Synode aufgefordert werden, die definitive Spaltung unserer Kirche sehen. Die letzte verbindende Klammer werde gesprengt, das nach der Teilung der Kirchenleitungen und Synoden übrig gebliebene eine übergreifende Amt werde nun auch noch getrennt. Dies geschehe eindeutig unter dem Druck der Staatsgewalt drüben. Ihr füge sich die Kirche, auch die Synode in West-Berlin, in einem Augenblick, in dem zum ersten Mal seit 10 Jahren Kommunikation, auch amtliche Kommunikation, innerhalb unseres Kirchengebietes wieder möglich geworden sei. Wie gesagt, ich verkenne nicht, daß die Entscheidung, die zu treffen ich die Synode bitte, so gedeutet werden kann und wird. Dennoch halte ich sie sachlich für nötig. Es ist etwas anderes, ein Amt innehaben oder es nur verwalten. Ein kommissarischer Auftrag hat einen anderen geistlichen Rang, eine geringere Verbindlichkeit im Mandat als eine endgültige Amtsübertragung, eine förmliche Einführung in ein festgeordnetes Amt unter Verpflichtung, Weisung, Handauflegung, Gebet und Segnung.

Für den Umfang des notwendig gewordenen Dienstes und für die Umstände, unter denen er auszurichten ist, für die Aufgaben nach innen und nach außen reicht der jederzeit widerrufliche Auftrag einer Stellvertretung nicht aus. Für den Dienst, den Bruder Schönherr in Ost-Berlin und Brandenburg zu leisten hat, ist nötig, daß er sich eben darauf berufen und eben dessen getröstet darf, was im Vorspruch unserer Grundordnung über das Amt „im Gegenüber“ zur Gemeinde definiert ist. Er bedarf dessen um so mehr, je folgenreicher die Entscheidungen sind, die von ihm verlangt werden – in der Beratung

der Brüder und Gemeinden, im Vollzug von Verkündigung und Visitation und in der Verantwortung kirchlicher Regelungen und kirchlichen Verhaltens vor den staatlichen Instanzen.

Indem die Regionalsynode Ost aus dieser Einsicht, um dieser theologischen und sachlichen Gründe willen, ein eigenes Bischofsamt für den Ostbereich beschlossen hat, hat sie zugleich dem Inhaber dieses Amtes aufgetragen, bei seiner Amtsführung stets die ganze Berlin-Brandenburgische Kirche im Blick zu haben. Sie in ihrer Gesamtheit soll er durch sein Amt zu fördern trachten. Zu diesem Zweck soll er brüderliche Gemeinschaft halten mit dem Inhaber eben dieses Amtes in der anderen Region. Regionalsynode und Kirchenleitung Ost sind der Auffassung, daß die Einheit unserer Kirche über die Innerberliner Grenze hinweg durch diese Regelung nicht gemindert, sondern gestärkt wird. Nach dieser Regelung werde es unbefangener und ungehinderter möglich sein, von Kirchenleitung zu Kirchenleitung und von Synode zu Synode, auch von Amtsträger zu Amtsträger miteinander amtlich Verbindung zu halten. Liebe Brüder und Schwestern, ich füge hinzu: Scheitert die Regelung an unserem Verhalten auf dieser regionalsynodalen Tagung, so wird mit Sicherheit um eines symbolischen Effektes willen und gegen sachliche Notwendigkeit eine Chance, Einheit stärker zu praktizieren, vertan, ja, innere Gemeinschaft zwischen den dafür Verantwortlichen beeinträchtigt. Auch schon ein längeres Zuwarten, ein Aufschub der Entscheidung läßt uns Monate verlieren, in denen Kommunikation geübt und Formen für neue intensive Kommunikation „aus religiösen Gründen“ entwickelt und stabilisiert werden können. Für die nächsten eineinhalb Jahre ist jede Woche wichtig, das, was neu möglich geworden ist, zu institutionalisieren. Sollten in absehbarer Zeit unvorhersehbar günstige Entwicklungen eintreten, können die auf Grund der Freigabe-Verordnung und der sie tragenden regionalsynodalen Notverordnung getroffenen Entscheidungen neu überprüft werden. Sie können dies nicht nur, sie müßten es sogar!

Hohe Synode, ich bitte dringend um Ihre Zustimmung zu den Vorlagen der Kirchenleitung. Aber ich will Sie nicht moralisch bedrängen. Sie sollen Ihre Entscheidung frei nach bester Einsicht treffen. Die Synode drüben wird Ihre Entscheidung als eine freie und brüderliche Entscheidung respektieren. Die Mitglieder der Kirchenleitung in Ost-Berlin haben mir dies versichert. Um so größer scheint mir die Verantwortung zu sein, die wir bei unseren Beschlüssen zu bedenken haben. Eine Verantwortung, in der es gilt, gerade dann, wenn es uns um die Gesamtheit unserer Landeskirche geht, den Erfordernissen im anderen Teil des Kirchengebietes auch unter gewissen Opfern und unter dem Hintanstellen von Wunschbildern Rechnung zu tragen. Ich zu meinem Teil möchte dies hiermit für das Amt, das ich innehave, ausdrücklich dadurch tun, daß ich in der Erwartung, daß die Synode die Vorlagen der Kirchenleitung positiv verabschiedet, erkläre, daß mein Amtsbereich vom 1. Januar 1973 ab sich auf West-Berlin eingrenzt.

Die kirchenrechtliche und kirchenpolitische Begründung für die beiden Entwürfe einer Entschließung zum Bischofsamt und eines Bischofswahlgesetzes gab der Konsistorialpräsident Dr. Georg Flor. Im Auftrage der Kirchenleitung der Westregion begründet er deren Empfehlung, beiden Entwürfen zuzustimmen, wie folgt:

III.

...

Um den Antrag der Kirchenleitung verständlich zu machen, sind zunächst ein paar Rechtsausführungen erforderlich.

Die Kirchenleitung hat in ihrem Brief vom Februar auf Anfrage bestätigt, daß sich die drüben erarbeiteten Gesetzentwürfe im Rahmen der Entschließungen beider Synoden „zur Selbständigkeit bei der Änderung der Grundordnung“ halten. Gemeint sind die gleichlautenden Entschließungen vom 10. März 1970 im Osten und vom 20. Juni des gleichen Jahres hier im Westen. Dort heißt es: „Die beiden regionalen Synoden geben einander frei, die Grundordnung für ihren Bereich zu ändern, sofern solche Änderungen vom Vorspruch der Grundordnung von Schrift und Bekenntnis und den Grundsätzen über Amt und Gemeinde nicht widersprechen“ (S. 41 und 45 der Dokumentation).

Wir meinen, daß die von der Kirchenleitung im Februar im Blick auf die Gesetzentwürfe abgegebene Stellungnahme auch für die jetzt beschlossenen Gesetze gelten muß. Dabei ist

die außerordentlich große, vielleicht nicht jedermann voll bewußt gewordene Tragweite der vor zwei Jahren vollzogenen wechselseitigen Freigabe zu beachten. Bereits sie hat den Weg für die jetzt im anderen Kirchengebiet getroffenen Entscheidungen rechtlich freigegeben. Es ist nicht erkennbar, wo die fraglichen Gesetze dem Vorspruch oder den Grundsätzen über Amt und Gemeinde widersprechen sollten.

Dabei ist zu beachten, daß auch die regionale Synode West beschlossen hat, den Dienst der Träger des leitenden geistlichen Amtes neu zu ordnen, und zwar ausgerichtet allein an den Gegebenheiten und Bedürfnissen dieser Region. Niemand hat je in Zweifel gezogen, daß sich diese Bemühungen im Rahmen der Freigabeentschlüsse halten, und niemand hat je behauptet, die geplante Neuordnung des leitenden geistlichen Amtes bei uns bedürfe der rechtlichen Sanktion durch den Osten. Hiernach ist die Ostregion unter dem Gesichtspunkt der wechselseitigen Freigabe nicht gehindert, ihre Gesetze inkraftzusetzen und zu vollziehen. Einer Zustimmung durch diese Synode bedarf es nach der bestehenden Rechtslage nicht. Die Tatsache, daß ein rechtliches Junktim nicht besteht, ändert allerdings nichts an der inhaltlichen Aufeinanderbezogenheit der Entscheidungen hüben und drüben. Diese Bezogenheit ist Ausdruck der bleibenden Einheit unserer Kirche, aber kein juristisches Kriterium.

Kompliziert wird die Lage nun aber – es ist erforderlich, das in großer Offenheit anzusprechen – durch folgenden Sachverhalt: Der amtierende Bischof wurde von beiden Synoden für den Gesamtbereich unserer Kirche auf Lebenszeit gewählt, er ist dem Pfarrerdienstrecht nicht unterworfen und unterliegt keiner Altersbegrenzung. Bischof Scharf ist bis heute de jure Bischof der ganzen Landeskirche. Folgerichtig sieht daher die Notverordnung über einstweilige regionale Synoden vom 18. Juni 1959 in § 6 vor, daß regionale Kirchenleitungen, in deren Bereich der Bischof an der Ausübung seines Amtes behindert ist, für ihren Bereich einen Verweser bestellen zu können. Das ist drüben geschehen. D. Schönherr ist Verweser mit dem von der Kirchenleitung verliehenen Titel Bischof.

Die beabsichtigte Errichtung eines eigenen Bischofsamtes in der anderen Region bedeutet insoweit einen Eingriff. Sie verletzt zwar nicht den Vorspruch der Grundordnung und die Grundsätze über Amt und Gemeinde, aber sie tangiert den durch gemeinsame Wahl beider Synoden begründeten Status des amtierenden Bischofs, indem sie seinen Amtsreich auch de jure auf diese Region begrenzt. Dieser Tatbestand vor allem hat, wenn ich recht sehe, ein knappes Drittel der Synode Ost veranlaßt, den Gesetzen die Zustimmung zu verweigern.

Der Herr Bischof hat in seinem Bericht zu erkennen gegeben, daß er bereit wäre, seinen Amtsreich auch auf diese Region begrenzt anzusehen. Diese Erklärung allein kann jedoch – mir scheint, das ist allgemeine Meinung – die Lage nicht klären. Gewiß hat die persönliche Haltung des Bischofs größte Bedeutung, ein Votum der Synode gegen seinen Willen wäre ungut. Aber entscheiden kann nur die Synode. Mit Recht hat daher der Herr Bischof die Wirksamkeit seiner Erklärung von der Zustimmung der Synode zu den Vorlagen abhängig gemacht. Die Synode hat das letzte Wort.

Würde die Synode lediglich die Ihnen zur Annahme empfohlene Entschließung verabschieden, so reichte das nach Ansicht der Kirchenleitung nicht aus; denn die Entschließung besagt in ihrem wesentlichen Kern nur, daß wir die Entwicklung respektieren und daß sich die drüben beschlossenen Gesetze im Rahmen der gegenseitig zugestandenen Freigabe halten. Die Kollision einer Bischofswahl im Osten mit dem Status des amtierenden Bischofs wird durch diese Entschließung noch nicht beseitigt. Als zusätzlicher, den Weg freimachender Schritt ist, wie wir meinen, die Verabschiedung des Bischofswahlgesetzes unerlässlich. Die Kirchenleitung hält diesen zusätzlichen Schritt für die folgerichtige und notwendige Konsequenz ihres Schreibens vom Februar. Erst Entschließung und Wahlgesetz zusammen klären die Lage.

Nach diesen überwiegend juristischen Vorbemerkungen habe ich nunmehr Entschließung und Wahlgesetz zu begründen.

IV.

Zur Entschließung:

Sie führt die von der Kirchenleitung im Februar gekennzeichnete Linie des Vertrauens auf die Sachgemäßheit der Entscheidungen fort und bekundet die Bereitschaft, diese Entscheidungen zu respektieren.

Das Wort respektieren wurde mit Bedacht gewählt, es ließe sich nur schwer durch ein anderes Wort ersetzen. Respektieren heißt nicht, daß der fragliche Sachverhalt begrüßt oder eine von anderen getroffene Entscheidung vollinhaltlich zur eigenen gemacht wird. Respektieren heißt aber auch nicht lediglich duldende Hinnahme, ist mehr als nur passives Verhalten. Wir meinen mit Respektieren: freiwillige Annahme einer Entscheidung, die man selbst nicht getroffen hat, auf deren Notwendigkeit man aber vertraut, und deren Konsequenzen auf sich zu nehmen man bereit ist.

Die Kirchenleitung hält dies für die angemessene Reaktion auf die Beschlüsse der Regional-synode Ost.

Die Stellungnahme der Kirchenleitung ist vorab bestimmt durch die nun einmal unbestreitbare Tatsache, daß im anderen Kirchengebiet mit grundordnungsändernder Mehrheit Entscheidungen gefallen sind. Es wurden, auch wenn die Gesetze noch nicht inkraft sind, Fakten geschaffen, die eine neue Lage begründen. Die Ostsynode hat ihre Beschlüsse in der sicheren Erwartung gefaßt, daß das Beschlossene auch verwirklicht wird. Seit März ist es schwerer, über denkbare Alternativen zu reden, als vorher.

Hiernach müßten schon ganz außergewöhnliche Gesichtspunkte zum Tragen kommen, wollten wir uns entgegen allen demokratischen Spielregeln das Recht nehmen, dem Votum der Minderheit den Vorrang zu geben vor dem Votum der überwiegenden Mehrheit. Niemand wird verkennen, daß gewichtige Gründe die Neinsager bestimmt haben. Aber das allein gibt keine Legitimation dafür, dem Wunsch der Mehrheit die Zustimmung zu versagen.

Wesentlicher als dieser mehr formale Gesichtspunkt ist dies: Unser Kirchengebiet liegt mitten im Kontrastbereich gegensätzlicher Gesellschaftsordnungen. Die äußeren Voraussetzungen für das Wirken der Kirche weichen diesseits und jenseits der trennenden Mauer wesentlich voneinander ab. Die Regionalisierung ist – ob wir es wollen oder nicht – unabweisbar und nicht erst seit heute Tatsache. Die Dokumentation macht dies erneut deutlich. Die von den unseren abweichenden Gegebenheiten im anderen, weit größeren Teil des Kirchengebietes lassen das Bedürfnis nach einem eigenen, vollgültigen Bischofsamt, das seine Legitimation nicht mehr allein durch Bestellung seitens der Kirchenleitung, sondern durch synodale Wahl erfährt, zumindest verständlich erscheinen. Wirkliche leitende und geistliche Verantwortung kann drüben nur tragen, wer auch mit seiner persönlichen Existenz dort lebt und für das, was er tut und nicht tut, voll einsteht.

In solcher Lage kann uns nur daran liegen, das leitende geistliche Amt drüben innerkirchlich und nach außen zu stärken. Der maßgebliche Träger des leitenden geistlichen Amtes trägt eine schwere Bürde, auf ihm ruht ein hohes Maß an Verantwortung. Wir können ihm diese Verantwortung nicht abnehmen, aber wir sollten tun, was in unserer Macht steht, ihn in seiner Amtsführung zu stärken. Wenn sich die Synode Ost zu der Auffassung bekannt hat, daß es zu dieser Stärkung eines voll ausgestalteten Bischofsamtes bedarf, so sollten wir uns dem nicht hemmend in den Weg stellen.

Gewiß geht es bei der Aufgliederung des Bischofsamtes nicht nur um geistliche Dinge. Politische Faktoren schwingen mit. Die Errichtung eines eigenen Bischofsamtes kommt ohne Zweifel den Wünschen des Staates entgegen. Es gibt – hier wie drüben – Stimmen, die meinen, man komme dem Staat ohne zwingenden Grund und zu weit entgegen. Lassen Sie mich dazu dies sagen: Unbehagen kommt auf, wenn ein Urteil darüber, ob andere genügend widerstehen, von einer Position aus gefällt wird, in der man selbst nicht für dies Urteil haftbar gemacht werden kann. Außerdem wäre es kaum brüderlich, wollten wir der Mehrheit drüben, die für die Gesetze gestimmt hat, unterstellen, sie lasse sich weniger von geistlichen als von opportunistischen Gesichtspunkten leiten.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle ein Zitat aus dem sehr abgewogenen Bericht, den der Ratvorsitzende der Evangelischen Kirche der Union, Bischof Fränkel, vor der dortigen Synode am 21. April in Magdeburg erstattet hat. Sie wissen, daß die EKV vor ähnlichen Regionalisierungsproblemen steht wie wir und daß die entsprechenden Gesetzesvorlagen auf beiden Seiten mit großer Einmütigkeit verabschiedet wurden. Fränkel führt aus: „Der Wunsch des Staates, daß diejenigen, die für die Leitung einer Kirche in seinem Hoheitsbereich verantwortlich sind, und an die er sich also halten kann, auch Bürger dieses Staates seien, ist verständlich. Insoweit also, als dem Staat daran gelegen ist, daß Personen, die nicht Bürger der DDR sind, keine rechtsverbindliche Beschlußkompetenz gegenüber Bürgern

der DDR haben, können wir offen sein“. Weiter sagt Fränkel: „Nun muß freilich andererseits ganz nüchtern gesehen werden, daß die uns begehende staatliche Forderung über das rein Organisatorische hinausgeht und wir es mit einem ideologisch begründeten Postulat auf absolute Trennung zu tun haben.“ Demgegenüber stellt Fränkel klar heraus, „daß die in Christus geschehene und von der Kirche zu proklamierende Versöhnung der Welt dies Postulat relativiert ... Die im Versöhnungswerk Jesu Christi gesetzte Relativierung aller absoluten Trennungsforderungen nimmt auch den antagonistischen Gegensatz verschiedener Gesellschaftsordnungen nicht aus“.

Soweit Fränkel. Er bezeichnet – wie ich meine – die Position, die allein die Spannung zwischen notwendiger und unvermeidbarer Regionalisierung im Institutionellen und gleichzeitigen Festhalten an der Einheit aushalten läßt.

Dem Vorschlag, die im Osten getroffenen Entscheidungen zu respektieren, wird entgegengehalten, Staatsgrenzen seien keine Kirchengrenzen. Diese These führt kaum viel weiter. Schon ein Blick in die Kirchengeschichte, auch in die Geschichte unserer Kirche und unserer Tage, erweist ihre Brüchigkeit. Es ist einfach nicht so, daß die Kirche ihre Einheit und ihre Grenzen ausschließlich allein bestimmen könnte. Hinter der These verbirgt sich allerdings eine Sorge, die ernstgenommen werden will, nämlich die Sorge, man möchte zu schnell sogenannte Realitäten anerkennen. „Realpolitik“ ist, wir wissen es alle, eine oft fragwürdige Sache, und es ist richtig, wenn gesagt wird, gerade die Kirche müsse langen Atem haben und dürfe nicht hektisch hinter den säkularen Entwicklungen herlaufen. Dennoch sind Realitäten nicht bloß Schall und Rauch. Wir dürfen weder vorschnell der normativen Kraft des Faktischen huldigen noch illusionär an den tatsächlichen Gegebenheiten vorbeisehen noch auch uns tatenlos treiben lassen. Dazu nochmals Fränkel: „Es ist nicht gleichgültig, ob die Deutschen die reale Lage der Teilung in zwei antagonistische Systeme fatalistisch hinnehmen oder als Ausgangspunkt eines vor Gott verantwortlichen politischen Handelns annehmen. Nur wo das Letztere geschieht, wird dem Frieden gedient.“

Als weiterer Einwand gegen das die Entscheidungen der Ostsynode respektierende Ja wird geltend gemacht, man solle sich für eine der auf katholischer Seite praktizierten sog. Bengsch-Lösung ähnliche Regelung offenhalten. Das hieße: die Dinge müßten bis zum Ausscheiden unseres Bischofs bleiben wie sie sind; danach könnte in der Ostregion ein Bischof für die ganze Kirche, also mit Vollmachten auch in West-Berlin, gewählt werden; notfalls wäre – umgekehrt wie jetzt – hier ein Verweser zu bestellen.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat das „Bengsch-Modell“ keinerlei Chancen, verwirklicht zu werden. Vor allem unser vom katholischen abweichendes Amtsverständnis und der total andersartige Berufungsmodus machen eine solche Lösung in hohem Maße unwahrscheinlich. Und daß sie politisch zugestanden wird, wird man im Ernst doch wohl auf absehbare Zeit nicht erwarten dürfen. Auf nebelhafte Erwartungen hin, der Synode Ost einen unbefristeten Aufschub des Vollzugs ihrer Entscheidungen anzuraten, wäre schwerlich zumutbar. Für einen solchen Aufschub wird u. a. auch mit dem Hinweis auf die nach Inkrafttreten der Verträge veränderte politische Landschaft plädiert.

Bei einer solchen Argumentation werden Realitäten oder besser erhoffte Realitäten sogleich zur Entscheidungsgrundlage gemacht, während man andere, weniger willkommene Realitäten nicht als Argument gelten läßt. Das ist wenig folgerichtig. Außerdem sollten wir dem politischen Kalkül in unserer Diskussion nicht zu viel Platz einräumen. Wir landen sonst rasch bei bloßer Spekulation, die wenig oder nichts austrägt. Wir alle knüpfen an die Verträge große Hoffnungen, sollten aber nicht naiver Euphorie anheimfallen. Stärkere Öffnung nach außen kann durchaus von einer stärkeren Abgrenzungspolitik begleitet werden. Wir wissen es nicht, und es wäre gefährlich, würden wir die von uns zu treffende Entscheidung über Gebühr abhängig machen von Mutmaßungen, Hoffnungen und Sorgen im politischen Feld.

Im übrigen kann man nicht ohne weiteres davon reden, daß die Verträge eine neue Lage geschaffen haben. Die Kirchenleitung Ost hat die drüben erarbeiteten Gesetzentwürfe zu einem Zeitpunkt – Anfang Februar – nach hier übermittelt, als die Ratifizierung der Verträge zwar noch ungewiß, der Inhalt der Verträge aber bis zum Komma bekannt war. Die Synode Ost hat ihre Entscheidungen in der Annahme getroffen, daß die Verträge demnächst wirksam würden. Ihre Haltung nach Inkrafttreten der Verträge in einem ande-

ren Licht zu sehen als vorher, wäre sachlich nicht gerechtfertigt. Der Wunsch, so wie im März beschlossen zu verfahren, besteht drüben fort.

Ich wäre gründlich mißverstanden, wollte man das hier Vorgetragene dahin deuten, die Kirchenleitung empfehle frohen Herzens, mit Annahme der Entschließung überholten Ballast abzuwerfen. Zu Freude besteht kein Anlaß, und es wäre mißlich, wollte man die fortschreitende Regionalisierung umdeuten in eine hoffnungsvolle Entwicklung. Die Regionalisierung unserer Kirche ist eine – wie wir meinen – notwendige, aber schmerzliche Realität. Wenn wir den Weg für die Errichtung eines zweiten Bischofsamtes in der einen Kirche auch von uns aus freimachen, so ist das kein Freudenfest, sondern die nüchterne und folgerichtige Konsequenz aus einer Lage, die zu ändern nicht in unserer Macht steht.

V.

Diese Lage schließt manches Bittere ein, und zwar in besonderem Maße für den Bischof unserer Kirche. Ich darf das hier mit der gebotenen Zurückhaltung, zugleich aber doch mit der gebotenen Deutlichkeit sagen. Wie kein anderer verkörpert er die Einheit dieser Kirche. Faktisch war sein amtlicher Wirkungsbereich schon in den vergangenen Jahren auf diese Region beschränkt, dennoch hat die Aussicht, künftig auch de jure auf diese Region begrenzt zu sein, tragische Aspekte. Die Bitterkeit der Lage mag durch die Hoffnung auf brüderlichen Kontakt beider Bischöfe gemildert werden, ganz ausräumen läßt sie sich nicht. Die Noblesse, mit der Bischof Scharf diese für ihn schwere Situation durchsteht, verdient Anerkennung und kann der Suche nach einer sachgemäßen Lösung nur dienen.

Die Noblesse findet auch darin ihren Ausdruck, daß Bischof Scharf der Einbringung des Entwurfs eines Bischofswahlgesetzes, das ihn ganz unmittelbar betrifft, zugestimmt hat. Nicht in Widerspruch dazu steht, daß sich Bischof Scharf bei den Beratungen der Kirchenleitung über den Inhalt des Wahlgesetzes der Stimme enthalten hat. Diese Stimmenthaltung entspricht dem guten Brauch, dort wo es um die eigene Person geht, zu schweigen. Ich bin zu der Erklärung ermächtigt, daß sich Bischof Scharf jeder Entscheidung, die die Synode im Bischofswahlgesetz im Hinblick auf seine Person trifft, unterwirft. Für diese Erklärung sollten wir ihm dankbar sein.

VI.

Ich komme zur Begründung des Bischofswahlgesetzes. Dabei kann ich kürzer sein als bei der Begründung der Entschließung:

Das ursprüngliche Kirchengesetz über die Wahl des Bischofs datiert vom 14. November 1952. Es wurde am 29. Januar 1960 novelliert. Der Bau der Mauer schuf eine neue Lage. Beide Regionalsynoden beschlossen daher am 5. und am 8. Februar 1963 ein neues Wahlgesetz, bestimmt „für die Zeit, in der es unmöglich ist, daß alle Synodalen der Provinzialsynode an einem Ort innerhalb der EKBB zu einer Provinzialsynode zusammentreten“. Dies Gesetz gilt formal heute noch, ist aber nicht mehr praktikabel; die Entwicklung ist über die 1963 getroffenen Regelungen hinweggegangen. Die Notwendigkeit, das Wahlgesetz den veränderten Gegebenheiten anzupassen, wäre daher auch ohne die uns hier bewegenden Fragen gegeben. Obendrein ist es geboten, Wahlgesetze nicht erst zu ändern, wenn eine Wahl unmittelbar bevorsteht, weil sich sonst die Gefahr, daß die Diadochen dem Gesetzgeber über die Schulter schauen und sachfremde Argumente mit hereinspielen, kaum ausschließen läßt.

Die Einzelregelungen des Entwurfs mögen im Ausschuß beraten werden. Hier ist nur auf einige wenige Punkte zu verweisen:

§ 4 des Entwurfs begrenzt die Zahl der Wahlgänge auf drei. Führt auch der dritte Wahlgang zu keinem Ergebnis, ist ein neuer Wahlvorschlag aufzustellen. Der Entwurf weicht hier von dem in der Ostregion beschlossenen Wahlgesetz, das bis zu 6 Wahlgänge zuläßt (§ 4 Abs. 8), ab. Leitgedanke war dabei, daß wir ein möglicherweise die Grenze des Unwürdigen streifendes Taziehen ausschließen möchten. Weiter weichen wir von der im Osten getroffenen Regelung darin ab, daß wir bei allen Wahlgängen die Zweidrittelmehrheit verlangen, während drüben im letzten Wahlgang die einfache Mehrheit genügt. Hier war das bestimmende Motiv, daß ein Bischof in jedem Fall vom Vertrauen einer breiten Mehrheit

der Synode getragen werden sollte. Natürlich haben wir auch den Gedanken erwogen, daß dann ein entschlossenes Drittel der Synode die Wahl eines bestimmten Kandidaten blockieren und damit die Wahl eines anderen, unter Umständen farblosen Kandidaten erzwingen könnte. Doch schien uns diese Sorge nicht so stark ins Gewicht zu fallen wie der Wunsch einer breiten Vertrauensbasis für den zu wählenden Bischof.

Von besonderer Bedeutung sind die §§ 6 und 7. Sie machen – so die Vorstellung der Kirchenleitung – in Ergänzung der Entschließung zum Bischofsamt den Weg zur Wahl eines eigenen Bischofs in der anderen Region auch de jure frei.

§ 6 des Entwurfs bestimmt, daß der jeweilige Bischof dem Pfarrerdienstrecht unterliegt. Damit wird seine Amtszeit auf die Vollendung des 70. Lebensjahres begrenzt. Insoweit deckt sich der Entwurf mit dem in der anderen Region beschlossenen Gesetz. Der Entwurf unterscheidet sich aber durch die in § 7 vorgesehene Übergangsregelung für den gegenwärtigen Amtsinhaber. Ohne eine solche Übergangsregelung, einem übrigens durchaus üblichen Verfahren, würde die Amtszeit des gegenwärtigen Bischofs im Herbst dieses Jahres ablaufen. In beiden Regionen wären die Bischöfe neu zu wählen.

Ein solches Ergebnis wäre nach Ansicht der Kirchenleitung ungut. Wir würden es als einen Schaden für diese Kirche ansehen, gäbe Bischof Scharf innerhalb weniger als eines halben Jahres das Steuer aus der Hand. Wir halten eine Verlängerung seiner Amtszeit über die Vollendung des 70. Lebensjahres hinaus, ganz abgesehen von der persönlichen Komponente, die ich hier gar nicht ansprechen möchte, im Interesse der Sache für geboten.

Der im Entwurf vorgeschlagene Termin für das Ende der Amtszeit – der 31. März 1976 – wurde nicht willkürlich gegriffen. Im Blick auf die Neuordnung des leitenden geistlichen Amtes geht die Tendenz erkennbar dahin, ebenso wie in der Ostregion eine Befristung der Amtszeit auf 10 Jahre (mit der Möglichkeit der Wiederwahl) vorzusehen. Zu dem im Entwurf angegebenen Zeitpunkt wird Bischof Scharf 10 Jahre amtiert haben. Dieser Zeitpunkt schien uns im übrigen auch deswegen sinnvoll, weil er der nächsten Synode genügend Zeit gibt, sich einzuarbeiten und die Frage der Nachfolge mit der notwendigen Gelassenheit anzugehen.

Die vorgeschlagene Übergangsregelung für den amtierenden Bischof kann von der Regionalsynode West nur mit Wirkung für diese Region beschlossen werden. Ein Ja dieser Synode zu dem Gesetzentwurf der Kirchenleitung schließt daher ein, daß dadurch der Weg für die Wahl eines eigenen Bischofs in der Ostregion unserer Kirche auch de jure freigemacht wird.

Das Gesetz muß, da es die Grundordnung berührt, mit verfassungsändernder Mehrheit beschlossen werden.

Als Zeitpunkt des Inkrafttretens haben wir den 1. November eingesetzt, auch das nicht zufällig. Der Bischof wird dann sein 70. Lebensjahr vollendet haben. Schon vor diesem Zeitpunkt seinen derzeitigen Status de jure zu ändern, hielten wir weder für notwendig noch für angemessen.

VII.

Die Kirchenleitung hat die Empfehlung, Entschließung und Bischofswahlgesetz auf dieser Tagung zu verabschieden, bekanntlich nicht einstimmig beschlossen. Die anderslautenden Anträge der Synodalen Helbich und Pfennig sind bekannt. Die Stellungnahme der Mehrheit der Kirchenleitung zu diesen Anträgen ergibt sich weitgehend aus dem bereits Vorgetragenen. Es genügen daher hier wenige Sätze.

Der Antrag Helbich wünscht, die Angelegenheit zu vertagen. Der Antrag Pfennig möchte die Entscheidungen drüben nicht respektiert, sondern lediglich hingenommen wissen, die Bestätigung des Briefes der Kirchenleitung vermeiden, und das Bischofswahlgesetz vom Tisch haben.

Zum Antrag Helbich: Wir sind hier und heute nicht überraschend vor eine neue Situation gestellt worden, sondern die Entwicklung bahnte sich seit langem an. Wir sind gefragt und haben zu antworten. Probleme werden nicht dadurch leichter, daß man sie vor sich herschiebt, und wir sollten uns hüten, in eine Lage zu geraten, in der man uns unsere zögerliche Bedenklichkeit einfach nicht mehr abnimmt.

Zum Antrag Pfennig: Die Mehrheit der Kirchenleitung hält eine bloße Hinnahme der Dinge für nicht befriedigend, weil sie einem ausweichenden Sichenthalt gleichkäme. Eine klare

Frage verlangt eine klare Antwort, und kein „Jein“. Dies sind wir der Regionalen Synode Ost, die es sich auch nicht leichtgemacht hat, schuldig. Ferner: Hinnahme der Entscheidung unter Verzicht auf das Bischofswahlgesetz hieße im Klartext doch wohl dies: Uns schmeckt es zwar nicht, aber macht was ihr wollt, wir tun nichts. Was wäre die Folge? Nach der „hingenommenen“ Wahl des Bischofs in der Ostregion hätten wir wie bisher einen Bischof, der im Westen amtiert, de jure aber Gesamtbischof bleibt; daneben bekämen wir aber einen Bischof, der de jure und de facto im Osten amtiert. Das wäre ein unmögliches – und zwar nicht nur nach formaljuristischen Kriterien unmögliches – Ergebnis, der anderen Region schwerlich zumutbar.

Die Synode ist bei der ihr abgeforderten Entscheidung frei. Sie ist weder durch den Schriftwechsel der Kirchenleitungen vom Februar noch durch die Beschlüsse der Regionalen Synode Ost vom März präjudiziert. Die Synode möchte aber doch beim Abwägen der unterschiedlichen Voten die Frage nach den möglichen Folgen einer negativen Entscheidung einbeziehen.

Bei der Beurteilung dieser möglichen Folgen lassen sich spekulative Elemente nicht ausschließen. Dennoch kann mit einiger Sicherheit gesagt werden, daß eine – wie immer im einzelnen gefaßte – negative Entscheidung drüben verbreitete Enttäuschung auslösen würde.

Ich wage die Behauptung, daß dann ein tiefer Riß aufbräche. Zwar würde ein negatives Votum vermutlich einstweilen verhindern, daß die beschlossenen Gesetze verkündet werden, geändert würden die Gesetze aber sicher nicht, und wie lange ihr Inkrafttreten aufgeschoben würde, bliebe ungewiß. Niemand könnte, zumal im Hinblick auf die auch im Osten demnächst neuzubildende nächste Synode, ausschließen, daß das eigene Bischofsamt irgendwann auch ohne oder sogar gegen unseren Willen errichtet wird – und zwar dann durch revolutionären Akt.

Beide Seiten wollen den Fortbestand der einen Kirche, suchen brüderliche Verbindung, wo immer sie möglich ist, und hoffen, daß sich die Möglichkeit des persönlichen Kontaktes verbreitern. Wollten wir die von der Regionalen Synode Ost für nötig gehaltenen Schritte verzögern oder verhindern, so würde der menschliche Kontakt gewiß nicht gefördert. Stattdessen wäre zu besorgen, daß wir unsere eigene Handlungsfähigkeit in der Wahrnehmung der Brückenfunktion beschränken. Unsere Haltung hier würde drüben die Gefahr einer verschärften Abgrenzungspolitik heraufbeschwören; wir würden möglicherweise hier auslösen, was andere auszuhalten haben. Der bleibenden kirchlichen Gemeinschaft, die nach beiden Seiten die gleiche freimachende Botschaft des Evangeliums bezeugt, täten wir keinen guten Dienst.

VIII.

Ich bin am Schluß meines Berichts und fasse zusammen: Die Kirchenleitung empfiehlt der Synode, die Entschließung und das Bischofswahlgesetz zu verabschieden; sie bittet, beide Entscheidungen als eine Einheit zu betrachten, und sie bittet weiter – moderner Diktion folgend – „So und jetzt“ zu entscheiden.

Die Regionalsynode West folgte dieser Empfehlung der Kirchenleitung, „beide Entscheidungen als eine Einheit zu betrachten“, jedoch nicht. Sie wollte die Einrichtung eines eigenständigen Bischofsamtes im Ostteil der Landeskirche zwar respektieren, daraus jedoch nicht die erforderlichen Konsequenzen für das Amt des „Gesamtbischofs“ und für den westlichen Teil der Landeskirche ziehen. Die folgende Entschließung wurde mit 55 gegen 25 Stimmen bei einer Enthaltung (eine Stimme mehr als die Zweidrittelmehrheit) angenommen:

ENTSCHLIESSUNG ZUM BISCHOFSAMT

Die Synode respektiert die von der Regionalen Synode Ost am 26. März 1972 getroffene Entscheidung, für ihren Bereich ein eigenes Bischofsamt einzurichten, und stimmt der Erklärung der Kirchenleitung vom 15. Februar 1972 zu.

Hierbei ist sich die Synode bewußt, daß beide Bereiche in der Einheit der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg an den Vorspruch der Grundordnung von Schrift

und Bekenntnis und an die Grundsätze über Amt und Gemeinde gebunden bleiben, wie dies in den übereinstimmenden Entscheidungen beider Synoden vom 10. März und 20. Juni 1970 festgelegt ist.

Die Synode wird die nach den Entscheidungen der Regionalen Synode Ost geboten erscheinenden rechtlichen Maßnahmen baldmöglichst treffen. Sie beauftragte den ständigen Ordnungsausschuß und den ständigen Theologischen Ausschuß, zur nächsten Synodaltagung die dazu erforderlichen Gesetzentwürfe zur Beschlußfassung vorzulegen.

Dem von der Kirchenleitung ebenfalls vorgelegten Entwurf eines „Kirchengesetzes über die Wahl des Bischofs“, einer für die Westregion geltenden Variante des von der Ostregion am 26. März 1972 beschlossenen Kirchengesetzes, stimmte die Regionalsynode West jedoch nicht zu. Bei 53 Ja-, 26 Nein-Stimmen und 2 Enthaltungen wurde die erforderliche Zweidrittelmehrheit um eine Stimme verfehlt. Damit war zunächst eine außerordentlich heikle Situation für die gesamte Landeskirche Berlin-Brandenburg geschaffen, die bereits Konsistorialpräsident Flor in seiner oben wiedergegebenen Begründung beschrieben hatte. Eine interne Auseinandersetzung hierzu, die aber auch in der Öffentlichkeit von Westberlin mit geführt wurde, war das beherrschende Thema für die Landeskirche von Berlin-Brandenburg im Sommer und Herbst 1972. Allen Beteiligten mußte deutlich sein, daß damit das letzte Wort nicht gesprochen sein konnte.

Auf ihrer Tagung vom 3. bis 7. November 1972 wählte die Regionalsynode Ost D. Albrecht Schönherr, den bisherigen Verwalter des Bischofsamtes im Ostteil der Landeskirche, zum Bischof für ihre Region. Bischof Schönherr hatte in den beiden ersten Wahlgängen mit 89 bzw. 100 Stimmen die erforderliche Zweidrittelmehrheit nicht erreicht. Erst im dritten Wahlgang erhielt er mit 106 von 153 abgegebenen Stimmen die notwendige Zweidrittelmehrheit. Diese Tatsache veranlaßte D. Schönherr, die Wahl erst nach Rücksprache mit der Kirchenleitung anzunehmen. Mit der Annahme verband er folgende Erklärung:

ANSPRACHE VON BISCHOF D. ALBRECHT SCHÖNHERR
VOR DER SYNODE IN BERLIN-WEISSENSEE AM 4. NOVEMBER 1972

Herr Präses, hohe Synode!

Als Sie mich nach meiner Entscheidung fragten, ob ich die Wahl annehme, habe ich mir eine Bedenkzeit ausgebeten. Und nachdem ich mit der Kirchenleitung fast 6 Jahre zusammengearbeitet habe, war der Kreis dieser Brüder der richtige, um mich in dieser Sache zu beraten. Das ist auch in guter Weise geschehen. Die Frage war, ob bei einem solchen Wahlergebnis, bei dem es konstant 42 bis 43 Stimmen-Enthaltungen gab, die Basis vorhanden ist, auf Grund der man arbeiten kann. Es ist ja ein Unterschied, ob ich irgendwo als homo novus in eine fremde Provinz komme oder ob ich fast 6 Jahre lang den Dienst getan habe. Ich darf vielleicht sagen: Bis zum 6. Wahlgang hätte ich es nicht kommen lassen. Aber ich habe mich nun doch entschlossen, diese Wahl anzunehmen. Und zwar darum, weil – wie wir miteinander analysiert haben – der Kreis derer, die sich enthalten haben, sich sehr verschieden zusammensetzen dürfte. Daß es in einer Synode von über 160 Synodalen solche gibt, denen meine Nase oder auch einiges andere an mir nicht paßt, das halte ich für selbstverständlich; ich müßte mich eigentlich genieren, wenn es anders wäre. Das mag also ein Teil derer gewesen sein, die sich enthalten haben. Da nun die beiden anderen, die auch zur Wahl standen, – ich darf wohl sagen – meine ausgesprochenen Freunde sind, war die Möglichkeit, irgendeinem anderen Kandidaten zuzustimmen, natürlich nicht vorhanden; so mußten die genannten Synodalen sich dann enthalten. Es wird eine zweite Gruppe, und zwar wahrscheinlich die größte, gewesen sein, die grundsätzlich gegen ein zweites Bischofsamt eintreten wollte. Das ist ja auch bei

den früheren Synoden, besonders bei der letzten, artikuliert worden, und es ist durchaus in Ordnung, wenn sich die Opponenten nun der Stimme enthalten haben. Ich bin dankbar und froh darüber, daß es nicht zu tumultuarischen Geschäftsordnungsdebatten gekommen ist, sondern daß auf diese stille – und ich möchte sagen vornehme Weise zum Ausdruck gebracht worden ist, wie man in der Sache denkt. Eine dritte Gruppe wird dabei gewesen sein, die gemeint hat: Grundsätzlich ja, aber nicht jetzt. Daß sie bis zum dritten Wahlgang auf ihrer Enthaltung beharrt hat, hat mich etwas konsterniert, und das hat mich zu der Frage geführt, die ich an die Kirchenleitung gerichtet habe.

Soweit also das, was wir in der Kirchenleitung analysiert haben. – Ich denke, es ist richtig, wenn ich Ihnen jetzt noch ein paar Worte zu dem Ganzen sage:

Ich meine, dieses Wahlergebnis gibt sehr deutlich wieder, was wir in den letzten Jahren miteinander durchgestanden haben. Ich brauche nicht gerne große Worte, das wissen Sie. Aber es war wirklich ein schweres Ringen, und zwar ein Ringen, bei dem es nicht um persönliche Intrigen, um von außen kommende Einflüsse oder anderes, sondern um die ernstesten Sachfragen ging. Und ich möchte bei dieser Gelegenheit den Brüdern, die sich der Stimme enthalten haben, meinen Respekt dafür ausdrücken, daß sie das in einer erstaunlichen Konsequenz getan haben und auch mit jener Vornehmheit, die Christen wohl ansteht. Denn wenn man sich das Stimmenverhältnis genau ansieht, dann sind das ungefähr die gleichen Zahlen wie auch bei früheren Gelegenheiten, also etwa bei dem Beschluß der Märzsynode über die Einrichtung eines zweiten Bischofsamtes oder früher bei dem Freigabebeschluß. Das sind mir alles schwere und quälende Abstimmungen gewesen; warum soll die letzte in dieser Sache nun nicht auch eine schwere Abstimmung sein! Ich würde meinen, daß beide Teile, ich möchte jetzt nicht Parteien oder Gegner sagen, also beide Teile den einen Wunsch gehabt haben, den Christusdienst, der hier getan werden muß, so sauber und so sachgemäß wie möglich zu tun. Die einen haben gemeint, weil wir den Christusdienst tun, darum haben wir die Freiheit, die Gestalt dieses Dienstes nach den Bedürfnissen dieses Dienstes zu ordnen. Es geht darum, daß man den Griechen ein Grieche, den Juden ein Jude wird (1. Kor. 9). Ich würde sagen, daß man den Menschen, unter denen wir leben, versucht, wirkliche Partner zu sein, den Menschen, die ganz „drinnen“ leben und als solche versuchen, deutlich zu machen, was „Evangelium“ in unserem Raum heißt. Die anderen Brüder haben auch diesen einen Christusdienst tun wollen und haben gemeint: weil es eben um den einen Christusdienst geht, darum soll man auch eine möglichst einheitliche Gestalt der Kirche bewahren. Vor allem dann, wenn die Befürchtung möglich wäre, daß diese Gestalt nicht aus Gründen des Dienstes, sondern unter äußerem Einfluß verändert wird. Ich hoffe, daß ich mit dieser Charakterisierung niemand karriert habe. Ich will damit ausdrücken, daß beide Entscheidungen, die gefällt worden sind, von einer letzten Mitte aus zu betrachten sind.

Die Wahl hat nun stattgefunden. Es lag natürlich ein Risiko darin, sie jetzt stattfinden zu lassen. Aber ich meine, dieses Risiko mußte eingegangen werden, weil die Initiative in dieser Sache, die ja uns angeht, in erster Linie bei uns lag. Wir können von den Brüdern im Westen nicht erwarten, daß sie uns eine Initiative abnehmen, die nur wir haben können. Ich halte es also für angemessen, daß so verfahren ist. Wir möchten bitten, daß die Brüder im Westen uns das so abnehmen und nicht verstehen als eine Nötigung, die wir ihnen auferlegen.

Wir sind uns darüber klar, daß wir bisher erst die Wahl vollzogen haben. Der Platz des Bischofs kann erst besetzt werden, wenn er frei ist. Wenn der Platz für einen Bischof hier bei uns frei wird, so hätten wir 2 Bischöfe, die in völliger Parallelität die beiden Regionen unserer Kirche leiten. Also noch einmal: Es gibt dann keinen Oberbischof und keinen Unterbischof, sondern es gibt 2 Bischöfe, die jeweils für ihre Region den letztverantwortlichen leitenden Dienst tun. Dafür müssen aber die Voraussetzungen geschaffen werden, und die kann nur die Synode der Regionalsynode West schaffen, d.h. daß diese Synode von uns auf jeden Fall abgewartet werden muß, bevor hier eine Einführung stattfinden kann. Ich habe einmal mein Wort dafür gegeben, daß sich während der Legislaturperiode, die mit dem 1.1.1973 ausläuft, keine derartig grundlegende Veränderung bei uns vollziehen wird. Dieses Wort steht. Es kann also erst nach dem 1.1.1973 eine Einführung stattfinden, vorausgesetzt, daß sie die rechtliche Basis bekommt. Soweit zu den sachlichen Fragen.

Daß das kein fröhlicher Beschluß ist, den wir da gefaßt haben, daß es auch keine fröhliche Wahl war, das haben Sie alle gespürt. Es ist eben etwas anderes, wenn man einen freien Bischofsstuhl neu besetzt und sich dann glücklich preisen kann, einen jungen Menschen dort begrüßen und ihn mit allen guten Wünschen auf den Weg schicken zu können. Er war vor allem darum nicht fröhlich, weil es immer schwer ist, wenn Christen, die zusammengehören, sich nun etwas mehr voneinander entfernen. Um so nötiger ist, daß wir uns besinnen, was die Grundlage der Einheit der Kirche ist. Grundlage ist, daß wir alle nicht aus eigener Vernunft noch Kraft, sondern durch den Heiligen Geist in die eine Kirche berufen worden sind, die wir in unserem Glaubensbekenntnis bekennen, und daß wir durch dieses Bekenntnis in eine geistliche Gemeinschaft gekommen sind. Wir haben das ja gerade in den letzten Jahren durchexerzieren müssen und können, was „geistliche Gemeinschaft“ heißt. Geistliche Gemeinschaft ist eben nicht platonisch, „geistige“ Gemeinschaft, die irgendwo in den Wolken existiert, sondern eine Gemeinschaft, die der Geist schafft, und zwar der Geist, der Fleisch werden will, weil er in Jesus Christus Fleisch geworden ist. Geistliche Gemeinschaft schließt immer die Leiblichkeit der Gemeinschaft ein, ja, fordert sie. Das beginnt damit, daß man aneinander denkt und füreinander betet, daß man einander will, daß man aufeinander zugeht, daß man miteinander handelt, daß man gemeinsame Gremien schafft und vielleicht auch einmal eine gemeinsame Organisation. Das sind Stufen geistlicher Gemeinschaft, die dann in leiblichen Verbindungen sich auch ausdrücken. Und da der Heilige Geist ja niemals etwas rein „Spirituelles“ ist, so verwebt er sich mit menschlicher Geschichte. So ist unsere Geschichte verwoben mit der unserer Brüder in Westberlin und in der Bundesrepublik, aber auch mit all den anderen Kirchen in der Tschechoslowakei und in Polen und in der Sowjetunion. Verwoben ist Geist von oben und Geschichte von unten. Wir sind uns dessen bewußt, daß solche gemeinsame Geschichte eine schwerwiegende Realität ist. Wir geben uns um des Dienstes willen ein Stück frei. Und zwar nicht mehr und nicht weniger, als dieser Dienst es nötig macht. Umso deutlicher ist die Aufgabe, einander zu suchen. Die Kirchengemeinschaft der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg wird heute oder vielleicht morgen nicht mehr von einer kirchenjuristisch noch voll zu fassenden Organisation gedeckt. Wir wissen ja, was in der Grundordnung unveränderlich stehen bleiben soll: Der Vorspruch von Schrift und Bekenntnis und die Grundsätze über Amt und Gemeinde. Und das ist aber natürlich keine Basis, die man noch organisatorisch fassen kann. Wohl aber bleibt als Grund der kirchlichen Gemeinschaft das Bekenntnis zu der tieferen Einheit, so wie ich sie versucht habe deutlich zu machen. Sie bleibt darin erhalten, daß wir uns geschichtlich aneinander gewiesen wissen. Wir können uns nicht loslassen, weil wir Geschichte miteinander aufzuarbeiten haben, und sie bleibt erhalten in dem Auftrag, daß wir brüderlich aufeinander zugehen, wie wir es nur irgend können. So hat es ja auch unser neues Bischofsgesetz deutlich gesagt.

Und nun möchte ich noch eine ganz menschlich-persönliche Seite aufschlagen: Wir haben bei all den schweren Schritten der letzten Jahre großen Wert darauf gelegt, mit den Brüdern auf der anderen Seite so eng wie möglich verbunden zu sein. Es ist uns dadurch leicht gemacht worden, daß auf der anderen Seite ein Mann Bischof ist, der von glühender Liebe zur Berlin-Brandenburger Kirche, und zwar zur Einheit dieser Kirche erfüllt ist, der sich nun aber mit großer Demut und Selbstbescheidung ganz in den Dienst dieser Sache gestellt hat, deren Notwendigkeit er mit uns erkannt hat. Das ist keine Neuigkeit, verehrte Brüder und Schwestern, das war jedenfalls schon solange so, wie ich seit 1967 meinen Dienst geführt habe. Der 1966 auch in diesem Raume gewählte Bischof Scharf hat, das kann ich hier vor allen bezeugen, niemals den Versuch gemacht, in diese Region hineinzuregieren, sondern hat uns mit großer Zurückhaltung beobachtet, aber er hat immer respektiert, daß die Verantwortung, die hier getragen werden mußte, eben von uns zu tragen war. Und ich kann an diesem Tage nicht anders, als ihm für dieses und für alles, was er unserer Berlin-Brandenburger Kirche gewesen ist und noch ist, zu danken. Ich weiß, daß er in diesen Stunden mit seinem Herzen bei uns ist, daß er natürlich sehr viel lieber in einer anderen Situation uns gegenüber wäre, als in der er nun einmal ist, aber daß er doch mit ganzem Herzen das bejaht, was wir hier getan haben.

Soll ich Ihnen am Schluß noch etwas sagen, was so wie eine Regierungserklärung aus-senhen könnte? Das brauchte ich eigentlich darum nicht zu tun, weil Sie mich ja kennen und ich fast nicht annehme, daß ich mich in den nächsten Monaten wesentlich ument-

wickeln werde. Aber man kann nie wissen. Also, ich würde sagen, die Hauptsache ist, in unserer Kirche dafür zu sorgen, daß wir wieder mehr Freude am Evangelium bekommen. Wir können alle möglichen schönen Dinge machen, wir können Gemeindeaufbau treiben, Gemeindegemeinschaften veranstalten, schön feiern. Alles ist hohl und leer, wenn nicht der letzte Kern – lassen Sie es mich ganz schlicht sagen – diese Liebe zu Jesus ist. Zu dieser Freude würde ich gern den „Laien“ verhelfen, daß sie kirchliche Verantwortung nicht bloß als eine Last ansehen, sondern daß sie von einer tiefen Freude, an der Sache Jesu Christi teilhaben zu können, erfüllt werden. Diese Freude würde ich gerne unseren Pfarrern machen, besonders denen, die es sich so schwer machen, weil sie immer das Bild vor Augen haben, wie es früher einmal war und wie es jetzt ist. Ein wichtiger bischöflicher Dienst ist die letztinstanzliche Seelsorge. Ich halte sie für eines des Wichtigsten, was in unserer Kirche geschehen muß. Ich bin dankbar dafür, daß ich manchmal einem Bruder, der nicht mehr recht wußte, wie es weitergehen sollte, habe helfen können. Um so schwerer legt es sich auf die Seele, wenn irgend etwas verkehrt gegangen ist und dann Entscheidungen über ein Leben gefallen sind, die nicht mehr zurückzunehmen sind. Ich sehe weiter – und das gehört eigentlich auch zu dieser Freude dazu – eine wesentliche Aufgabe gerade als Bischof in dieser Kirche darin, Verbindung zu halten und zu knüpfen durch Besuche, durch vieles Beieinandersein und Sich-Begegnen, Verbindungen zur Ökumene, Verbindungen zu den anderen Kirchen hier im Bunde, Verbindungen auch zu den Verantwortlichen im Staat. Ich bin wirklich dankbar dafür, daß sich im Laufe der Zeit ein paar Türen aufgetan haben, so daß sie ohne großes Knarren aufgehen, und daß man dann miteinander von den Dingen, die notwendig sind, reden kann.

Gott gebe, daß das so weitergeht.

Heute Morgen habe ich mit Bewegung die Andacht gehört, die uns Bruder Furian gehalten hat. Was sollte man Schöneres und Wichtigeres über solchen Tag und über das, was noch vor uns liegt, setzen, als das Wort: „Gott ist treu!“ Und als ich heute Morgen mit meiner Frau die Bibel lese, war es ein Stück, das mir immer besonders viel gesagt hat:

„Leide mit als ein guter Streiter Christi Jesu.“

Kein Krieger verstrickt sich in Sorgen des alltäglichen Lebens, auf das er gefalle dem, der ihn gewonnen hat.

Und wenn jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpft denn recht. Der Herr aber wird dir in allen Dingen Verstand geben.“

Das wäre allerdings besonders notwendig. Danach aber steht – Gott sei Dank – der nächste Satz:

„Halt im Gedächtnis Jesus Christus.“

Und ich glaube, das ist das Wichtigste, was man sich selber sagen müßte.

An Bischof Scharf richtete die Regionalsynode Ost von dieser ihrer Tagung her folgendes Schreiben:

Berlin, den 7. November 1972

Hochverehrter Herr Bischof, lieber Bruder Scharf!

Im Namen der zu ihrer Tagung in Berlin-Weißensee versammelten Synodalen grüßen wir Sie in großer Dankbarkeit für alles, was Sie bisher für unsere Kirche getan haben. Wir haben Sie vor 6 Jahren zu unserem Bischof gewählt, damals in der Hoffnung, daß Sie eines Tages Ihr Amt für die gesamte Kirche Berlin-Brandenburg ausüben könnten. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Um so dankbarer sind wir Ihnen dafür, daß Sie in Ihrer großen Liebe zu unserer Kirche und in der Ihnen geschenkten Weisheit und Demut die Notwendigkeit erkannt haben, den Weg dafür freizugeben, daß der bischöfliche Dienst auch bei uns voller eigener Verantwortung geschehen konnte.

Nach den schwierigen Verhandlungen des letzten Jahres haben wir nun auf dieser Tagung mit Bruder Schönherr einen eigenen Bischof für unsere Region gewählt. Damit geben wir uns, die beiden Teile der Kirche Berlin-Brandenburg, um des Dienstes willen ein Stück frei. Wir sind uns aber dessen bewußt, daß die geistliche Gemeinschaft bleibt und auch leiblich Gestalt werden muß. Vor allem verbindet uns auch weiterhin die eine gemeinsame Geschichte, die von uns gemeinsam verantwortet werden muß.

Wir wissen um Ihre ständige Fürbitte für uns und bleiben Ihnen dankbar verbunden im gemeinsamen Gebet, um die rechte Führung für uns alle.

Mit herzlichem brüderlichem Gruß

Das Präsidium der Regionalsynode
Burkhardt, Präses
Stubbe, Thiede

Bischof Schönherr hatte nach seiner Wahl zum Bischof für die Regionalsynode Ost erklärt, daß seine Einführung erst dann stattfinden könne, wenn auch die Regionalsynode West dafür die Voraussetzungen geschaffen habe. Dies geschah nach tiefgreifenden Auseinandersetzungen auf der Tagung der Regionalsynode West vom 14. bis 19. November 1972, indem sie ein das Bischofsamt aufgliederndes Kirchengesetz beschloß, das in Korrektur des Ergebnisses vom Juni 1972 die erforderliche Zweidrittelmehrheit erhielt. Mit diesem Kirchengesetz wurde mit Wirkung vom 1. Januar 1973 der Amtsbereich von Bischof D. Kurt Scharf auf Westberlin beschränkt, der Weg für die Einführung von Bischof D. Albrecht Schönherr zum Bischof der Ostregion der Landeskirche im Jahre 1973 war damit frei. Bischof Scharf gab nach der Entscheidung über dieses Bischofsamts-gesetz am 19. November folgende Erklärung ab:

Die jetzt getroffene Entscheidung hat zweifellos Gewicht. Sie hat politische Implikation. Deswegen hat die Diskussion über das Bischofsamts-gesetz die breite Öffentlichkeit so heftig bewegt. Aber die Bedeutung der Entscheidung, die die Synode soeben getroffen hat, liegt nicht hierin, sondern liegt in ihrer Auswirkung auf den inneren Dienst in den beiden Teilen der einen Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg.

Dadurch, daß das Amt jetzt in der Synode drüben eigenständig klar verwurzelt ist, wird es frei von bestimmten äußeren Belastungen. Wir danken der Synode im anderen Teil unserer Kirche und danken vor allem dem Bruder Bischof Schönherr persönlich, daß sie sich an unsere Entscheidung gebunden haben. Unsere Entscheidung ist gefallen, indem wir uns bemüht haben, ihrer Lage drüben, ihrem Auftrag nach außen und nach innen Rechnung zu tragen. Ich meine, wir haben damit auf beiden Seiten praktiziert, was im Freigabegesetz ausgesprochen war und was in die Präambel dieses Bischofsamts-gesetzes aufgenommen worden ist. Wir bleiben als Kirche beieinander. Wir nehmen die besondere Gemeinschaft in den beiden regionalen Synoden in partnerschaftlicher Freiheit wahr.

Ich möchte die Entscheidung begleiten mit einem Gebetswunsch: Unser Heiland und Herr stehe Bruder Schönherr in seinem neu beschriebenen, neu festgelegten Dienst in seiner Region bei. Er segne unser brüderliches Miteinanderwirken und helfe dazu, daß durch unser brüderliches Zusammenwirken die Gemeinsamkeit im ganzen Kirchengebiet gefördert werde. Das brüderliche Miteinander beginnt nicht mit den Festlegungen der beiden Gesetze. Wir haben es in der Vergangenheit praktiziert, dank der Gelegenheit, die vor allem Bruder Schönherr zu einem solchen Praktizieren gegeben hat. Wir haben es praktiziert, so gut wir konnten, und wir hoffen, daß wir es in Zukunft von äußeren Behinderungen freier werden tun können.

Abschließend zu diesem Kapitel folgt hier der Kommentar eines publizistischen Beobachters in Westberlin:

EINHEIT IST MEHR ALS EIN RECHTSANSPRUCH

Zwei Bischöfe in Berlin

(epd Ausgabe für kirchliche Presse Nr. 48 vom 29. November 1972)

Während im Bundesgebiet die Bürger zu den Wahlurnen gingen, um mit dem Stimmzettel den Wahlkampf zu beenden, ist am 19. November in West-Berlin nach monatelanger, oft

scharf kontroverser öffentlicher und innerkirchlicher Diskussion eine Entscheidung in der sogenannten Bischofsfrage getroffen worden. Die Regionalsynode West der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg beschloß mit 61 von 80 Stimmen ein Kirchengesetz über ein eigenes Bischofsamt für die Westregion der Landeskirche, das auch den Amtsbereich des 1966 von beiden Regionalsynoden für die gesamte Berlin-Brandenburgische Landeskirche in Ost und West gewählten Bischofs Kurt Scharf auf West-Berlin eingrenzt. Damit kann der am 4. November vorsorglich für den Ostbereich der Landeskirche von der östlichen Synode gewählte Bischof Albrecht Schönherr dieses Amt im neuen Jahr auch wirklich übernehmen.

Mit diesem West-Berliner Kirchengesetz wurde, so ist zu hoffen, der Schlußstrich unter die kirchenrechtlichen Regelungen gezogen, die seit dem Mauerbau von 1961 nötig geworden sind, um den kirchlichen Dienst einschließlich von Kirchenorganisation und Kirchenrecht den politisch geschaffenen Verhältnissen so anzupassen, wie es Kirchenleitungen und Synoden in der DDR um ihres Zeugnisses und Dienstes in der dortigen sozialistischen Gesellschaft willen notwendig erscheint. Das ist etwas anderes als Kirchenspaltung, jedenfalls im Falle der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche.

Diese Landeskirche ist seit 1961 gezwungenermaßen in zwei Regionen gegliedert mit je selbständigen Institutionen und inzwischen auch weitgehender Souveränität auf kirchenrechtlichem Gebiet. Die Aufgliederung des Bischofsamtes, die jetzt sanktioniert wurde, gab es praktisch auch schon seit langem. Dennoch geht man in beiden Regionen nach wie vor davon aus, daß es nicht eine selbständige West-Berliner Kirche und eine Kirche für Ost-Berlin und Brandenburg gibt, sondern daß beide Regionen weiterhin eine Landeskirche bilden. In den beiderseitigen Kirchengesetzen über das Bischofsamt ist das auch ausdrücklich festgelegt. Jeder Regionalbischof soll die Gemeinsamkeit im Bereich der ganzen Kirche fördern und mit dem jeweils anderen brüderliche Verbindung halten.

Bischof Scharf hat nach Verabschiedung des Gesetzes die Hoffnung geäußert, daß in Zukunft das „brüderliche Miteinander“ der beiden Kirchenregionen und Bischöfe von äußeren Behinderungen freier als bisher praktiziert werden kann.

Genau hier aber setzt die Skepsis derer ein, die gegen das Bischofsamtsgesetz gestimmt haben. Das waren von 80 West-Berliner Synodalen 12, dazu kommen 7, die sich der Stimme enthielten. Sie glauben, daß trotz aller Bekundungen und rechtlichen Sicherungen mit der Preisgabe des Anspruchs auf ein einheitliches Bischofsamt die Landeskirche praktisch doch getrennt worden ist. Weiter wird befürchtet, daß damit die Kirche unzulässig politischen Forderungen nachgeben und den gefährlichen Weg der Anpassung an die kommunistische Obrigkeit in der DDR beschritten hat.

Die Zukunft wird zeigen, ob das berechtigt ist. Immerhin scheint die seit Anfang Juni den West-Berlinern gegebene Möglichkeit, wieder Freunde in Ost-Berlin und Umgebung zu besuchen, einen Teil der früher vorhandenen Skepsis abgebaut zu haben. Noch im Juni nämlich hatte ein erster Versuch der West-Berliner Regionalsynode, das Bischofsamt entsprechend den Wünschen der Ostsynode zu regionalisieren, keinen Erfolg: Eine Dreitmehrheit war dagegen. Jetzt hingegen ist der Block der Nein-Sager auf die Hälfte der ursprünglichen Zahl zusammengeschrumpft, ohne daß die im November beschlossene Regelung substantiell anderes bringt als die im Juni abgelehnte.

Man mag also erfreut feststellen, daß die West-Berliner Synode einen Lernprozeß durchgemacht hat, trotz des Versuchs einiger Interessierten, mit Hilfe von Zeitungsanzeigen die öffentliche Meinung gegen das jetzt beschlossene Gesetz zu mobilisieren. Wer allerdings weiß, wieviel kirchliches Vertrauen zwischen Ost und West unbegründet erschüttert, zuweilen gar zerstört worden ist, dessen Freude ist recht gedämpft. Entgegen Geist und Wortlaut aller Beschlüsse von Synode und Kirchenleitung Ost nämlich hatten auch Leute, die es wirklich besser wissen müßten, wie der Westberliner Generalsuperintendent Hans-Martin Helbig, bis vor kurzem öffentlich die These vertreten, zwei Bischöfe in Berlin-Brandenburg bedeuteten auch die Spaltung der Landeskirche.

In der diffizilen politischen Situation in Berlin können leicht hingesprochene Worte Tatsachen schaffen, die nicht mehr rückgängig zu machen sind. In diesem Falle scheint es trotz der „öffentlichen Geschwätzigkeit“ noch einmal gut gegangen zu sein. Aber die Kirchenregion West-Berlin und alle, die an kirchlicher Zusammengehörigkeit zwischen Ost und West interessiert sind, werden lernen müssen, daß tatsächliche kirchliche

Gemeinschaft etwas ganz anderes ist als das bloße Propagieren eines Rechtsanspruchs auf Einheit.

Reinhard Henkys

6. AUS DER ARBEIT DER LUTHERISCHEN GENERALSYNODE

Nachdem im Jahre 1968 im Wege der vollständigen regionalen Durchgliederung der VELKD die VELK in der DDR als verfassungsrechtlich selbständiger kirchlicher Zusammenschluß der drei lutherischen Kirchen in der DDR (Sachsen, Thüringen, Mecklenburg) gebildet war, hat sich diese auf den Tagungen ihrer Generalsynode betont zwei Aufgaben zugewendet: a) der Förderung eines kirchlichen Zusammenwachsens aller dem Kirchenbund in der DDR angehörenden evangelischen Landeskirchen, b) der Behandlung wichtiger theologischer Zentralfragen als der unentbehrlichen Basis für ein solches kirchliches Zusammenwachsen (s. Kirchl. Jahrbuch 1969, S. 281ff., 1970, S. 318ff., 1971, S. 339ff.). Offenbar entsprang es einer gewissen Sorge über die tatsächliche Effektivität dieser synodalen Arbeit, wenn die VELK der Tagung ihrer Generalsynode vom 27. September bis 1. Oktober 1972 in Weimar die Aufgabe stellte, zu beiden Aspekten ihrer Arbeit eine Zwischenbilanz zu ziehen. Dies geschah sehr eingehend in dem Hauptreferat der Tagung.

UNTERWEGS ZUR GRÖßEREN GEMEINSCHAFT – BILANZ EINER SYNODE

*Referat zum Thema der Generalsynode
Von Oberkirchenrat Helmut Zeddies
(Mittbl. 1972, S. 94–100)*

Seit drei Jahren ist die Vereinigte Kirche in der DDR „unterwegs zur größeren Gemeinschaft“. Die Generalsynode hat es 1969 in Eisenach als ihr erklärtes Ziel bezeichnet, „eine Kirchengemeinschaft zu erlangen, die über den bisher unter den Kirchen in der DDR erreichten Grad der Gemeinschaft hinausgeht ...“ Diese Erklärung hat – das wird man ohne Übertreibung sagen können – programmatischen Charakter gehabt. Sie ist für die Vereinigte Kirche zur Richtschnur ihrer gesamten Arbeit geworden. Für ihr Verhältnis zum Kirchenbund und zur EKK hat diese Entschliebung eine entscheidende Bedeutung erlangt. Mit den Themen, die die Generalsynode in den folgenden Jahren bei ihren Tagungen in Schwerin und Dresden aufgegriffen hat, hat sie gleichfalls auf vordringliche gesamtkirchliche Probleme aufmerksam machen und zu ihrer Klärung beitragen wollen. Das ist in ihren Entschliebungen zum „Dienst des Pfarrers heute“ und zur „Seelsorge als Aufgabe der Gemeinde“ auch unmittelbar zum Ausdruck gekommen.

Am Ende der Legislaturperiode liegt es nahe, auf dem Weg zur größeren Gemeinschaft gewissermaßen für kurze Zeit innezuhalten, um sich zu orientieren; um die Strecke, die die Vereinigte Kirche seither zu dem von ihr genannten Ziel zurückgelegt hat, von dieser Perspektive her zu überprüfen und möglicherweise die nächste Etappe zu markieren. Diese Prüfung gilt zugleich der Arbeit der Generalsynode selber. Auch das erscheint naheliegend, und es ist doch ungewöhnlich; denn meines Wissens ist es das erste Mal, daß die Synode eines gesamtkirchlichen Zusammenschlusses eine Tagung ausdrücklich der Bilanzierung ihrer bisherigen Arbeit widmet.

Diese wird sicher nicht in dem Hochgefühl zu erwartender Selbstbestätigung oder eines verdienten Erfolgserlebnisses geschehen. Vielmehr ist das Programm dieser Synodaltagung ja nicht zuletzt auch von dem Eindruck bestimmt, daß die Zeit gekommen ist, um sich auch einmal über die Zweifel an der Effektivität mancher Bemühungen der Generalsynode auszusprechen. Diese Zweifel richten sich nicht selten auch an die Frage nach der Sinnhaftigkeit dessen, was wir als Vereinigte Kirche überhaupt tun. Absichtserklärungen

allein genügen auf die Dauer ja nicht. Bei allem Verständnis für die Langwierigkeit von Erkenntnis- und Entscheidungsprozessen in der Kirche müßten sich doch eines Tages Ergebnisse abzeichnen, die im Vergleich zu dem, was eigentlich gemeint war, nicht nur mit ein paar bescheidenen Stellen hinter dem Komma anzugeben sind. Was jedoch in den Bemühungen um eine intensivere kirchliche Gemeinschaft bisher erreicht worden ist, gibt nicht gerade zu enthusiastischen Erwartungen Anlaß. Im Gegenteil: Unbehagen und Unsicherheit, aber auch Ungeduld nehmen zu. Sie kommen an verschiedenen Stellen und auch in unterschiedlicher Intensität zum Ausdruck. Meines Erachtens sollten wir unsere Aufmerksamkeit vor allem folgenden Punkten zuwenden:

- der Unsicherheit über die Resonanz, die die Arbeit der Vereinigten Kirche hat;
- der Unsicherheit über die spezifischen Aufgaben, die der Synode eines gesamtkirchlichen Zusammenschlusses zukommen;
- der Unsicherheit über die allgemeine geistlich-theologische Situation innerhalb der Vereinigten Kirche.

I.

Wenn die Generalsynode die Auswirkung ihre Arbeit prüfen will, wird sie notwendigerweise die Frage nach der Resonanz stellen müssen, die sie in den Gliedkirchen bei Pfarrern und Gemeinden gefunden hat. Dazu sind Ihnen drei Berichte vorgelegt worden. Sie geben darüber Auskunft, ob und inwiefern die Impulse aufgenommen worden sind, die die Generalsynode mit der Behandlung der Themenbereiche von Kirchengemeinschaft, Pfarrerbild und Seelsorge geben wollte. Die Bereiche lassen erkennen, daß trotz mancher Bemühungen in den Gliedkirchen die Arbeit der Generalsynode nicht die Resonanz hervorgerufen hat, die ihr zu wünschen gewesen wäre. Die Rückkoppelung ist dadurch unbefriedigend geblieben.

Wir werden die Gründe dafür zu erheben haben. Es wäre denkbar, daß die Thematik der Synodaltagungen jeweils zu speziell oder nicht aktuell genug war. Beides wird man für diese jetzt zu Ende gehende Legislaturperiode jedoch nicht ernsthaft behaupten können. Sie zeichnet sich gerade durch besondere Aktualität und einen intensiven Bezug zu dem Auftrag der Kirche in einer sozialistischen Gesellschaft aus. Der Grund für das im ganzen magere Echo dürfte also in der behandelten Thematik gerade nicht zu suchen sein. Er liegt wohl auch nicht, was ja ebenfalls denkbar wäre, in einem Mangel an Information. Sie ist seitens der Vereinigten Kirche im Rahmen des Möglichen optimal gewesen, gerade weil wir wissen, daß in den Gliedkirchen immer wieder, über nicht ausreichende Unterrichtung Klage geführt wird.

Das eigentliche Problem besteht deshalb nicht in einem Defizit, sondern offenbar in einem Überhang von bereitgestellten, aber nicht verarbeiteten Informationen. Das muß jede Kommunikation ebenso erschweren wie ein Nachrichtenmangel. Alle drei Berichte, die Ihnen erstattet worden sind, stimmen ja darin überein, daß Pfarrer und Gemeinden die Fülle des Materials nicht mehr bewältigen können, das auf sie zukommt.

Die Vereinigte Kirche kann meines Erachtens daran nicht länger vorbeigehen. Sie muß das künftig stärker in ihre Überlegungen einbeziehen. Neben ihren Arbeitsergebnissen gibt es eine Vielfalt nicht minder attraktiver und hilfreicher Angebote. Dazu kommen Anforderungen und Prioritäten, die von den Landeskirchen gesetzt werden. Selbst engagierte Pfarrer und Konvente sind nicht mehr in der Lage, sich mit allem zu befassen, was an sie herangetragen wird. Es ist schon mengenmäßig einfach zuviel. Die Aufnahmekapazität ist erschöpft. Man kann sich nicht mehr um einen vollständigen Überblick, sondern nur noch um eine gezielte interessenbedingte Auswahl bemühen. Dazu kommt das Tempo des Wandels, die immer wieder neuen Situationen, auf die man sich einstellen muß. Sie lassen Arbeiten oft in kurzer Zeit veralten, obwohl diese sich darum bemühen, den letzten Stand von Erkenntnissen und Erfahrungen zu vermitteln. Wen will es verwundern, daß die Pfarrer deshalb mit zurückhaltender Skepsis darauf reagieren; daß sie fragen, ob es sich überhaupt lohnt, sich damit auseinanderzusetzen; ob man sich das nicht ebenso auch sparen und lieber gleich auf die übermächtige Handreichung warten kann. Damit muß auch die Vereinigte Kirche rechnen. Ein übersättigtes Informationsbedürfnis läßt manche Impulse, so gut oder zumindest so gut gemeint sie auch sein mögen, einfach nicht ankommen. Es gehört zur Vielfalt kirchlichen Lebens, daß Arbeitsergebnisse der Vereinigten Kirche ne-

ben oder auch hinter anderen Anregungen rangieren. Und die Tatsache, daß bestimmte Aussagen von einer Synode oder gar der Generalsynode der VELK verantwortet werden, dürfte heute allein auch nicht mehr ausreichen, um von vornherein einer besonderen Aufmerksamkeit sicher sein zu können. Man mag das bedauern oder man mag es begrüßen – in jedem Fall müssen wir uns darauf einstellen.

Als Konsequenz könnte sich daraus ergeben, daß wir entschlossen mit der Fülle anderer Angebote aus dem kirchlichen Raum konkurrieren müßten. Unsere Arbeit wäre noch besser zu propagieren, noch gezielter an den Mann zu bringen. Sie müßte noch stärker dem wirklichen Bedarf entsprechen. Ich würde zunächst eine andere Schlußfolgerung für nötig halten: Angebote und Anforderungen an Pfarrer und Gemeinden sollten auf ein vertretbares Maß zurückgeschnitten werden. Dazu sind Vereinbarungen mit den Gliedkirchen und den anderen gesamtkirchlichen Zusammenschlüssen erforderlich. Sie sollten dazu führen, daß aus dem unregelmäßigen Nebeneinander von Aktivitäten, die letzten Endes alle auf den gleichen Empfängerkreis zielen und ihn damit eben überfordern, eine sinnvolle Koordinierung wird. Programme könnten aufeinander abgestimmt, Doppelarbeit vermieden und Prioritäten gesetzt werden.

Das würde zugleich engere Beziehungen zur kirchlichen Basis möglich machen. Für eine Gemeinschaft wie die Vereinigte Kirche haben solche Kontakte ihre besonderen Probleme. Sie kann jedoch auf einen Basisbezug nicht verzichten, wenn sie nicht zu einem Zusammenschluß verkümmern soll, der zwar von einem starken theologischen Anspruch getragen ist, ihn aber von der geistlichen Realität her nicht zu decken vermag. Es würde letzten Endes bedeuten, daß die Vereinigte Kirche zur Schreibtischkirche degeneriert. Sie ist bisher vor allem auf eine flächenmäßige Breitenwirkung ihrer Arbeit orientiert gewesen. Von den eben genannten Voraussetzungen her ist jedoch zu fragen, ob ihr Bemühen um Resonanz künftig weniger auf Quantität als auf Intensität ausgerichtet werden sollte. Das könnte zum Beispiel bedeuten, für die Rückkoppelung projektorientierte, dadurch auch zeitlich befristete, in jedem Fall aber direkte Kontakte mit jeweils bestimmten Gruppen, Gemeinden und Konventen herzustellen. Diese werden unmittelbar an der Arbeit der Vereinigten Kirche beteiligt, indem sie Entwürfe auf ihre Brauchbarkeit testen, sie sozusagen mit Meßdaten versehen und dann an den entsprechenden Ausschuß, die Kirchenleitung oder die Synode zurückgeben. Sie haben auf diese Weise Ergebnisse nicht einfach mehr zu rezipieren, sondern wirken bereits an ihrer Entstehung mit. Die beiden Anhörungen zum Berufsbild des Pfarrers können vielleicht als ein erster, noch tastender Versuch in dieser Richtung verstanden werden.

Das wird sicher nicht ohne Rückwirkungen auf das Selbstverständnis der Vereinigten Kirche bleiben. Es wird in jedem Falle bedeuten, daß ihre Arbeit mehr Modellcharakter erhält und weniger Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Bisher dürfte es eher umgekehrt gewesen sein, und wir haben uns dann über die mangelnde Resonanz beklagt, ohne zu bedenken, daß die Forderung nach Allgemeingültigkeit in sich leicht schon der Grund zur Wirkungslosigkeit ist. Vielleicht ist deshalb auch einem Arbeitsstil der Vorzug zu geben, der den Wert der Institution nicht zu hoch veranschlagt, dafür aber gezielt, flexibel und effektiv ist. Ich würde denken, daß sich die Vereinigte Kirche in dem genannten Sinne zu einer arbeitsteiligen Zusammenarbeit und der damit bedingten Konzentration ihrer Aufgaben bereit finden könnte. Gerade weil sie „unterwegs zur größeren Gemeinschaft“ ist, scheint mir das geboten zu sein.

Dies gilt um so mehr, als die Impulse der Generalsynode anders als in den Gliedkirchen auf gesamtkirchlicher Ebene schnell und nachhaltig gewirkt haben. Die Eisenacher Erklärung hat das Lehrgespräch mit der EKU eingeleitet, das noch im Jahre 1969 begonnen hat, um die Voraussetzung für die Kirchengemeinschaft in der DDR zu schaffen. Die Entschließung von Schwerin hat zur Arbeit an der Ordinationsfrage geführt, die gemeinsam mit der EKU geschieht. Sie hat sich auch stimulierend auf die Entwicklung eines neuen Pfarrerdienstrechtes durch einen Facharbeitskreis des Bundes ausgewirkt. Die im vorigen Jahr in Dresden angenommene Entschließung enthält das Angebot, sich an der Weiterarbeit über die Seelsorge-Problematik zu beteiligen. Es ist ebenfalls positiv vom Bund aufgenommen worden.

Darüber hinaus hat die Vereinigte Kirche auf Grund der Eisenacher Entschließung eine Reihe von Aktivitäten an den Kirchenbund übertragen und ihn auf weitere notwendige

Aufgaben aufmerksam gemacht. Der Bund ist diesen Anregungen weitgehend gefolgt. Dieser Tatbestand ist Ausdruck der seit der Freiburger Synode immer wieder geäußerten Bemühungen der Vereinigten Kirche, sich intensiv an dem Zusammenwachsen zu einer größeren Gemeinschaft zu beteiligen. Ihm kommt zugleich grundsätzliche Bedeutung zu, denn er markiert Schritte und Zeichen auf dem Wege zur Kirchengemeinschaft. Diese stellt sich damit als ein Prozeß dar, in dem gelehrte Gemeinschaft nicht als zeitliches Nacheinander verstanden werden, sondern in wechselseitigem Bezug bereits jetzt ineinandergreifen. Gerade dieses Zugleich von gelehrter und gelebter Gemeinschaft dürfte für das weitere Zusammenwachsen wesentlich sein.

II.

Das Unbehagen über die Menge der nicht mehr zu verarbeitenden Impulse, das sich in den Gliedkirchen breitmacht, bedeutet nicht zuletzt auch eine Anfrage an die Generalsynode selber. Sie hat sich ja in besonderer Weise darum bemüht, zur Klärung theologischer Probleme beizutragen und Anregungen zu geben, die auch an der Basis hilfreich und brauchbar sind. Es scheint jedoch fast, als ob sich die Synode damit übernommen hat. Seit den Erfahrungen von Schwerin und Dresden zeigt sich jedenfalls eine deutliche Unsicherheit im Blick auf die Effektivität ihrer Arbeit und ihre Aufgabenstellung überhaupt.

Im Unterschied zu den legislativen Organen der Gliedkirchen hat die Synode eines gesamtkirchlichen Zusammenschlusses vergleichsweise wenig an gesetzgeberischer Arbeit zu bewältigen, wenn die Konsolidierungsphase, die durch die Schaffung von Kirchengesetzen, Agenden und kirchlichen Ordnungen gekennzeichnet ist, ihren Abschluß gefunden hat. So ist auch die Generalsynode weithin zur theologischen Arbeit freigewesen. Sie konnte sich eingehend mit den für den Auftrag und das Selbstverständnis der Kirche relevanten Fragen befassen. Das hat zweifellos seine Vorzüge. Man kann relativ schnell auf aktuelle Probleme reagieren, Impulse für ihre Bewältigung geben und Akzente für die gesamtkirchliche Entwicklung setzen. Das hat die Generalsynode getan, soweit so gut. Trotzdem haben manche unter uns Zweifel, ob sich der Einsatz gelohnt hat, und es besteht wohl auch Grund dazu.

Wir haben uns nämlich bisher kaum Gedanken darüber gemacht, welchen Sinn es eigentlich haben soll, welchen Zweck wir verfolgen, wenn die Synode über ein theologisches Thema arbeitet. Ich meine, daß dafür zwei verschiedene Zielstellungen in Frage kommen.

Einmal: die Synode behandelt ein Thema, das für einen bestimmten Zeitraum vordringlich und gewissermaßen programmatisch für die kirchliche Arbeit ist. Sie entwickelt daraus eine für mehrere Jahre gültige Gesamtkonzeption. Dieses kommt ihr um so mehr zu, als sie über die Richtlinienkompetenz verfügt. Dabei würde es vordringlich darum gehen, sich einen Überblick über die jeweilige Situation zu verschaffen, sie zu analysieren, Aufgaben zu markieren und Prioritäten zu setzen. Mir scheint, daß das Thema „Bekenntnis und Kirchengemeinschaft“ ziemlich genau nach diesem Modell behandelt worden ist. Dazu würde dann allerdings auch die regelmäßige Rückkoppelung gehören, um sich über den derzeitigen Arbeitsstand zu unterrichten und die laufenden Projekte dem Rahmenkonzept anzupassen. Dieses ist zugleich anhand der tatsächlichen Entwicklung von Zeit zu Zeit zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren. Hier könnte ich mir gerade für die in Eisenach beschriebene Aufgabe der Kirchengemeinschaft auch in Zukunft ein stärkeres Engagement der Generalsynode vorstellen.

Eine andere Zielstellung ihrer theologischen Arbeit kann darin bestehen, daß sie ein für den Dienst der Kirchen relevantes Einzelthema aufgreift, um zu seiner Klärung beizutragen. In diesem Sinne sind wohl die Tagungen von Schwerin und Dresden zu verstehen. Einer Synode kommt dabei zugute, daß sie auf Grund ihres institutionellen Gewichtes als gewählte Vertretung von Gemeinden und Pfarrern oder – wie bei der Vereinigten Kirche – von Gliedkirchen von vornherein einer besonderen Aufmerksamkeit sicher sein darf. Es bedeutet meines Erachtens nicht, daß sie um dieses Gewichtes willen auch von vornherein die überzeugenderen Lösungen anzubieten hat. Die zu erörternden Fragen sind heute oft so komplex und die Vielfalt der Meinungen kaum überwindbar, so daß von einer Synode in drei Tagen schlechterdings nicht das erwartet werden kann, wozu Fachleute Monate brauchen, wenn sie einigermaßen solide arbeiten wollen. Das heißt nicht,

daß eine Synode die theologischen Fragen den Experten überlassen sollte. Ich würde gerade das Gegenteil für richtig halten. Es heißt allerdings, daß eine Synode sich Klarheit darüber verschaffen muß, was sie zu leisten vermag und was sie damit erreichen kann.

Wenn sie sich als ein Gesprächsforum für Probleme versteht, die viele interessieren, weil viele davon betroffen sind, so ist das nicht gering zu veranschlagen. Es muß dabei nicht unbedingt zu fertigen Ergebnissen und solennen Erklärungen kommen. Daß von einer solchen Arbeit Impulse ausgehen und Meinungsbildung bis in die Gemeinden hinein geschehen können, ist schon sehr viel. Es ist mitunter mehr, als mühsam ausgehandelte Entschlüsse zu bewirken vermögen. Auf diese Meinungsbildung sollte auch die Generalsynode nicht verzichten. Aber sie könnte sich dabei von zu hohen Erwartungen befreien, die sie vielleicht an sich selbst stellt, um der Gefahr zu entgehen, ihre eigenen Möglichkeiten zu überschätzen. Wie auch immer ihr Thema künftig lauten mag – es ist kaum denkbar, daß es in Angriff genommen wird, wenn nicht zugleich auch geklärt ist, warum und mit welcher Zielstellung das geschieht.

Die Resonanzfähigkeit einer Synode wird nun freilich durch die Vielfalt anderer Angebote zum Teil erheblich eingeschränkt. Was dazu in dem vorigen Abschnitt gesagt wurde, müssen wir hier mit in Rechnung stellen. Dort war eine verstärkte Koordinierung der Arbeitsprogramme empfohlen worden. Sie sollten sich gerade an den Synodalthemen am ehesten und aussichtsreichsten realisieren lassen. In dieser Richtung sind ja schon verschiedentlich Wünsche geäußert worden. Die Vereinigte Kirche könnte die Initiative dazu ergreifen, indem sie sich um Vereinbarungen mit den Gliedkirchen, aber auch mit den beiden anderen gesamtkirchlichen Zusammenschlüssen bemüht. Dabei wären die aus dem jeweiligen Kontext der Landeskirchen sich ergebenden Anforderungen ebenso zu berücksichtigen wie die Vermeidung von Doppelarbeit. Auch die Möglichkeit einer zumindest partiell flexiblen Themengestaltung müßte gegeben sein, um auf aktuelle Probleme schnell reagieren zu können.

Vor allem aber müßte dabei den Impulsen aus den Gemeinden stärker Rechnung getragen werden. Warum sollen sie nicht einmal das Thema einer Synode bestimmen? Es könnte über einen längeren Zeitraum hinweg allmählich von der Basis her aufgebaut und erst in der Endphase auf die gesamtkirchliche Ebene gebracht werden. Es könnte sein, daß die bisherige Arbeit der Generalsynode trotz aller Bemühungen noch zu wenig gemeindebezogen war, weil es ihr mehr auf die Anregungen ankam, die sie vermitteln wollte, als auf die, die sie hätte empfangen können.

III.

Es ist jedoch eindeutig nicht nur der zu hohe Erwartungsdruck gewesen, der uns nach den beiden letzten Tagungen unsicher gemacht hat. Die eigentliche Ratlosigkeit hat sich ja aus der tiefgreifenden Widersprüchlichkeit der Meinungen in den Sachfragen ergeben. Was sonst immer noch gelang, hat in Schwerin und Dresden nicht mehr funktioniert: Die aufgetretenen Divergenzen waren auch durch Kompromißformeln nicht mehr zu überbrücken. Die unterschiedlichen Standpunkte wurden beschrieben, weitergehende substantielle Aussagen sind nicht möglich gewesen. Manchen mag die Entschleßung der Schweriner Tagung deshalb wie eine Ohnmachtserklärung erschienen sein. In Dresden ist die Generalsynode über einen formellen Beschluß zur Weiterarbeit an der Thematik nicht hinausgekommen. Um die Gliedkirchen nicht ganz im ungewissen über das zu lassen, was von ihr kürzer worden ist, hat sie gerade noch ein von einem Ausschuß zusammengestelltes kurzes Wort zur Information entgegengenommen. Zu einer Meinungsbildung ist die Synode auch dort nicht in der Lage gewesen. Das war für viele enttäuschend und besorgniserregend. Ein Synodaler hat diese Sorge in Dresden mit den Worten ausgesprochen: „Gott wolle sich unserer armen lutherischen Kirche erbarmen.“

Es ist nicht mehr zu übersehen, daß es in dieser lutherischen Kirche in steigendem Maße schwerwiegende Meinungsverschiedenheiten in grundlegenden theologischen Fragen gibt. Das gilt für die Vereinigte Kirche wie für ihre Gliedkirchen. Sie treten dort ebenso zu Tage wie nun auch in der Arbeit der Generalsynode. Das mag eine ungewöhnliche und schmerzliche Erfahrung sein. Mancher hätte die jetzt erkennbare Zerrissenheit gerade in den lutherischen Kirchen kaum für möglich gehalten. Er muß dann allerdings der Ansicht sein, daß die gemeinsame Bekenntnisgrundlage eine ausreichende Gewähr für den Gleich-

klang theologischer Rede darstellt und sich überdies noch in einmütigen Synodalerklärungen ausweisen muß. Das ist doch wohl die stillschweigende Voraussetzung. Aber es ist fraglich, ob diese Voraussetzung stimmt. Fraglich ist auch, ob wir genügend getan haben, um hier einem noch immer weit verbreiteten Mißverständnis zu begegnen. Wie dem auch sei, inner- und außerhalb der lutherischen Kirchen nimmt die theologische Polarisierung zu. Sie erweist sich auch in der praktischen kirchlichen Arbeit immer mehr als das Kardinalproblem. Die Unterschiede im Verständnis der Aussagen des christlichen Glaubens lassen sich zuweilen kaum noch in Deckung bringen. Dies ist auch nicht mehr nur eine Frage der Sprachgestalt. Man versteht sich oft nicht mehr, auch wenn man die gleichen Worte gebraucht. Was die einen als unverständlich und interpretationsbedürftig ansehen, erscheint anderen als eine unverantwortliche Preisgabe unaufgebarter Aussagen. Über elementare Fragen des Glaubens gibt es heute absolut gegensätzliche Auffassungen. Man hat zuweilen den Eindruck, daß sie weitreichender sind als die konfessionellen Spaltungen der Reformationszeit.

Diese Situation macht vielen not. Sie ist geeignet, Gemeinschaft zu zerstören, weil man sich gegenseitig der Irrlehre verdächtigt. Sie droht Verkündigung und Dienst zu lähmen, weil man sich des Glaubens, der zu bezeugen ist, nicht mehr sicher ist. Schließlich wird dadurch die Glaubwürdigkeit kirchlichen Handelns überhaupt in Frage gestellt.

So bedrückend dies ist, es ist dennoch zu fragen, ob diese Entwicklung von einer inneren, nicht aufzuhaltenden Konsequenz ist, oder ob nicht vieles davon abhängt, daß und wie wir sie aufarbeiten, um damit fertig zu werden. Mit anderen Worten: ob es legitim und dann auch zumutbar ist, mit diesen Konflikten in einer Kirche zu leben, oder nicht.

Wir können uns mit diesem Problem nicht anders auseinandersetzen, als daß wir es von dem Fundament her tun, das uns als Christen vorgegeben ist. Auf den ersten Blick macht das die Sache keineswegs leichter. Denn das Evangelium, das hier zu befragen wäre, gibt es nicht als chemisch reine Substanz, nicht als eine abstrakte mathematische Formel, nicht als zeitlose Wahrheit. Seit Gott Mensch geworden ist, gehört es zur Eigenart seines Wortes, daß es immer, wann und wo es auch sei, in einer bestimmten geschichtlichen Gestalt vernehmbar wird. Durch Jesus von Nazareth hat das Evangelium von Anfang an mit der Geschichte zu tun gehabt. Es ist geschahene und zugleich gedeutete Geschichte. Durch die Zeiten hindurch bis an das Ende der Tage will es immer wieder Ereignis werden und Geschichte machen. Dazu bedarf es in jeder neuen Situation von neuem der Deutung.

Die Erkenntnis ist an sich nicht neu. Aber man hat sie lange Zeit so verstanden, daß das Evangelium gewissermaßen der unveränderliche göttliche Kern ist. Seine Aussageform wäre dagegen veränderlich. Sie ließe sich jederzeit auswechseln, weil sie wie alle Äußerungen menschlichen Lebens dem Wandel unterworfen ist. Diese Unterscheidung von Kern und Schale ist jedoch auf das Evangelium nicht anwendbar, denn es läßt sich nicht als vermeintlich zeitlos gültige Wahrheit von der geschichtlich bestimmten Sprache und Situation trennen, in der es bezeugt wird¹⁸. Man könnte sagen, das ist seine Schwäche. Aber die vermeintliche Ohnmacht des Evangeliums bedingt gerade seine Stärke. Es geht in der Geschichte ein – nicht um darin aufzugehen, sondern um sie zu bestimmen. Evangelium geschieht, und damit ist es unverfügbar. Darum kann man auch das Evangelium für eine bestimmte Situation nicht von vornherein auf dem theologischen Reißbrett projektieren.

Evangelium geschieht – das heißt auch: es nimmt den ganzen Menschen in Besitz. Es bindet alle seine Gaben und Kräfte, Charakter und Temperament, Erziehung und Bildung und geschichtliche Herkunft. Davon wird das Zeugnis dann freilich auch geprägt. Der es ausrichtet, tut das so, daß das ihm gegebene Wort sein ganz persönliches wird. Das macht das Engagement, aber auch die situationsbedingte Einseitigkeit des Zeugnisses aus. Es ist deshalb nicht weniger wert. Im Gegenteil, damit ist gemeint, daß in einer bestimmten Situation ein Wort nur so gesagt und darum nicht ohne weiteres verallgemeinert werden kann. Dies gilt um so mehr, als auch der Adressat, den dieses Wort anspricht, sich in einer jeweils einmaligen, unwiederholbaren Situation befindet. Das Zeugnis des Glaubens bedarf deshalb, um authentisch weitergegeben zu werden, der fortwährenden Differenzierung,

18. Vgl. Gerhard Ebeling: Zur Verständigung in Kirche und Theologie, in: Schrift, Theologie, Verkündigung, 1971, S. 31.

weil es auf immer wieder differente Situationen trifft. Nicht als Norm, aber als Ort der Verkündigung ist die Situation von theologischer Relevanz¹⁹.

Dies alles zusammengenommen bedeutet doch wohl, daß viele der Probleme, die heute unter uns kontrovers sind, in der Sache selbst liegen und darum auch kaum vermeidbar sind. Denn sie sind offenbar in der geschichtlichen Existenz des Menschen und im Evangelium selber begründet, das um seinetwillen zur Geschichte wird. Das könnte uns ermutigen, die Vielfalt theologischer Meinungen nicht nur negativ zu sehen. Sie lassen sich nicht zu einer einzigen uniformen Aussage verschmelzen, denn sie bringen nicht einfach ein Mehr oder Weniger an christlichem Glauben, sondern immer auch ihre Situationsbedingtheit zum Ausdruck. Wenn das Evangelium selber so vielfältig in der Geschichte wirksam ist, kann auch Theologie, die das gedanklich zu erfassen und zu reflektieren hat, eigentlich nicht anders als im Plural getrieben werden.

Das schließt nicht aus, sondern ein, daß die Verkündigung wie die theologische Wissenschaft sich ständig darum bemühen, daß es wirklich um das eine, selbe Evangelium geht. Dessen werden wir uns gegenseitig immer wieder vergewissern müssen.

Auf die Dauer wird es sich dabei wohl auch nicht vermeiden lassen, gegebenenfalls verbindlich zu entscheiden, ob diese oder jene Auffassung vom Evangelium her noch gedeckt werden kann. Wer wollte bezweifeln, daß man darüber heute oft besorgt sein kann? Manche befürchten, daß das Evangelium verfälscht wird, wenn man zugunsten einer verständlichen Redeweise überlieferte Begriffe und Vorstellungen aufgeben will. Sie können sich mit einer Verdeutlichung, aber nicht mit einem Verzicht einverstanden erklären. Hier ist für sie eine unübersteigbare Grenze gegeben. Wer aber garantiert, daß damit nicht dem Evangelium selber eine Grenze gesetzt wird, die es daran hindert, zu den Menschen unserer Tage vorzudringen? Andere würden dieselbe Sache gern mit neuen, jedermann verständlichen Worten sagen. Sie sehen das geradezu als unabdingbar an. Wer aber garantiert, daß es wirklich die selbe Sache ist?

Hier empfinde ich die eigentliche Schwierigkeit. Es geht um das Evangelium selbst, das sowohl verstehbar bezeugt wie vor Entstellung bewahrt werden will. Die Spannung zwischen dem bewahrenden und dem grenzüberschreitenden Impuls ist kaum lösbar und muß wohl auch bleiben. Beides gehört ja zum Evangelium dazu und muß ständig aufeinander bezogen sein. Auf eine sicher sehr anfechtbare, zugespitzte Formel gebracht, könnte man deshalb sagen: Die Wahrheit des Evangeliums ist auch komplementär und nicht nur alternativ. Darum kommt es nicht so sehr auf einen verbalen Konsensus als auf eine sachliche Übereinstimmung an. Sie hätte deutlich zu machen, daß tatsächlich dasselbe gemeint ist, selbst wenn es in unterschiedlichen Aussageweisen zum Ausdruck gebracht wird.

Es müßte daher eigentlich auch möglich sein, gegensätzliche theologische Meinungen in ein angemessenes Verhältnis zueinander zu bringen. In gewisser Weise werden sie – darauf wurde bereits hingewiesen – durch die Anrede des Wortes Gottes selber provoziert. Andererseits sind sie immer auch von der Kategorie der Geschichtlichkeit bestimmt. Ihr können wir ebensowenig entrinnen wie Raum und Zeit. Sie ist eine notwendige Voraussetzung unseres Denkens. Damit würde sich der vielleicht etwas überraschende Tatbestand ergeben, daß theologische Divergenzen zu einem Teil nicht theologische, sondern allgemeinemenschliche und darum letztlich nicht überwindbare Ursachen haben. Das bedeutet nicht, daß wir uns mit dieser Feststellung begnügen sollten. Immerhin geht es, wenn die Geschichte betroffen ist, ja um den Menschen selber; anders gesagt: um das, was wahr und gültig ist und sein Leben zu tragen und zu bestimmen vermag. Dies ist nun alles andere als lediglich eine Frage der Denkkategorie. Sie jedoch auch als mit im Spiel befindlich erkannt zu haben, könnte wohl geeignet sein, auch unlösbar erscheinende theologische Kontroversen nicht unbedingt als absolute Gegensätze zu überschätzen.

IV.

Bilanz ziehen, heißt schließlich auch zu fragen: Wie wird es weitergehen? Die Vereinigte Kirche ist erklärtermaßen „unterwegs zur größeren Gemeinschaft“. Damit ist auch der weitere Weg für sie im Grunde vorgezeichnet. Ich kann es mir nicht anders denken, als

19. Vgl. Günter Krusche: Die theologische Relevanz der Situation für die Verkündigung des Evangeliums, in: Zeichen der Zeit 5/1972, S. 172.

daß die Vereinigte Kirche ihn entschlossen weitergehen wird, denn es hat zwar Enttäuschungen und zuweilen unvermutete Hindernisse, aber keine überzeugende Alternative gegeben.

Wir können dabei freilich nicht die Fragen außer acht lassen, die sich auf der bisherigen Wegstrecke ergeben haben. Wenn ich recht sehe, beziehen sie sich vor allem auf zwei Problembereiche: auf das Verständnis dessen, was wir mit Kirchengemeinschaft umschreiben, und auf die Bedeutung der Bekenntnisschriften.

Die Rolle der Bekenntnisschriften ist gerade im Zusammenhang mit der Diskussion des Leuenberger Konkordienentwurfes erneut angefragt worden. Es gibt dazu sehr widersprüchliche Auffassungen. Manche akzeptieren die Bekenntnisschriften nur noch mit Einschränkung oder überhaupt nicht mehr als Richtschnur für Lehre und Verkündigung. Sie verweisen darauf, daß sie im Bewußtsein der Gemeindeglieder so gut wie keine Rolle mehr spielen. Überdies hätten sich die theologischen wie die kirchlichen Voraussetzungen gegenüber denen der Reformationszeit inzwischen entsprechend verändert. Was in der Kirche geglaubt und gepredigt wird, sei mit ihrem offiziellen Bekenntnisstand heute kaum noch in Deckung zu bringen. Diese Ansicht wird auch von denen geteilt, die diesen Tatbestand nicht nur konstatieren, sondern als ausgesprochene Mangelsituation ansehen. Sie fragen, ob und in welchem Umfang die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche nach Unterzeichnung der Leuenberger Konkordie überhaupt noch in Geltung sind, ob sie künftig nicht der Interpretation durch die Konkordie unterworfen oder von ihr sogar partiell außer Kraft gesetzt werden.

Ich meine, daß damit die Frage nach der Funktion und dem Stellenwert der reformatorischen Bekenntnisschriften überhaupt gestellt ist²⁰. Nach ihrem eigenen Verständnis wollen sie zunächst zeitbezogene Hilfen für die Verkündigung sein. Darin besteht ihre Bedeutung, die damit freilich zugleich auch relativiert wird. Sie verstehen sich als authentische Auslegung der Heiligen Schrift nach der Erkenntnis der Väter der lutherischen Kirche. Das verleiht ihnen den Anspruch, in die Überlegungen der Gegenwart einbezogen zu werden. Diese Art der Verbindlichkeit wird jedoch von der Funktion der Bekenntnisschriften her zugleich in eine sachgemäße Beschränkung gebracht: Sie wollen der Verkündigung des Heilshandelns Gottes dienen. Deshalb können sie nicht mit der Heilswahrheit identifiziert werden. Die Bekenntnisschriften sind nicht das Fundament der Kirche, sondern bezeugen, was für die Kirche fundamental ist. Als absolut gültige Lehr- und Verkündigungsnorm können sie deshalb nicht verstanden werden.

Von ihrer Funktion her ergibt sich auch die Erkenntnis, daß die Bekenntnisschriften nicht ein für allemal abgeschlossen sein müssen. Sie können in ihrem Wortlaut durchaus überholbar und in ihren Sachaussagen unter Umständen ergänzungsbedürftig sein. Auf verschiedene Probleme unserer Zeit geben sie keine Antwort. Sie sind dazu auf Grund ihrer Situationsbezogenheit auch gar nicht in der Lage.

Trotz des angezeigten Mangels oder besser gerade deswegen scheint mir eine Orientierungshilfe auch für die Verkündigung und Lehre in der Kirche der Gegenwart notwendig zu sein. Es fehlt allerdings nicht an Stimmen, die das unter Hinweis auf den auch sprachlich historischen Charakter der Bekenntnisschriften für überflüssig und unangebracht halten. Darin dürfte sich jedoch ein inkonsequentes Verständnis von Geschichtlichkeit aussprechen. Auch die so schlecht verabsolutierte Gegenwart ist Teil der Geschichte. Man kann sich nicht außerhalb ansiedeln. Es kann deshalb nur um eine verantwortliche Auseinandersetzung mit der Tradition, nicht aber um ihre Leugnung gehen. Die kirchlichen Bekenntnisse sind daher nicht zu eliminieren, sondern zu aktualisieren, damit sie ihre Funktion als Verkündigungshilfen erfüllen können. Das schließt auch nicht aus, daß neu, gemeinsam formulierte und gemeinsam rezipierte Aussagen bekennnismäßigen Charakter erhalten.

Christlicher Glaube ist nach wie vor umfassender, als der einzelne an eigenen Erkenntnissen haben oder an persönlichen Bekenntnissen aussprechen kann. Damit er sich nicht nur auf seine subjektive Meinung verläßt und Glaube zu bloßer Gläubigkeit wird, bedarf er des formulierten Bekenntnisses. Es ist Orientierungshilfe nicht nur für den einzelnen, sondern bindet auch die Kirche, um sie vor Willkür in Lehre und Leitung zu bewahren.

20. Vgl. zum folgenden Werkstattbericht I der Kommission für das Lehrgespräch, S. 19f.

Gerade dieser Gesichtspunkt ist es vermutlich gewesen, der dazu geführt hat, daß die Bekenntnisschriften Bestandteil der Verfassungen der lutherischen Kirchen geworden sind. Diese beschreiben damit ihren „Bekenntnisstand“, der im allgemeinen der Veränderung durch kirchliche Gesetzgebung ausdrücklich entzogen ist. Mir scheint, daß das eigentliche Problem in der Diskussion um die Geltung der Bekenntnisschriften hier zu lokalisieren ist; nicht in ihrer Intention, wie man zumeist meint, sondern in ihrer kirchenrechtlichen Bindung. Die gesetzliche Festschreibung des Bekenntnisstandes kann unter Umständen die Aktualisierung der Bekenntnisse erschweren, zumal wenn diese als theologische Grundlage für Kirchengemeinschaft dienen soll. Das würde im Extremfall bedeuten, daß der rechtlich abgesicherte Bekenntnisstand der Funktion der Bekenntnisse nicht entgegenkommen, sondern entgegenstehen kann. Wir werden überlegen müssen, wie wir künftig die unterschiedlichen Intentionen, die hier zum Ausdruck kommen und die ich für berechtigt halte, sachgemäß in Beziehung setzen können.

Im Blick auf den zweiten von mir genannten Problembereich wächst nach meinem Eindruck unter uns die Überzeugung, daß das Verständnis von Kirchengemeinschaft noch einer eingehenden Klärung bedarf. Nach der herkömmlichen lutherischen Auffassung ist Kirchengemeinschaft gleichbedeutend mit Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Sie ist ihr wesentlicher Inhalt. Alle anderen Fragen sind demgegenüber sekundär. Voraussetzung für Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft ist ein umfassender Lehrkonsensus, der auf Grund von Lehrgesprächen hergestellt wird. Darum könnte man auch sagen: Kirchengemeinschaft ist Bekenntnisgemeinschaft.

Der theologischen Arbeit des Lutherischen Weltbundes, wie sie seit 1969 zur Einheitsfrage betrieben wird, ist es zu verdanken, daß wir heute neue Aspekte für ein differenzierteres Verständnis von Kirchengemeinschaft gewonnen haben. Dazu gehört die Erkenntnis, daß bekannte und gelebte Gemeinschaft stärker aufeinander zu beziehen sind, als das bisher weithin der Fall gewesen ist. Die Meinung, daß es vor der Übereinstimmung in der Lehre keine Praktizierung von Kirchengemeinschaft geben kann, hat sich als zu einseitig erwiesen. Vielmehr besteht zwischen beiden Elementen eine wechselseitige Abhängigkeit, durch die sie sich jeweils sowohl fördern wie auch kritisch in Frage stellen lassen.

Ich hatte bereits aufmerksam gemacht, daß der Weg zur Kirchengemeinschaft in der DDR eben durch dieses schrittweise Ineinandergreifen von gelehrter und gelebter Gemeinschaft gekennzeichnet ist. Es scheint, als ob dabei die kirchentrennenden Faktoren für uns gegenwärtig weniger im Unterschied der Lehre als im Verzicht auf die bereits gegebenen Chancen gemeinsamen Lebens und Handelns bestehen. Hier gibt es viel nachzuholen. Wir werden darauf achten müssen, daß sich die bereits zitierte „kalte Kirchengemeinschaft“ (André Appel) nicht doch unter der Hand bei uns einschleicht.

Ebenso gilt aber auch, daß sich bereits praktizierte Gemeinschaft in einem gemeinsamen Bekennen erweisen muß, wenn sie wirklich eine geistliche Realität darstellt und nicht nur auf säkularen Faktoren beruht. Dazu sind wiederum theologische Gespräche nötig, um die erfahrene Gemeinschaft am Evangelium prüfen zu können. Die Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums entscheidet letzten Endes darüber, ob wir bei aller wünschenswerten Vielfalt kirchlichen Lebens und Zeugnisse für die Kirchengemeinschaft eine ausreichende und tragfähige gemeinsame Basis haben. Gerade darum können wir uns die oft so mühsame theologische Arbeit um unserer gegenseitigen Rechenschaft und Vergewisserung willen nicht ersparen.

Für das Verständnis von Kirchengemeinschaft ist heute noch ein anderes Element von Bedeutung. Wir werden nicht mehr so ohne weiteres sagen können, daß die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft das letzte, nicht mehr überbietbare Ziel aller Bemühungen und mit ihrer Erklärung darum faktisch schon alles getan ist. Kirchengemeinschaft kann je nachdem, ob sie auf lokaler, regionaler oder universaler Ebene angestrebt wird, mehr extensiv oder mehr intensiv, in jedem Fall also von unterschiedlicher Intensität sein, oder, um es mit den Worten von Harding Meyer zu sagen: sie muß „verschiedene Dichte und Konkretheit aufweisen“²¹. Ich möchte das verdeutlichen.

21. Harding Meyer: Der Lutherische Weltbund und seine Rolle in der Ökumenischen Bewegung.

Wenn die Leuenberger Konkordie zustande kommt und die Kirchen in der DDR ihr zustimmen, haben sie Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft mit den lutherischen und reformierten und unierten Kirchen in Europa. Das gilt dann also zum Beispiel für die lutherischen Kirchen in der DDR und die Reformierten in Schottland oder Ungarn. Es gilt auch für die unierten Kirchen in der DDR und die Lutheraner in Holland, Frankreich oder Skandinavien. Die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft besteht dann aber ebenso auch zwischen den lutherischen und unierten Kirchen in der DDR, und sie besteht auch zwischen den lutherischen und den reformierten Gemeinden in der DDR. Insofern hat die Leuenberger Konkordie für uns eine durchaus reale Bedeutung.

Dabei ist uns auch deutlich, daß es schon eine gute Sache ist, mit den reformierten Kirchen in Europa Kirchengemeinschaft in der Form von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft zu haben. Wir werden uns jedoch fragen, ob diese Gemeinschaft mit den unierten Kirchen in unserem Lande nicht schon sehr viel konkreter ist und ob sie nicht noch intensiver werden kann, als das nach der Leuenberger Konkordie möglich ist. Auch von Eisenach her haben wir als Vereinigte Kirche doch an eine verbindlichere Form von Kirchengemeinschaft gedacht.

Aus diesem Grunde ist die Kommission für das Lehrgespräch zu der Überzeugung gekommen, daß mit dem Abschluß der europäischen Konkordie ihre eigene Arbeit noch nicht erledigt ist. Die Konkordie kommt ja in gewisser Weise „von oben“, insofern als sie nicht aus unseren Gemeinden heraus erwachsen ist. Das konnte auch nicht anders sein. Aber ebenso verständlich ist es, daß die Gemeinden und Pfarrer ihr aus verschiedenen Gründen mit einer gewissen Distanz begegnen. Um der Gemeinschaft in der Ökumene willen werden sie vielleicht bereit sein, sie mitzuvollziehen, aber von existentiellern Bezug ist der Konkordientext für sie nicht. Ihr Engagement beginnt erst dort, wo ihre Fragen aufgearbeitet werden. Und gerade dies ist ja der Auftrag der Lehrgesprächskommission. Sie will ihn bewußt innerhalb des Bezugshorizontes erfüllen, in dem wir leben, um damit Hilfen für die Verkündigung des Evangeliums geben zu können. Auf diese Weise könnte Kirchengemeinschaft tatsächlich „von unten“ wachsen bzw. schon bestehende Gemeinschaft konkreter und intensiver werden.

Die mit der Leuenberger Konkordie erklärte Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft ist deshalb nicht wirkungslos. Die Kommission möchte sie ernst nehmen und von ihr ausgehen, so daß ihrer Ansicht nach Kirchengemeinschaft für die DDR nach der Inkraftsetzung der Konkordie nicht mehr konstituiert, sondern lediglich verifiziert werden muß. Mit diesem Stichwort hat die Kommission sich bemüht, die besondere Situation in der DDR zu erfassen. Das Lehrgespräch in der DDR würde demgemäß auch nicht mehr einen Kirchengemeinschaft begründenden, aber auch nicht nur einen sie begleitenden Charakter haben, wie es die Konkordie für die europäischen Kirchen ja vorsieht. Es hätte vielmehr die für unseren Raum spezifische Aufgabe der faktischen Verifizierung bereits bestehender Gemeinschaft. Die europäische Konkordie wird dabei vorausgesetzt. Sie reicht wohl für die Kirchengemeinschaft, aber nicht für die Kirchwerdung in unserem Raum aus. Dazu bedarf es nicht nur weiterführender, konkretisierender Gespräche. Sie müssen sich meines Erachtens zu einer Art Basiserklärung verdichten lassen, die die Kirchwerdung begründende Funktion hat.

Die Voraussetzung dafür ist freilich ein Verständnis von Kirchengemeinschaft, das sie als „prozessual gewagte Kirche“ versteht (Wölber) und „unterwegs zur größeren Gemeinschaft“ eine allmählich wachsende Intensität und Verbindlichkeit zu veranschlagen bereit ist. Dies ist eine primär theologische Frage. Von ihr hängt es ab, wie eine Kirchengemeinschaft in den einzelnen Wachstumsphasen und im Endstadium der zur Kirche gewordenen Gemeinschaft auszugestalten ist. Eine zentralistische Superkirche ist dabei ein so wenig diskutables Modell, daß man sich nicht länger damit aufhalten sollte, es auch nur als Memento an die Wand zu malen. Welche Gestalt jedoch die Kirchengemeinschaft in ihren jeweiligen Phasen haben sollte, „darüber gibt es bisher so gut wie keine authentischen Vorstellungen“²². Es wird Zeit, darüber nachzudenken.

22. Vgl. Tätigkeitsbericht der Kirchenleitung, S. 10.

Dem gleichen Ziel dieser Zwischenbilanz dienten auf der Tagung der Generalsynode 1972 in Weimar der „Bericht über den Stand des Lehrgespräches“ von Dozent Dr. Joachim Wiebering (Abdruck s. oben S. 297ff.), der Bericht von Landesbischof Dr. Heinrich Rathke „Bekenntnis und Kirchengemeinschaft“ über die Auswirkungen der Eisenacher Generalsynode der VELK in der DDR von 1969, der Bericht von Heinz Hanckel über die Auswirkungen der auf der Generalsynode in Schwerin 1970 gehaltenen Referate über den „Dienst des Pfarrers heute“ (Abdruck s. unten S. 416ff.) sowie schließlich die wichtigsten Ausführungen in dem Tätigkeitsbericht der Kirchenleitung der VELK in der DDR. Die Erwartungen, die der Kirchenbund hinsichtlich der weiteren Kirchwerdung des Bundes auch an die Arbeit der VELK knüpft, formulierte der Leiter des Sekretariates des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR, Oberkonstistorialrat Manfred Stolpe, in einem Grußwort an die Generalsynode am 30. September 1972 folgendermaßen:

Herr Präsident, sehr verehrte Damen und Herren!

Als Gast der Generalsynode der Vereinigten Kirche danke ich herzlich für die brüderliche Aufnahme, die ich in Ihrer Mitte gefunden habe. Als Vertreter des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR möchte ich die Gelegenheit nutzen, um der Vereinigten Kirche zu danken für die Impulse, die wir als Bund für unsere Arbeit von Ihnen erhalten haben. Ich tue das deshalb, weil bei Ihren Beratungen hier gelegentlich Zweifel laut wurden an der Wirkung der Impulse, die gerade auch von der Synode ausgegangen sind. Ich glaube, daß die Synode in Freiburg bereits einen ganz entscheidenden Impuls gegeben hat, der auch heute noch für unsere Arbeit bedeutsam sein dürfte; nämlich den Impuls, daß wir Fragen der Ordnung zu orientieren haben an den Notwendigkeiten des Dienstes. Die Synode in Eisenach, das ist hier mehrfach gesagt worden, und das wird vom Bund in gleicher Weise gesehen, hat uns die Notwendigkeit gezeigt, eine Reihe von Grundsatzfragen zu klären, um in der ganzen Frage der Gemeinschaft weiterzukommen. Ich möchte hervorheben, daß auch Ihre Synoden von Schwerin und Dresden für alle acht Kirchen in der DDR wichtige Fragen anfaßten, die in gleicher Weise interessant sind in den Kirchen der Union. Also in allen Kirchen des Bundes wichtig sind. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch besonders herzlich danken der Kirchenleitung der Vereinigten Kirche, der Bischofskonferenz und dem Lutherischen Kirchenamt, die in der praktischen Arbeit des Bundes wichtige Anregungen gegeben haben und immer große Bereitschaft zeigten, die Zusammenarbeit zwischen uns weiter zu vertiefen.

Der Bund hat in seinen Organen, sei es in der Synode, sei es in der Konferenz oder im Vorstand der Konferenz die Anregungen und Impulse aus der Vereinigten Kirche immer mit großer Aufmerksamkeit gehört und zu verarbeiten gesucht. Wir haben einiges beginnen, einiges auch zu Ende führen können. Aber wir haben auch einiges nicht bewältigen können, und Sie werden mit Recht gelegentlich schon darüber nachgedacht haben, warum der Bund in seiner Arbeit nicht mehr in den drei Jahren schaffen konnte. Erlauben Sie, daß ich auf drei Problemkreise aufmerksam mache, die uns in unserer Arbeit bewegen und die vielleicht auch in Ihrer Arbeit von Interesse sind, die im Grunde genommen zeigen, daß wir sehr ähnliche Aufgabenstellungen vor uns haben.

Für die Arbeit des Bundes ist gegenwärtig ein entscheidendes Problem, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, das Mißverhältnis von Erwartung und Möglichkeit. Der Bund ist eine Arbeitsgemeinschaft von Kirchen. Er ist bei seiner Bildung mit einer Reihe von Aufgaben beauftragt worden, die fast die ganze Palette des kirchlichen Dienstes umfassen. Es ist keine wesentliche Prioritätensetzung erfolgt dabei. Der Bund hat die Möglichkeit, zu allen Fragen, die ihm übertragen worden sind, Vorschläge zu unterbreiten. Es ist dann zu prüfen, was aus den Vorschlägen wird; von denen zu prüfen, die in diesen Fragen die eigentliche Entscheidung haben, den Gliedkirchen. Man muß dabei sehen, daß diese Arbeitsgemeinschaft bisher lediglich auf einem Gebiet eine begrenzte Eigenverantwortung hat, näm-

lich in der Frage der ökumenischen Beziehungen. Das ist ein Gesichtspunkt, der bei der Aufgabenstellung eine Rolle spielt. Für uns heißt das heute, daß wir entschieden der Versuchung widerstehen müssen, das gesamte Feld, das uns seinerzeit benannt worden ist, in Angriff zu nehmen, daß wir uns konzentrieren müssen auf die Fragen, die wirklich echte Gemeinschaftsaufgaben sind.

Wir haben zweitens in unserer Arbeit zu bedenken das Nebeneinander der verschiedensten kirchlichen Aktivitäten, das nach wie vor besteht. Wir können mit Dankbarkeit feststellen, daß es möglich gewesen ist in den letzten Jahren, zwischen der Vereinigten Kirche, der EKU und dem Bund zu einer geordneten Zusammenarbeit zu kommen; d.h. zu Verabredungen, die Doppelarbeit vermeiden. Es gibt daneben aber noch eine Vielzahl gesamtkirchlich tätiger Aktivitäten, die nach wie vor parallel arbeiten. Wir meinen, daß nicht zuletzt auch daher die hier in Ihrem Plenum bereits angesprochene Überlastung und Überforderung der Gemeinden und der Pfarrer herrührt und so nach wie vor eine Flut von Papier von verschiedenen Institutionen, einschließlich des Bundes, ins Land geht und nicht gerade zur Förderung der Arbeit vor Ort, an der Basis beiträgt.

Ich möchte drittens als ein wichtiges Problem für uns, das zunehmend an Bedeutung gewinnt, nennen, daß wir in der Frage der Zielvorstellung keine Antwort bisher sehen. Also die Frage, was heißt denn nun Kirchengemeinschaft. Wir stehen im Grunde in ähnlichen Überlegungen, wie sie bei Ihnen hier angeklungen sind. Wir verstehen uns als eine Übergangsform kirchlicher Arbeit auf gesamtkirchlicher Ebene. Aber wir müssen dabei auch wissen, was dann die nächste Phase sein soll. Hierzu muß Klarheit gewonnen werden. Es zeichnen sich einige theologische Konturen dazu ab. Die praktischen Fragen liegen aber nach wie vor im Nebel, ja eigentlich schlimmer: sie bleiben der Spekulation überlassen. Wir fürchten, daß ein Selbstlauf auf diesem Gebiet zu einem recht unerfreulichen Ausgang führen könnte. Entweder es geschieht nichts, was sicher nicht alle wollen, oder es könnte sich auch ein Trend zum Zentralismus durchsetzen. Wenn nämlich die Grundfragen nicht sorgfältig bedacht werden, wird pragmatisch apparatmäßig entschieden. Das könnte sich in dieser Richtung entwickeln. Ich meine, daß hier eine wichtige Frage ansteht, über die bald nachgedacht werden muß. In dieser Frage sollte, nach meiner Überzeugung, parallel zu den theologischen Grundfragen, nachgedacht werden. Ich bin persönlich der Überzeugung, daß es möglich sein müßte, sich bald zu verständigen, etwa über die Frage, ob eine Vereinigte Kirche in der DDR ein anstrebbares Ziel wäre. Eine Vereinigte Evangelische Kirche, bei der das Schwerkgewicht des Dienstes in den Gliedkirchen liegt, die diesen Dienst selbst verantworten. Eine Vereinigte Evangelische Kirche, bei der aber auch eine Reihe von Schwerpunktaufgaben dieser Kirche selbstverantwortlich übertragen werden.

Dies sind Fragen, die im Grunde nicht durch den Bund bewältigt werden können, die aber nach meinem Empfinden in fast gleicher Weise auch für die Vereinigte Kirche von Bedeutung sein dürften. Ich meine, daß wir vom Bund her mit Recht nach alledem, was wir bisher an Anregungen aus Ihrem Raum bekommen haben, auch auf die Impulse Ihrer Synode zu dieser Fragestellung hoffen dürfen. Und wenn ich Sie hiermit grüße vom Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR, dann darf ich damit die Bitte verbinden:

Lassen Sie uns an diesen Grundfragen gemeinsam arbeiten.

Lassen Sie uns Weggenossen sein zur größeren Kirchengemeinschaft!

Das Hauptergebnis der Tagung der Generalsynode 1972 zum Thema „Auf dem Wege zur größeren Gemeinschaft“ enthält der folgende Bericht einer Arbeitsgruppe, dem die Synode bei einer Stimmenthaltung zustimmte:

AUF DEM WEGE ZUR GRÖßEREN GEMEINSCHAFT

Bericht der Arbeitsgruppe II mit der Hauptentschließung der Generalsynode der VELK in der DDR 1972

Wir sind auf dem Wege zur größeren Gemeinschaft. Es ist zu hoffen und zu erwarten, daß die Leuenberger Konkordie dazu führen wird, daß die beteiligten Kirchen zueinander in Kirchengemeinschaft treten. Gründet Kirchengemeinschaft in dem, was Gott – durch sein

Evangelium und seine Sakramente – selbst tut, dann ist die auf dem Leuenberg erklärte Gemeinsamkeit „genug“ zur Einheit (CA VII).

Wir werden die so gegebene Einheit bewähren und vertiefen müssen. Dabei finden sich unter uns verschiedene Auffassungen. Eine von ihnen besagt: Die Kirche ist das *eine* Volk Gottes, wenn es in konkreten Gestalten des Miteinanders der durch das Evangelium zum Glauben gebrachten Menschen die Wirklichkeit und Glaubwürdigkeit des Evangeliums in der Welt erweist. Eine andere besagt, einen höheren Grad von Kirchengemeinschaft – über die hinaus, die Gott selbst durch Wort und Sakrament herstellt – könne es nicht geben. Einig sind wir uns darin, daß wir auf gemeinsamem Boden dichter zusammenrücken sollten: im immer besseren Verständnis des Evangeliums im Blick und in Anwendung auf unsere besondere Lage in der sozialistischen Ordnung der Gesellschaft, in immer größerer Gemeinsamkeit des Handelns der Gemeinden und der leitenden kirchlichen Organe, in immer wirksamerem Dienst an Menschen, zu denen Christus uns schickt. So wird Kirchengemeinschaft zu einer nie abgeschlossenen Aufgabe.

Die Einigung über die Funktion des Lehrkonsens für die Kirchengemeinschaft und über die zentrale Bedeutung der Verkündigung von der Rechtfertigung durch Jesus Christus, wie sie in den Werkstattberichten der Kommission für das Lehrgespräch zum Ausdruck kommt, muß als ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu größerer Gemeinschaft zwischen den lutherischen und den unierten Kirchen in der DDR betrachtet werden. Ohne die Arbeit der Lehrgesprächskommission wären auch die gemeinsame Stellungnahme zum Leuenberg-Bericht 1970, die von den acht Landeskirchen jeweils übernommen worden ist, und die gemeinsame Stellungnahme zum Entwurf einer Konkordie reformatorischer Kirchen, die jetzt den Synoden der acht Kirchen zur Beschlußfassung vorliegt, nicht möglich gewesen. Dadurch ist die Gemeinschaft zwischen den evangelischen Kirchen in der DDR auch nach außen hin unterstrichen worden. In diesem Zusammenhang kann ferner darauf verwiesen werden, daß um der größeren Gemeinschaft willen eine Reihe von Ausschüssen der VELK ihre Arbeit in den Bund integriert hat (s. Tätigkeitsbericht der Kirchenleitung) und daß die VELK von ihr geplante Arbeitsaufgaben Gremien des Bundes überlassen hat (Glaubensbuch, Pfarerrecht, Kontaktstudium).

Auf der anderen Seite muß festgestellt werden, daß die Kirchengemeinschaft zwischen den Kirchen in der DDR in mancher Hinsicht nicht vorangekommen ist. Innerhalb der Gliedkirchen der VELK wird das sichtbar am Scheitern der Bemühungen des Intensivierungsausschusses, an den Differenzen in der Praktizierung der Lebensordnung und an der fehlenden Rechtsangleichung. Auf der Ebene des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR kann man eine Tendenz zum Aussparen theologischer Grundsatzfragen zugunsten pragmatischer Lösungen beobachten, und immer noch scheinen sogenannte „nicht-theologische“ Faktoren das Wachsen größerer Gemeinschaft zu behindern. Wir werden darum bei aller Anerkennung des bereits Erreichten nicht aufhören können, nach größerer Gemeinschaft der Kirchen in der DDR zu streben.

Die Synode wolle beschließen:

„Die Generalsynode der Vereinigten Kirche in der DDR hat 1969 in Eisenach erklärt, daß sie eine Kirchengemeinschaft aller evangelischen Kirchen in der DDR anstrebt, ‚die über den bisher unter den Kirchen in der DDR erreichten Grad der Gemeinschaft hinausgeht‘. Sie sollte durch verbindliche Lehrgespräche mit der Evangelischen Kirche der Union vorbereitet werden.

Die Generalsynode hat dankbar davon Kenntnis genommen, daß die dreijährige Arbeit der Kommission für das Lehrgespräch zu deutlichen Fortschritten in der gemeinsamen Erkenntnis über die Grundlagen für die Verkündigung des Evangeliums von der Rechtfertigung geführt hat. Ebenso dankbar stellt die Generalsynode fest, daß die zwischen der Vereinigten Kirche und der EKU sowie zwischen den Gliedkirchen des Bundes praktizierte Gemeinschaft in diesem Zeitraum gewachsen ist. Sie hält es für wichtig, daß auch künftig gelehrte und gelebte Gemeinschaft in wechselseitigem Bezug intensiviert wird.

Inzwischen sind die lutherisch-reformierten Gespräche auf europäischer Ebene soweit gediehen, daß der Entwurf einer „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ zur Diskussion steht. Die Generalsynode begrüßt die Vorlage einer gemeinsamen Stellungnahme durch die Evangelischen Kirchen in der DDR. Sie sieht darin ein Zeichen sich

verstärkender Zusammengehörigkeit. Mit dem Abschluß der Konkordie wird Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft zwischen den reformatorischen Kirchen in Europa und damit auch zwischen den lutherischen und unierten Kirchen sowie den reformierten Gemeinden in der DDR hergestellt.

Gleichwohl ist die Generalsynode der Auffassung, daß damit die Endphase kirchlicher Gemeinschaft in der DDR noch nicht erreicht ist. Sie hält es für wünschenswert, auf dem Wege zu einer durch Intensität und Konkretion geprägten größeren Gemeinschaft noch weiter voranzukommen.

Die Generalsynode bittet die Kirchenleitung zu prüfen:

- a) wie das Ziel dieser Bemühungen um eine stärker verdichtete Gemeinschaft zu beschreiben ist;
- b) inwiefern die mit der Leuenberger Konkordie erklärte Kirchengemeinschaft dazu einer Verifizierung bedarf;
- c) welche Aufgabe dabei künftig der Kommission für das Lehrgespräch zukommt.

Die Generalsynode hält es für notwendig, daß die Kirchenleitung darüber eine Vereinbarung mit dem Rat der EKU im Bereich der DDR anstrebt.“

Der nachstehende Kommentar eines Autors aus der DDR ist für die Beurteilung der Arbeit der Lutherischen Generalsynode von besonderem Interesse:

GENERALSYNODE IN WEIMAR

Eine Synode zieht Bilanz

(„Mecklenburgische Kirchenzeitung“ Nr. 44 vom 29. Oktober 1972, S. 1/2)

Es ist nicht gering zu veranschlagen, daß eine überregionale Synode eine ganze Tagung der Bilanzierung ihrer Arbeit widmete. Die Generalsynode hat damit die Stimmen gehört, die je länger je mehr nach der Wirkung der vielen gesamtkirchlichen Tagungen fragen. Sie hat sich der Kritik gestellt, ihre bisherige Arbeit nüchtern ausgewertet und daraus Schlußfolgerungen für die Zukunft gezogen.

Kritische Rückschau

Was ist an Anregungen und Anstößen von den Synodaltagungen in den Gemeinden aufgenommen worden? Diese Frage bestimmte die Analyse der vergangenen drei Jahre. Während die Impulse auf gesamtkirchlicher Ebene rasch und nachhaltig gewirkt haben, ist in den Gemeinden von der synodalen Arbeit kaum Notiz genommen worden.

Die Eisenacher Entschließung von 1969 hat noch im gleichen Jahr zur Aufnahme des Lehrgesprächs mit der Evangelischen Kirche der Union geführt. Die Schweriner Entschließung zum Berufsbild des Pfarrers hat die mit der EKU gemeinsam betriebene Arbeit an der Ordinationsfrage in Gang gebracht. Sie hat außerdem die Entwicklung eines neuen Pfarrerdienstrechtes auf der Ebene des Kirchenbundes beeinflusst. Die im vorigen Jahr in Dresden verabschiedete Entschließung zum dort verhandelten Seelsorge-Thema enthielt das Angebot, sich an der Weiterarbeit dieses Themas zu beteiligen. Es wurde vom Kirchenbund positiv aufgenommen.

Demgegenüber fällt die geringe Resonanz auf, die die Themen der Generalsynode in den Gemeinden gefunden haben. Superintendent Leich demonstrierte in seinem Bericht an Hand einer Umfrage in Thüringen eindrucklich, daß so gut wie keine Anregungen in den Gemeinden aufgenommen wurden. 96 Prozent der 31 Thüringer Pfarrkonvente, die den Fragebogen zurückschickten, haben die Frage, ob durch die Dresdner Generalsynode Neuansätze auf dem Gebiet der Seelsorge ausgelöst wurden, negativ beantwortet.

Ähnliches gilt für die Thematik der Schweriner Tagung. Allerdings betrifft die Frage nach dem Berufsbild des Pfarrers zunächst die Pfarrer selbst. Im Blick auf die Pfarrer und andere kirchliche Mitarbeiter haben die Anhörungen zum Berufsbild des Pfarrers gezeigt, daß die Schweriner Referate in den bereits in Gang befindlichen Umdenkungsprozeß klärend eingegriffen haben. Neue Leitbilder wurden profiliert. Sie haben vor allem der jungen Theologengeneration in der Krise, einen Beruf ohne Zukunft zu haben, gehol-

fen. Noch haben die neuen Berufsbilder des Pfarrers weithin einen Schlagwortcharakter. Noch sind sie kaum zu den vorfindlichen Gemeinden in Beziehung gesetzt und auf ihre Brauchbarkeit hin geprüft worden.

Die Generalsynode selbst hat jetzt in Weimar mit der Verabschiedung einer Novelle zum Pfarrergesetz einen sich in der Praxis schon abzeichnenden Gestaltwandel des Pfarramtes auch rechtlich fixiert. Das Pfarrergesetz enthält nun folgende Sätze: „Der Auftrag umfaßt auch die Aufgaben des Pfarrers, die sich aus der geordneten Zusammenarbeit seiner Gemeinde mit anderen Gemeinden ergeben.“ (§ 24, Abs. 1) „Der Pfarrer ist verpflichtet, besondere kirchliche Aufgaben, die seiner Vorbildung und seinem Auftrag entsprechen, zu übernehmen.“ (§ 36, Abs. 1). Hinter diesen Bestimmungen wird der theologische Fachmann als ein mögliches neues Leitbild des Pfarrerberufes sichtbar. Entsprechend seiner Begabung und Qualifikation soll der Pfarrer spezialisiert und kooperativ in größeren Bereichen arbeiten.

Konsequenzen

Man fragte in Weimar nach den Ursachen des geringen Echos, das die Generalsynode in den Gemeinden gefunden hat. Superintendent Leich zitierte in seinem Bericht die Äußerung eines Konventes: „Sie wissen, daß Impulse aus allen Himmelsrichtungen zu uns gelangen und man sich kaum noch ihrer erwehren kann. In dieser Richtung ist sicher in Zukunft noch mehr zu erwarten.“ Das Überangebot an Programmen, Themen, Anregungen, Empfehlungen und ähnlichen Papieren kann von den Pfarrern und Gemeinden nicht mehr bewältigt werden. Die Synode gab deshalb für die künftige Arbeit die Anregung, sich in der Thematik zu beschränken und die Arbeit besser aufeinander abzustimmen.

Dazu heißt es in einem Beschluß der Synode: „Es wird vorgeschlagen, Koordinierung der Arbeit der Bundessynode, der EKU-Synode und der Generalsynode der Vereinigten Kirche in Fühlungnahme mit den Landessynoden ... anzustreben.“ Weiter wird vorgeschlagen, für jede Legislaturperiode nur noch ein Hauptthema anzusetzen und nur noch alle zwei Jahre Tagungen der Generalsynode in der bisherigen Form durchzuführen.

Die Generalsynode erkannte als weiteren Grund für ihre Wirkungslosigkeit in den Gemeinden ihre eigene Vorstellung vom Impulsgeben. Die Impulsrichtung dürfe nicht einseitig von oben nach unten, von der Synode zur Gemeinde, festgelegt sein. Die geistliche Wirklichkeit unserer Kirche sähe anders aus. Die eigentlichen Bewegungen und Anstöße kämen aus der Gemeinde. Die Gemeinde könne wohl ohne Synode leben, aber nicht die Synode ohne Gemeinde. Die Vereinigte Kirche könne auf einen Basisbezug nicht verzichten, wenn ihr starker theologischer Anspruch durch die geistliche Realität gedeckt sein solle. Der Verzicht auf einen kontinuierlichen Kontakt zur Gemeinde würde die Vereinigte Kirche zur Schreibtischkirche degenerieren lassen.

Die Generalsynode zog aus dieser selbstkritischen Einsicht die Konsequenz, daß in Zukunft für ihre Arbeit die Rückkoppelung zu den Gemeinden stärker beachtet werden müsse. In den Anregungen, die die Synode beschloß, wird gesagt: „Zu behandelnde Themen sollten über die Landeskirchen und die mittlere Ebene erforscht werden. Auf diese Weise sind Themen, in denen die Gemeinden ihre Probleme aufgenommen sehen, besser zu berücksichtigen.“ Die Rückkopplungsforderungen sollten nicht die Form allgemeiner Befragungen haben, die wenig ergiebig seien. Rückfragen sollten gezielter und differenzierter an einzelne Gruppen, z. B. an Konvente, Arbeitsgemeinschaften oder Berufsgruppen gerichtet werden. Diese Gruppen sollten intensiv an der synodalen Arbeit beteiligt werden.

Die Generalsynode hat sich mit ihrer Bilanz über die Entdeckung bestimmter Ursache-Folge-Erscheinungen hinaus selber einen wichtigen Dienst getan. Sie hat sich von zu hohen Erwartungen befreit, die einerseits von außen an sie herangetragen wurden, die aber andererseits auch ihr eigenes Selbstverständnis mit geprägt haben. Die Erwartung, eine Synode müsse fertige Ergebnisse, praktikable Problemlösungen und bequem zu handhabende Rezepte vorlegen, hat in den vergangenen Jahren dazu geführt, daß die Synode sich mit der Verabschiedung von Entschlüssen, die nur mühsam ausgehandelt wurden und die doch die offenen Fragen weder verdecken konnten noch wollten, arg gequält hat. Eine sinnvolle Zielstellung synodaler Arbeit ist schon darin zu sehen, daß

eine Synode ein für den Dienst der Gemeinden relevantes Thema aufgreift und zu seiner Klärung beiträgt. Die Synode kann sich als ein Gesprächsforum für Probleme verstehen, die viele interessieren, weil viele davon betroffen sind. Dabei kann sie um so eher meinungsbildend bis in die Gemeinden hinein wirken, je stärker sie mit ihnen im Gespräch ist.

Th.

7. BEISPIELE THEOLOGISCHER BEMÜHUNGEN

Es muß immer wieder neu hervorgehoben werden, daß die Kirchen in der DDR untereinander in einer engen theologischen Arbeitsgemeinschaft stehen, wie sie in der EKD kaum erreicht wird. In dieser wirkt die heute kaum mehr haltbare Vorstellung nach, theologische Arbeitsvorhaben im engeren Sinne gehörten nicht zu den Aufgaben des Kirchenbundes EKD. Der DDR-Kirchenbund dagegen hat – gewiß auf Grund seiner besonderen Situation – von vornherein die gemeinsamen theologischen Bemühungen um die Grundlagen von Zeugnis, Dienst und Gestalt der Kirche in der DDR zu seinen vorrangigen Aufgaben gemacht. Dazu ist besonders auf die Arbeit der von EKD und VELK gebildeten Lehrgesprächskommission zu verweisen. Nimmt man die weiteren Arbeiten auf der Ebene von Kirchenbund, EKD und VELK hinzu, so steht man vor einer bemerkenswerten Produktivität theologischer Bemühungen im kirchlichen Bereich. Diese Feststellung soll hier noch mit einigen Beispielen aus dem Jahre 1972 belegt werden.

Zu den schwierigen Fragen des kirchlichen Lebens in der DDR gehören Verständnis und Praxis der Konfirmation. Die Konferenz der Kirchenleitungen hatte im Jahre 1970 zur Klärung der Konfirmationsproblematik einen Facharbeitskreis Konfirmation gebildet, der dem Ausschuß für Theologie angegliedert wurde. Dieser Facharbeitskreis legte im Januar 1972 sein erstes Arbeitsergebnis, die Positionsbeschreibung „Das konfirmierende Handeln der Gemeinden“, vor. Darin wird der Versuch unternommen, für eine künftige Rahmenordnung, die ein einheitliches Verständnis von Konfirmation und eine flexible Konfirmationspraxis in den Gliedkirchen beschreiben soll, ein neues Verständnis von Konfirmation und Konfirmationspraxis zu formulieren. Der Ausschuß für Theologie hat dieser Positionsbeschreibung eine Stellungnahme hinzugefügt. Außerdem liegt eine von Eckart Schwerin, dem zuständigen Referenten im Sekretariat des Kirchenbundes, verfaßte Einführung in dieses erste Arbeitsergebnis des Facharbeitskreises Konfirmation vor. Diese drei Dokumente werden nacheinander nachstehend wiedergegeben.

I. DAS KONFIRMIERENDE HANDELN DER GEMEINDE

Positionsbeschreibung des Facharbeitskreises Konfirmation des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR

1.1. Seit langem sind theologische und pädagogische Überlegungen darüber im Gange, wie die Gemeinde Jesu Christi ihre Verantwortung gegenüber ihren getauften jungen Gliedern, zumal denen im Konfirmandenalter, besser wahrnehmen kann.

Dazu sind zahlreiche Versuche zur Neuordnung der Konfirmation unternommen worden. Die verschiedenen Bemühungen, gerade der letzten spannungsreichen Jahre, führen zu der Erkenntnis, daß die erstrebte Besserung nicht allein durch eine Qualitätserhöhung des

Konfirmandenunterrichts erreicht wird. Aber auch die Versuche, die Funktionen des Konfirmationsgottesdienstes neu zu bestimmen, reichen allein nicht aus. Vielmehr ist ein umfassendes Bemühen der Gesamtgemeinde um den ganzen jungen Menschen in seiner heutigen Welt nötig, das wir *konfirmierendes Handeln* nennen.

1.2. Dieses Bemühen geschieht im Vertrauen auf die Verheißung, daß Gott durch Menschen handelt und deshalb im Wissen darum, daß Gottes Geist unverfügbar und überlegen im konfirmierenden Handeln der Gemeinde wirkt.

2.1. Die *Taufe* begründet die volle Zugehörigkeit zur Gemeinde. Das konfirmierende Handeln der Gemeinde ist auf die Taufe bezogen. In einer Kirche, in der die Kindertaufe geübt wird, soll die Glaubensunterweisung zur lebendigen Gliedschaft der Kinder in der Gemeinde führen.

Das schließt die Unterweisung an *Ungetauften* nicht aus.

Aus der Verkündigung leitet sich die Unterweisung her. Sie ist ein freies Angebot an alle, Getaufte und Ungetaufte, und soll ihnen helfen, ihr gesellschaftliches Leben und ihr persönliches Leben unter dem Evangelium zu sehen.

2.2. Getaufte und ungetaufte Kinder sind von Stufe zu Stufe von früh an zur Erkenntnis der Taufgnade und ihres Entscheidungscharakters zu führen und in ein Leben in der Gemeinde einzuüben (Kleinkinderarbeit, Kindergottesdienst, Taufgedächtnis, Christenlehre, Jungchar).

2.3. Kindlich-unreflektierter Glaube ist als Mitglauben mit Erwachsenen zu verstehen. Darum schließt alle Kinder-Seelsorge und -Unterweisung Familien-Seelsorge ein. Gemeinschaftsformen sind unerlässlich, die möglichst die gesamte Familie umfassen (Familien-Gottesdienst, Familien-Tage, durch Elternarbeit aufzubauender Hauskatechumenat).

2.4. Angesichts der nichtchristlichen Umwelt, deren Maßstäbe oft auch in den Familien der Getauften bestimmend wirken, sind besonders für das angefochtene Kind Zuspruch und Anspruch des Evangeliums zu entfalten.

3.1. Gott schenkt im *Abendmahl* seiner Gemeinde Stärkung für das in der Taufe verliehene neue Leben.

Da die Taufe den Zugang zum Altar-Sakrament eröffnet, ist eine frühe und kontinuierliche Abendmahlsunterweisung in die Verantwortung der Kirche gelegt.

3.2. Diese Unterweisung will dazu helfen, die Gabe des Abendmahls vornehmlich als Gemeinschaft mit Jesus Christus, als Mahl der durch ihn miteinander Versöhnten und als Hilfe und Aufrichtung für die Angefochtenen und schuldig gewordenen Christen zu erfahren.

3.3. Die Hinführung junger Menschen zum Altar-Sakrament gehört in die seelsorgerlich-pädagogische Verantwortung der Gemeinde.

Da der Vollzug die Wirklichkeit des Sakramentes erschließt, besteht die Hinführung aus der vorlaufenden Abendmahlsunterweisung und dem wiederholten Abendmahlsvollzug während der Konfirmandenzeit. Der Sakramentsempfang ist von stets neuer Abendmahlsunterweisung zu begleiten.

Eine generelle Entscheidung hinsichtlich der Freigabe der Früh-Kommunion für Christenlehre-Kinder unterliegt gewichtigen pädagogisch-psychologischen und ekklesiologischen Bedenken.

3.4. Der wiederholte Abendmahls gang ermöglicht und verlangt eine intensive seelsorgerliche Bemühung. Die Integration in die Gruppe (etwa Familie, Konfirmandengruppe, Junge Gemeinde) ist eine Hilfe, auf die auch auf dieser Unterweisungsstufe nicht verzichtet werden sollte.

3.5. Zum konfirmierenden Handeln der Kirche gehört das Angebot der *Beichte*. Es bedarf liebevoller, geduldiger und sich auf einen längeren Zeitraum erstreckender seelsorgerlicher Bemühung, um auf die Beichte vorzubereiten. Die Allgemeine Beichte wird man in der Regel zuerst in der Gruppe halten. Als Vorbereitung für die Einzelbeichte hat sich das Einzelgespräch des Konfirmators mit dem Konfirmanden bewährt.

Ein konditionaler Zusammenhang zwischen Beichte und Abendmahl, also auch zwischen Erstbeichte und Erstabendmahl besteht nicht. Beichtpraxis und Abendmahlspraxis sollten jedoch aufeinander bezogen sein.

4.1. *Konfirmierendes Handeln als ganzheitliche Zuwendung* der Gemeinde zum jungen Menschen schließt ein:

4.1.1. Ernstnehmen der Traugespräche und der Taufgespräche mit den Eltern und Paten sowie konkrete Informationen und Hilfe der Eltern zur Wahrnehmung ihres Erziehungsauftrages insbesondere ihres Auftrages einer Erziehung der Kinder im Glauben; die Arbeit mit den Eltern auf örtlicher und übergemeindlicher Basis bleibt der Gemeinde kontinuierlich aufgegeben.

4.1.2. Sammlung der getauften und ungetauften Kinder im vorschulpflichtigen Alter zu einer altersgerechten Erstunterweisung. Rechtzeitige Sammlung der Sechs- bis Zwölfjährigen zu einer planmäßigen Unterweisung in einer regelmäßig stattfindenden Christenlehre. Wo sich das als unmöglich erweist, sind andere Formen der Unterweisung zu entwickeln.

4.1.3. Hinwendung zum ganzen Menschen, Beanspruchung nicht nur seines Intellekts, sondern auch seines Gefühls- und Willenslebens und seiner Motorik; entsprechende Gestaltung der kirchlichen Arbeit mit Kindern (Christenlehre, Kindernachmittage, Kinderfahrten, Kinderrüsten, Jungschararbeit), aktive Beteiligung von Christenlehregruppen am Kinder- und am Familien-Gottesdienst sowie an altersgerecht diakonischen Aufgaben; Einbeziehung der Fragen und Nöte heutiger Kinder in den Unterricht mit dem Ziel, Hilfe zur Lebensbewältigung im Glauben zu leisten; partnerschaftlicher Umgangstil.

4.1.4. Konkretes Engagement der Gesamtgemeinde für ihre Kinder und jungen Menschen; Einrichtung zeitgemäßer Unterrichtsräume, die möglichst nur für Unterrichtszwecke verwandt werden; Bereitstellung von Finanzmitteln für Anschauungsmaterial und außerunterrichtliche Vorhaben; Begründung eines Erziehungs- und Jugend-Ausschusses als Initiativ-Organ der Gemeinde oder der Kreissynode für alle Kinder- und Jugend-Arbeit; Kooperation von Pfarrern, Katecheten, hauptamtlichen Mitarbeitern und Laien; Koordination und Kooperation mit Nachbar-Gemeinden auf regionaler und ephoraler Ebene, Teamarbeit.

4.2. Die ganzheitliche Zuwendung der Gemeinde zu den jungen Menschen im Konfirmandenalter geschieht in einer bestimmten Phase innerhalb des konfirmierenden Handelns der Gemeinde: Es ist zumeist die abschließende Stufe der regelmäßig stattfindenden Unterweisung. Der Dienst der Gemeinde an ihren jungen Gliedern findet nach dem Konfirmandenalter seine Fortsetzung in dem Geleit der Jugendlichen in der Jungen Gemeinde und in den Formen der Erwachsenenbildung (Gemeinde-Seminare).

4.3. Soll die Begegnung der Konfirmanden mit der Kirche im Sinne eines ganzheitlichen konfirmierenden Handelns theologisch und pädagogisch sachgemäß und situationsgemäß sein, so werden in der Konfirmandenzeit folgende 6 Grundkategorien des Erfahrens und Lehrens gleichgewichtig realisiert werden müssen:

4.3.1. Gemeinsames Leben in Gemeinschaft und Partnerschaft (Zusammenwachsen zu einer Gruppe)

durch Rüstzeiten, Fahrten, Fest- und Fei-
gestaltung, Arbeitsgemeinschaft, Andachten

4.3.2. Teilnahme an Lebensformen der Gemeinde und Begegnung mit erwachsenen Christen

durch aktive Beteiligung an Gottesdienst,
Gemeindebefragung; Gastreferenten; Mit-
wirkung von Eltern und anderen Mitarbeitern
durch Unterricht, durch gemeinsame Vorbe-
reitung und Durchführung von Gottesdien-
sten

4.3.3. Exemplarische Einführung in das unterscheidende (kritische) Lesen der Bibel und das Verständnis der Bekenntnisse, Symbole und Gottesdienstformen

4.3.4. Orientierung über Herkunft, Gestalt, Aufgaben und Funktionen der Kirche, über das Neben- und Miteinander der Konfessionen und Religionen

durch unterrichtliche Auswertung von Beobachtungen und Erfahrungen bei Erkundungsgängen; Begegnung mit einzelnen Gruppen anderer Konfessionen; Führung eines Konfirmandenbuches
durch thematischen, problemorientierten Unterricht, der an Erfahrungen, Dokumente und Zeugnisse anknüpft

4.3.5. Erkundung der Wirklichkeit der heutigen Welt mit dem Ziel, den jungen Menschen die Bewältigung dieser Wirklichkeit im Horizont des Glaubens zu ermöglichen

4.3.6. Wahrnehmung von Aufgaben und Diensten gemeindlicher und gesellschaftlicher Diakonie

durch Konfirmandenpraktikum; gesellschaftliche Arbeitsvorhaben

4.4. Die Gestaltung der Konfirmandenzeit erfährt bei der Berücksichtigung dieser Grundkategorien gegenüber der bisher üblichen Gestaltung eine Intensivierung, Rhythmisierung und Variation

hinsichtlich der Formen (Unterricht, Rüstzeit, Kurs, diakonischer Dienst, G. D.),
hinsichtlich der Zeiten (verdichtete Kurse und unterrichtsfreie Zeit mit anderen Aktivitäten),

hinsichtlich der Orte (gemeindlicher Unterricht, übergemeindliche Veranstaltungen),
hinsichtlich der Unterrichtenden (Team von Pfarrern, kirchlichen Mitarbeitern, Gemeindegliedern).

Diese Übersicht macht deutlich: Unterricht ist nur eines der Elemente, die das konfirmandierende Handeln in der Konfirmandenzeit kennzeichnen. Auch was gemeinschaftlich erlebt und erfahren wird, bedarf der deutenden Interpretation und der eindringenden Besprechung.

5.1. Die Kinder- und Jugendunterweisung findet ihren altersbedingten Abschluß in dem *Konfirmandengespräch* und dem *Konfirmationsgottesdienst*.

5.2. Das Konfirmandengespräch wird in der Regel in einem von den Konfirmanden gestalteten Gottesdienst geführt. Es nimmt Bezug auf das Christsein heute in Kirche und Welt.

Durch das Konfirmandengespräch unterrichtet sich die Gemeinde davon, daß die Konfirmanden im christlichen Glauben eingeübt und unterwiesen sind.

5.3. Der Konfirmationsgottesdienst macht deutlich, daß die Einübung in den Glauben im Vertrauen auf die in der Taufe gegebenen Zusagen Gottes weiterzugehen hat.

Der Konfirmations-Gottesdienst hat seine Besonderheit in dem Zuspruch des Segens Gottes als einer dem Jugendlichen persönlich geltenden Gnadenverheißung, der Fürbitte der Gemeinde und dem mit der Gemeinde gemeinsam gesprochenen Glaubensbekenntnis.

5.4. Als Glaubensbekenntnis sprechen die Konfirmanden das Apostolikum, das Taufbekenntnis der Gemeinde. (Es kann mit einem in zeitgemäßer Sprache formulierten Credo verbunden werden, wobei auf das Apostolikum ausdrücklich Bezug genommen werden sollte.) Im Konfirmationsgottesdienst wird kein Taufgelöbnis nachgeholt. In dieser Altersstufe kann ein Gelöbnis auch keine Lebensentscheidung ausdrücken. Der Vorspruch zum Credo hat zum Ausdruck zu bringen, daß neben Vergangenheit und Gegenwart vor allem die Zukunft vom Handeln Gottes bestimmt ist.

5.5. Die verantwortliche Übernahme des Patenamtes und die Mitwirkung in Ämtern (Gemeindekirchenrat und Synodale) der Gemeinde erfordern ein eigenständiges Bekenntnis und ein Vertrautsein mit der Gemeinde. Die Übertragung kirchlicher Rechte kann nicht ohne weiteres an den Konfirmationsgottesdienst gebunden werden. Wohl aber steht der Jugendliche, der getauft und in die Abendmahlsgemeinschaft hineingenommen worden ist, unter dem Ruf zu Zeugnis und Dienst in der Gemeinde und in der Gesellschaft. Das ist im Konfirmationsgottesdienst zum Ausdruck zu bringen.

II. VOTUM DES AUSSCHUSSES FÜR THEOLOGIE

*des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR zur Positionsbeschreibung
des Facharbeitskreises Konfirmation „Das konfirmandierende Handeln der Gemeinde“*

Im Rahmen der Möglichkeiten einer hierzu einberufenen Sondersitzung am 18. 12. 1971 hat der Ausschuß für Theologie folgendes Votum beschlossen:

1. Der Ausschuß sieht in der Vorlage des Facharbeitskreises eine vorwärtsweisende Aufnahme der in den Gliedkirchen in den letzten Jahren am Thema der Konfirmation geleisteten theologischen Arbeiten. Er hält es für richtig, daß in der Vorlage zugleich die Frage des in den Gemeinden faktisch vorhandenen Konfirmationsverständnisses und der erfahrungsmäßigen Schwierigkeiten der Veränderung dieses Verständnisses berücksichtigt ist. Der Ausschuß gibt sein Votum zu der Vorlage also unter der Voraussetzung ab,

daß es sich bei ihr um einen Entwurf für eine auf längere Zeit anzusetzende Neuorientierung des gemeindlichen Dienstes an Kindern und Jugendlichen handelt.

2. Der Ausschuß begrüßt an der Vorlage folgende Intentionen:

2.1. Entfächerung des punktuellen Konfirmationsverständnisses im Sinne eines prozessualen konfirmierenden Handelns.

2.2. Orientierung des konfirmierenden Handelns an Taufe, Abendmahl, mündlicher Verkündigung und Zurüstung zum Zeugendienst.

2.3. Beanspruchung und Einbeziehung der *Gemeinde*, ihrer Gruppen und einzelner Glieder auf mancherlei Weise in dieses „konfirmierende Handeln“.

2.4. Präzisierung und Aktualisierung dessen, was herkömmlich „Zulassung“ (admissio) heißt, im Sinne von „Hinführung“.

2.5. Ergänzung des „Unterrichts“-Dienstes durch mannigfache Formen der *Einübung*.

2.6. Berücksichtigung *jugendpsychologischer* und *gruppenpädagogischer Gesichtspunkte* für den praktischen Vollzug des konfirmierenden Handelns.

2.7. Abgrenzung gegen die Forderung eines Gelöbnisses „als Lebensentscheidung“ auf dieser Altersstufe (5.4.).

3. Allerdings ist der Ausschuß der Meinung, daß sowohl an Hauptpunkten wie auch an einzelnen Stellen der Vorlage noch weiter gearbeitet werden muß.

Zu 2 (*Taufe*): Verdeutlichung des Verhältnisses zwischen „konfirmierendem Handeln der Gemeinde“, das auf die Taufe bezogen ist, einerseits und der Beteiligung *ungetaufter Kinder und Jugendlicher* an diesem Handeln andererseits (in diesem Falle nicht Konfirmation, sondern Taufe als Abschluß? andererseits: Taufe ist Voraussetzung des Abendmahls – Teilnahme am Abendmahl bereits während der „Hinführung“!)

Zu 3 (*Abendmahl*): Klärung der Frage, wie und durch wen im praktischen Vollzug die *verbindliche Entscheidung* über Beteiligung bzw. Zurückstellung von der *Beteiligung am Abendmahl* geregelt werden soll. („recte administrare“ als gemeindeleitende Verantwortung).

Deutlichere Abgrenzung gegenüber der Gefahr einer Konventikelbildung im Zusammenhang des *Abendmahls in der Gruppe*.

Kommentierung des Absatzes (3) in 3.3. über „*Frühkommunion*“ im Verhältnis zur Abendmahlsfeier im Rahmen der „Hinführung“.

In welchem Sinn wird in 3.3. Absatz (2) unter dem Stichwort „*Hinführung*“ nicht nur von der „vorlaufenden Abendmahlsunterweisung“, sondern auch von dem „wiederholten Abendmahlsvollzug“ gesprochen (vgl. 3.3. Absatz (1))?

Zu 4 (*ganzheitliche Zuwendung*): Ergänzung des Katalogs 4.3.1ff. im Hinblick auf den „wiederholten Abendmahlsvollzug“ (3.3.).

Zu 5 (*Konfirmandengespräch und Konfirmationsgottesdienst*): Verdeutlichung der Zukunftsorientierung des „Konfirmations-Gottesdienstes“ (5.3.–5.5.).

Stärkere *Profilierung* der beiden vorgesehenen Gottesdienste oder *Zusammenfassung* zu einem Gottesdienst mit einem beherrschenden Skopus (Proprium)?

Rückfrage, ob die Elemente, die nach 5.3. Absatz (2) das *Besondere* des „Konfirmationsgottesdienstes“ ausmachen sollen, gerade bei Praktizierung des „konfirmierenden Handelns der Gemeinde“ wirklich einen besonderen Gottesdienst charakterisieren können?

Frage der Verantwortung für „in zeitgemäßer Sprache formuliertes Credo“ nach 5.4.

Verdeutlichung der Aussagen betreffs „Übertragung *kirchlicher Rechte*“ nach 5.5.: Welche Rechte sind im einzelnen gemeint? Wann und durch wen sollen sie „übertragen“ werden, wenn nicht im Zusammenhang des Erstabendmahls bzw. des Konfirmations-Gottesdienstes?

4. Der Ausschuß hält es für positiv, daß für das Problem „*Konfirmation und Jugendweihe*“ der Ansatz bei der Frage der theologischen Neuorientierung der Konfirmation und Jugendweihe gewonnen wurde. Von einem Mitglied des Ausschusses wurde jedoch als Frage von grundsätzlicher Bedeutung angemeldet, daß Sachentscheidungen über die Vorlage des Facharbeitskreises erst getroffen werden können, wenn auch eine Äußerung des Facharbeitskreises zur Frage der Jugendweihe vorliegt. Als zwingende sachliche Verklammerung wurde dabei das Abendmahlsverständnis benannt. Für die seelsorgerliche Verantwortung wurde auf den Vorschlag, den Abendmahlsvollzug in die „Hinführung“ einzubeziehen,

einerseits und die oftmals von den Jugendlichen schon eingegangenen Verpflichtungen zur Jugendweihe andererseits hingewiesen.

5. Der Ausschuß *empfiehlt* der Konferenz der Kirchenleitungen, die Vorlage des Facharbeitskreises den Gliedkirchen mit der Bitte um Stellungnahme zuzuleiten. Er würde es begrüßen, wenn Materialien seiner eigenen hiermit vorgelegten Stellungnahme den Gliedkirchen zur Einbeziehung in ihre Überprüfung der Vorlage bekanntgegeben werden. Der Facharbeitskreis Konfirmation sollte beauftragt werden, auf Grund der eingehenden Stellungnahme der Gliedkirchen eine gemeinsame Rahmenordnung für das konfirmierende Handeln der Gemeinde zu erarbeiten.

III. EINFÜHRUNG

in das erste Arbeitsergebnis des Facharbeitskreises Konfirmation des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR Von Eckart Schwerin

Nachdem in Arbeitsgruppen und Pfarrkonventen der Gliedkirchen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR bereits seit Anfang 1972 über das erste Ergebnis der Beratungen des Facharbeitskreises Konfirmation diskutiert wird, soll mit der Veröffentlichung der Vorlage des Facharbeitskreises „Das Konfirmierende Handeln der Gemeinde“ die Gesprächsebene erweitert werden.

Seit langem ist in allen Gliedkirchen Unbehagen angesichts der gegenwärtigen Konfirmationspraxis festzustellen. Sowohl durch synodale Planungen als auch durch Einzelinitiativen von Pfarrern, Mitarbeitern und Gemeinden sowie durch umfassende Arbeiten in Gremien gesamtkirchlicher Zusammenschlüsse wurde versucht, ein Konfirmationsverständnis zu gewinnen und eine Konfirmationspraxis zu entwickeln, die den konkreten Bedingungen und Möglichkeiten entsprechen.

Zur Klärung der Konfirmationsproblematik und zur Erarbeitung einer Rahmenordnung, die ein gemeinsames aber flexibles Vorgehen der Gliedkirchen ermöglicht, hatte die Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen im November 1970 den Facharbeitskreis Konfirmation gebildet, in den Vertreter aller Landeskirchen berufen wurden und der dem Theologischen Ausschuß zugeordnet ist.

Bei der Überprüfung aller in den Gliedkirchen und in Arbeitsgruppen gesamtkirchlicher Zusammenschlüsse geleisteten Vorarbeiten kristallisierten sich vier Schwerpunkte heraus, die für ein neues Verständnis von Konfirmation und für eine neu zu ordnende Konfirmationspraxis von Bedeutung sind:

Konfirmation kann nicht – wie bisher – ein isolierter Block innerhalb der kirchlichen Arbeit mit getauften und ungetauften Kindern und Jugendlichen bleiben. Vielmehr muß die Arbeit mit Jugendlichen im Konfirmationsalter und die Konfirmation organischer Bestandteil eines umfassenden Bemühens der ganzen Gemeinde um ihre getauften und ungetauften Kinder und Jugendlichen werden, das in der kirchlichen Arbeit mit Erwachsenen aufgenommen und fortgeführt wird. So verstanden wäre die Arbeit mit Jugendlichen im Konfirmationsalter und die Konfirmation ein alters- und situationsspezifisch geprägter Abschnitt innerhalb eines Prozesses, der als „Konfirmierendes Handeln der Gemeinde“ bezeichnet werden kann.

Bisher waren und sind Konfirmation und Zulassung zur Feier des Heiligen Abendmahles miteinander eng verklammert. Sofern das Katechumenat verstanden wird als die der Taufe nachfolgende Unterweisung mit dem Ziel, in der Konfirmation sich zur eigenen Taufe zu bekennen und damit Zulassung zum Heiligen Abendmahl und die volle Gliedschaft in der Gemeinde zu erhalten, ist diese Verklammerung einsichtig.

Neben diesem stärker an der Praxis der Kirche orientierten Verständnis wird heutiges und künftiges Konfirmationsverständnis sich von der theologischen Feststellung leiten lassen müssen, daß die Taufe die Zulassung zum Abendmahl begründet. Von dieser Einsicht her ergeben sich schon für die inhaltliche und methodische Gestaltung der Arbeit mit Jugendlichen im Konfirmandenalter wesentliche Konsequenzen. Wiederholte Hinführung zum Verständnis des Abendmahles, begleitende Reflektion und wiederholter Vollzug

der Feier des Heiligen Abendmahles in der Konfirmandengruppe wären diese praktischen Folgen.

In ähnlicher Weise wäre gegenüber der engen Verklammerung von Konfirmation und dem Zuspruch der kirchlichen Rechte zu argumentieren, von dem zu sagen ist, daß er gewiß begründeter und organischer an anderer Stelle des Lebens in der Gemeinde angesiedelt werden könnte; etwa das Recht der Übernahme des Patenamtes dann, wenn aus akutem Anlaß darum gebeten wird. Die Frage nach der Neubestimmung der Inhalte und Formen des Konfirmationsgottesdienstes ist damit angesprochen.

Schließlich ergibt sich als letzter und schon angedeuteter Schwerpunkt die Frage nach einer dieser Überlegungen sowie das Wesen und die Situation des Jugendlichen einbeziehenden inhaltlichen und methodischen Gestaltung der Arbeit mit den Jugendlichen im Konfirmandenalter.

In der als Vorlage zu einer Rahmenordnung für alle Gliedkirchen gedachten Positionsbeschreibung des Facharbeiterkreises Konfirmation ist der Versuch einer Zuordnung und inhaltlicher Begründung der einzelnen Schwerpunkte unternommen worden. Dabei kann am Ende der noch weiterführenden Überlegung nicht eine einseitig geprägte Neuordnung der Konfirmation stehen, sondern legitimerweise eine Rahmenordnung, zu der sich alle Gliedkirchen verstehen können, weil sie eine den jeweiligen Bedingungen und Möglichkeiten angepaßte Konfirmationspraxis zuläßt.

Das Neue an der Positionsbeschreibung ist die Herauslösung der Konfirmation aus einer kirchengeschichtlich gewachsenen Isolierung. Sie wird so strukturiert, daß sie von den Jugendlichen verstanden und erlebt werden kann als ein Bemühen der Gemeinde, die spezifischen Fragen und Probleme der Jugendlichen in Beziehung zu setzen zu den Aussagen des christlichen Glaubens. So kann Gemeinde als der Ort erfahren werden, an dem Praktizierung des christlichen Glaubens überlegt, geplant, erbeten und gelebt wird.

Der Facharbeitskreis ist überfordert und würde auch seinen Auftrag überziehen, wenn er zu diesen grundsätzlichen Überlegungen die für die Praxis notwendigen Modelle der Arbeit mit den Jugendlichen vorlegen würde. Die Konsequenzen aus den grundsätzlichen Überlegungen werden genannt; sie sind aber zu konkretisieren von den Gremien, die sich speziell mit solchen Fragen befassen. Eine Untergruppe des Unterweisungsausschusses ist zur Zeit mit der Projektierung eines Kurses für die Arbeit mit Jugendlichen im Konfirmandenalter beschäftigt.

Die ersten Stellungnahmen zur Positionsbeschreibung, die nach einem Beschluß der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen im Januar 1972 mit einem Votum des Theologischen Ausschusses den Gliedkirchen zugeleitet wurden, liegen vor und machen deutlich, daß an Einzelpunkten Überprüfungen erfolgen müssen. Dem Ansatz und der Intention wird weitgehend zugestimmt.

Die Arbeit ist nicht abgeschlossen. Die Auswertung der Stellungnahmen wird zur Folge haben, daß die Positionsbeschreibung vom Facharbeiterkreis durchgesehen und korrigiert wird. Es ist sehr zu wünschen, daß die Gliedkirchen des Bundes recht bald zu einem einheitlichen Verständnis von Konfirmation und einer entsprechenden Neuordnung der Konfirmationspraxis kommen, damit das allgemeine Unbehagen verschwindet und in die Gemeindegarbeit wie speziell mit Kindern und Jugendlichen neue Impulse eingebracht werden.

Besondere Nöte hat im Bund der evangelischen Kirchen in der DDR auch die Taufproblematik gemacht. Der bestehende Facharbeitskreis für Tauffragen wurde von der Leitung des Kirchenbundes in der Berichtszeit umgebildet, um die unterschiedlichen Haltungen zur Tauffrage stärker zu berücksichtigen. Dabei hält die Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen daran fest, daß ein gemeinsames Verständnis und eine gemeinsam verantwortete Praxis der Taufe für die Gemeinschaft innerhalb des Bundes nach wie vor notwendig ist. Über den Gesprächsstand zur Taufe in dem Facharbeitskreis liegen keine Dokumente vor. Dagegen wurden die in der Kirchenprovinz Sachsen erarbeiteten theologischen

Thesen zur Tauffrage bekannt, desgleichen ein von der Provinzialsynode Sachsen auf ihrer Tagung vom 17. bis 21. November 1972 gefaßter Beschluß sowie ein von den Thesen abweichendes Sondervotum. Auch diese drei Dokumente werden hier nacheinander wiedergegeben.

I. BESCHLUSS DER SYNODE

der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen zur Tauffrage vom November 1972

Die Synode sieht in dem „Gesprächsergebnis des Taufausschusses“ eine wichtige Orientierung für den weiteren Weg unserer Kirche in der Tauffrage und für die weitere Bearbeitung dieser Frage im Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR.

Dieses Gesprächsergebnis sieht als Grundlage und Voraussetzung eines Miteinanders von Kindertaufe und Katechumenatstaufe an, daß die Vertreter der Kindertaufe und der Katechumenatstaufe einmütig in der Taufe die reformatorische Rechtfertigungsbotschaft bekennen und bezeugen. Die dazu eingesandten Voten aus der Kirchenprovinz zeigen, daß den Folgerungen aus diesem Ergebnis für die kirchliche Lebensordnung von einigen zugestimmt wird, einige andere Voten die volle Gleichberechtigung von Kindertaufe und Katechumenatstaufe anstreben. Da die gesamte kirchliche Lebensordnung unter dem Gesichtspunkt neu bedacht werden muß, ob sie dem Übergang der Kirche in eine missionarische Situation entspricht, da dabei die Gemeinsamkeit im Bund der Ev. Kirchen in der DDR gesucht werden soll und dafür weitere theologische Arbeit der Synode notwendig ist, sieht sich die Synode noch nicht in der Lage, das Verhältnis von Kindertaufe und Katechumenatstaufe in einer Änderung der kirchlichen Lebensordnung zu klären.

Eltern, die der Taufe ihrer Kinder die christliche Unterweisung vorausgehen lassen wollen, soll aber entsprechend dem Ergebnis des Taufausschusses unserer Kirchenprovinz die Möglichkeit der Katechumenatstaufe gegeben werden.

Indem wir diese Möglichkeit eröffnen, weisen wir zugleich auf eine Grenze hin. Im Ergebnis des Taufausschusses wird festgestellt: „Diejenigen Pfarrer, die nicht bereit sind, die Taufe als Säuglingstaufe zu vollziehen, können in unserer Kirche nicht Dienst tun“. Jeder einzelne Fall ist im Gespräch mit dem Pfarrer und in der Gemeinde sorgfältig zu prüfen. Folgende Kriterien sind dabei zu berücksichtigen:

Ob die Kindertaufe als ungültige Taufe angesehen und bezeichnet wird, und damit einer Bekenntnisgrundlage unserer Kirche widersprochen wird;

ob die Kindertaufe als solche zum Akt des Unglaubens und Ungehorsams erklärt und damit die Gemeinde entzweit wird;

ob sich in der Verweigerung des Mitvollzugs der Kindertaufe ein Verständnis der Rechtfertigungsbotschaft ausspricht, das der reformatorischen Grunderkenntnis widerspricht und das die mit der Taufe zusammengehörenden Tatantwort des Glaubens zur Voraussetzung des Heils macht;

ob durch einen Pfarrer willentlich oder faktisch die Freiheit zur Kindertaufe in der Gemeinde behindert wird.

Die rechtlichen Konsequenzen aus diesen Beschlüssen müssen weiter geprüft und sollen gemeinsam mit den anderen evangelischen Kirchen, mit denen wir verbunden sind, im Rahmen der Gesamtfragen der Taufpraxis möglichst bald geklärt werden.

II. GESPRÄCHSERGEBNIS

*des Taufausschusses („Expertengruppe“) der Evangelischen Kirche
der Kirchenprovinz Sachsen, vorgelegt der Provinzialsynode 1971 und erneut 1972*

Auf Vorschlag des Theologischen Ausschusses der Provinzialsynode der Kirchenprovinz Sachsen wurde von der Kirchenleitung im Sommer 1969 ein Taufausschuß („Expertengruppe“ genannt) eingesetzt. Er nahm seine Arbeit am 12. Dezember 1969 auf. Im Ausschluß haben mitgearbeitet: Prof. D. Delling, Direktor Dr. habil. Falcke, Rektor Hinz, Studentenpfarrer Krötke, Pfarrer Müller (Lodersleben), Dozent Dr. habil. Seils, Dozent

Dr. habil. Walter. Die Gesprächsleitung wurde C. Hinz übertragen. Der Ausschuß ist zu 7 zweitägigen Sitzungen zusammengetreten und legt nachfolgend sein Gesprächsergebnis vor:

Vorwort: Die Aufgabe und ihr kirchlicher Hintergrund

Dem Ausschuß wurde die Aufgabe gestellt, den Sachverhalt des „Taufaufschubs“ theologisch zu bestimmen und die Möglichkeiten und Hindernisse einer Kirchengemeinschaft mit Vertretern eines Taufaufschubs in einer Kirche zu klären, die gemäß den in ihr geltenden Bekenntnissen die Kindertaufe als den für Kinder christlichen Eltern angemessenen Taufvollzug betrachtet. Äußerer Anstoß zur Aufgabenstellung war ein im Herbst 1968 an die Provinzialsynode gerichteter Antrag, das Taufalter in der Lebensordnung freizugeben. Sachlicher Hintergrund der Aufgabenstellung war die Lage in unserer Kirchenprovinz, in der eine Anzahl von Pfarrern ihre eigenen Kinder erst nach begunnenem Katechumenat zur Taufe kommen läßt, eine darüber hinaus gehende Zahl von Pfarrern und Gemeindegliedern die Taufe als Kindertaufe nur noch mit Gewissensbedenken vollzieht und für einzelne Pfarrer die Frage besteht, ob sie die Kindertaufe überhaupt noch mitzuverantworten vermögen.

Die Lage, in der wir uns damit befinden, wird sehr verschieden beurteilt. Nach wie vor gibt es in unserer Kirche eine überwiegende Anzahl von Gemeindegliedern, Pfarrern und theologischen Lehrern, die die Kindertaufe für den oder einen den neutestamentlichen Taufaussagen entsprechenden Taufvollzug halten und auch in der gegenwärtigen Situation die Taufe als Kindertaufe vollziehen wollen. Sie sehen die verschärfte Problematik theologischer Tauflehre und praktischer Taufsituation, leiten daraus aber nicht die Konsequenz ab, daß die Taufe nicht mehr als Kindertaufe vollzogen werden sollte. Bei anderen Gemeindegliedern, Pfarrern und theologischen Lehrern haben Wandlungen der Tauflehre und Schwierigkeiten der Taufsituation zu einem Denken über die Taufe geführt, das ihnen nicht die Kindertaufe, sondern die Katechumenataufe als den angemessenen Vollzug der Taufe erscheinen läßt. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Einmal führt die theologische Debatte um die Taufe zu gesteigerter Kritik an der Kindertaufe. Sodann wird es immer schwieriger, die Katechumenatsverantwortung für bereits getaufte Kinder in Gemeinden wahrzunehmen, die immer mehr in eine Diasporasituation geraten und damit den geschlossenen christlichen Lebenszusammenhang verlieren. Schließlich sind viele Pfarrer angefochten durch die Katechumenats- und Abendmahlsverachtung solcher, die einmal als Kinder getauft wurden, zumal sie erfahren, daß sich mit Mahnungen, Taufgesprächen, Elternschulungen und Taufpredigten dieser Not kaum begegnen läßt.

Im Blick auf diese Lage wurde der Ausschuß so zusammengesetzt und berufen, daß *möglichst alle theologischen Positionen* zu Tauflehre und Taufvollzug, die in unserer Kirchenprovinz erkennbar sind, vertreten waren. Es erwies sich als unerläßlich, vor einer Beantwortung der gestellten Fragen eine Erhebung der unterschiedlichen Tauflehren zu vollziehen.

Erst nach dem Versuch, die Beantwortung der Fragen in einer Klärung der Probleme und Positionen grundzulegen, konnte entschieden werden, welche der dem Ausschuß vorgelegten Fragen aufgegriffen und wie sie beantwortet werden konnten. Das hier vorgelegte Gesprächsergebnis umschließt durch eine gemeinsame Basisformel (1.) und gemeinsame Abgrenzungen (4.) die auseinandergehenden Entfaltungen der Tauflehre (2.) und unterschiedlichen Erklärungen zur Mitverantwortung je anderer Taufvollzüge bzw. zur brüderlichen Gemeinschaft mit ihren Vertretern (3.), um schließlich in einen Vorschlag zur Änderung der Lebensordnung einzumünden (5.).

1. Gemeinsame Basisformel

Die Ausschußmitglieder haben sich auf folgende Aussage einigen können: „Der gekreuzigte und auferweckte Jesus Christus, in welchem dem sündigen Menschen die Rechtfertigung gegeben und das neue Leben erschlossen ist, ist Grund der Taufe, die im NT bezeugt und von der christlichen Kirche bekannt wird. In der Taufe wird der Täufling

in das allen Menschen geltende Heilswerk Christi persönlich einbezogen. Die Taufe verdankte ihre Kraft allein dem Wirken des dreieinigen Gottes, und nicht den Menschen, die sie vollziehen. Diese Kraft erweist sich im Glauben und neuen Leben des Täuflings¹.

2. Die verschiedenen Entfaltungen der Tauflehre

In den Bestimmungen, die das Wesen der Taufe über diese Grundaussagen hinaus zu entfalten suchten, traten die unterschiedlichen Tauflehren auseinander. Entweder denken sie vorrangig von dem alleine das Heil zueignenden *Wort und Werk Gottes in der Taufe her* und halten dann die Kindertaufe im gegebenen Falle für den angemessenen Taufvollzug (2.1.), oder sie denken so von dem alleinwirksamen und von der Taufe zu unterscheiden den Heilswerk Gottes in Christus her, daß der von Wort und Geist gewirkte *Glaube* bei der Bestimmung des Wesens der Taufe *unerläßlich* ist, und halten darum die Taufe nach begonnenem Katechumenat auf eigenes Begehren hin für angemessen (2.2.).

2.1. Die Lehre der Befürworter der Kindertaufe.

2.1.1. Die Taufe ist Werk des dreieinigen Gottes. Gemäß der Einsetzung des erhöhten Herrn Jesus Christus, der als der Gekreuzigte und Auferstandene der Grund der Taufe ist, gibt Gott das Heil in der Taufe in, mit und unter einer leiblich-zeichenhaften Handlung, die als Zusage durch das Wort und Begießung des Täuflings mit Wasser geschieht. Darin wird der Täufling unter die Herrschaft Christi gestellt.

2.1.2. Sie ist Werk Gottes nicht als zweites Heilswerk neben dem allen Menschen in Christi Tod und Auferstehung ein für allemal gewirkten Heil. *Wohl aber eignet sie dieses Heil dem Täufling wirksam zu*, indem sie ihn *persönlich* in Christi Tod und Auferweckung hineinzieht, ihn damit von der Schuld der Sünde freimacht, der Ohnmacht eines in Sünde und Tod gefangenen Lebens entnimmt und ihm zugleich ein neues Leben in Glauben und Dienst eröffnet. Die Taufe als Einbeziehung in das Heil steht damit *grundsätzlich vor aller Tatantwort des Glaubens*, auch dann, wenn sie – biographisch, also im Fall der Katechumenats- und Missionstaufe – dem Entstehen des Glaubens im Täufling nachfolgt.

2.1.3. Sie ist Werk Gottes, indem sie auch den Heiligen Geist zusagt, durch den Gott den Glauben wirkt. *Die Taufe geschieht also immer auf Glauben hin*, der empfängt, was in der Taufe gegeben wird. Solcher Taufglaube ist gewiß, daß Gott dem Glaubenden in der Taufe das in Kreuz und Auferstehung Christi verwirklichte Heil wirksam zugeeignet und ihm damit seine Gnade zugesagt hat. Er weiß deshalb sein Leben von der Gnade Gottes im Kreuz Christi bestimmt und sucht es als ein erneuertes Leben im Gehorsam gegen Gottes Willen zu führen. So empfängt der Glaube lebenslang immer neu, was in der Taufe ein für allemal gegeben wurde, und kehrt immer wieder zur Gabe der Taufe zurück.

2.1.4. Als Werk des dreieinigen Gottes gliedert die Taufe in die Gemeinde Christi ein. In der Gemeinde werden Christen aus Gottes Wort durch den Geist zu wechselseitigem Dienst aneinander geführt und zu Zeugen in ihrer Umwelt bestellt.

2.1.5. Die Gemeinde vollzieht die Taufhandlung verantwortlich an allen, *von denen und für die die Taufe ernsthaft begehrt wird* in der Erwartung, daß der Täufling sie im Glauben empfängt. Das gilt auch für die Taufe kleiner Kinder. An ihnen die Taufe zu vollziehen, ist der Gemeinde *erlaubt* im Blick auf das Werk des dreieinigen Gottes und die Kraft seiner Taufverheißung, sich in diesem Kind den neuen Menschen im Glauben zu schaffen. Sie tut es *unter der Voraussetzung der Heilsbedürftigkeit auch der Kinder* und im *Vertrauen auf die auch ihnen schon geltende Heilszusage Gottes*. Sie tut es zugleich unter Bezug auf den Lebens- und Katechumenatszusammenhang der Gemeinde, in dem – wie sie bittend glaubt – der Heilige Geist Eltern, Paten und andere Gemeindeglieder in Dienst nimmt, damit sie dem heranwachsenden Täufling seine Taufe bezeugen und unter diesem Zeugnis die Gabe der Taufe sich im Entstehen eines persönlichen Heilsglaubens als wirksam erweist.

2.1.6. Gerade in ihrem Vollzug als Kindertaufe bezeugt die Taufe anschaulich die grundsätzliche Vorrangigkeit des Heilshandelns Gottes in Kreuz und Auferstehung Jesu Christi gegenüber der Annahme des so erwirkten Heils in Glauben und Leben des Täuflings. Auch deshalb wird die Kindertaufe als angemessene Form des Taufvollzugs angesehen.

2.2. Die Lehre der Vertreter der Katechumenatstaufe.

Grund, Ziel und Sinn der Taufe ist das Heilsereignis des Seins Jesu Christi, und die Taufe ist in ihrem Wesen, wenn sie als der Kraft dieses Ereignisses geschieht, die sich im Glauben und neuem Leben des Täuflings kräftig erweist.

2.2.2. Die Taufe ist eine der Gemeinde durch das Wort und Werk Jesu Christi befohlene Verkündigungshandlung, *welche die freie Tatantwort* des Sich-Taufen-Lassens in der Kraft des von Gott in Jesus Christus durch den Heiligen Geist gewirkten *Glaubens einschließt*. Sie entspricht darin dem Heilswerk Christi, ohne mit ihm identisch zu sein.

2.2.3. In der Taufe verschafft sich das ein für allemal gültige Werk Christi, welches das neue Sein des Menschen begründet, Geltung. Der Täufling wird in das allen Menschen geltende Heilsereignis persönlich einbezogen, indem ihm die Christusberufung, die das Wort der Verkündigung bezeugt und die der Glaube ergriffen hat, *unwiderruflich so besiegelt wird*, daß mit ihr das Leben in der *Kreuzesnachfolge unerläßlich* wird.

2.2.4. Der Glaube läßt sich in der Taufe ein für allemal darauf festlegen, daß er nicht aus sich selber, sondern nur aus der Kraft des Wortes und des Geistes in der Hoffnung der Auferstehung lebt. Der Glaube läßt sich in der Taufe ein für allemal verbindlich machen, daß er vom Leben unter der Macht der Sünde unwiderruflich getrennt und zum Leben im Dienst Jesu Christi befreit ist.

2.2.5. So geschieht in der Taufe die Eingliederung in die Gemeinde.

2.2.6. Aus 2.2.1. bis 2.2.5. folgt für den Vollzug der Taufe, daß sie verkündigend *dem gespendet werden soll, der sie im Bekenntnis zu Christus begehrt*. Sie geschieht daher als Missionstaufe wie als Gemeindetaufe im Zusammenhang des Katechumenats. Sie ist Katechumenatstaufe.

2.2.7. Einer Kirche, welche die Kindertaufe vollzieht und für angemessen hält, erscheint die Katechumenatstaufe als aufgeschobene Taufe. Solcher „*Taufaufschub*“ ist zu unterscheiden von der Taufzurückstellung nach OKL Art. 9,2, die durch Taufhindernisse veranlaßt ist. Sie ist auch zu unterscheiden von der Taufunterlassung, die in einer Verachtung der Taufe und des Evangeliums gründet. Der Ausdruck „*Taufaufschub*“ ist aber nur sinnvoll, wenn von der Kindertaufe als Normalfall her gedacht wird. Die Katechumenatstauftvertreter dagegen sehen in der Kindertaufe nur *eine theologische Möglichkeit, nicht aber eine theologisch begründbare Norm*.

3. Möglichkeiten und Hindernisse einer Kirchengemeinschaft zwischen den Vertretern auseinandergehender Tauflehren

3.1. Die unabweisbare Frage:

3.1.1. Die Spannung im Gegenüber beider Tauflehren bildet das Problem. Denn mit der Erklärung nicht durch Kirchenaustritt, sondern *innerhalb der reformatorischen Kirchen verantworten*, war die Frage nach der möglichen Kirchengemeinschaft mit ihnen gestellt. Muß man sie ablehnen, weil für uns wie für unsere reformatorischen Väter eine Tauflehre, die den Vollzug der Taufe als Kindertaufe in sich schließt, als einzige dem Evangelium gemäße Lehre von der Taufe zu gelten hat? Oder soll man sie ermöglichen, weil in der tauftheologischen Kontroverse neue Erkenntnisse ans Licht getreten sind, denen der Anspruch, im Evangelium begründet zu sein, nicht ohne weiteres bestritten werden kann und denen deshalb durch eine Änderung der OKL Rechnung getragen werden mußte? In der gegenwärtigen Situation unserer Kirchen und Gemeinden, in der Gemeindeglieder und Pfarrer davon bewegt sind, ob das, was in der Taufdebatte aufgebrochen ist, als eine Störung des Lebens der Gemeinde oder als eine Herausforderung zu seiner Erneuerung zu verstehen sei, ist dieser Frage nicht auszuweichen.

3.1.2. Eine relativ einfache, weil aus beiden Tauflehren sich ergebende Grenzziehung, ließ sich unter dem Gesichtspunkt vornehmen, daß in unserer Kirche die Säuglingstaufe jedenfalls als legitimer Taufvollzug angesehen wird. Deshalb konnten sich die Vertreter der Kindertaufe und der Katechumenatstaufe bis auf eine Ausnahme auf den Satz einig:

„Diejenigen Pfarrer, die nicht bereit sind, die Taufe als Säuglingstaufe zu vollziehen, können in unserer Kirche nicht Pfarrdienst tun.“ Es wurde nicht näher erörtert, bleibt aber zu klären, was dies für die Anstellungsfähigkeit als Pfarrer bzw. für die in der Ordina-

tion begründeten Rechte bedeutet. Mit dieser Grenzziehung aber blieb das theologische Problem der Kirchengemeinschaft noch ungeklärt. Denn die Befürworter der Kindertaufe mußten sich fragen, ob und wie sie die Beibehaltung der Kirchengemeinschaft mit den „Taufaufschüblern“ theologisch begründen und sich gegebenenfalls zu verantwortlichem Mittragen eines Taufaufschubs in der Gemeinde bereitfinden können (3.2.). Und die Befürworter der Katechumenatstaufe mußten deutlich zu machen versuchen, ob und in welchem Sinne sie den Vollzug und die Mitverantwortung einer Kindertaufe theologisch zu begründen in der Lage waren (3.3.).

3.1.3. Das mit dem Gegenüber beider Tauflehren anstehende ekklesiologische Problem war weder durch die Abhebung eines *res baptismi* von zwei unterschiedlichen *administrationes* zu erklären (wie es der Taufausschuß 1960/61 versucht hatte) noch durch die Unterscheidung von *doctrina* und *ceremoniae* (CA VII) zu lösen. Beide Tauflehren wollen die reformatorische Unterscheidung von Lehre und Zeremonien nicht aufheben. Beide Tauflehren sind aber der Ansicht, daß zwischen der Wesensbestimmung der Taufe und ihrer Verwaltung im Leben der Gemeinde ein Zusammenhang besteht, der erfaßt und gewahrt werden muß. Beide Tauflehren hatten sich also gegenseitig zu fragen, ob die Art, in der sie diesen Zusammenhang jeweils zu erfassen und zu wahren versuchen, ihre Gemeinschaft, in einer Kirche verhindert oder weiterhin ermöglicht wird. Sie konnten das nur tun, indem sie sich gegenseitig fragten, ob die jeweils vertretene Tauflehre mit ihren Konsequenzen für die Taufverwaltung dem reformatorischen Verständnis der Rechtfertigungsbotschaft entspricht oder nicht. Dabei sagten die Vertreter der Katechumenatstaufe, daß sie in ihrem Taufverständnis um des „*sola gratia*“ willen das Verhältnis von Gottes Tatwort und gottgewirkter Menschenantwort so interpretieren, daß in der Beziehung beider ihre Unterscheidung gewahrt bliebe. Gott schaffe den Menschen neu, indem er ihn durch den empfangenden und so *auf jedes Werk verzichtenden Glauben* zu sich in die Beziehung eines antwortenden Zeugen setze. Die Vertreter der Kindertaufe hingegen sagten, daß das reformatorische „*allein aus Gnaden*“ es notwendig mache, alles, was die Taufe wirke, allein dem Tatwort Gottes zuzuschreiben und darin auch den die Taufe empfangenden Glauben einzuschließen. Die Vertreter der Katechumenatstaufe äußerten die Befürchtung, daß durch die Kindertaufe das Bekenntnis zum „*sola gratia*“ der Reformation eher verdunkelt werde, da die Relation von Verheißung und Glaube undeutlich bleibe und Kindertauflehre und Praxis dem Mißverständnis ausgesetzt seien, als würde Rechtfertigung und Taufe im Taufvollzug der Kirche faktisch identifiziert. Die Vertreter der Kindertaufe gaben zu bedenken, daß die Katechumenatstaufe das Bekenntnis zum „*sola gratia*“ möglicherweise nicht voll durchhalte, da Heilsverwirklichung und Taufvollzug zu weit voneinander getrennt würden und die Betonung des antwortenden Glaubens so verstanden werden könne, als sei hier der Mensch nicht mehr nur der das Heil empfangende, sondern *der beim Heilsempfang mitwirkende Partner Gottes*.

So zeigten sich bei gemeinsamem Rechtfertigungsbekenntnis doch Differenzen darin, wie die Rechtfertigungslehre im Taufverständnis und dem ihr entsprechenden Taufvollzug zur Geltung zu bringen ist. Es stellt sich also im Blick auf die Kirchengemeinschaft die Frage so, ob und wie bei dem erklärten Willen zur Einmütigkeit im Rechtfertigungsbekenntnis die verschiedenen tauftheologischen Konsequenzen in einer Kirche zu tragen und beieinander zu halten sind.

3.2. Öffnung zur kirchlichen Gemeinschaft aus der Sicht der Kindertaufvertreter:

Von keinem der Mitglieder des Ausschusses, die die Kindertaufe vertreten, wurde der Ausschuß oder die Amtsenthebung derjenigen Katechumenatstaufvertreter gefordert, die *an der reformatorischen Rechtfertigungslehre als entscheidendem Inhalt und Kriterium auch der Tauflehre festhalten*, deshalb die Kindertaufe theologisch für möglich halten und bereit sind, sie auf Begehren hin zu vollziehen. Jedoch waren die Gründe, mit denen sie zur Aufrechterhaltung der Kirchengemeinschaft bereit waren, bei dem einzelnen dieser Mitglieder verschieden. Die Ansätze 3.2.1.–3. nennen Gründe, durch die sich je ein oder mehrere Mitglieder der Gruppe bestimmt wissen.

3.2.1. In der Taufdebatte wird spürbar, daß die Kirche den Grund, der sie eint, nämlich Gottes Heilswerk in Jesus Christus, heute zwar noch einend glauben, aber nicht immer mehr einheitlich erkennen kann. Sie leidet an dieser Uneinheitlichkeit. Sie muß sie zu überwinden trachten. Angesichts des Ernstes der bei den Vertretern der Katechu-

menatstaufe sichtbaren Sorge um den Taufvollzug und das Taufzeugnis läßt sich nicht sagen, daß sie außerhalb der Grenzen stehen, die einem *Ringem um einheitliche Erkenntnis* in der Kirche Jesu Christi gesetzt sind. Darum soll die brüderliche Gemeinschaft mit ihnen in der gegenwärtigen Situation nicht aufgegeben, sondern das Gespräch mit ihnen innerhalb unserer Kirche weitergeführt werden.

3.2.2. Das Neue Testament umschließt Zeugnisse mit verschiedenen tauftheologischen Ansätzen, die es zu einem gewissen Teil als möglich erscheinen lassen konnten, Konsequenzen auch in Richtung auf die Bestreitung der Kindertaufe auszuziehen; freilich ist zu beachten, daß gerade die theologisch schwergewichtigen Texte die Taufe ganz auf die Passivität des Täuflings im Taufgeschehen hin auslegen. Immerhin scheint deshalb eine Kündigung der Kirchengemeinschaft zwischen Vertretern der beiden Tauflehren nicht lediglich durch Berufung auf das Zeugnis des Neuen Testaments zu rechtfertigen zu sein.

3.2.3. Jede dogmatische Lehrformulierung muß heute in ihrem geschichtlichen Bezugszusammenhang verstanden werden, in ihrer Frontstellung und ihrer Denkstruktur. Erst so kann ein angemessenes Erkennen der „einen Taufe“ (Eph. 4,5) der Kirche in der gegenwärtigen Breite der ökumenischen Bruderstimmen gelingen. Damit reichen Formulierungsvergleiche für die Beurteilung dogmatischer Lehrsätze nicht mehr zu. Vielmehr ist die Wahrheit des Evangeliums von der geschichtlichen Denkstruktur ihres Zeugnisses und ihrer Lehre zu unterscheiden – ähnlich wie die Reformation Schrift und Tradition oder Kanon im Kanon unterschied –, will man den Wahrheitsgehalt verschiedener Lehraussagen in der Gewissenhaftigkeit auffassen, welche geschichtliche Einsicht und ökumenische Verstehensbemühung als Bewährung und Suche der Einheit der Kirche in ihrer Geschichte und Gegenwart uns heute gebietet. „Die Einheit dogmatischer Aussagen kann unter verschiedenen, ja scheinbar entgegengesetzten Aussagen verborgen sein“ (Schlink). Werden zum Beispiel die diskursiven Aussagen der Katechumenatstaufervertreter, welche in der Bestimmung der Taufe reflektierend Gottes und des Menschen Tun umspannen, übersetzt in den reformatorischen Denkansatz des gläubigen Empfangens aus dem esse coram Deo, wird auch bei ihnen das sole gratia der Rechtfertigung deutlich sichtbar. Eine Kündigung der Kirchengemeinschaft müßte dann aber als Ausschluß einer Denkstruktur durch eine andere erscheinen und könnte nicht als Konsequenz des Evangeliums gelten.

3.3. Die Mitverantwortung der Kindertaufe durch die Vertreter der Katechumenatstaufe:

Die Vertreter der Katechumenatstaufe erklärten ihre Bereitschaft, in den Gemeinden die Kindertauen gegebenenfalls zu vollziehen und mitzuverantworten, indem sie drei Gründe nannten: Das verantwortliche Ernstnehmen der kirchlichen Situation (3.3.1.), das Regiment des Wortes Gottes über die Gewissen der Gemeinde und des Pfarrers (3.3.2.) und die in Kraft stehende Taufverheißung (3.3.3.).

3.3.1. Die Vertreter der Katechumenatstaufe verlangen in der vorgegebenen reformatorischen Kirche und ihrer Kindertaufüberlieferung wohl die Freigabe der Katechumenatstaufe, aber nicht eine Abschaffung der Kindertaufe. Weil die Taufe zur Einheit des Leibes Christi geschieht, muß mit der Verantwortung der Taufe zugleich die Einheit der Kirche in der konkreten Situation der Gemeinde verantwortet werden. Der Pfarrer, der für die Katechumenatstaufe eintritt, trägt also für das Leben der Gemeindeglieder, die die Kindertaufe begehren, geistliche Verantwortung. Er wird diese in Bezug auf die Kindertaufe wahrnehmen, indem er darauf achtet, daß die Gemeindeglieder in ihrem Begehren und Vollzug der Säuglingstaufe ganz vom Worte Gottes regiert werden, dem sich auch der Pfarrer in seiner anderen Tauftheologie unterstellen muß.

3.3.2. Keine tauftheologische Erkenntnis kann mit dem Worte Gottes identifiziert werden. Deshalb kann der Pfarrer keine Gemeindeglieder, denen um Christi und um des Heils ihrer Kinder willen die Kindertaufe verbindlich ist, nötigen, bei der Taufe gegen ihr Gewissen zu handeln. Denn das Gewissen ist der Ort, an dem der Mensch unvertretbar vor Gott steht, nicht im Sinne eines individualistischen Gewissensverständnisses, sondern im Blick auf das Wirken des Wortes Gottes an den Gewissen. Sie unterstehen allein dem Wort Gottes und sind bei ihm zu behaften. Der Pfarrer kann daher die Gewissen der Gemeindeglieder nicht regieren und sie zur Annahme seiner Tauferkenntnis als Vorbedingung gemeinsamen Handelns nötigen.

3.3.3. Die Mitverantwortung und der Vollzug der Kindertaufe ist den Vertretern der Katechumenatstaufe theologisch möglich, weil nach ihrem Verständnis die in der Taufe besiegelte Christusverheißung und Christusberufung (2.2.3. und 2.2.4.) in Kraft steht für den späteren Glauben, der sich seine Taufe zusprechen, durch sie auf das Leben aus der Christusverheißung festlegen und das Leben in der Christuskirche verbindlich machen läßt. Ihre Verkündigungsaufgabe bei der Kindertaufe verstehen sie so, daß Christus und sein Werk als das Heil der Taufe zu predigen ist. Dabei kann die (vorweggenommene) Taufe der Kinder als Unterstreichend dessen ausgelegt werden, daß das Werk Christi, auf welches die Taufe verweist, unserem Glauben gründend zuvorkommt, und der Glaube nicht aus sich selber, sondern nur aus dem Werk Christi und seinem Wirken im Geist leben kann. Es ist die Verheißung des Glaubens zu predigen, indem allein die Taufe dem Täufling zur Taufe des Heils werden kann. Die so motivierte und inhaltlich bestimmte Mitverantwortung schließt, wie jede echte Mitverantwortung, Kritik nicht aus, sondern ein. Der Pfarrer wird seine kritischen Fragen an die Kindertaufpraxis aber darauf ausrichten, daß die Gemeindeglieder im Begehren und Vollzug der Kindertaufe ihr Vertrauen und ihre Hoffnung allein auf das Werk Christi und das Wirken des Geistes richten, dem sie sich mit ihrem Dienst an dem Kind zur Verfügung stellen sollen.

4. Gemeinsame Abgrenzungen

Mit der Öffnung für eine Gemeinschaft zwischen den Vertretern dieser verschiedenen Tauflehren, jedenfalls auf dem vor uns liegenden Weg unserer Kirche, werden zugleich von beiden Seiten gemeinsam *zwei Mißdeutungen ausgeschlossen*: Die Institutionalisierung eines Lehrpluralismus (4.1.) und die Legitimierung eines synergistischen Taufverständnisses (4.2.).

4.1. Bei der weitergehenden Verständnisbemühung zwischen beiden Tauflehren kann uns die in der ökumenischen Bewegung vertiefte Einsicht fördern, daß bestimmte Lehrdifferenzen die Einheit der Kirche nicht ausschließen, sofern diese Differenzen durch die Wahrnehmung des Sendungsauftrages in verschiedenen Situationen, Denk- und Sprachzusammenhängen geschichtlich bedingt sind, aus dem Sendungsgehoram hervorgehen und die Einheit der Kirche also im gegenseitigen verstehenden und kritischen Prüfen der differierenden Lehren am Sendungsauftrag wahrzunehmen ist. Damit ist jedoch nicht ein Standpunktrelativismus gerechtfertigt, der jedem von seiner Situation her und in seinem Denkszusammenhang recht gibt und so geschichtliche Situationen als solche zu Bestimmungsgründen der Wahrheit macht. Daß wir uns weitergehenden Verständnisbemühungen zwischen beiden Tauflehren öffnen, entstammt einem verantwortlichen Gespräch über die uns bestimmende Wahrheit der Rechtfertigungsbotschaft in unserer geschichtlichen Situation. Diese Wahrheit verpflichtet uns, in der Bindung an das Schriftzeugnis und im Hören auf die Rechtfertigungslehre und die Bekenntnisse der Reformation unterschiedliche Lehraussagen daraufhin zu prüfen, wie sie in ihrer Situation und ihrem Denkszusammenhang dieser Wahrheit entsprechen. Wir bleiben dieser Wahrheit verpflichtet, wenn wir in der Aufgabe, die eine Taufe heute theologisch zu verantworten, um eine einheitliche Tauflehre bemüht sind. Die Öffnung zu weitergehender Verständnisbemühung zwischen beiden Tauflehren institutionalisiert in unserer Kirche also auch keine Pluralität verschiedener Lehraussagen. Im Gegenteil wird die *Divergenz beider Tauftheologien als eine Not und Last angesehen, so daß wir zu weitergehendem Gespräch miteinander genötigt sind*, gerade weil wir miteinander in einer Kirche bleiben. Unser Glauben und Bekenntnis der einen Taufe in der einen Kirche treibt uns, eine Einigung zu suchen, damit wir „... mit einem Munde Gott loben können“. Weil wir auf den einen Herrn zugehen, sind wir durch den eschatologischen Horizont theologischen Denkens zur Suche nach einem Lehrkonsensus genötigt. Jedoch bleiben wir auch nach gewonnenem Konsensus mit dieser Erkenntnis unterwegs.

4.2. Beide vorstehend vertretenen Tauflehren unterscheiden sich je von ihrer Position her gemeinsam von einer Taufauffassung, die den Glauben so als Voraussetzung der Taufe versteht, daß er das Einbezogenwerden des Täuflings in das Heil bedingt oder bewirkt und daher eine Taufe für ungültig ansieht, bei deren Vollzug die Glaubensantwort fehlt. Kriterium der Unterscheidung ist dabei nicht nur die Forderung der Wiedertaufe, sondern auch die

Verweigerung der Mitverantwortung und gegebenenfalls des Mitvollzuges der Kindertaufe in unserer Kirche. Beide vorstehend vertretenen Tauflehren unterscheiden sich je von ihrer Position her gemeinsam von einer Tauffassung, die in Lehre und Praxis den sachlichen Zusammenhang von Taufe, Verkündigung, Unterweisung und Glaube außer acht läßt. Mit dieser Unterscheidung halten sich beide hier vertretenen Tauflehren an die Grundentscheidung der reformatorischen Rechtfertigungslehre, daß das Heil allein durch Christus, allein durch die Gnade und allein durch den Glauben gegeben wird, und an den Grundsatz der Tauflehre Luthers, daß *der Glaube die Taufe nicht macht, sondern empfängt*. Sie trennen sich von Tauffassungen, die der Grundentscheidung der reformatorischen Rechtfertigungslehre nicht entsprechen.

5. Empfehlung zur Änderung der Lebensordnung

Die vorstehenden Gesprächsergebnisse führen zu der Empfehlung, die Ordnung des kirchlichen Lebens abzuändern und Artikel 4.1. folgende Fassung zu geben:

„Die Gemeinde hält darauf, daß die Kinder christlicher Eltern zur Taufe geführt werden. Die Taufe soll möglichst bald nach der Geburt des Kindes stattfinden.

Solchen Eltern, die der Taufe ihrer Kinder die christliche Unterweisung vorangehen lassen wollen, wird die Möglichkeit der Katechumenatstaufe zugestanden.“

Artikel 4.2. soll folgende Fassung erhalten:

„Der Pfarrer führt mit den Eltern ein Gespräch über die Taufe, in dem deutlich werden soll, was es heißt, die Taufe für ein Kind zu begehren oder die Katechumenatstaufe anzustreben und welche Verantwortung für die christliche Erziehung in jedem Falle daraus erwächst.“

Wird eine Änderung der Ordnung des kirchlichen Lebens beschlossen, so ist in der Einleitung zum Änderungsbeschluß der Synode auszusprechen, daß die Entscheidung unter Berücksichtigung der gegenwärtigen theologischen und gemeindlichen Situation erfolgt und daß zwischen den Vertretern der verschiedenen Tauffassungen in unserer Kirche weiterhin ein verantwortliches Gespräch geführt werden muß.

Anmerkung: Einer der Vertreter der Katechumenatstaufe möchte die Begründung der Mitverantwortung der Kindertaufe (3.3.3.) anders sehen und zu ihrem Vollzug einer Vertretung durch Nachbapfarrer Raum geben. (Das Zusatzvotum liegt dem Original bei.)

III. ZUSATZ EINES AUSSCHUSSMITGLIEDES ZUM VORSTEHENDEN GESPRÄCHSERGEBNIS

Einer der Vertreter der Katechumenatstaufe im Ausschuß beschreibt seine Auffassung so:

1. Er stimmt der Basisformel zu (1.).
2. Er geht mit der in 2.2. dargestellten Lehre der Vertreter der Katechumenatstaufe konform.
3. Er kann die in 3.3.3. dargestellte Begründung der Mitvollziehbarkeit der Kindertaufe, die die beiden anderen Katechumenatstaufvertreter geben, sich nicht zu eigen machen. Zwar stimmt er mit ihnen in ihrem 3.3.1. und 3.3.2. aufgezeigten Bemühen um die Einheit der Kirche und die Abwehr einer Spaltung der Gemeinde überein. Doch stellt sich ihm die Beantwortung der Frage des Mitvollzuges der Kindertaufe wie folgt dar:
4. Im Taufgeschehen in seiner Gesamtheit (Verkündigung, Fürbitte, Wirken des Geistes im Wort zum empfangenen Glauben, Begehren der Taufe, Empfangen der Taufe, Leben aus der Taufe) hat die Taufhandlung selbst eine hervorgehobene Stellung. In ihr sind die Elemente des Gesamtaufgeschehens vereint als zur Taufhandlung hinführende, in ihr sich ereignende, das Leben des Getauften begründende. Nur so sieht er in der Taufhandlung das Wesen der Taufe, wie es in 2.2. beschrieben ist, voll zum Ausdruck kommen. Die hervorgehobene Bedeutung der Taufhandlung im gesamten Taufgeschehen erscheint ihm als nicht genügend gewahrt, wenn sie in diesem Gesamtgeschehen einen anderen Ort bekommt, etwa indem sie der Verkündigung vorweg vollzogen wird.

5. Im Blick auf eine erst noch zu vollziehende Taufhandlung erscheint ihm die Taufe nach erfolgtem Katechumenat als die einzig angemessene. Im Blick auf eine dem Katechumenat vorweg vollzogene Taufhandlung erscheint ihm diese als unwiederholbar, weil sie inmitten der Elemente des gesamten Taufgeschehens, die den Charakter der Wiederholbarkeit tragen (Verkündigung, Fürbitte, Rückbezug auf die geschehene Taufhandlung) selbst den Charakter der Unwiederholbarkeit hat.

6. Er stimmt der in 4.2. genannten Abgrenzung gegen ein synergistisches Verständnis der Taufe und des Taufglaubens zu, da er die Ablehnung des Mitvollzuges nicht als Anzeichen für Taufsynergismus versteht.

7. Er tritt dafür ein, daß die Freiheit zum Vollzug der Kindertaufe in der Gemeinde gewährleistet ist. Er achtet die die Kindertaufe begehrenden Gemeindeglieder in gleicher Weise wie die, die die Katechumenatstaufe anstreben. Er strebt für seine Person eine Freistellung vom Vollzug der Säuglingstaufe an. Er sieht eine Möglichkeit zum Pfarrdienst trotz solcher Freistellung für sich und etwaige andere in gleicher Weise eingestellte Amtsträger in solchen Gemeinden gegeben, in denen mehrere Pfarrer Dienst tun.

8. Er ist mit den unter 5. aufgeführten Vorschlägen zur Änderung der Ordnung des kirchlichen Lebens einverstanden.

Da in der DDR in zunehmender Zahl Christen und Nichtchristen die Ehe schließen, erweist sich eine Neuordnung der kirchlichen Trauung als erforderlich, die diese Situation berücksichtigt. Dieser Aufgabe nahm sich die VELK in der DDR an, indem die Lutherische Generalsynode auf ihrer Tagung vom 27. 9. bis 1. 10. 1972 den Gliedkirchen das Formular für einen „Gottesdienst zur Eheschließung“ und die zugehörige „Handreichung“ den Gliedkirchen zur Erprobung empfahl und beide Texte dem Bund der evangelischen Kirchen in der DDR zur Kenntnis brachte.

I. GOTTESDIENST ZUR EHESCHLIESSUNG

Glockengeläut (wie bei Nebengottesdienst, sofern Läuteordnung vorhanden).

[Einzug].

Orgelvorspiel.

Gruß: Der Friede des Herrn sei mit euch allen.

Hört, was Gottes Wort über die Ehe sagt:

Jesus Christus spricht: Ihr wißt doch, Gott hat am Anfang Mann und Frau geschaffen und gesagt: Der Mann wird Vater und Mutter verlassen, um mit seiner Frau zu leben. Die zwei sind dann ein Leib. Sie sind also nicht mehr zwei sondern eins und was Gott zusammengefügt hat, sollen Menschen nicht scheiden (Matth. 19,4–6).

An Menschen, die in ähnlicher Lage waren wie wir, schreibt Paulus: Wenn ein Christ eine ungläubige Frau hat, die weiterhin bei ihm bleiben will, soll er sich nicht von ihr trennen. Dasselbe gilt für eine Christin, die einen ungläubigen Mann hat. Der Unglaube des Mannes steht der Verbindung seiner Frau mit dem Herrn nicht im Wege, und das Entsprechende gilt für einen christlichen Mann mit einer ungläubigen Frau (1. Kor. 7,12–14a).

Oder:

Jesus Christus spricht: Gott, der im Anfang den Menschen geschaffen hat, schuf sie als Mann und Weib und sprach: „Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und werden die zwei ein Fleisch sein.“ So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden (Matth. 18,4–6).

Gebet: Herr unser Gott, wir danken dir, daß du an diesem festlichen Tage bei uns bist. Mach uns bereit, auf dich zu hören und deine Hilfe anzunehmen. Amen.

Oder:

Gott, Vater! Wir danken dir dafür, daß wir Hochzeit feiern können.

Sage uns dein gutes Wort zur Ehe;

mache uns willig, darauf zu hören – jetzt und jederzeit.

Durch Jesus Christus, unseren Herrn. Amen.

Verkündigung.

Lied.

Vaterunser.

Gebet: Herr, du willst nicht, daß wir allein sind, darum können wir einander in Liebe begegnen. Gib N. N. und N. N. in ihrer Ehe die Gemeinschaft, in der sie sich gegenseitig helfen und ergänzen. Gib ihnen die Freiheit, in der sie sich gegenseitig achten. Gib ihnen die Erfahrung, daß sie in Gemeinschaft und Freiheit miteinander leben können, weil du bei uns bist. Amen.

Oder:

Allmächtiger, barmherziger Gott, der du Mann und Frau füreinander bestimmt und die Ordnung der Ehe gestiftet hast, wir bitten dich für diese beiden Menschen: N. N. und N. N.

Laß sie in Liebe und Geduld miteinander verbunden sein. Schenke ihnen gegenseitiges Verstehen. Segne und fördere ihre Arbeit. Gib ihnen zu Hause Frieden und Freude. Verbinde sie immer fester miteinander und bewahre sie in guten und auch in schweren Tagen durch Jesus Christus, unseren Herrn. Amen.

[Segen: Der Segen Gottes, des Allmächtigen und Barmherzigen komme über euch und bleibe bei euch jetzt und immerdar. Friede sei mit euch.

Für den Fall, daß der Segen nur an einen Ehepartner gesendet wird: Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist segne eure Ehe. Er erleuchte dich durch sein Wort und erfülle dich mit seiner Gnade, daß du in seiner Gemeinde bleibst und das ewige Leben erlangst. Friede sei mit dir].

Schlußvers.

Segen über der Gemeinde.

Orgelnachspiel.

II. HANDREICHUNG FÜR EINEN GOTTESDIENST ZUR EHESCHLIESSUNG

Unsere gegenwärtige kirchliche Lage bringt es mit sich, daß in zunehmender Zahl Christen und Nichtchristen die Ehe schließen. Daraus ergibt sich eine neue Aufgabe für die christliche Gemeinde. Sie muß versuchen, auch diese Ehen von Anfang an seelsorgerlich zu begleiten. Darum wird die christliche Gemeinde ihr Gotteshaus zum Hören auf das Wort Gottes und zum Gebet auch für Eheleute offenhalten, die keine Gemeinschaft im Glauben haben. Christlicher Glaube erkennt in der Ehe eine Ordnung Gottes, in der auch die Eheleute leben, die dies nicht anerkennen. Christlicher Glaube bekennt, daß das Evangelium auch die Menschen erreichen will, die es von sich aus nicht annehmen wollen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, für Ehen zwischen Christen und Nichtchristen einen „Gottesdienst zur Eheschließung“ anzubieten.

Dieser Gottesdienst kann keine Trauung sein. Diese setzt die Gemeinschaft im Glauben und ein daraus abgeleitetes gemeinsames Verständnis der Ehe voraus. Ein Gottesdienst zur Eheschließung von Christen und Nichtchristen soll dem Anliegen des Christen ebenso wie dem des Nichtchristen gerecht werden. Dieser will den Glauben seines Ehepartners respektieren, obwohl er selbst nicht glaubt. Jener will die Ehe auch mit dem nichtchristlichen Ehepartner unter dem Zuspruch des Wortes Gottes und der Fürbitte der Gemeinde beginnen. Beide Anliegen können nur ernst genommen werden, wenn der Gottesdienst zur Eheschließung sorgfältig mit den Eheleuten vorbereitet wird. Dabei sind folgende Gesichtspunkte besonders zu beachten:

1. Klärung der Situation

In der ersten Begegnung mit dem (zukünftigen) Ehepaar versucht der Pfarrer/Pastor, das Verhältnis der Ehepartner zum christlichen Glauben zu erhellen. Er bemüht sich, auf Unkenntnis und Mißverständnis beruhenden Widerspruch auszuräumen. Dadurch verhilft der Pfarrer/Pastor auch dem nichtchristlichen Ehepartner zur Klärung seiner Lage. Das kann zu verschiedenen Ergebnissen führen:

Der Nichtchrist gibt zu erkennen, daß seine Überzeugung auf einer grundsätzlichen Entscheidung beruht.

Der Nichtchrist erkennt, daß er im Zeitraum der Gespräche weder ein Ja noch ein Nein zum christlichen Glauben aussprechen kann.

Der Nichtchrist ist bereit, den christlichen Glauben anzunehmen.

Entschließt sich der nichtchristliche Ehepartner zum Kircheneintritt, werden die Eheleute getraut.

Ist der nichtchristliche Ehepartner bereit, die Ehe gemeinsam mit seinem christlichen Ehepartner unter der Verkündigung des Wortes Gottes und der Fürbitte der Gemeinde zu beginnen, wird ein „Gottesdienst zur Eheschließung“ gehalten.

Weigert sich der Nichtchrist, die Verkündigung des Wortes Gottes und die Fürbitte der Gemeinde an der Seite seines christlichen Ehepartners anzuhören, muß von einem „Gottesdienst zur Eheschließung“ abgesehen werden. In diesem Fall bemüht sich der Pfarrer besonders darum, den christlichen Ehepartner in die Fürbitte der Gemeinde zu stellen.

Von einem Gottesdienst zur Eheschließung muß auch abgesehen werden, wenn der Gottesdienst der christlichen Gemeinde für die Lebensführung des christlichen Ehepartners keine Bedeutung hat.

2. Vorbereitung des Gottesdienstes

Der Gottesdienst zur Eheschließung wird mit den Eheleuten, die ihn für sich begehren, gemeinsam vorbereitet. Diese Vorbereitung soll möglichst in weiteren Gesprächen erfolgen. Für die Zwischenzeiten, die in ihrem Ausmaß den Zusammenhang der Gespräche nicht stören dürfen, kann Literatur zum gemeinsamen Nachdenken der Eheleute angeboten werden. In jedem Fall versucht der Pfarrer/Pastor, die Aufnahmefähigkeit und Bereitschaft der Eheleute zum seelsorgerlichen Gespräch zu erkennen und danach Anzahl und Dauer der Gespräche anzusetzen. Der Gesprächsstoff ist durch die besondere Situation bestimmt. Daraus ergibt sich auch die Art der Gesprächsführung. Der Pfarrer/Pastor verbündet sich im Austausch der Argumente auf keinen Fall mit dem christlichen Ehepartner gegen den nichtchristlichen. Die Achtung vor der Haltung des Nichtchristen soll das Gespräch kennzeichnen. Ein fair und taktvoll geführter Dialog ist die beste Voraussetzung dafür, daß sich das Angebot des Evangeliums auch dem Nichtchristen erschließt. Diese Art der Gesprächsführung kann zu einer Hilfe für die Eheleute werden, wenn sie später Fragen ihres gemeinsamen Lebens von verschiedenen Standpunkten aus besprechen müssen.

3. Aussprache über Sinn und Gestalt des Gottesdienstes

Zur Vorbereitung gehört die Aussprache über den Verlauf und die Bedeutung des „Gottesdienstes zur Eheschließung“. Sie versucht, das Verständnis dafür zu wecken, daß der Gottesdienst auf die besonderen Elemente der Trauung (Traufragen, Ringwechsel, Einsegnung) verzichtet. Der „Gottesdienst zur Eheschließung“ wird mit dem Segen über die Gemeinde beschlossen. Eheleute, die den Gottesdienst zur Eheschließung begehren, können an dem diesem Gottesdienst vorausgehenden oder nachfolgenden Sonntag der Fürbitte der Gemeinde anbefohlen werden.

Wenn der Pfarrer/Pastor im Gespräch erkennt, daß der christliche Ehepartner in der Versagung der Einsegnung die Verweisung einer für seinen Glaubensstand entscheidenden Hilfe sieht, kann er eine Einsegnung vorsehen. Er stellt dann fest, ob sich beide Eheleute oder nur der christliche Ehepartner allein unter den Segen Gottes für die Ehe stellen wollen.

4. Information der Gemeinde

Gottesdienst zur Eheschließung können nur in Gemeinden durchgeführt werden, die über die Gründe der Einführung und den Inhalt solcher Gottesdienste informiert sind. Die Information versucht, die besondere Verantwortung der Gemeinde für die Ehen zwischen Christen und Nichtchristen zu wecken. Sie erbittet die Bereitschaft, diese Ehen fürbitend mitzutragen und dadurch in einer säkularen Umwelt einen im Glauben verantwortbaren Standpunkt einzunehmen.

5. Beratung mit den Amtsbrüdern

Während der Erprobungszeit für den „Gottesdienst zur Eheschließung“ sucht der Pfarrer/Pastor die Beratung mit seinen Brüdern im Konvent.

6. Kirchenrechtliche Aspekte

Der Gottesdienst zur Eheschließung hat weder für den nichtchristlichen noch für den christlichen Ehepartner kirchenrechtliche Folgen. Der christliche Ehepartner wird in seinen Rechten nicht eingeschränkt, der nichtchristliche erhält keine Rechte und Pflichten gegenüber der Kirche seines Ehepartners. Der „Gottesdienst zur Eheschließung“ wird um des christlichen Ehepartners willen gehalten, der die Voraussetzung zur Trauung erfüllen muß.

Schließlich gehört zu den kirchlichen und theologischen Diskussions- und Streitgegenständen das Verständnis des Pfarrers und seines Pfarramtes. Die Generalsynode der VELK hatte mit der Behandlung dieses Themas auf ihrer Tagung in Schwerin 1970 (s. Kirchl. Jahrbuch 1970) eine weitergehende Diskussion ausgelöst. Über diese sehr interessante und beziehungsreiche Diskussion wurde auf der Tagung der Lutherischen Generalsynode in Weimar vom 27. 9. bis 1. 10. 1972 der nachstehende Bericht gegeben.

BERICHT VOR DER GENERALSYNODE IN WEIMAR 1972

Auswirkungen der auf der Generalsynode in Schwerin 1970 gehaltenen Referate über den „Dienst des Pfarrers heute“

Von Heinz Hauckel

I. 1. Das Thema der Schweriner Generalsynode vom September 1970: „Der Dienst des Pfarrers heute“, ist seit Jahren im Gespräch. Die vor allem bei der jungen Theologengeneration um sich greifende Verunsicherung im Selbstverständnis des Pfarrers und das zunehmende Unbehagen am traditionellen Pfarramt sowie die Suche nach neuen Positionen waren schon in den Jahren vor Schwerin in der theologischen Literatur und Diskussion Gegenstand der Überlegungen. Die Generalsynode hat also recht daran getan, eine ganze Synodaltagung diesem Thema zu widmen, indem sie in drei Grundsatzreferaten in das Gespräch eingriff und den Versuch unternahm, durch Abbau eines traditionellen und weithin überholten Berufsbildes und durch Aufzeigen neuer, unserer kirchlichen und gesellschaftlichen Situation gemäßer Leitbilder klärend und mutmachend aus der Berufskrise des Pfarrers herauszuhelfen.

Da die in den Referaten angebotenen Begriffe, mit denen das Amt des Pfarrers heute und morgen beschrieben wird, jedoch bereits schon vor Schwerin im Gespräch waren, ist es nicht leicht, Impulse aufzuspüren, die durch die Referate von Schwerin erst *ausgelöst* worden sind.

2. a) So hatte das sächsische Landeskirchenamt bereits Ende 1970 beschlossen, die Pfarrertage im Jahr 1971 unter das Thema zu stellen: „Der Auftrag des Pfarrers heute“. Zur Vorbereitung der Pfarrertage trat ein Team von 15 Pfarrern verschiedenster theologischer Prägung im Januar 1971 zusammen und erarbeitete 6 Fragen, die den 110 sächsischen Pfarrkonventen zur Stellungnahme zugeleitet wurden. In die Konventsarbeit konnten dann die inzwischen veröffentlichten Schweriner Referate einbezogen werden. Es liegen beim Landeskirchenamt Stellungnahmen von Konventen vor, die in großer Variationsbreite die Pluralität hinsichtlich des Pfarrerberufsbildes widerspiegeln.

b) Die sächsische Ephorenschaft hat sich seit 2 Jahren auf ihren jährlichen Rüstwochen sowie auf einer Sondertagung mit dem Fragenkomplex „Amt und Ordination“ befaßt. Darüber liegen Protokolle vor.

Bei der Auswertung der Konventsberichte und der Protokolle läßt sich also nicht eindeutig erheben, in welchem Ausmaß die Schweriner Referate zur Profilierung des Pfarrerberufsbildes beigetragen haben.

c) Seit Jahren wird auf den Ordinanden-Rüstzeiten der Fragenkomplex leidenschaftlich diskutiert. Da zwei der Schweriner Referenten Direktoren der sächsischen Prediger-Seminare waren, sind die in ihren Referaten gegebenen Impulse auch schon vor Schwerin von den Kandidaten aufgenommen worden.

d) Ähnlich wie in der sächsischen Landeskirche beschäftigt sich auch die Pfarrerschaft der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen seit Jahren mit dem Berufsbild des Pfarrers. In der Umfrage, die die Landesvertretung der Pfarrerschaft Thüringens auf Beschluß des Ältestenrates an alle 40 Konvente gerichtet hat, wurde jedoch ausdrücklich auf Schwerin Bezug genommen. Folgende 3 Fragen wurden gestellt:

1. Wie steht die Pfarrerschaft zu den Versuchen, neue Leitbilder für Pfarrer zu schaffen

2. Was hält die Pfarrerschaft von dem Brief des Landesbischofs Dr. Beste an alle Pfarrer vom 13. 1. 1971 mit der Betonung von Verantwortlichkeit des Predigers, rechter Predigt und rechter Theologie?

3. Wie steht die Pfarrerschaft zu den Fragen einer evtl. Neuregelung des Besetzungsrechts für freie Pfarrstellen?

e) Aus der mecklenburgischen Landeskirche ist uns berichtet worden, daß auch dort in vielen Kirchgemeinden über das Bild des Pfarrers verhandelt wird. Anstoß dazu seien aber jetzt weniger die Schweriner Referate als vielmehr die Gegebenheiten unserer Situation gewesen (Schwerpunkt des Auftrages in der missionarischen Verkündigung, neuer Arbeitsstil, Teamarbeit, mitarbeitende Gemeinde).

f) Inzwischen haben nun, einer Empfehlung der Generalsynode entsprechend und durch das Lutherische Kirchenamt veranlaßt, zwei Anhörungen stattgefunden. Im Juni 1971 fand beim Lutherischen Kirchenamt eine Anhörung von Pfarrern und Kandidaten statt. Aus jeder Landeskirche waren je 3 Pfarrer und je 3 Kandidaten vertreten – jene von der Pfarrervertretung ausgewählt, diese von den Kandidatenkonventen der Predigerseminare delegiert. Ihnen waren vorher einige auf die Schweriner Referate bezugnehmende Fragen zugeleitet worden. Die Kandidaten hatten Gelegenheit, im Konvent eine Stellungnahme zu erarbeiten, die also in gewisser Weise als repräsentativ angesehen werden kann. Dagegen war es den von der Pfarrervertretung nominierten Pfarrern aus zeitlichen Gründen kaum möglich, eine Meinungsbildung auf breiterer Basis herbeizuführen, so daß deren Stellungnahmen mehr privaten Charakter tragen – mit Ausnahme Thüringens. Dort konnten die Stellungnahmen gründlicher vorbereitet werden. Thüringen schreibt: „Nach Versendung unserer Umfrage an die Konvente kam der Fragenkomplex der heutigen Anhörung in unsere Hände. Diese Fragen wurden ebenfalls an die Vertrauenspfarrer gesandt, so daß auf den meisten Konventen beide Umfragen gemeinsam besprochen wurden. Um einen möglichst breiten Fächer der Meinungsbildung zu erhalten, wurden ebenfalls aus der Landesvertretung 3 Vertrauenspfarrer ausgewählt, die mit dem Ältestenrat die Antworten der Konvente besprachen und auswerteten. Aus dieser Beratung entstand der Bericht, der auf der Anhörung vorgetragen wurde.“

Da es wichtig erschien, nicht nur den Pfarrer nach seinem Selbstverständnis zu befragen, sondern in die Überlegungen über das künftige Berufsbild des Pfarrers auch einzubeziehen, welche Erwartungen Mitarbeiter und Gemeindeglieder an den Pfarrer stellen, wie sie seinen Verantwortungsbereich sehen, welche Erwartungen und Wünsche sie haben hinsichtlich ihrer Mitverantwortung für Dienst und Auftrag der Gemeinde, wurde für Juni 1972 eine zweite Anhörung anberaumt. Sie wurde dezentralisiert in Dresden, Eisenach und Güstrow durchgeführt. An ihr nahmen kirchliche Mitarbeiter aus allen Tätigkeitsbereichen, Kirchenvorsteher und Gemeindeglieder ohne besonderen kirchlichen Auftrag teil.

3. Am Schluß dieses einleitenden Teiles möchte ich um der Wahrhaftigkeit willen einige kritische Bemerkungen nicht verschweigen, die bei jeglicher Synodalarbeit heute nicht unbeachtet bleiben möchten.

Von Mecklenburg wird berichtet: „An vielen Orten seufzt man darüber, daß ein Thema das andere jagt, so daß nie Zeit bleibt, eine Sache zu einem gewissen, auch praktischen Endergebnis zu führen“. Ähnliche Klagen werden auch in der sächsischen Landeskirche auf Ephoralkonventen und in vielen Konventsberichten laut.

Ein Konvent schreibt, daß von Schwerin keine nennenswerten Impulse ausgegangen seien. Ein anderer Konvent ist der Meinung, Vorträge seien fruchtlos, da in ihnen ein Pfar-

rerbild vom Schreibtisch entwickelt werde. Die tatsächliche Entwicklung laufe anders. „Dadurch, daß tagaus, tagein gepredigt werden muß, amtiert werden muß, – wobei die Auseinandersetzung mit allen verschiedenen Faktoren geschieht – erscheint die Wahrnehmung des Amtes und seine weitere Entwicklung als die Kunst des Möglichen. So hat sich auch bisher das Amt anders entwickelt, als Pfarrergesetz und Lebensordnungen vorsahen.“ Und in der Stellungnahme der Thüringer Pfarrer heißt es: „Ein Kennzeichen solcher Überforderung scheint es auch zu sein, daß von den 40 Konventen in Thüringen nur 19 geantwortet haben. Zwei Konvente haben ausdrücklich eine Beantwortung abgelehnt. Auch die Berichte derjenigen Konvente, die sich ehrlich mit der Problematik beschäftigt haben, sind auffallend zurückhaltend, fast konservativ. Man spürt eine gewisse Resignation aus den Zeilen.“

II. Welche in Schwerin gegebenen Impulse sind angekommen und wie sind sie aufgenommen worden?

1. Aufgenommen wurden die Überlegungen darüber, ob der Pfarrer eine besondere Verantwortung hat gegenüber den Mitarbeitern und Gemeindegliedern. In der ersten Anhörung wurden Stellungnahmen dazu provoziert durch die Frage: „Gibt es Ihrer Ansicht nach Unterschiede in der Verantwortung des Pfarrers und der Gemeindeglieder für das den Christen aufgetragene Zeugnis des Evangeliums?“

In den vorliegenden Äußerungen zeigen sich Divergenzen von theologisch grundsätzlicher Art.

a) In einer – allerdings geringeren Zahl von Stellungnahmen, vor allem konfessionell geprägter Konvente – wird die These, daß das Amt, das die Versöhnung predigt, der ganzen Gemeinde aufgetragen sei, bestritten. In 2. Kor. 5,18f. sei von dem Amt die Rede, das den Aposteln aufgetragen sei. Im Normalfall sei das Amt nicht der Gemeinde gegeben, sondern den Aposteln. Auftraggeber des Amtsträgers heute ist nicht die Gemeinde, sondern Christus. Amt und Gemeinde stehen sich gegenüber. Die Stimmen, die so votieren, haben in unserer Landeskirche Gewicht, können aber dennoch nicht als repräsentativ für unsere Pfarrerschaft angesehen werden¹.

b) Der allgemeine Trend im Verständnis vom Amt geht jedoch in der Richtung, die in den Referaten von Landesbischof Dr. Hempel und Studiendirektor Krusche aufgezeigt wird. In der Verantwortung vor Gott gibt es keinen Unterschied zwischen Pfarrer und Gemeinde. Jeder getaufte Christ hat den Auftrag, das Evangelium weiterzusagen. In diesem Amtsverständnis kommt die historisch-kritische Arbeit am NT zum Tragen: die Gemeinde des NT kenne noch eine Vielzahl von Ämtern und Funktionen am Leibe Christi. Das *eine* Amt sei Ergebnis der im Frühkatholizismus erfolgten Dogmatisierung. Das Argument, daß dem Gegenüber von Wort und Gemeinde das *personale* Gegenüber von Amtsträger und Gemeinde entsprechen müsse, wird entkräftet durch den Hinweis, daß dies gewiß unaufgebbare Gegenüber in der Tatsache gewahrt bleibt, daß *jedem* getauften Christen grundsätzlich der Dienst der Versöhnung zugemutet wird, wie er auch *zugleich* Hörer und Empfänger der Botschaft ist. Jene Dualität sei nicht zu verstehen als eine Teilung der Kirche in zwei Klassen von Amtsträgern und Laien².

1. Einige Thüringer Kandidaten sagen: „Der Auftrag ist von Christus den Aposteln übergeben. Die Weitergabe des Auftrages geschieht in der Ordination durch ordinierte Amtsträger. Sie geschieht stellvertretend für Christus. Es handelt sich um eine charismatische Gabe. Das von Gott gewährte Charisma wird dem Ordinanden durch Handauflegen zuteil. Es geht dabei um eine bestimmte Beauftragung, die qualitativ nicht mit der Gemeinde gleichgesetzt werden kann. Der Ordinierte ist in besonderer Weise qualifiziert durch die von ihm geforderte verantwortliche Verwaltung des Amtes. Der Auftraggeber ist nicht die Gemeinde selbst, sondern Christus, in dessen Auftrag die Gemeinde handelt. Das Gegenüber von Wort und Gemeinde, Verkündigen und Hören kommt strukturell im Gegenüber von Amt und Gemeinde zum Ausdruck.“

2. Die Mecklenburger Kandidaten halten eine theologisch begründete Sonderstellung des Pfarrers für nicht haltbar. „Wir dürfen uns einer theologisch begründeten Gleichheit *aller* Glieder der Gemeinde – und der Pastor ist ein Glied der Gemeinde – nicht ent-

2. Weiterhin ist aufgenommen worden der in den Schweriner Referaten unternommene Versuch einer Profilierung der *spezifischen* Verantwortung des Pfarrers. Die Definitionen, die in den beiden Referaten von Dr. Hempel und G. Krusche gewagt wurden (theologischer Fachmann, Kybernet, Multiplikator usw.), sind in lebhaftem Gespräch. In der ersten Anhörung wurden Stellungnahmen dazu provoziert durch die 2. Frage: „Worin würden Sie jeweils die spezifische Verantwortung sehen?“

a) Grundsätzlich ist das Weitersagen der Botschaft jedem getauften Christen aufgetragen. Der Pfarrer ist jedoch von der Gemeinde beauftragt, das Wort der Kirche kontinuierlich weiterzusagen. Seine spezifische Verantwortung ist keine qualitativ andere. Es besteht lediglich ein funktionaler Unterschied zwischen Pfarrern und Laien³.

b) Es sind jedoch auch Stimmen zu hören, die die Unvertretbarkeit des Pfarrers in seinem spezifischen Auftrag *bestreiten*. Gemeindeglieder sind zur Mündigkeit anzuleiten, so daß auch sie mit Verkündigung und Sakramentsverwaltung beauftragt werden können. Über das von Luther festgehaltene Spannungsverhältnis von allgemeinem Priestertum und Berufung des einzelnen in das besondere Amt, worauf Landessuperintendent Lippold hingewiesen hat, ist in den Stellungnahmen kaum nachgedacht worden. Die Spannung wird aufgelöst zugunsten des allgemeinen Priestertums. Das in den Bekenntnisschriften benannte Charakteristikum für das besondere Amt, das *publice docere*, wird fast allgemein im quantitativen Sinn interpretiert und darum als heute irrelevant angesehen. Die Bezeugung des Evangeliums an eine große Zahl von Menschen sei heute dem Laien eher möglich als dem Pfarrer⁴.

ziehen. Die theologische Ausbildung, das einzige Privileg, befähigt zum Dienst unter anderen Christen.“

Stellvertretend für viele andere ähnlich lautende Äußerungen möge hier diejenige der Thüringer Pfarrer stehen: „Es gibt keinen Unterschied zwischen Pfarrer und Gemeinde in der Verantwortung vor Gott. Die Zuwendung Gottes in Christus an seine Gemeinde ist unteilbar. Demnach ist auch die Antwort auf diese Zuwendung Gottes unteilbar und die Verantwortung vor Gott ist ebenso wenig teilbar.“

3. Hier sei eine Äußerung der Thüringer Pfarrer angeführt, die als repräsentativ gelten kann: „Der Pfarrer hat das verbindliche Wort der Kirche kontinuierlich weiterzusagen. An sich kann dies von jedem getauften Christen übernommen werden, aber es bietet sich an, daß es der Pfarrer übernimmt. Das Spezifische des Pfarrerdienstes ist, daß der Pfarrer *verpflichtet* ist, das Weitersagen kontinuierlich zu tun. Dazu ist er von der Gemeinde beauftragt. Der Pfarrer ist der theologische Fachmann“. „Dieser Auftrag stellt den Pfarrer nicht in eine qualitativ andere Verantwortung, sondern bedeutet lediglich ein Mehr von Aufgaben gegenüber anderen Diensten in der Gemeinde.“

Die Lückendorfer Kandidaten sprechen sich – etwas allgemein – aus über die verschiedenen Verantwortungsbereiche von Pfarrer und Gemeinde. „Der besondere Verantwortungsbereich *des Pfarrers* ist, daß er das tun muß, was die Gemeinde nicht tun kann. Er ist dafür freigestellt und besonders ausgebildet. Der besondere Verantwortungsbereich *der Gemeinde* wird darin gesehen, daß sie das tun muß, was der Pfarrer nicht leisten kann. So obliegt ihr der Verkündigungsauftrag in den Bereichen, zu denen der Pfarrer keinen Zugang hat, etwa in der Berufswelt.“

Ein Konvent schreibt: „Der spezifische Auftrag des Pfarrers kann nur im Rahmen des der Gemeinde gegebenen Gesamtauftrags gesehen werden, er ist kein Auftrag, der darüber hinausginge oder ihn ergänzte. Er besteht darin, der Gemeinde auf Grund seiner theologischen Sachkenntnis beim Hören, Aneignen und Weitergeben der biblischen Botschaft verantwortliche Hilfe zu leisten. Darin ist der Pfarrer praktisch unvertretbar.“

Ein Konvent möchte die *Gemeinde* in diese spezifische Verantwortung miteinbezogen wissen: „Der Pfarrer, im Verkündigungsdienst zwar unvertretbar, muß mit den Laien die Verkündigungsinhalte besprechen, Formen, Ausdrucksweisen und Konkretion müssen die Laien finden. Der Pfarrer als Verkündiger hat den Weg der Gemeinde von der Bibel her kritisch zu begleiten. So besteht kein gradueller, sondern nur ein funktioneller Unterschied zwischen Pfarrer und Laien.“

4. So heißt es in einer Stellungnahme: Die spezifische Verantwortung des Pfarrers besteht darin, die Gemeinde zur Mündigkeit anzuleiten mit dem Ziel seiner (d.h. des Pfar-

c) Unterschiedlich wird die Frage beantwortet, wieweit der Pfarrer mit seiner *spezifischen* Verantwortung auch noch *Gesamtverantwortung* für den Verkündigungsdienst der Mitarbeiter trägt. Während eine Anzahl von Voten dem Pfarrer eine Gesamtverantwortung gewährt wissen möchte, bei Respektierung einer gewissen *Eigenverantwortung* der Mitarbeiter auf ihrem Sachgebiet⁵, wird andererseits – vor allem sehr energisch von den Mitarbeitern auf der 2. Anhörung – eine Freigabe der *Eigenverantwortung* eines jeden Dienstes gefordert. Auf Grund der heute bestehenden theologischen Pluralität könne der Pfarrer nicht mehr den Anspruch erheben, Wächter über die reine Lehre zu sein. Er müsse darum unter seinen Mitarbeitern deren theologische Einstellung respektieren und freigeben. Die dadurch entstehenden Spannungen können nur durch ein gutes Vertrauensverhältnis ausgehalten werden. Weithin besteht Übereinstimmung darin, daß der Pfarrer um seines spezifischen Auftrages willen „der theologische Fachmann“ sein muß.

d) Von den Mitarbeitern und Gemeindegliedern auf der zweiten Anhörung wurde die spezifische Verantwortung des Pfarrers auch mit Nachdruck in seinem Verkündigungsauftrag gesehen. „Er ist der Ausleger des Wortes Gottes, der theologische Lehrer, der Ressortchef für Theologie.“ Sie halten es darum für unerlässlich, daß heute viel stärker als bisher auf qualifizierten theologischen Nachwuchs geachtet werden muß. Die Beobachtung zeige, daß die Besten aus der Jungen Gemeinde in naturwissenschaftliche Berufe gehen, daß hingegen der theologische Nachwuchs in der Gefahr einer negativen Auslese stehe. Der Entschluß zum Theologiestudium dürfe nicht länger dem Ermessen des einzelnen überlassen bleiben. Es müsse stärker als bisher zur Gemeindeberufung kommen. Der Gemeinde komme die Aufgabe zu, sich für einen qualifizierten Nachwuchs mitverantwortlich zu wissen.

e) Von Kandidaten eines Predigerseminars hörte ich, daß ihnen die Forderung, theologischer Fachmann sein zu müssen, eine schwere Belastung bedeute, da sie sich eines großen Nachholbedarfs bewußt sind. Hier sind anscheinend schwerwiegende Fragen an den bisherigen Studienbetrieb zu richten.

f) Als Aufnahme des Impulses, der Pfarrer habe theologischer Fachmann zu sein, mag es vielleicht angesehen werden, daß heute in allen Gliedkirchen großes Gewicht auf theologische *Weiterbildung* gelegt wird. Sie darf nicht mehr der *Eigeninitiative* überlassen bleiben, sondern muß durch Perspektivpläne seitens der bei den Gliedkirchen gebildeten Beiräte für theologische Weiterbildung gesteuert werden.

In der sächsischen Landeskirche werden seit einigen Jahren Vier-Wochen-Lehrgänge gehalten für Pfarrer nach ca. 5 Dienstjahren, auf denen sie mit dem Problemstand heutiger Theologie vertraut gemacht werden. Im Rahmen des Bundes ist damit begonnen worden, auf Vierteljahreslehrgängen sog. Multiplikatoren auszubilden, die sich dann sinnvoll und möglichst effektiv in die theologische Arbeit der Konvente einschalten.

g) Zwischen dem Wunschbild des theologischen Fachmannes und dem tatsächlichen Verhalten ihm gegenüber zeigt sich ein merkwürdiges Mißverhältnis: Während, nahezu unkritisch, der Begriff fast durchgehend aufgenommen worden ist, wird doch von dem großen Angebot, sich als theologischer Fachmann zurüsten und weiterbilden zu lassen, bei weitem nicht der erwartete Gebrauch gemacht. Erfahrungsgemäß ist es am schwierigsten, theologische Problemata zu bescheiden. Dies ist nicht eigentlich eine Zeitfrage. Denn bei Tagungen und Rüstzeiten mit gemeindebezogenen praktischen Themen besteht kein Mangel an Beteiligung. So mußte im September eine Tagung in unserem Pastoralkolleg mit dem Thema „Gottesvorstellung und Gebet“ ausfallen. Der Grund dafür scheint, so zeigt die Beobachtung, in einem Mißtrauen, besonders seitens der Pfarrer aus der mittleren Generation, zu liegen, ihnen solle eine sogenannte progressive Theologie

ers) Eingliederung in die Gemeinde als ein Glied. Damit ist jedes Gegenüber aufgehoben. Der Pfarrer ist durch diesen Auftrag *nicht* unvertretbar, da Unvertretbarkeit eine unwiderrufliche Verleihung eines besonderen Charakters einschließen würde. Die faktische Unvertretbarkeit ist nur Folge einer falschen Entwicklung. Mit Verkündigung und Sakramentsverwaltung, den Kennzeichen spezifischen Auftrags, können auch Gemeindeglieder beauftragt werden.

5. Ein Konvent formuliert es so: „Jeder Mitarbeiter ist für sein Sachgebiet verantwortlich, das jedoch der Gesamtverantwortung des Pfarramtes untersteht. Die Mitarbeiter sind dem Pfarramt zugeordnet.“

aufgenötigt werden. Statt Distanzierung von ihr sollte jedoch kritische Auseinandersetzung mit ihr und das Mühen um geistliche Bewältigung Berufsethos des theologischen Fachmannes sein. Es erscheint daher zweifelhaft, ob dieser Impuls wirklich schon so in die Tiefe gedrungen ist, daß er zur Einsicht in die Notwendigkeit eigener Weiterbildung geführt hätte⁶.

3. Angekommen, aber umstritten, ist die von G. Krusche gegebene Definition des Pfarrers als Kybernet, als Steuermann, der einen „Strategieplan“ oder einen „Prioritätenkatalog“ aufzustellen habe. Dieser Begriff wird weithin kritisch aufgenommen, weil es einmal vielen als sehr fraglich erscheint, ob die Übernahme von Begriffen aus Soziologie und Kybernetik nicht vom Auftrag her bestimmte und geprägte Eigenart des Amtes alteriere. Zum anderen erscheint vielen die Möglichkeit bzw. Forderung, einen Prioritätenkatalog aufzustellen, illusorisch. Denn es hänge jeweils von den Gegebenheiten einer Gemeinde und von den jeweils vorhandenen Mitarbeitern ab, welche Aufgaben vordringlich sind⁷.

4. Ist das Amt des Pfarrers nur eine Funktion unter anderen Funktionen ohne Unterschied der Würde, so bekommt auch die Ordination eine neue inhaltliche Bestimmung, d. h., sie kommt auf eine Ebene neben Einsegnungshandlungen zu anderen Diensten zu stehen.

Hier sind die Ausführungen in Dr. Hempels Referat über Ordination als Impuls aufgenommen worden. Es wurde bereits in anderem Zusammenhang kurz erwähnt, daß nur wenige Stellungnahmen festhalten am Verständnis der Ordination als einer Handlung göttlichen Rechtes. Die Behauptung von Dr. Hempel: „Es ist sicher auch bekannt, daß die junge Theologengeneration der Ordination mit scharfer Kritik und in fast prinzipieller Ratlosigkeit gegenübersteht. – Der ehemals brennende Streit, ob die Ordination göttlichen oder menschlichen Rechts sei, ist weitgehend zugunsten des menschlichen Rechts der Ordination beigelegt“ – wird vollauf bestätigt durch die vorliegenden Stellungnahmen. Ich habe diese Ratlosigkeit auch bestätigt gefunden durch Diskussionen auf den Ordinandenrüstzeiten der letzten Jahre. Von der jungen Generation wird Ordination verstanden als Beauftragung durch die Gemeinde zum Dienst in der jeweiligen Gemeinde. Darum sei sie zeitlich begrenzt und müsse bei Übernahme eines anderen Dienstes wiederholt werden⁸.

6. Zur Definition „theologischer Fachmann“ wurde jedoch auf der ersten Anhörung von einigen Gesprächsteilnehmern kritisch vermerkt, daß mit der theologischen Beratung allein die Verantwortung des Pfarrers noch nicht genügend umschrieben sei. Über die Beratung hinaus habe er auch das Wächteramt in der Gemeinde wahrzunehmen. Gerade die charismatische Gemeinde braucht dieses Amt, um im Vollzug der Geistesgaben, von denen sie lebt, nicht ihre Einheit, die in ihrer Gemeinschaft mit Christus begründet ist, zu verlieren.

7. Der Kuriosität halber führe ich eine Äußerung an: Käme ein Prioritätenkatalog zustande, dann erübrigte sich für den Amtsträger ein Gebet im Sinne von Psalm 25,4: „Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige“. Er könnte dann einfach im Prioritätenkatalog nachsehen.

8. So sagen die Kandidaten des Predigerseminars Eisenach: „Ordination wäre dann als Einführungshandlung in einer Gemeinde zu verstehen. – Danach geschähe die Beauftragung durch die Gemeinde und ist nach Bedarf von der Person ablösbar. Das soll heißen: daß die Ordination wie jede andere Beauftragung zeitlich auch begrenzt sein kann. Es bestehen keine Bedenken dagegen, daß die konkrete Beauftragung einzelner Personen durch die beauftragende Gemeinde zeitlich begrenzt und bei grundlegender Änderung oder gar Wegfall der zum Zeitpunkt der Beauftragung vorhandenen Voraussetzungen aufgehoben wird. Die notwendige Folgerung wäre, daß dann bei Dienstantritt in einer neuen Gemeinde die Ordination für den Dienst in dieser Gemeinde zu wiederholen wäre.

Ähnlich votieren auch einige sächsische Konvente. Ordination sei die rechtsgültige Beauftragung durch die Kirche, den Willen Christi auf einem besonderen Arbeitsgebiet sachgerecht zu verwirklichen. Sie ist nicht Ruf Gottes, sondern die öffentliche Verpflichtung zum Gehorsam gegen Gott auf Grund persönlicher Entscheidung. Sie gilt nicht automatisch auf Lebenszeit, sondern ist sinnvoll nur für ein bestimmtes Amt. Der lebenslange

Die Thüringer Pfarrer wollen jedoch in der Ordination noch ein Besonderes gewahrt wissen: sie befaßt in sich die *vocatio interna*, durch die der Pfarrer zeitlich vor der Ordination zur Entscheidung für seinen Dienst gekommen ist. Ein Besonderes liege auch in der *missio*: während die Sendung des Laien vorwiegend an und in die Welt geht, ist der Pfarrer zuerst an die Gemeinde gewiesen, in der er Zeugnis abzulegen hat. Jedoch wird eingeräumt, daß die Grenzen zwischen Kirche und Welt fließend gesehen werden müssen.

5. Das Verständnis des Amtes als eines Dienstes unter anderen Diensten am Leib Christi impliziert bereits den Fragenkomplex, wie die verschiedenen Dienste einander zu koordinieren sind und wie optimal zum Besten des Leibes Christi zu kooperieren haben. Bei der ersten Anhörung wurde das Nachdenken darüber in Gang gebracht durch die 3. Frage: „Wie wirkt sich die spezifische Verantwortung auf die verschiedenen Dimensionen im Dienst des Pfarrers (Verkündigung, Unterweisung, Seelsorge, Gemeindeleitung usw.) aus? Bei der zweiten Anhörung stand die Erörterung dieser Frage ganz im Mittelpunkt. Von Mitarbeitern und Gemeindegliedern wurden leidenschaftlich Änderungswünsche vorgebracht und in zum Teil scharfer Kritik kamen negative Erfahrungen zutage. Die in Schwerin ausgesprochene Forderung nach:

a) *partnerschaftlichem* Verhalten wird durchgehend aufgenommen. Dieselben Kandidaten, die die Forderung, theologischer Fachmann zu sein, als belastend empfunden haben, haben den Ruf nach der partnerschaftlichen Funktion als einen befreienden und mutmachenden Impuls aufgenommen. Als Gleicher unter Gleichen von einem Team von Mitarbeitern und mündigen Gemeindegliedern getragen zu werden, lindert den Verantwortungsdruck. Partnerschaft ermögliche eine Delegation von Aufgaben, die von einem einzelnen nicht zu bewältigen sind.

Die Schweriner Kandidaten meinen, es könne durchaus möglich sein, daß der Pastor keinen Unterricht erteilt, sich dafür aber umso intensiver einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Tätigkeit widme. Partnerschaftliche Funktion wird dringend als die Dienstfunktion der Zukunft angesehen, vor allem im Blick auf die Diaspora-Situation vieler Gemeinden besonders in Neubaugebieten der Großstädte, in denen der Trend zu kleinen Einheiten in Hauskreisen zu beobachten ist. Diese Arbeit kann nicht mehr im Alleingang bewältigt werden.

b) Partnerschaft muß aber gerade auch dort praktiziert werden, worin der Pfarrer bisher seine eigentliche Domäne sah: im Gottesdienst. Wenn die Veranstaltungen der Gemeinde neben dem Gottesdienst mehr an Bedeutung gewinnen, dann ist auch der Verkündigungsauftrag im Sinne des Predigtauftrages nicht mehr an das Pfarramt gebunden. Der Pfarrer muß auch Gemeindeglieder frei predigen lassen, wenn sie zugerüstet sind und der Pfarrer ihre Verkündigung verantworten kann. Die Verkündigung des Pfarrers muß mehr eine unterweisende Funktion bekommen: nämlich im Sinne von Zurüstung des Laien zum mündigen Zeugnis in der Welt.

c) Beachtlich war, in welcher breiter Ausfächerung Partnerschaft auf der zweiten Anhörung vom Pfarrer erwartet wurde. Ich nenne eine Reihe von Stichworten: Gruppenfähigkeit, Schaffung einer Atmosphäre des Vertrauens, Erziehung der Gemeindeglieder zu selbständiger Arbeit, regelmäßige Diasporabesprechungen mit Mitarbeitern, Anleitung zum Leiten, Aufspüren von Gaben und deren Förderung, statt sie einzugrenzen, und, last not least, Zurüstung der Mitarbeiter und Gemeindeglieder zu Seelsorgern. Der Begriff Seelsorger sollte nicht mehr auf den Pfarrer eingeengt werden. In den sogenannten äußeren Dingen wird gefordert: Abgabe von Verwaltungsaufgaben. Es genüge, in der Verwaltung einen Überblick zu haben.

d) Die Hochschätzung partnerschaftlichen Verhaltens hat zur Kehrseite eine Aversion gegen alles autoritäre Gebahren. Im Unterschied dazu ist aber ein Bemühen zu verspüren, Autorität als unaufgebbares Person-Merkmal neu zu umschreiben und den Begriff Autortät zu füllen. Von denen, die eine Verantwortung des Pfarrers für alles, was in der Gemeinde geschieht, behaupten, wird sie begründet von seiner Funktion der Verkündigung und Sakramentsverwaltung, oder mehr pragmatisch, von seiner Funktion als Organisator und Koor-

Dienst eines Pfarrers ist nicht in seiner Ordination begründet, sondern allein in seiner beruflichen Ausbildung.

dinator der Gemeindearbeit. Diejenigen, die dem Pfarrer nur Verantwortung für sein spezielles Aufgabengebiet zugestehen, wollen Autorität beschränkt wissen innerhalb seines speziellen Aufgabengebietes. Im Unterschied dazu leiten andere echte Autorität keineswegs von seinem Amt oder seiner Funktion, sondern von seiner Persönlichkeit ab. Wer etwas zu sagen habe, habe auch Autorität. Allen gemeinsam ist, daß Autorität niemals als Anspruch erhoben werden darf.

e) Kritische Vorbehalte gegenüber der Forderung nach Partnerschaft kamen jedoch vorwiegend aus Landgemeinden unter Hinweis auf die Realitäten. Die Laien hätten kaum Zeit, daher werde der Pastor, ob er wolle oder nicht, doch viele Arbeiten, auch solche, die ihm nicht liegen, selber machen müssen. „Eine große Belastung der echten Laien, die noch im Berufsleben stehen, kann auch schaden. Die Hauptverantwortung für alle Aufgaben und Bereiche in der Gemeinde trägt der Pastor“. Es sei bemerkt, daß der vielstimmig vortragenden Forderung, der Pfarrer brauche nicht mehr den Vorsitz im Kirchenvorstand zu führen, durch Kirchengesetz in der Sächsischen Landeskirche Rechnung getragen worden ist.

6. Scharfe Kritik wird von Pfarrern und Laien am Hirtenbild geübt, das anscheinend der Entfaltung von partnerschaftlichem Verhalten hemmend im Wege steht. Allerdings ist dieses Bild in seinem legitimen Verständnis nirgends recht durchreflektiert worden. Die Kritik beißt sich fest an einem bis hin zur Karikatur verzerrten Erscheinungsbild der sogenannten Hirt-Herde-Struktur. Die Schweriner Kandidaten sagen: „So ist die Übertragung des Bildes Hirt-Herde auf Pastor und Gemeinde exegetisch unzulässig. Wichtig ist, daß Jesus sagt: Ich bin der Gute Hirte. Der Pastor kann und darf nicht an diese Stelle treten, wenn er nicht Christus verdrängen will.“

Das Aufgebbare an der biblischen Hirtenfunktion wird weithin übersehen. Unaufgebbare scheint mir folgendes zu sein: Das Bild des Hirten spiegelt am eindrucklichsten das Ganze von Jesu Person und Werk wider. Im Selbstzeugnis des Erzhirten muß doch wohl das Grundgesetz für unser eigenes Wirken gesehen werden. Pastor sein heißt: dassein für den anderen, immer für seine Gemeindeglieder vor Gott stehen, denen nachgeben, die es am meisten bedürfen, den Verlorenen nachgehen. Es wäre schlimm, wenn sich jemand mit Verwerfung des Hirtenbildes von der selbstlosen mühseligen geduldrigen Hirtentreue im Sichkümmern um die vielen Unmündigen dispensieren würde. Da es den Ruf zur Verantwortlichkeit dem anderen gegenüber enthält sowie die Verpflichtung zur Zurüstung der Gemeindeglieder zum rechten Hirtendienst, ist dieses Bild sehr wohl auch für den Gemeindeaufbau geeignet. Der Hirtendienst schließt auch den missionarischen Dienst, der missionarische Dienst schließt den Hirtendienst mit ein. Denen draußen nachzugehen, ist gerade Hirtendienst, ist Praktizierung der misericordia Domini. So wird auch von den Thüringer Pfarrern in der ersten Anhörung betont, daß in der Pfarrerschaft Thüringens das Leitbild des Hirten- und Weideamtes eine spürbare Bedeutung habe und für viele Pfarrer in irgendeiner Weise Hilfe und Leitbild sei. Die Elemente des Kyberneten, Theologen, Partners, Funktionärs im recht verstandenen Hirtenamt seien immer vorhanden gewesen. Der Hinweis in Dr. Hempels Referat, „daß der Pfarrer in bestimmten Situationen eine herausgehobene, besondere Verantwortung in der Gemeinde habe, ja zuweilen eine stellvertretende Gesamtverantwortung wahrzunehmen habe, die man mit Hirtenfunktion bezeichnen könnte“, ist aufs Ganze gesehen nicht aufgenommen worden.

III. Abschließend möchte ich sagen:

a) Die Schweriner Referate haben in den bereits im Gang befindlichen Lern- und Umdenkungsprozeß klärend eingegriffen dergestalt, daß eine Reihe von neuen Leitbildern deutlicher profiliert worden ist. Sie sind auf ihre Leistungsfähigkeit hin kritisch hinterfragt worden und daraufhin überprüft worden, wieweit sie hilfreich sein können, den Dienst des Pfarrers und die anderen Dienste heute und morgen als Entfaltungen des der Gesamtgemeinde übertragenen *einen* Dienstauftrages, also in gemeinsamer Abhängigkeit von demselben, in unserer Situation zu verstehen.

b) Wir meinen, hinter diese neuen Leitbilder nicht mehr zurückgehen zu können. Jedoch behalten diese Leitbilder in der bisherigen Diskussion weithin einen gewissen Schlagwortcharakter und verbleiben darum in der Abstraktion. Mit einer pauschalen Bejahung ebenso wie mit einer pauschalen Ablehnung ist nicht viel geholfen. Die Stellungnahmen geben Anlaß zu der Frage, ob die verschiedenen Beschreibungen des Pfarrerdienstes wirklich durch-

reflektiert worden sind auf ihre Brauchbarkeit und in Beziehung gesetzt worden sind zu den je verschiedenen Strukturen der vorfindlichen Gemeinden. Von daher erst bekämen die Leitbilder ihre je verschiedene Fülle und auch ihre Begrenzung.

c) Darauf wies Landesbischof Dr. Hempel auf der zweiten Anhörung in Dresden mit Nachdruck hin, indem er einige kritische Rückfragen stellte:

Was heißt, daß der Pfarrer der theologische Fachmann in der Gemeinde ist unter den Bedingungen „toter Gemeinde“, also in absolut missionarischer Situation oder auch unter den Bedingungen individueller Schuld? Was bedeutet die Forderung, daß der Pfarrer Menschen zur Mitarbeit und Aufgabenübernahme zu suchen hat unter den Bedingungen introvertierter Gemeinden?

Was wird überhaupt aus der Forderung nach selbständig denkenden und handelnden Gemeinden unter der Bedingung von Menschen, die keine Zeit haben und sich zu exponieren scheuen?

Was wird aus der Forderung nach partnerschaftlichem Miteinander von Pfarrern und Mitarbeitern unter den Bedingungen von Konflikten, die sich nicht bereinigen lassen?

Was nützt das Offenhalten der Möglichkeit von zu erwerbender Autorität des Pfarrers unter den Bedingungen zugegebener persönlicher Schwäche?

d) Ganz am Rande möchte ich auf folgendes hinweisen: Kürzlich hörte ich von einem Gesprächsabend in einer Studentengemeinde. Sie äußerte sich sehr skeptisch und kritisch gegenüber all den neuen Leitbildern und verlangte nach dem väterlichen Pfarrer, dem es gegeben ist, in Gottesdienst und Gemeindeleben den jungen Menschen Halt und Geborgenheit zu schenken. Mir scheint, daß diese Äußerungen gar nicht so exzeptionell sind, als vielmehr als ein Symptom gewertet werden müssen: Sollte nicht mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß unsere Überlegungen evtl. überholt werden durch Fragestellungen einer neuen Generation, aus deren Tiefe ein Suchen aufbricht nach einer geistlichen Realität, die auch durch Umfunktionierung unseres Dienstes noch nicht zum Tragen kommt, durch deren Mächtigwerden unsere Prognosen überrollt werden könnten.

e) Bei aller Fragwürdigkeit neuer Leitbilder haben sie etwas Positives wohl bisher bereits geleistet: sie haben, vor allem der jungen Theologengeneration, herausgeholfen aus der lähmenden Krise und der Angst, sie hätten einen Beruf ohne Zukunft. Impulse, Leitlinien, Entwürfe sind nötig. Wie die Gestalt der Gemeinde, mit ihren Möglichkeiten zu Zeugnis und Dienst, die Gestaltung der Dienste in der Gemeinde von morgen aussieht, das haben wir nicht mehr in der Hand.

Kirchliche Statistik

I. Aufgaben, Durchführung und Grenzen statistischer Untersuchungen in der Kirche *

Von Dieter Rohde

Die Statistik stellt heute auch für die Kirche ein unentbehrliches Hilfsmittel dar. Wichtigste Aufgabe der Statistik in der Kirche ist es, den kirchenleitenden Organen und den Gemeinden Unterlagen zu liefern, die es ihnen ermöglichen,

a) einen Überblick über das kirchliche Leben und seine Entwicklung (Beispiele: Statistik der Beteiligung am Gottesdienst und an kirchlichen Veranstaltungen, Statistik der Amtshandlungen) zu gewinnen und hieraus Schlußfolgerungen für die Arbeit zu ziehen,

b) die Auswirkungen bestimmter Gesetze und Maßnahmen – soweit sie sich in Zahlen erfassen und darstellen lassen – (Beispiele: Statistik der Kirchenvorsteherwahlen, Statistik der Kirchenein- und -austritte in der Unterteilung nach Monaten) erkennen zu können und

c) Planungen und Entscheidungen zahlenmäßig zu unterbauen, um sie wirksamer und sicherer zu gestalten (Beispiele: Mitarbeiterstatistik, Finanzstatistik, Baustatistik).

Die Ergebnisse der kirchlichen Statistik sollen Zustände und Entwicklungen aufzeigen, und sie können als Gradmesser dafür angesehen werden, in welcher Richtung sich das kirchliche Leben bewegt und wie weit Sitten und Formen der Volkskirche gleichbleiben oder sich verändern. Über die innere religiöse Einstellung der Menschen und ihr Zugehörigkeitsgefühl zur Kirche kann die Statistik jedoch nichts oder nur sehr wenig aussagen; sie kann nur zähl- und meßbare Merkmale erfassen. Hier liegen ihre Grenzen, die es bei der Erfassung, Aufbereitung und Interpretation kirchlicher Daten zu beachten gilt.

* Allgemeine Vorbemerkungen zu den Tabellen:

Wenn in den einzelnen Tabellenfeldern keine Zahlen eingetragen sind, so bedeutet:

– der Zahlenwert ist genau gleich Null,

0 der Zahlenwert ist von Null verschieden, aber kleiner als die Hälfte der verwendeten Zahleneinheit und daher nicht ausdrückbar,

. der Zahlenwert ist unbekannt bzw. aus technischen Gründen nicht feststellbar,

x eine Angabe kann aus sachlichen Gründen nicht gemacht werden,

() die eingeklammerten Zahlen geben nur Teilergebnisse an; bei Prozentzahlen ist die Ausgangszahl kleiner als 100.

Abweichungen in den Summen (bei Prozentziffern) entstehen durch das Runden der einzelnen Zahlen.

Bei Untergliederungen bedeutet:

davon – Summe der Einzelpositionen ergibt Gesamtsumme,

darunter – nur ausgewählte Einzelpositionen, die nicht Gesamtsumme ergeben.

Grundlegende Ausführungen über die Methoden, den Zweck, die Bedeutung und die Grenzen der kirchlichen Statistik finden sich u. a. im Kirchlichen Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland 1950 (Ernst Eberhard: „Statistik der kirchlichen Lebensäußerungen“) und in der Abhandlung von Paul Zieger „Statistik der Evangelischen Kirche in Deutschland“ (in: Soziologie der Kirchengemeinde, Stuttgart 1960, S. 208ff.).

II. Kirchengemeinden, Kirchenkreise, geistliche Stellen und geistliches Amt in den Gliedkirchen der EKD im Zeitraum 1962 bis 1972

Von Dieter Rohde

In den 20 Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland bestanden am 31. Dezember 1972 insgesamt 8650 rechtlich selbständige Kirchengemeinden mit Sitz eines Pfarramtes, das waren 25 mehr als am 31. Dezember 1971. Die Zahl der rechtlich selbständigen Kirchengemeinden ohne Sitz eines Pfarramtes (rechtlich selbständige Filialgemeinden, Tochterkirchengemeinden, verbundene Muttergemeinden und dergl.) belief sich am 31. Dezember 1972 auf 2074 und hat sich damit gegenüber dem Vergleichsstichtag des Vorjahres um 15 vermindert. Im langfristigen Vergleich zeigt sich, daß der teilweise Anstieg der Zahl der Kirchenglieder, die strukturellen Gebiets- und Gemeindereformen und die ständige Erschließung neuer Wohngebiete notwendigerweise zu Zusammenlegungen bzw. Neugründungen von Kirchengemeinden geführt haben. Das gilt vor allem für Städte und deren Einzugsgebiete. Im einzelnen haben sich im Vergleich zum 31. Dezember 1962 erhöht

die Zahl der rechtlich selbständigen Kirchengemeinden mit Sitz eines Pfarramtes um

712 oder 9,0%

und die Zahl der rechtlich selbständigen Kirchengemeinden ohne Sitz eines Pfarramtes um

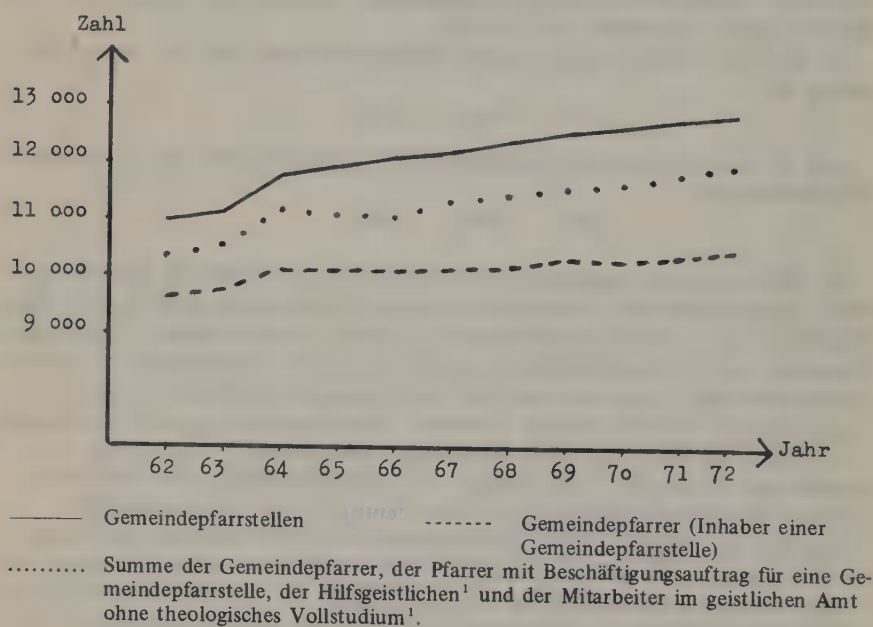
168 oder 8,8%.

Die Gliederung der Landeskirchen nach unteren und mittleren Verwaltungs- bzw. Aufsichtsbezirken ist verschieden; entsprechend haben auch die jeweiligen Begriffe unterschiedliche Bedeutungen. So zählen zu den unteren Verwaltungs-, Seelsorge- bzw. Aufsichtsbezirken je nach Gliedkirche Kirchenkreise, Dekanate, Dekanatsbezirke, Propsteien und ihre Verbände sowie Klassen (Lippe). Zu den mittleren Bezirken gehören Sprengel, Visitationsbezirke und Kreisdekanate. Im Bereich der EKD gab es am Stichtag 31. Dezember 1972 insgesamt 515 untere und 40 mittlere Verwaltungs- bzw. Aufsichtsbezirke. Ihre Zahl ist gegenüber dem Vergleichsstichtag vor zehn Jahren um 26 bzw. 3 gestiegen.

Die Zahl der Pfarrstellen bei Kirchengemeinden ist im Zeitraum von Ende 1962 bis Ende 1972 aus den bereits erwähnten Ursachen ständig gestiegen. Sie belief sich im Gesamtbereich der 20 Gliedkirchen am 31. Dezember 1972 auf 12827 und lag damit um 1833 oder 16,7% über der entsprechenden Zahl am Ende des Jahres 1962. Demgegenüber hat sich die Zahl der in einem gemeindlichen Pfarramt fest angestellten Pfarrer, die am 31. Dezember 1972 zusammen 10395 betrug, seit Ende 1962 nur um 783 oder 8,1% erhöht. In den vergangenen zehn Jahren sind also wesentlich mehr Pfarrstellen neu errichtet worden als Pfarrstellen besetzt bzw. wieder besetzt werden konnten. Aufgrund dieser

entgegengesetzten Entwicklung, die in den einzelnen Gliedkirchen unterschiedlich verlief, ist die Zahl der vakanten Pfarrstellen von Jahr zu Jahr gestiegen. So waren Ende 1962 insgesamt 1382 Gemeindepfarrstellen nicht von einem Gemeindepfarrer (Inhaber einer Gemeindepfarrstelle) besetzt. Ende 1972 traf das dagegen für 2432 Gemeindepfarrstellen zu. Die Zahl der nicht von einem Gemeindepfarrer besetzten Pfarrstellen lag damit Ende 1972 um 1050 oder 76,0% über der am Jahresende 1962. Addiert man zu der Zahl der Gemeindepfarrer die Hilfsgeistlichen und die Mitarbeiter ohne theologisches Vollstudium (Pfarrverweser, Pfarrhelfer, Pfarrverwalter, Pfarrdiakone, Prediger und dergl.) – soweit ihre Zahl die Zahl der für sie vorgesehenen Stellen (Stellen für Hilfsgeistliche und Stellen für geistliche Mitarbeiter ohne theologisches Vollstudium) übertrifft – sowie die Pfarrer mit Beschäftigungsauftrag in Kirchengemeinden, so ergibt sich ein günstigeres Bild. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, daß im Berichtszeitraum verhältnismäßig viele Mitarbeiter ohne theologisches Vollstudium mit der Leitung von Kirchengemeinden betraut wurden. Die Zahl dieser Mitarbeiter ist in den vergangenen zehn Jahren von 430 auf 744, d.h. um 73,0% angewachsen.

Gemeindepfarrstellen und Pfarrer 1962 bis 1972



Legt man den genannten „erweiterten“ Kreis von Pfarrern, Hilfsgeistlichen und Mitarbeitern im geistlichen Amt zu Grunde, so waren am 31. Dezember

1. nur soweit ihre Zahl die Zahl der Stellen für Hilfsgeistliche und für geistliche Mitarbeiter ohne theologisches Vollstudium übertrifft.

1972 1 213 Gemeindepfarrstellen vakant gegenüber 712 am Vergleichsstichtag des Jahres 1962. Die Zahl der Gemeindepfarrstellen, die weder von einem Gemeindepfarrer noch von einem mit der Versehung einer Pfarrstelle betrauten Geistlichen besetzt sind, ist somit in den vergangenen zehn Jahren um 501 oder 70,4% gestiegen. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der Gemeindepfarrstellen hat sich von 6,3% Ende 1962 auf 9,5% Ende 1972 erhöht.

Die zahlenmäßige Entwicklung des theologischen Nachwuchses verlief im Zeitraum der Jahre 1962 bis 1972 sehr unterschiedlich. So zeigte die Zahl der Kandidaten und Kandidatinnen, die die erste theologische Prüfung bestanden haben, bis zum Jahre 1967 eine steigende, ab 1969 hingegen eine fallende Tendenz. Es bestanden die erste theologische Prüfung

Jahr	Kandidaten und Kandidatinnen
1962	532
1963	467
1964	553
1965	570
1966	548
1967	582
1968	579
1969	494
1970	493
1971	449
1972	344

Im einzelnen ergibt sich, daß der Anteil der Kandidatinnen an der Gesamtzahl der Personen, die das erste theologische Examen bestanden haben von 8,5% im Jahre 1962 auf 11,3% im Jahre 1972 gestiegen ist.

Die Zahl derjenigen, die ihre Ausbildung mit der zweiten theologischen Prüfung abgeschlossen haben, hat sich in den acht Jahren von 1962 bis 1970 stark erhöht, ist aber seit 1971 wieder bemerkenswert zurückgegangen. Das zweite theologische Examen haben abgelegt

Jahr	Kandidaten und Kandidatinnen
1962	452
1963	408
1964	458
1965	485
1966	500
1967	504
1968	529
1969	581
1970	683
1971	547
1972	543

Auch hier ergibt sich für die Frauen ein ständig wachsender Anteil an der Gesamtzahl der Kandidaten und Kandidatinnen. Er stieg von 3,8% im Jahre 1962 auf 11,4% im Jahre 1972.

Insgesamt gesehen haben im Bereich der 20 Gliedkirchen der EKD im Jahre 1962 536 und im Jahre 1972 634 Personen das zweite theologische Examen oder die Prüfung für das Amt des Pfarrverwalters bzw. eine entsprechende Prüfung abgelegt.

Die Zahl der im aktiven Dienst verstorbenen und der in den Ruhestand getretenen Pfarrer und Mitarbeiter ohne theologisches Vollstudium belief sich 1962 auf 271 und 1972 auf 505. Die Zahl der in den aktiven Dienst getretenen Pfarrer lag damit

1962 noch um 265 oder 97,8%

1972 dagegen nur um 129 oder 25,5%

über der der verstorbenen und pensionierten Geistlichen.

Der deutlich erkennbare Rückgang des Nachwuchsüberschusses ist vor allem auf die relativ ungünstige Altersgliederung der Pfarrerschaft und auf die seit 1971 abnehmende Zahl der Personen, die in den aktiven Pfarrerdienst traten, zurückzuführen.

Nachwuchs für das Pfarramt und Ausscheiden aus dem pfarramtlichen Dienst 1962 bis 1972

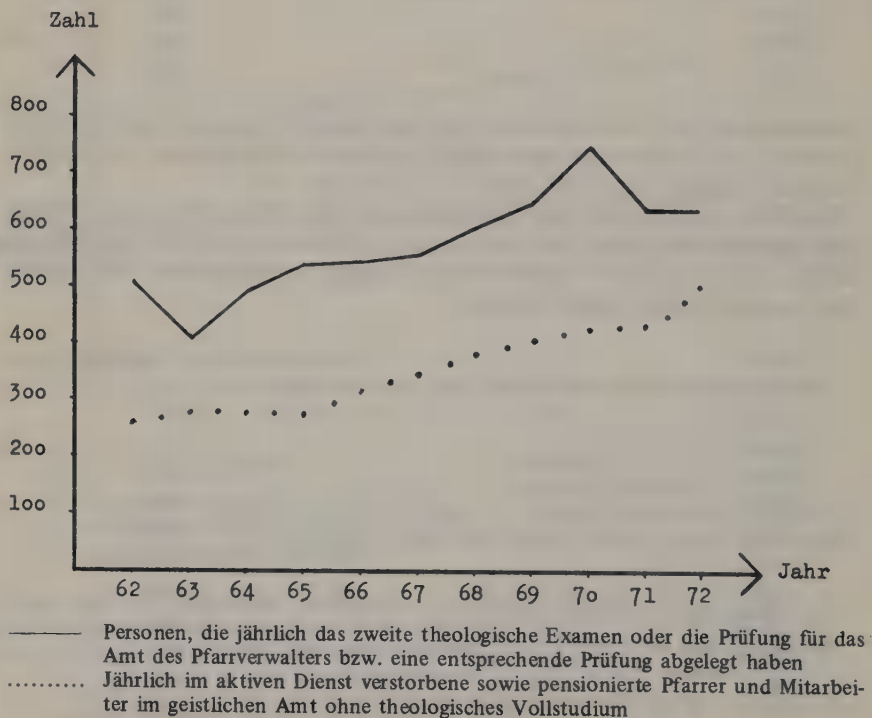


Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen (Stand: 31. 12. 1972)

Landeskirche	Sprengel, Generalsuper- intendenturen, Kreisdekanate, Visitations- bezirke u. dgl.	Kirchenkreise, Superinten- denturen, Dekanate, Propsteien u. dgl.	Rechtlich selbst. Kirchengemeinden			Parochial- verbände, Gesamt- verbände u. dgl.
			mit	ohne	insgesamt	
			Sitz eines¹ Pfarramts			
	1	2	3	4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	1	15	164	—	164	1
Westfalen	—	33	628	—	628	30
Rheinland	—	46	759	109	868	24

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	7	60	912	256	1168	11
Kurhessen-Waldeck	6	26	511	427	938	17
Baden	3	29	433	110	543	5
Pfalz	—	20	303	170	473	5
Bremen	—	—	66	1	67	1

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	9	83	1238	411	1649	15
Bayern	6	74 ²	1323	163	1486 ³	19
Schleswig-Holstein	4	23	507	9	516	15
Hamburg	—	7 ⁴	84	—	84	—
Braunschweig	—	16	245	165	410	3
Lübeck	—	—	32	—	32	—
Schaumburg-Lippe	—	3	21	—	21	—
Eutin	—	—	20	—	20	2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	4	51	1116	225	1341	44
Oldenburg	—	13	110	8	118	1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	—	6 ⁵	69	—	69	—
Nordwestdeutschland	—	10	109	20	129	—

Zusammen	40	515	8650	2074	10724	193
----------	----	-----	------	------	-------	-----

1. in Spalte 3 sind alle Kirchengemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramts gezählt (die Zahl der Stellen ist in Tabelle 2, Spalte 1 nachgewiesen)

2. darunter 7 Prodekanate

3. einschl. exponierte Vikariate

4. Kirchenkreise (keine Aufsichts- bzw. Verwaltungsbezirke i.e.S.)

5. darunter eine „lutherische Klasse“

Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt (Stand: 31. 12. 1972)
(in Klammern: darunter Stellen, die nur mit Frauen besetzt werden)

Landeskirche	Stellen für hauptamtlich im kirchlichen Dienst angestellte Pfarrer (Volltheologen)							Gemeindliche Stellen für Hilfspfarrer	Stellen für geistliche Kräfte ohne theol. Vollstudium	Geistliche Stellen insgesamt
	fest- gegründete gemeindliche Pfarrstellen	in der zentralen Verwaltung der Landes- kirche	im allgemeinen landes- kirchlichen Dienst	in Anstalten der IM mit Parochial- rechten	in Landes- und Kommunal- anstalten ¹	für Religions- lehrer ²	insgesamt Spalten 1 bis 6			
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union										
Berlin (West)	431 (27)	7	86 (22)	2 (1)	12	16 (3)	554 (53)	—	18	572 (53)
Westfalen	1349 (5)	12	192 (9)	41 (3)	19	2	1615 (17)	—	—	1615 (17)
Rheinland	1524 (9)	11	45 (3)	19 (4)	11	68 (6)	1678 (22)	—	79 (1)	1757 (23)
Übrige unierte Landeskirchen										
Hessen und Nassau	1083 —	11	75 —	11 —	43	—	1223 —	65	—	1288 —
Kurhessen-Waldeck	639 —	8	44 (7)	— —	—	16	707 (7)	10	—	717 (7)
Baden	637 —	12	48 (5)	— —	23	57	777 (5)	84	102	963 (5)
Pfalz	346 —	7	16 —	4 —	9	38	420 —	36	4 (1)	460 (1)
Bremen	137 —	—	8 —	3 —	7	—	155 —	—	—	155 —

Gliederungen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1742 –	13	–	–	12 (1)	8	18	1793 (1)	2	–	1795 (1)
Bayern	1592 –	26	23 (3)	–	–	9 (1)	12 (1)	1662 (5)	199 (12) ³	2	1863 (17)
Schleswig-Holstein	870 –	11	70 (3)	19	–	–	–	970 (3)	–	–	970 (3)
Hamburg	173 –	4	41 –	3	–	22	–	243 –	–	–	243 –
Braunschweig	333 –	4	20 –	–	–	3	6	366 –	–	–	366 –
Lübeck	69 –	2	8 (2)	–	–	3 (1)	3	85 (3)	5	–	90 (3)
Schaumburg-Lippe	31 –	–	1 –	–	–	–	–	32 –	–	–	32 –
Eutin	29 –	–	–	–	–	–	–	29 –	–	–	29 –

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1405 –	16	70 –	33 (2)	7	12	1543 (2)	158	–	–	1701 (2)
Oldenburg	201 –	3	10 –	2 –	6	8	230 –	–	–	–	230 –

Reformierte Landeskirchen

Lippe	112 –	3	4 (1)	1 –	2	3 (1)	125 (2)	–	4	–	129 (2)
Nordwestdeutschland	124 –	2	1 –	–	–	3	130 –	–	–	–	130 –
Zusammen	12827 (41)	152	762 (55)	150 (11)	184 (2)	262 (11)	14337 (120)	559 (12)	209 (2)	–	15105 (134)

1. soweit die Stellen mit Amtsträgern der Kirche von der Kirche besetzt werden
2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. kreiskirchlichen Dienst bei Rheinland)
3. einschl. Stellen in exponierten Vikariaten

Tabelle 3: Die Träger des geistlichen Amts (Stand: 31. 12. 1972)
(in Klammern: darunter Frauen)

Landeskirche	Die hauptamtlich im kirchlichen Dienst angestellten Pfarrer						Pfarrer mit Beschäftigungsauftrag		Ordinierte Hilfspfarrer mit 2. theol. Examen	Ordinierte Vikare mit 1. theol. Examen	Geistliche Kräfte ohne theol. Vollstudium	Tätige geistliche Kräfte insgesamt (Sp. 7 bis 12)
	in einem gemeindlichen Pfarramt	in der zentralen Landeskirche	im allgemeinen landeskirchlichen Dienst	in Anstalten der Inneren Mission mit Parochialkirchen	in Landes- und Kommunalanstalten ¹	als Religionslehrer ²	endgültig angestellte Pfarrer zusammen (Sp. 1 bis 6)	Für eine Pfarrstelle				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	355 (20)	7	75 (21)	3 (1)	10 —	10 (1)	460 (43)	16 (1)	2	47 (11)	—	14 — 539 (55)
Westfalen	1097 (18)	12	139 (9)	38 (3)	13 (1)	1 —	1300 (31)	9 (2)	—	101 (10)	—	121 (6) 1331 (49)
Rheinland	1351 (36)	11	46 (3)	19 (2)	11 — ³	52 (3)	1490 (44)	6 —	—	—	—	91 (8) 1587 (52)

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	824 (18)	11	64 (1)	10 (1)	38 (2)	—	947 (22)	21 (2)	9 (1)	120 (10)	—	59 (1) 1156 (36)
Kurhessen-Waldeck	450 (10)	8	35 (4)	—	—	14 (1)	507 (15)	7 —	7 (2)	57 (8)	—	32 — 610 (25)
Baden	497 (2)	9	47 (5)	—	19 (3)	65 (7)	637 (17)	21 —	15 (2)	91 (9)	—	120 (5) 884 (33)
Pfalz	277 (4)	7	15 —	4 —	7 (2)	30 (1)	340 (7)	4 (2)	1	17 (1)	20 (1)	22 (2) 404 (13)
Bremen	120 (2)	—	7 —	—	7 (1)	—	134 (3)	—	—	5 (1)	10 (2)	— 149 (6)

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1293 (19)	13	104 (6)	12 (1)	8 (2)	18 (3)	1448 (31)	6 –	–	149 (5)	–	55 (7)	1658 (43)
Bayern	1321 –	26	26 (3)	–	10 (1)	13 (1)	1396 (5)	8 –	3	125 (18)	22 (1)	57 –	1611 (24)
Schleswig-Holstein	716 (18)	11	58 (7)	16 –	–	–	801 (25)	15 –	2 (1)	32 (9)	–	39 (1)	889 (36)
Hamburg	155 –	4	37 (3)	3 –	20 (3)	–	219 (6)	1 –	5	–	–	2 –	227 (6)
Braunschweig	230 (2)	4	12 (3)	–	3 –	3 –	252 (5)	11 (3)	–	12 –	–	14 –	289 (8)
Libeck	63 –	2	10 (2)	–	4 (1)	3 –	82 (3)	–	3	5 –	–	–	90 (3)
Schaumburg-Lippe	25 –	–	–	–	–	–	25 –	–	–	–	–	4 –	29 –
Eutin	27 –	–	–	–	–	–	27 –	1 –	–	2 –	–	–	30 –

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1203 (6)	15 (1)	69 –	35 (2)	7 –	8 –	1337 (9)	48 (2)	–	135 (18)	103 (16)	87 (6)	1710 (51)
Oldenburg	185 (1)	3	7 –	2 –	4 –	5 –	206 (1)	3 –	1	5 (1)	–	16 –	231 (2)

Reformierte Landeskirchen

Lippe	101 –	3	5 (1)	1 –	2 –	4 (1)	116 (2)	1 –	–	7 (1)	–	3 –	107 (3)
Nordwestdeutschland	105 (2)	2	1 –	–	–	3 –	111 (2)	–	–	–	–	8 –	119 (2)
Zusammen	10395 (158)	148 (1)	757 (68)	143 (10)	163 (16)	229 (18)	11835 (271)	178 (12)	48 (6)	910 (102)	155 (20)	744 (36)	13870 (447)

1. soweit Amtsträger der Kirche und von der Kirche berufen
2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. im kreiskirchlichen Dienst bei Rheinland)
3. vom Staat im Einvernehmen mit der Kirche angestellt

Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte¹ Pfarrer und Pfarrer im Wartestand (Stand: 31.12.1972) – (in Klammern: darunter Frauen)

Landeskirche	Pfarrer im im Ruhestand	Pfarrverwalter im Ruhestand	Zu anderweitiger Dienstleistung beurlaubte Pfarrer	Pfarrer im Wartestand
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	264 (9)	6	32 (1)	1
Westfalen	375 (10)	21	56 (1)	7 (1)
Rheinland	399 (4)	–	22 (1)	21 (1)

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	293 (3)	8	117 (13)	20 (9)
Kurhessen-Waldeck	184 (2)	7	41 (1)	–
Baden	206 (4)	10	110 (6)	–
Pfalz	127 (2)	1	38 (5)	–
Bremen	32 (2)	–	– –	–

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	382 (11)	6 (1)	80 (6)	2
Bayern	502 (3)	15	342 (11)	2
Schleswig-Holstein	219 (3)	8	28 –	2
Hamburg	49 (3)	–	31 (1)	–
Braunschweig	103 (2)	–	19 –	–
Lübeck	27 –	–	1 –	–
Schaumburg-Lippe	10 –	–	– –	–
Eutin	9 –	–	1 –	–

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	535 (8)	–	247 (6)	5
Oldenburg	38 –	–	9 (1)	–

Reformierte Landeskirchen

Lippe	46 –	2	4 –	–
Nordwestdeutschland	26 –	1	– –	–
Zusammen	3826 (66)	85 (1)	1 178 (53)	60 (11)

1. Pfarrer, die zu anderweitiger Dienstleistung aus dem unmittelbaren kirchlichen Dienst mit dem Recht des Rücktritts entlassen oder für mindestens ein Jahr beurlaubt sind

Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1972 emeritierten Pfarrer und Pfarrverwalter und der im aktiven Dienst verstorbenen Pfarrer
(in Klammern: darunter Frauen)

Landeskirche	Im Jahr 1972 emeritierte Pfarrer und Pfarr- verwalter	deren Lebensalter im Zeitpunkt der Emeritierung			Im Jahr 1972 im aktiven kirchlichen Dienst verstorbene Pfarrer ¹	deren Lebensalter im Zeitpunkt des Todes		
		unter 60 Jahre	60 bis unter 70 Jahre	minde- stens 70 Jahre		unter 40 Jahre	40 bis unter 60 Jahre	minde- stens 60 Jahre
		1	2	3		4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	16	—	1	14	1	3	—	—	3
Westfalen	46	—	4	42	—	7	—	3	4
Rheinland	52 (3)	2	44 (3)	6	7	—	5	2	

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	51 (2)	5	45 (2)	1	5	2	3	—	
Kurhessen-Waldeck	18	—	—	17	1	3	—	1	2
Baden	33	—	6	26	1	2	—	—	2
Pfalz	15	—	1	14	—	1	—	1	—
Bremen	5	—	—	5	—	—	—	—	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	40 (5)	—	40 (5)	—	8	1	3	4	
Bayern	71 (1)	6	62 (1)	3	9	—	3	6	
Schleswig-Holstein	26	—	1	23	2	5	—	—	5
Hamburg	2 (1)	—	2 (1)	—	1	—	1	—	
Braunschweig	12	—	—	11	1	2	—	1	1
Lübeck	1	—	—	1	—	—	—	—	—
Schaumburg-Lippe	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Eutin	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	42 (1)	3	38 (1)	1	10	1	6	3	
Oldenburg	6	—	1	4	1	—	—	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	3	—	—	2	1	—	—	—	—
Nordwestdeutschland	2	—	—	1	1	1	—	—	1
Zusammen	441 (13)	30	391 (13)	20	64	4	27	33	

1. Pfarrer, die im unmittelbaren kirchlichen Dienst fest angestellt waren (vgl. Tab. 3, Spalte 7)

III. Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Zeitraum 1963 bis 1971

Von Dieter Rohde

Seit 1890 wird in den evangelischen Landeskirchen in Deutschland jährlich eine Statistik über Äußerungen des kirchlichen Lebens erhoben. Als statistisches Grundmaterial dienen die von jeder Kirchengemeinde ausgefüllten Erhebungsbogen über Äußerungen des kirchlichen Lebens. Es kann als ein besonderer Vorzug der kirchlichen Statistik angesehen werden, daß sie hinsichtlich der erhobenen Merkmale nicht von Grund auf verändert wurde. Dadurch wird für die Mehrzahl der Landeskirchen eine zeitliche Vergleichbarkeit der Ergebnisse gewährleistet. Nach Eberhard kommt „den Ergebnissen einer speziellen Kirchlichkeitsstatistik geradezu eine diagnostische Bedeutung für das gemeindliche wie gesamtkirchliche Leben zu“ (Ernst Eberhard: Statistik der kirchlichen Lebensäußerungen, in: Kirchl. Jahrbuch 1950, S. 427).

Aus der Fülle des Zahlenmaterials, das aus der in allen Kirchengemeinden jährlich durchgeführten Erhebung anfällt, werden nachfolgend schwerpunktmäßig bestimmten Ergebnisse, die für die Entwicklung des kirchlichen Lebens von besonderer Bedeutung sind, analysiert.

1. Taufen und Taufziffern

In den 20 Gliedkirchen der EKD wurden im Jahre 1971 insgesamt 317754 Kinder im Alter bis zu 14 Jahren getauft, das waren 28240 oder 8,2% weniger als im Vorjahr.

Im langfristigen Vergleich zeigt sich, daß die Zahl der Taufen von 1963 – seit diesem Jahr liegen für den Gesamtbereich der EKD voll vergleichbare Zahlen vor – bis 1966 recht konstant geblieben ist; sie hat sich aber in den folgenden fünf Jahren ständig weiter vermindert und lag im Jahre 1971 um 157829 oder ein Drittel unter der im Ausgangsjahr 1963. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß im Bundesgebiet die Zahl der lebend geborenen Kinder evangelischer und konfessions- bzw. glaubensverschiedener Eltern (soweit ein Elternteil evangelisch ist) im gleichen Zeitraum von 611 783 auf 421 798, also ebenfalls um fast ein Drittel zurückgegangen ist. (Vgl. Tabelle S. 440f.)

In der Untergliederung der Taufen von Kindern im Alter bis zu 14 Jahren nach der Konfession bzw. der Religionszugehörigkeit der Eltern zeigt sich, daß die Entwicklung im Zeitraum der Jahre 1963 bis 1971 nicht einheitlich verlaufen ist. Im einzelnen ergibt sich folgendes Bild:

Die Zahl der Taufen von Kindern evangelischer Eltern lag im Berichtsjahr mit 241471 um 132401 oder 35,4% unter der im Jahre 1963. Im gleichen Zeitraum ist die Zahl der Geburten von Kindern evangelischer Eltern um 140241 oder 36,0% zurückgegangen. Die Taufziffer, d.h. die Zahl der Taufen von Kindern evangelischer Eltern in Prozent der lebendgeborenen Kinder aus evangelischen Ehen,

schwankte in den Jahren von 1963 bis 1970 zwischen 96 und 98%; im Jahre 1971 belief sie sich auf 97%. Es ist also festzustellen, daß nach wie vor fast alle lebendgeborenen Kinder evangelischer Eltern evangelisch getauft werden. Bei den verhältnismäßig hohen Taufziffern darf allerdings nicht verkannt werden, daß das beherrschende Motiv für das Begehren der Taufe vielfach weniger die christliche Überzeugung sondern die Sitte ist. Immerhin zeigen die Taufziffern aber doch, daß der weitaus größte Teil der Kirchenglieder Bindungen zur Kirche hat.

Bei den Taufen von Kindern konfessions- bzw. glaubensverschiedener Eltern handelt es sich zum überwiegenden Teil um Taufen von Kindern evangelisch-katholischer Ehepaare. Ihre Zahl verminderte sich von 1963 bis 1971 um 15083 oder 21,2% auf 56163; sie hat damit sowohl absolut als auch verhältnismäßig wesentlich schwächer abgenommen als die Zahl der Taufen von Kindern evangelischer Eltern. Das dürfte vor allem darauf zurückzuführen sein, daß sich im Berichtszeitraum die Zahl der Eheschließungen evangelisch-katholischer Ehepaare im Gegensatz zu der Entwicklung der Eheschließungen evangelischer Ehepaare nur wenig verändert hat (siehe hierzu auch Abschnitt 3). Aufgrund dieser unterschiedlichen Entwicklung ist der Geburtenrückgang bei den Kindern evangelisch-katholischer Eltern nicht so stark ausgeprägt wie bei den Kindern, deren Eltern evangelisch sind. So hat sich die Zahl der Geburten von Kindern evangelisch-katholischer Eltern von 1963 bis 1971 nur um 42268 oder 24,2% verringert. Die Taufziffer der Kinder aus evangelisch-katholischen Ehen blieb im Berichtszeitraum nahezu konstant: Von 100 Kindern aus evangelisch-katholischen Ehen wurden im Jahre 1963 rund 41% und im Jahre 1971 rund 42% evangelisch getauft.

Die Zahl der Taufen von Kindern evangelisch-anders-christlicher Eltern (Angehörige der Ostkirchen, der altkatholischen Kirche und verwandter Gruppen sowie der christlich orientierten Sondergemeinschaften) betrug 1971 2447 und hat sich damit gegenüber dem Ausgangsjahr 1963 nur geringfügig vermindert.

Demgegenüber errechnet sich für die Taufen von Kindern evangelisch-sonstiger Eltern ein erheblicher Rückgang (1963: 9199; 1971: 6959). Bei der Gruppe der „sonstigen Ehepartner“ handelt es sich zum weit überwiegenden Teil um Gemeinschaftslose. Während 1963 von 100 lebendgeborenen Kindern evangelisch-sonstiger Eltern 70 evangelisch getauft wurden, traf das 1971 nur noch für 54 zu. Diese Entwicklung zeigt deutlich, daß evangelisch-gemeinschaftslose Eltern ihre Kinder heute weitaus seltener taufen lassen als Anfang und Mitte der 60er Jahre.

Erheblich verringert hat sich daneben auch die Zahl der Taufen nicht ehelich geborener Kinder evangelischer Mütter; nämlich von 17090 im Jahre 1963 auf 9398 im Berichtsjahr. Hier steht einem Rückgang der Taufen um 45,0% eine Abnahme der Geburten um nur 27,4% gegenüber. Die Taufziffer (Taufen in Prozent der Geburten nicht ehelich geborener Kinder evangelischer Mütter) vermindert sich im gleichen Zeitraum von 60% auf 45%.

Auf Grund der aufgezeigten unterschiedlichen Entwicklungen hat sich im Berichtszeitraum die anteilmäßige Zusammensetzung der Taufen nach der Konfessions- bzw. Religionszugehörigkeit der Eltern etwas verschoben. Im einzelnen

Geburten und evangelische Taufen im Bundesgebiet 1963 bis 1971

Jahr	Geburten¹		Evangelisch getaufte Kinder insgesamt		Geburten von Kindern evangelischer Eltern		Taufen von Kindern evangelischer Eltern		Geburten von Kindern evang.-kath. Eltern		Taufen von Kindern evang.-kath. Eltern			
	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 5	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 10	Veränderung gegenüber 1963 in %	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
1963	611 783		475 583		389 804		373 872	95,9		174 683		71 246	40,8	
1964	617 740	+ 1,0	483 271	+ 1,6	393 758	+ 1,0	379 709	96,4	+ 1,6	177 596	+ 1,7	73 398	41,3	+ 3,0
1965	604 281	- 1,2	476 057	+ 0,1	382 821	- 1,8	374 018	97,7	+ 0,0	177 323	+ 1,5	73 349	41,4	+ 3,0
1966	609 092	- 0,4	475 843	+ 0,1	382 859	- 1,8	372 290	97,3	- 0,4	182 159	+ 4,3	75 051	41,2	+ 5,3
1967	593 569	- 3,0	462 931	- 2,7	370 490	- 5,0	361 402	97,6	- 3,3	179 550	+ 2,8	74 470	41,5	+ 4,5
1968	563 992	- 7,8	441 674	- 7,1	348 788	- 10,5	342 744	98,3	- 8,3	172 756	- 1,1	72 833	42,2	+ 2,2
1969	520 032	- 15,0	399 158	- 16,1	318 283	- 8,4	309 096	97,1	- 17,3	161 067	- 7,8	67 747	42,1	- 4,9
1970	454 201	- 25,8	345 994	- 27,3	273 639	- 29,8	266 448	97,4	- 28,7	141 693	- 18,9			
1971	421 798	- 31,1	317 754	- 33,2	249 563	- 36,0	241 471	96,8	- 35,4	132 415	- 24,2	56 163	42,4	- 21,2

1. Von Kindern evangelischer Eltern und von Kindern mit einem evangelischen Elternteil.

Jahr	Geburten von Kindern evang.-andere christl. ² Eltern		Taufen von Kindern evang.-andere christl. ² Eltern		Geburten von Kindern evang.-sonstiger ¹ Eltern		Taufen von Kindern evang.-sonstiger ¹ Eltern		Nicht ehelich geborene Kinder evang.-Mütter		Taufen von nicht ehelich geborenen Kindern evang.-Mütter				
	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 15	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 20	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 25	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 28	Veränderung gegenüber 1963 in %	
1963	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29
1963	5484		2582	47,0		13238		9199	69,5		28574		17090	59,8	
1964	5907	+ 7,7	2777	47,0	+ 7,6	13338	+ 0,8	9447	70,8	+ 2,7	27141	- 5,0	16311	60,1	- 4,6
1965	6376	+16,3	2937	46,2	+13,7	13279	+ 0,3	9400	70,8	+ 2,2	24482	-14,3	14576	59,5	-14,7
1966	6754	+23,2	2917	43,2	+13,0	13550	+ 2,4	9628	71,0	+ 4,7	23770	-16,8	14342	60,3	-16,1
1967	6804	+24,1	3021	44,4	+17,0	13511	+ 2,1	9017	66,7	- 2,0	23214	-18,8	13429	57,9	-21,4
1968	6787	+23,8	2806	41,4	+ 8,7	13034	- 1,5	8701	66,8	- 5,4	22627	-20,8	12544	55,5	-26,6
1969	6617	+20,7	2637	39,9	+ 2,1	12022	- 9,2	6800	56,6	-26,1	22043	-22,9	11532	52,3	-32,5
1970	6032	+10,0	.	.	- 6,0	12065	- 8,9	.	.	.	20772	-27,3	10125	48,7	-40,8
1971	6104	+11,3	2447	40,1	- 5,2	12960	- 2,1	6959	53,7	-24,4	20756	-27,4	9398	45,3	-45,0

2. Angehörige der Ostkirchen, der altkatholischen Kirche und verwandter Gruppen sowie der christlich orientierten Sondereinigungen.

3. Hier handelt es sich zum überwiegenden Teil um Gemeinschaftslose.

errechnen sich folgende Anteile an der Gesamtzahl der Taufen:

	1963	1971
Taufen von Kindern evangelischer Eltern	78,7%	76,0%
Taufen von Kindern evangelisch-katholischer Eltern	15,0%	17,6%
Taufen von Kindern evangelisch-anders-christlicher Eltern	0,5%	0,8%
Taufen von Kindern evangelisch-jüdischer Eltern	0,01 %	0,01 %
Taufen von Kindern evangelisch-sonstiger Eltern	1,9%	2,2%
Taufen von nichtehelichen Kindern evangelischer Mütter	3,6%	3,0%
Taufen von Kindern sonstiger Eltern	0,3%	0,4%

In der Aufteilung der Kindertaufen nach dem Ort der Taufe zeigt sich, daß nach wie vor über die Hälfte der Taufen während des Gemeindegottesdienstes bzw. im Kindergottesdienst stattfinden. Die Taufen in selbständigen Taufgottesdiensten scheinen an Bedeutung weiter zu gewinnen; ihr Anteil an der Gesamtzahl der Taufen lag 1971 bei rund 42% (1963: 38,4%). Demgegenüber hat sich bei den Haustaufen und bei den Taufen in Kliniken die seit längerer Zeit zu beobachtende rückläufige Tendenz weiter fortgesetzt; während 1963 noch 4,0% aller Taufen auf Haustaufen und 4,1% auf Taufen in Kliniken entfielen, waren es 1971 lediglich 1,3% bzw. 1,6%.

2. Konfirmationen

Im Jahre 1971 wurden insgesamt 386716 Jungen und Mädchen konfirmiert. Die Zahl der Konfirmierten ist damit gegenüber den vorangegangenen acht Jahren so gut wie unverändert geblieben. Vergleichsrechnungen zu den Zahlen der 14 und 15 Jahre alten evangelischen Kinder sind nicht möglich. Sie müßten von der Feststellung ausgehen, wie viele der 14 bzw. 15 Jahre vor der Konfirmation geborenen und evangelisch getauften Kinder noch leben. Aus dieser Zahl könnte man, wenn sie zu ermitteln wäre, feststellen, wie hoch der Prozentsatz der Kinder ist, die nicht konfirmiert werden, obwohl sie getauft sind.

3. Trauungen und Trauziffern

Für das Ausmaß der Beteiligung am kirchlichen Leben und als Gradmesser für die kirchliche Bindung bieten die Trauziffern einen recht brauchbaren Anhaltspunkt; es muß aber auch hier berücksichtigt werden, daß die kirchliche Trauung — ähnlich wie bereits für die Taufe festgestellt — stärker von festgeformter christlicher Sitte als von Überzeugung bestimmt wird. Dabei zeigt sich jedoch, daß dies für die Trauung nicht mehr in dem Ausmaß gilt, wie für die Taufe. Anders als bei der fest überlieferten Sitte der Taufe wird bei der Eheschließung nicht immer eine kirchliche Trauung begehrt. So spielen bei der Trauung reine Zweckmäßigkeitsgründe (z.B. wirtschaftliche Überlegungen oder

die Frage, ob eine kirchliche Trauung „zeitgemäß“ ist) eine erhebliche Rolle. Das gilt in Großstädten mehr als in überwiegend ländlichen Bezirken.

Im Jahre 1971 wurden im Gesamtbereich der EKD 145093 Paare getraut; gegenüber dem vorangegangenen Jahr bedeutet das eine Abnahme um 11 359 oder 7,3%.

In der statistischen Entwicklung von Jahr zu Jahr zeigt sich, daß die Zahl der Trauungen von 1963 bis 1971 ständig weiter zurückgegangen ist; sie lag im Jahre 1971 um 58 798 oder 28,8% unter der im Ausgangsjahr 1963. Demgegenüber ist die Zahl der Eheschließungen von evangelischen und konfessions- bzw. glaubensverschiedenen Ehepaaren (soweit ein Ehepartner evangelisch ist) im gleichen Zeitraum nur um 17,2% auf 270 126 zurückgegangen. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß in dieser Zahl auch die Wiederverheiratungen geschiedener evangelischer Personen enthalten sind. Diese Personen, deren Anteil an der Gesamtzahl der evangelischen Eheschließungen von Jahr zu Jahr steigt (1964: 9,0%; 1971: 11,7%), lassen sich in geringerem Umfang kirchlich trauen als diejenigen, die erstmals eine Ehe eingehen.

Eine Analyse der Entwicklung der Trauungen in der Unterteilung nach der Konfession bzw. der Religionszugehörigkeit der Ehepartner ergibt, daß vor allem die Zahl der Trauungen evangelischer Ehepartner abgenommen hat. So wurden im Jahre 1971 107 394 evangelische Ehepaare getraut, das waren 58 668 oder 35,3% weniger als im Jahre 1963. Bei den Eheschließungen evangelischer Ehepaare betrug der entsprechende Rückgang hingegen nur 27,1%. Die rückläufige Entwicklung der Zahl der Trauungen evangelischer Ehepaare schlägt sich deutlich in der Trauziffer, das heißt der Zahl der Trauungen in Prozent der Eheschließungen, nieder. Während 1963 von 100 standesamtlich getrauten evangelischen Ehepaaren 85 kirchlich getraut wurden, waren es 1971 76.

Demgegenüber ist die Zahl der Trauungen evangelisch-katholischer Ehepaare im Berichtszeitraum verhältnismäßig konstant geblieben; sie belief sich im Jahre 1971 auf 34 829 und lag damit lediglich um 1% unter der im Jahre 1963. Daß sich hier ein wesentlich geringerer Rückgang als bei den Trauungen evangelischer Ehepaare ergibt, ist zumindest teilweise auf die infolge des Zustroms ausländischer Arbeitnehmer steigende Zahl der Eheschließungen zwischen evangelischen deutschen und katholischen ausländischen Ehepartnern zurückzuführen. Nach wie vor werden gegenüber den Vorjahren fast unverändert von 100 standesamtlichen Eheschließungen evangelisch-katholischer Ehepaare rund ein Drittel evangelisch getraut.

Die Zahlen der Trauungen evangelisch-anders-christlicher (Angehörige der Ostkirchen, der altkatholischen Kirche und verwandter Gruppen sowie der christlich orientierten Sondergemeinschaften) und evangelisch-sonstiger (bei den „Sonstigen“ handelt es sich zum überwiegenden Teil um Gemeinschaftslose) Ehepaare waren im Jahre 1971 mit 1 554 bzw. 1 125 weiterhin sehr gering.

Aufgrund der aufgezeigten unterschiedlichen Entwicklungen haben sich die Anteile der Trauungen evangelischer, evangelisch-katholischer und evangelisch-sonstiger Ehepaare an der Gesamtzahl der Trauungen 1971 gegenüber 1963

Eheschließungen und evangelische Trauungen im Bundesgebiet 1963 bis 1971

Jahr	Eheschließungen ¹		Evangelisch getraute Paare insgesamt		Eheschließungen evangelischer Paare	Trauungen evangelischer Paare				Eheschließungen evang.-kath. Paare		Trauungen evang.-kath. Paare		
	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 5	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 10	Veränderung gegenüber 1963 in %
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
1963	326222		203891		194302		166062	85,5		110700		35159	31,8	
1964	325717	- 0,2	202449	- 0,7	191807	- 1,3	163502	85,3	- 1,5	112413	+ 1,5	36123	32,1	+ 2,7
1965	318465	- 2,4	195705	- 4,0	184979	- 4,8	156437	84,6	- 5,8	111886	+ 1,1	36493	32,7	+ 3,8
1966	312971	- 4,1	190897	- 6,4	179387	- 7,7	150720	84,0	- 9,2	111702	+ 0,9	37384	33,5	+ 6,3
1967	309236	- 5,2	183789	- 9,9	173977	- 10,5	143944	82,8	- 13,3	113951	+ 2,9	37074	32,5	+ 5,4
1968	292499	- 10,3	174752	- 14,3	164933	- 15,1	135993	82,5	- 18,9	106603	- 3,7	36315	34,1	+ 3,3
1969	288328	- 11,6	166015	- 18,6	159368	- 18,0	127153	79,8	- 23,4	108017	- 2,4	36082	33,4	+ 2,6
1970	282996	- 13,3	156452	- 23,3	152500	- 21,5	118244	77,6	- 28,8	108917	- 1,6	35454	32,6	+ 0,8
1971	270126	- 17,2	145093	- 28,8	141640	- 27,1	107394	75,8	- 35,3	105772	- 4,5	34829	32,9	- 0,9

1. Von evangelischen Paaren und von Paaren mit einem evangelischen Ehepartner.

Jahr	Eheschließungen evang.-andere christl. ² Paare		Trauungen evang.-andere christl. ² Paare			Eheschließungen evang.-sonstiger ³ Paare		Trauungen evang.-sonstiger ³ Paare		
	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 15	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	Veränderung gegenüber 1963 in %	Zahl	in % der Spalte 20	Veränderung gegenüber 1963 in %
	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24

1963	7589		1824	24,0		13631		709	5,2	
1964	7659	+ 0,9	1773	23,1	- 2,8	13838	+ 1,5	897	6,5	+26,5
1965	7658	+ 0,9	1713	22,4	- 6,1	13942	+ 2,3	856	6,1	+20,7
1966	7836	+ 3,3	1790	22,8	- 1,9	14046	+ 3,0	837	6,0	+18,1
1967	7551	- 0,5	1705	22,6	- 6,5	13757	+ 0,9	884	6,5	+24,7
1968	7458	- 1,7	1481	19,9	-18,8	13505	- 0,9	810	6,0	+14,2
1969	7591	± 0,0	1754	23,1	- 3,8	13352	- 2,0	868	6,5	+22,4
1970	6915	- 8,9	.	.	.	14664	+ 7,6	.	.	.
1971	6485	-14,5	1554	24,0	-14,8	16229	+19,1	1125	6,9	+58,7

2. Angehörige der Ostkirchen, der altkatholischen Kirche und verwandter Gruppen sowie der christlich orientierten Sondergemeinschaften.

3. Hier handelt es sich zum überwiegenden Teil um Gemeinschaftslose.

bemerkenswert verändert. Im einzelnen entfielen von den evangelischen Trauungen im Bereich der EKD:

	1963	1971
auf Trauungen evangelischer Ehepaare	81,4	74,0
auf Trauungen evangelisch-katholischer Ehepaare	17,2	24,0
auf Trauungen evangelisch-andere christlicher Ehepaare	0,9	1,1
auf Trauungen evangelisch-sonstiger Ehepaare	0,4	0,8
auf Trauungen sonstiger Ehepaare	0,1	0,1

4. Bestattungen und Bestattungsziffern

Im Bereich der EKD wurden im Jahre 1971 insgesamt 353 936 Personen evangelisch bestattet, das waren rund 95% der verstorbenen Evangelischen. Die Bestattungsziffer, d.h. die Zahl der evangelisch Bestatteten in Prozent der verstorbenen evangelischen Personen, ist damit seit dem Jahre 1963 nahezu unverändert geblieben.

5. Gottesdienstbesuch und Gottesdienstbesuchsziffern

Die Teilnahme der Kirchenglieder am Gottesdienst wird als eine besonders wichtige Äußerung der kirchlichen Einstellung angesehen. Hier kann, anders als bei den Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Bestattungen, am ehesten von einer echten Äußerung aktiver Kirchlichkeit gesprochen werden. Den Zahlen über den Gottesdienstbesuch kommt daher eine besondere Bedeutung zu.

Unter der „Gottesdienstbesuchsziffer“ versteht man die Zahl der Kirchgänger je Sonntag in Prozent der evangelischen Wohnbevölkerung. Diese Zahl wird seit 1956 methodisch unverändert wie folgt berechnet: Die Kirchengemeinden melden die Zahlen der Gottesdienstbesucher an vier von Jahr zu Jahr vergleichbaren Zählsonntagen (Invocavit, Kantate, 16. bzw. 17. Sonntag nach Trinitatis, 1. Advent). Die Summe der Gottesdienstbesucher dieser Zählsonntage wird durch 4 geteilt und das Ergebnis zur Seelenzahl in Beziehung gesetzt.

Im Jahre 1971 haben an den vier Zählsonntagen in den Gliedkirchen der EKD (ohne Gliedkirchen Bayern und Württemberg, für die keine vergleichbaren Zahlen vorliegen) 3,8 Mill. Personen die Hauptgottesdienste besucht. Im Bereich der EKD (ohne die zwei genannten Gliedkirchen) haben also jeden Sonntag (ohne Feiertage, wie Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Pfingsten, Erntedankfest, Volkstrauertag und Ewigkeitssonntag) rund 942000 Personen am Hauptgottesdienst und rund 379000 Personen am Kindergottesdienst teilgenommen, das sind ca. 5,6% der evangelischen Kirchenglieder. Bei der Errechnung dieser Daten wird als Bezugzahl die Seelenzahl zugrundegelegt. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß darin auch solche Personen enthalten sind, die wegen ihres Alters, wegen Krankheit oder aus beruflichen Gründen (z.B. Beschäftigte in öffentlichen Versorgungs- und Verkehrsbetrieben sowie in Krankenhäusern) am sonntäglichen Gottesdienst nicht teilnehmen können. Der Anteil der Personen im Alter von 65 und mehr Jahren an der Gesamtzahl der Kirchenglieder beträgt rund 13%. Wieviele davon aufgrund ihres Alters nicht mehr in der Lage

	Gottesdienstbesucher je Sonntag	Kindergottesdienst- besucher je Sonntag	Gottesdienst- und Kindergottesdienst- besucher in Prozent der Zahl der Kirchen- glieder
1963:	1 168000	561 000	7,3
1964:	1 166000	549000	7,2
1965:	1 130000	531 000	6,9
1966:	1 158000	537000	7,0
1967:	1 120000	520000	6,8
1968:	1 137000	498000	6,8
1969:	1 021000	450000	6,1
1970:	961000	417000	5,9
1971:	942000	379000	5,6

sind, den Gottesdienst zu besuchen, kann nicht festgestellt werden. Ebenso ist eine auch nur annähernd zuverlässige Schätzung der durch Krankheit oder Beruf verhinderten Gemeindeglieder nicht möglich. Die Gottesdienstbesuchsziffer erscheint somit in der Statistik – da die Bezugzahl zu groß ist und nicht in vollem Umfang berichtet werden kann – niedriger als es der Wirklichkeit entspricht.

Ein Vergleich in räumlicher Hinsicht zeigt, daß der Gottesdienstbesuch in überwiegend ländlichen Kirchenkreisen verhältnismäßig hoch ist; demgegenüber liegt er in großstädtischen Gebieten erheblich unter dem Durchschnitt.

Die für das Jahr 1971 errechnete Prozentzahl bedeutet nicht, daß insgesamt nur 5,6% der Kirchenglieder an Gottesdiensten teilnehmen. Die Personen, aus denen sich diese Prozentzahl errechnet, sind nicht immer dieselben; der Personenkreis der Gottesdienstbesucher ändert sich in seiner Zusammensetzung von Sonntag zu Sonntag. Eine genaue statistische Aussage, wie oft das einzelne Gemeindeglied zur Kirche geht oder wieviele Gemeindeglieder überhaupt nicht und wieviele ein-, zwei-, dreimal usw. jährlich den Gottesdienst besuchen, ist nicht möglich. Über die Häufigkeit des Gottesdienstbesuches liegen lediglich die Ergebnisse einiger Befragungen vor. Danach kann angenommen werden, daß von den befragten evangelischen Kirchengliedern rund ein Viertel jährlich an mehreren Sonntagen und 22% nur an besonderen kirchlichen Feiertagen einen Gottesdienst besuchen. Rund 13% der Befragten hören häufig im Rundfunk Gottesdienste; etwa 15% sehen ziemlich häufig religiöse/kirchliche Sendungen im Fernsehen.

Die Zahl der Besucher von Hauptgottesdiensten ist 1969 erstmals erheblich zurückgegangen. Dieser Rückgang hat sich weiter fortgesetzt. Hier stellt sich die Frage, inwieweit die in anderen Bereichen des öffentlichen Lebens zu beobachtende rückläufige Entwicklung der Beteiligung an Veranstaltungen nun auf die Kirche übergegriffen hat. Sicherlich ist die Entwicklung zumindest teilweise auf das verlängerte Wochenende und die Konzentration der Arbeit auf fünf, stellenweise bereits auf viereinhalb Wochentage zurückzuführen. Auf der anderen Seite haben die Verkürzung der Arbeitszeit, der gestiegene Lebensstandard – insbesondere der gestiegene Motorisierungsgrad – und die größere finanzielle Beweglichkeit zu einem veränderten Wochenendverhalten geführt. Man sucht Entspannung, widmet sich der Familie und sucht sich soweit wie möglich der Öffentlichkeit zu entziehen. Umfragen haben ergeben, daß die Hälfte der städtischen Bevölkerung an Sommer-Wochenenden Ein- oder Zweitagesausflüge unternimmt.

Die Zahl der Teilnehmer am Kindergottesdienst zeigt seit 1963 eine ununterbrochen rückläufige Tendenz. Nach einer in der Ev.-luth. Landeskirche Hannover durchgeführten Befragung von Pastoren ist dieser Rückgang vor allem auf die Kinder-Fernsehsendungen am Sonntagvormittag zurückzuführen. Als weitere Gründe für den Rückgang des Kindergottesdienstes sind zu nennen:

a) Mangelndes Interesse der Eltern, das sich auf die Kinderüberträgt. Die Kinder werden von den Eltern nicht mehr zum Besuch des Kindergottesdienstes angehalten.

b) Die steigende Wochenendmobilität.

c) Die Kindergottesdienst-Helfer werden vielfach nur sehr unvollkommen ausgebildet und angeleitet.

d) Der Mangel an Kindergottesdienst-Helfern wird größer.

e) In vakanten Gemeinden kommt der Kindergottesdienst vielfach sehr bald zum Erliegen. Die Vakanzvertreter können aus Zeitmangel den Kindergottesdienst nicht halten.

6. Teilnahme am Heiligen Abendmahl und Abendmahlsziffern

Im Gegensatz zur Gottesdienstbesuchsziffer, die aufgrund einer repräsentativen Zählung an vier Sonntagen ermittelt wird, beruht die Abendmahlsziffer auf der Zählung der Teilnehmer an sämtlichen Abendmahlsfeiern innerhalb eines Jahres. Dabei werden allerdings Personen, die mehrere Male am Abendmahl teilnehmen, entsprechend oft gezählt. Insofern stellt das Ergebnis auch nur eine Meßzahl dar. Gleichwohl sind die Abendmahlsziffern aufschlußreich und erlauben ohne weiteres Vergleiche in zeitlicher und räumlicher Hinsicht sowie Vergleiche mit den entsprechenden Zahlen des Gottesdienstbesuches.

Die Teilnahme am Heiligen Abendmahl ist im Jahre 1969 erstmals stark zurückgegangen. Während in den 20 Gliedkirchen im Zeitraum 1963 bis 1968 jährlich 7,6 Mill. bis 7,8 Mill. Abendmahlsbeteiligungen gezählt wurden, waren es 1969 nur noch 7,0 Mill. Im Jahre 1971 wurden im Gesamtbereich der EKD nicht ganz 6,8 Mill. Beteiligungen evangelischer Kirchenglieder am Heiligen Abendmahl gezählt, das entspricht einer Abendmahlsziffer (Beteiligung in Prozent der Zahl der Kirchenglieder) von 24%. Der Rückgang der Abendmahlsbeteiligungen hat sich damit zwar 1971 fortgesetzt, er hat sich aber deutlich abgeschwächt.

	Jahreszahl der Abendmahlsgäste	Abendmahlsgäste in Prozent der Zahl der Kirchenglieder
1963:	7727391	25
1964:	7784071	25
1965:	7676232	26
1966:	7713502	27
1967:	7868478	27
1968:	7604969	26
1969:	6994542	24
1970:	6812605	24
1971:	6765457	24

Innerhalb der einzelnen Gliedkirchen ergeben sich verhältnismäßig hohe Gottesdienstbesuchs- und Abendmahlsziffern für Räume mit überwiegend ländlicher Struktur. Dem gegenüber ist in den meisten Großstädten und in den am Rand von Großstädten gelegenen Gebieten sowohl der Gottesdienstbesuch als auch die Teilnahme am Heiligen Abendmahl relativ gering.

7. Kirchenein- und Kirchenaustritte

In den statistischen Erhebungsbogen werden von jeder Kirchengemeinde jährlich die Zahlen der Kircheneintritte und -austritte gemeldet. Dazu rechnen nicht die Fälle, in denen Glieder einer evangelischen Landeskirche in den Bereich einer anderen umziehen; gezählt werden als eingetretene Personen, die bisher entweder konfessionslos waren oder von der römisch-katholischen Kirche, von sonstigen christlichen Kirchen und Gemeinschaften sowie von nicht-christlichen Gemeinschaften in eine evangelische Landeskirche übergetreten sind. Entsprechendes gilt für die Austritte.

Die Entwicklung der Zahlen der Kirchenaustritte zeigte in den Jahren 1955 bis 1966 nur geringfügige Schwankungen. Während dieses Zeitraumes hielten sich im Bereich der EKD Aufnahmen und Austritte mit jährlich rund 35000 bis 37000 Ein- und Austritten in etwa die Waage. Nach einer langsamen Zunahme auf 44456 im Jahre 1967 ist die Zahl der Austritte von Jahr zu Jahr ständig weiter gestiegen. Sie erreichte 1970 mit 202823 ihren Höhepunkt. Der starke Anstieg der Kirchenaustritte im Jahre 1970 muß im Zusammenhang mit der Einführung des Konjunkturzuschlages zur Lohn- und Einkommensteuer im August 1970, der im Sommer 1972 zurückgezahlt wurde, gesehen werden. Die Austrittsquote (Zahl der Austritte in Prozent der Zahl der Kirchenglieder) lag 1970 bei 0,7%; sie war damit nicht ganz so hoch wie zur Zeit des Kirchenkampfes im sogenannten Dritten Reich (1939: nicht ganz 1%). Im Jahre 1971 ist die Zahl der Kirchenaustritte im Gegensatz zu der Entwicklung in den vorangegangenen Jahren erstmals wieder zurückgegangen; 159980 Personen (einschließlich religionsunmündiger Kinder) sind 1971 aus den Gliedkirchen der EKD ausgetreten, das sind knapp 0,6% der Kirchenglieder im Bereich der EKD. Die Austrittszahl hat sich damit im Vergleich zum Jahre 1970 um 42843 oder 21,1% vermindert.

Die Aufbereitung der Zahlen hat ergeben, daß die Schwerpunkte der Kirchenaustritte in der Gliederung

- nach dem Raum in den Großstädten und deren Einzugsgebieten,
- nach dem Geschlecht bei den Männern,

	Insgesamtzahl der Kircheneintritte	Kircheneintritte in Prozent der Zahl der Kirchenglieder
1963:	36128	0,13
1964:	36684	0,13
1965:	34735	0,12
1966:	33749	0,12
1967:	30928	0,11
1968:	28303	0,10
1969:	23217	0,08
1970:	20990	0,07
1971:	17922	0,06

	Insgesamtzahl der Kirchenaustritte	Kirchenaustritte in Prozent der Zahl der Kirchenglieder
1963:	37843	0,13
1964:	42665	0,15
1965:	39611	0,14
1966:	40272	0,14
1967:	44456	0,15
1968:	60807	0,21
1969:	111576	0,38
1970:	202823	0,71
1971:	159980	0,56

nach dem Alter bei den 18 bis 29 und daneben bei den 30 bis 39 Jahre alten Personen und

nach dem Beruf bei den Angestellten und außerdem – allerdings in geringerem Ausmaß – bei den Beamten und Arbeitern liegen.

Eine zusätzliche Auswertung zeigt, daß nur für rund ein Viertel der Ausgetretenen die Austrittsgründe angegeben werden können. In diesem Zusammenhang wird jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Ergebnisse der Statistik über die Gründe des Kirchenaustritts nur einen beschränkten Aussagewert haben. So muß bei jedem Kirchenaustritt zwischen Ursache und Anlaß unterschieden werden; beides läßt sich aber im Rahmen einer statistischen Erhebung nicht streng voneinander abgrenzen. In den Erhebungsbogen sind vielfach nur die Anlässe, die den letzten Anstoß zum Kirchenaustritt gaben, als Austrittsgründe angegeben worden. Die Ergebnisse der Erhebung über die Austrittsgründe können deshalb nur als Anhaltspunkte für eine Weiterarbeit angesehen werden; sie sollen die Auswertung der Ergebnisse demoskopischer Befragungen, wie sie von der EKD und der VELKD in Zusammenarbeit mit Meinungsforschungs-Instituten durchgeführt wurden, ergänzen. Die Unterteilung nach den festgestellten Austrittsgründen zeigt unter ausdrücklichem Hinweis auf die bedingte Aussagefähigkeit der Ergebnisse, daß – soweit die Gründe zu ermitteln waren – vor allem finanzielle Erwägungen und Desinteresse an der Kirche als Motiv für den Austritt angegeben wurden.

Tabelle 1: Taufen im Jahre 1971

Landeskirche	Getaufte Kinder		davon (in % von Spalte 1)					Nachrichtlich	
	insgesamt	darunter nachträglich getauft¹	Kinder aus			nichteheliche Kinder evang. Mütter	Kinder sonst. Eltern und Mütter	Taufver-sagungen	Getaufte Erwachsene
			evangelischen Ehen	Mischehen					
				insgesamt	darunter aus evang.-kath. Ehen				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	9377	2530	77,9	16,6	9,5	4,2	1,3	20	505
Westfalen	38229	2929	75,1	21,9	19,7	2,7	0,2	19	262
Rheinland	37762	3590	62,6	33,7	30,3	3,2	0,5	20	391

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	24756	1346	72,4	24,6	21,5	2,6	0,4	61	81
Kurhessen-Waldeck	13824	452	82,7	14,5	12,5	2,5	0,2	2	29
Baden	15360	870	63,3	32,0	29,1	3,8	0,9	11	53
Pfalz	8297	393	67,4	28,2	25,9	3,8	0,6	6	20
Bremen	4436	689	83,5	13,3	8,7	2,6	0,5	—	246

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	49535	3615	87,4	9,7	7,9	2,6	0,3	6	397
Bayern	28704	1107	65,2	30,0	27,1	4,2	0,6	8	92
Schleswig-Holstein	27063	3881	88,4	8,9	5,4	2,4	0,3	4	1039
Hamburg	4102	1102	79,9	15,5	9,0	3,7	1,0	.	556
Braunschweig	7217	833	83,4	13,6	10,1	2,7	0,3	—	162
Lübeck	2175	316	73,9	21,9	9,4	4,2	—	—	101
Schaumburg-Lippe	865	21	86,7	10,5	8,8	2,1	0,7	—	1
Eutin	1188	179	87,0	9,5	5,0	3,2	0,3	—	7

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	31274	1493	72,7	24,4	21,4	2,6	0,3	21	169
Oldenburg	7661	759	87,2	10,5	7,4	2,2	0,1	1	97

Reformierte Landeskirchen

Lippe	3078	118	89,6	8,5	7,6	1,7	0,1	1	15
Nordwestdeutschland	2851	98	92,5	5,9	5,2	1,6	0,1	1	10
Zusammen	317754	26321	76,0	20,6	17,7	3,0	0,4	(181)	4233

¹. Taufen von Kindern im Alter von 1 bis zu 14 Jahren

Tabelle 2: Kindertaufen in % der Geburten des Jahres 1971 (Taufziffern)

Landeskirche	Getaufte Kinder in % der Lebendgeborenen des gleichen Jahres		
	aus evangelischen Ehen	aus evang.-katholischen Ehen	nichteheliche von evang. Müttern
	1	2	3

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	84	36	23
Westfalen	98	40	46
Rheinland	.	.	.

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	.	.	.
Kurhessen-Waldeck	.	.	.
Baden	97	42	49
Pfalz	.	.	.
Bremen	86	48	28

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	.	.	.
Bayern	101	39	59
Schleswig-Holstein	.	.	.
Hamburg	80	55	28
Braunschweig	.	.	.
Lübeck	.	.	.
Schaumburg-Lippe	.	.	.
Eutin	.	.	.

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	98	48	56
Oldenburg	.	.	.

Reformierte Landeskirchen

Lippe	104	43	42
Nordwestdeutschland	.	.	.
Zusammen	97	42	45

Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe im Jahre 1971

Landeskirche	Von je 100 im Jahre getauften Kindern unter 14 Jahren wurden getauft			
	während des Gemeindegottesdienstes oder im Kindergottesdienst	außerhalb des Gemeindegottesdienstes		
		in kirchlichen Räumen einschl. des Pfarrhauses	in der Hausgemeinschaft (Haustaufen)	in Kliniken und ähnlichen Anstalten
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	32,8	62,6	0,9	3,7
Westfalen	70,3	28,2	0,5	1,0
Rheinland	75,7	23,2	0,4	0,7

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	67,0	30,2	1,7	1,1
Kurhessen-Waldeck	73,8	21,6	3,9	0,7
Baden	65,7	31,4	0,7	2,2
Pfalz	74,8	23,2	0,9	1,1
Bremen	30,3	67,1	1,2	1,5

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	43,3	54,4	1,7	0,6
Bayern	20,1	71,2	0,9	7,8
Schleswig-Holstein	26,6	70,3	2,7	0,4
Hamburg	.	.	0,6	0,4
Braunschweig	21,3	78,1	0,3	0,3
Lübeck	—	97,1	0,5	2,4
Schaumburg-Lippe	49,1	50,3	0,3	0,2
Eutin	23,1	73,7	2,9	0,3

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg ¹	78,1	20,1	0,7	1,0
Oldenburg	35,8	62,0	1,2	1,0

Reformierte Landeskirchen

Lippe	83,6	14,5	1,6	0,2
Nordwestdeutschland	86,7	5,1	8,0	0,2
Zusammen ²	(54,8)	(42,3)	1,3	1,6

1. Darunter 218 ohne Angaben.

2. Prozentrechnung ohne Hamburg und ohne 218 bei Württemberg.

Tabelle 4: Konfirmationen im Jahre 1971

Landeskirche	Konfirmierte					Zulassung zum Konfir- manden- unterricht versagt ¹	Konfir- mation versagt
	Jungen	Mädchen	zusammen	darunter später als üblich Kon- firmierte	Erwach- sene über 21 Jahre		
	1	2	3	4	5	6	7

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	5357	5554	10911	68	117	13	19
Westfalen	24694	24270	48964	50	100	56	46
Rheinland	26204	25733	51937	51	39	67	62

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	15549	15278	30827	6	19	50	23
Kurhessen-Waldeck	8286	7786	16072	10	4	13	1
Baden	9763	9403	19166	3	4	42	28
Pfalz	5884	5944	11828	7	2	8	6
Bremen	2917	2930	5847	2	10	1	5

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	28320	27528	55848	39	115	63	45
Bayern	17260	16757	34017	45	13	34	31
Schleswig-Holstein	15062	14988	30050	43	131	23	25
Hamburg	2885	2979	5864	22	54	.	.
Braunschweig	4533	4500	9033	11	38	5	4
Lübeck	1211	1139	2350	2	1	—	—
Schaumburg-Lippe	542	522	1064	—	2	1	—
Eutin	595	555	1150	—	1	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	.	.	37378	46	.	.	67 ²
Oldenburg	3978	3944	7922	20	28	5	5

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1853	1717	3570	—	3	1	—
Nordwestdeutschland	1485	1433	2918	3	19	2	2
Zusammen	(176378)	(172960)	386716	428	(700)	(384)	(369)

1. Einschl. Zulassung zum Konfirmandenunterricht aufgeschoben

2. darunter 19 aufgeschoben

Tabelle 5: Trauungen im Jahre 1971

Landeskirche	Getaute Paare		davon (in % von Spalte 1)				Nachrichtlich
	insgesamt	darunter nachträglich getraut ¹	evangelische Ehepaare	konfessionell gemischte Ehepaare		sonstige Ehepaare	Trauversagungen
				insgesamt	darunter evang.-kath. Ehepaare		
1	2	3	4	5	6	7	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirchen der Union

Berlin (West)	3383	89	85,1	14,4	12,4	0,5	9
Westfalen	18554	799	70,6	29,3	27,8	0,1	61
Rheinland	18282	596	58,3	41,6	40,3	0,0	63

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	12235	191	70,7	29,1	26,9	0,2	34
Kurhessen-Waldeck	6861	107	80,7	19,3	17,7	0,1	5
Baden	7883	90	58,6	40,9	37,5	0,5	24
Pfalz	4226	34	65,5	34,5	32,3	0,1	—
Bremen	1942	48	84,9	14,9	10,6	0,2	1

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	21669	585	88,2	11,7	10,7	0,1	39
Bayern	13530	170	62,6	37,2	35,5	0,2	83
Schleswig-Holstein	10469	133	91,0	8,8	7,7	0,2	12
Hamburg	1735	.	88,9	11,0	8,1	0,1	.
Braunschweig	3407	115	84,3	15,4	14,0	0,3	7
Lübeck	904	29	77,0	23,0	6,2	—	—
Schaumburg-Lippe	468	12	89,5	10,3	9,2	0,2	1
Eutin	448	6	91,3	8,7	7,8	—	1

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	13369	877	70,6	29,4	26,5	.	34
Oldenburg	3070	65	87,1	12,9	12,1	—	7

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1431	33	88,8	11,1	10,4	0,1	3
Nordwestdeutschland	1227	28	88,9	10,9	8,9	0,2	—
Zusammen	145093	(4007)	74,0	25,9	24,0	(0,1)	(384)

1. im allgemeinen später als 1 Jahr, in Württemberg später als 1 Monat nach der standesamtlichen Eheschließung

Tabelle 6: Trauungen in % der Eheschließungen des Jahres 1971

Landeskirche	Trauungen in % der Eheschließung					
	evangelische Ehepaare	konfessionell gemischte Ehepaare				
		insgesamt	davon			
			evangelisch-katholische	evangelisch-anders-christliche	evangelisch-jüdische	evangelisch-sonstige
	1	2	3	4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	37	9	15	7	—	2
Westfalen	80	31	33	28	—	5
Rheinland	.	.	.	.	.	.

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	.	.	.	.	.	.
Kurhessen-Waldeck	.	.	.	.	.	.
Baden	82	35	36	48	22	15
Pfalz	.	.	.	.	.	.
Bremen	57	26	31	25	—	16

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	.	.	.	.	.	.
Bayern	86	29	30	23	.	11
Schleswig-Holstein	.	.	.	.	.	.
Hamburg	50	10	18	13	—	3
Braunschweig	.	.	.	.	.	.
Lübeck	.	.	.	.	.	.
Schaumburg-Lippe	.	.	.	.	.	.
Eutin	.	.	.	.	.	.

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	81	36	37	27	—	22
Oldenburg	.	.	.	.	.	.

Reformierte Landeskirchen

Lippe	97	32	38	16	—	3
Nordwestdeutschland	.	.	.	.	.	.
Zusammen	76	29	33	24	9	7

Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Ehepaaren im Jahre 1971

Landeskirche	Trauungen von Ehepaaren, bei denen geschieden waren:		
	nur der Mann	nur die Frau	beide
	1	2	3

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	177	117	38
Westfalen	523	445	138
Rheinland	656	430	121

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	298	304	98
Kurhessen-Waldeck	114	141	39
Baden	307	198	56
Pfalz	124	122	48
Bremen	17	37	10

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	865	538	117
Bayern	390	216	70
Schleswig-Holstein	154	168	45
Hamburg	.	.	.
Braunschweig	59	57	18
Lübeck	30	31	7
Schaumburg-Lippe	8	8	2
Eutin	5	8	2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	673		
Oldenburg	45	65	13

Reformierte Landeskirchen

Lippe	19	27	9
Nordwestdeutschland	12	21	4

Zusammen	(3803)	(2933)	(835)
	673		

Tabelle 8: Heiliges Abendmahl im Jahre 1971

Landeskirche	Abendmahlsfeiern				Abendmahlsgäste				
	im Gotteshaus			Privat-kommunionen	im Gotteshaus			Privatkommunionen	
	insgesamt	je Kirchengemeinde¹			insgesamt	je Feier	insgesamt		je Feier
		alle Kirchen-gemeinden²	Gemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramtes						
	1	2	3	4	5	6	7	8	
Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union									
Berlin (West)	7409	46	46	1364	214141	29	6556	5	
Westfalen	20993	34	34	9374	825352	39	34572	4	
Rheinland	19436	22	25	8881	712758	37	30250	3	
Übrige unierte Landeskirchen									
Hessen und Nassau	13591	12	15	6256	596529	44	22900	4	
Kurhessen-Waldeck	6795	7	13	3485	326525	48	12506	4	
Baden	9654	18	22	6066	400931	42	26168	4	
Pfalz	3821	8	13	2668	179566	47	8372	3	
Bremen	1406	21	21	310	46661	33	1657	5	

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	23775	14	19	6735	844291	36	5	33476	5
Bayern	28428	19	21	12135	1071201	38	3	39786	3
Schleswig-Holstein	9090	18	18	1127	240280	26	4	4427	4
Hamburg	3212	40	40	668	82867	26	4	2379	4
Braunschweig	3994	10	16	732	126830	32	5	3409	5
Lübeck	1049	33	33	95	25754	25	5	433	5
Schaumburg-Lippe	354	17	17	467	18813	53	4	1880	4
Eutin	268	13	13	22	8158	30	4	89	4
Übrige lutherische Landeskirchen									
Württemberg	15308 ³	12	14	9733	608994 ⁴	40	4	39774	4
Oldenburg ⁵	2435	21	22	546	80752	33	3	1739	3
Reformierte Landeskirchen									
Lippe	1141	17	17	359	52150	46	5	1672	5
Nordwestdeutschland	696	5	6	34	30774	44	3	85	3
Zusammen	172855	16	20	71057	6493327	38	4	272130	4

1. nach dem Stand am Ende des Berichtsjahres
2. einschl. rechtlich selbständiger Gemeinden ohne Sitz eines Pfarramts, Hilfspfarramts, exponierten Vikariates oder dergleichen
3. darunter 736 Feiern für Sondergruppen
4. darunter 32080 Gäste bei Abendmahlsfeiern für Sondergruppen
5. ohne die Kirchengemeinden Esenshamm, Neuenbrok und Bardenfleth

Tabelle 9: Abendmahlsgäste des Jahres 1971

Landeskirche	Abendmahlsgäste							
	insgesamt		Männer in % von Spalte 1	bei Privat- kommunionen in % von Spalte 1	insgesamt	bei Feiern im Gotteshaus		
	Zahl	in % der Seelen (Abendmahls- ziffer) ¹				innerhalb des Gottes- dienstes	davon in %	
							im Anschluß an einen Predigt- gottesdienst	im selbständigen Abendmahls- gottesdienst
1	2	3	4	5	6	7	8	
Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union								
Berlin (West)	220697	16	25	3	214141	60,0	25,2	14,8
Westfalen	859924	25	35	4	825352	62,1	25,8	12,1
Rheinland	743008	20	35	4	712758	62,3	28,1	9,6
Übrige unierte Landeskirchen								
Hessen und Nassau	619429	27	36	4	596529	33,7	56,9	9,4
Kurhessen-Waldeck	339031	31	42	4	326525	62,1	25,5	12,4
Baden	427099	31	34	6	400931	23,5	62,0	14,4
Pfalz	187938	26	35	4	179566	20,0	68,7	11,4
Bremen	48318	10	32	3	46661	39,4	43,8	16,8

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	877767	22	37	4	844291	65,3	17,1	17,6
Bayern	1110987	43	38	4	1071201	33,0	32,6	34,4
Schleswig-Holstein	244707	10	35	2	240280	68,9	20,1	10,9
Hamburg	85246	14	32	3	82867	58,8	32,6	8,6
Braunschweig	130239	21	32	3	126830	74,8	16,4	8,8
Lübeck	26187	13	32	2	25754	55,7	31,8	12,5
Schaumburg-Lippe	20693	28	38	9	18813 ²	34,2	33,7	32,1
Eutin	8247	9	37	1	8158	42,4	47,3	10,4

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	648768	26	35	6	608994 ³	—	100,0	
Oldenburg ⁴	82491	15	36	2	80752	74,7		

Reformierte Landeskirchen

Lippe	53822	22	37	3	52150 ⁵	45,5	42,7	11,8
Nordwestdeutschland	30859	15	40	0	30774	82,1	15,5	2,4
Zusammen	6765457	24	36	4	6493327	50,7	32,8	16,5

1. Zahlen der Kirchenglieder nach dem Stand vom 27. 5. 1970

2. darunter 2082 Abendmahlsgäste nicht aufteilbar

3. darunter 32080 Gäste bei Abendmahlfeiern für Sondergruppen

4. ohne die Kirchengemeinden Esenshamm, Neuenbrok und Bardenfleth

5. darunter 367 Abendmahlsgäste nicht aufteilbar

Tabelle 10: Kindergottesdienste sowie kirchliche Unterweisung der Jugend im Jahre 1971

Landeskirche	Zahl der regelmäßigen Teilnehmer							
	Kindergottesdienst ¹				Vorkate- chumenen ²	Katechumenen und Vor- konfirmanden ²	Konfirmanden (letzter oder einziger Jahrgang) ³	Unterweisung der konfirmierten Jugend
	ohne Gruppensystem		mit Gruppensystem					
	insgesamt	darunter Jungen in %	insgesamt	darunter Jungen in %				
	1	2	3	4	5	6	7	8
Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union								
Berlin (West)	1507	40	4017	41	281	8762	10050	4721
Westfalen	19029	43	57615	43	1284	49657	50630	2593
Rheinland	16174	42	52281	43	190	52076	52764	879
Übrige unierte Landeskirchen								
Hessen und Nassau	21622	43	23374	43	10565	10518	22520	4842
Kurhessen-Waldeck	16140	43	12215	44	192	11210	16706	1675
Baden	24302	43	12635	43	—	—	19157	12401
Pfalz	7773	43	3510	42	—	11926	11335	36
Bremen	1653	42	1582	43	128	5758	6016	150

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	22314	43	30954	43	975	65319	56580	2645
Bayern	27602	45	23693	44	—	19189	34649	1166
Schleswig-Holstein	7197	41	8691	41	436	30710	28925	671
Hamburg	1048	41	1672	41	—	5943	5809	—
Braunschweig	4869	42	3058	43	363	9552	9008	69
Lübeck	311	—	618	—	—	2589	2367	—
Schaumburg-Lippe	726	44	1111	43	—	1209	1014	85
Eutin	383	44	160	38	118	1099	1053	—
Übrige lutherische Landeskirchen								
Württemberg	18280	—	77806	—	—	—	—	13820
Oldenburg	3650	43	3291	44	—	8118	7927	397
Reformierte Landeskirchen								
Lippe	1429	43	4370	43	—	3641	3791	—
Nordwestdeutschland	1334	44	6141	41	1691	3262	3092	100
Zusammen	197343	43 ³	328794	43 ³	(16223)	(300538)	(343393)	(46250)

1. darin in einzelnen Gliedkirchen vereinzelt Kinderlehre enthalten

2. Stichtag 31.12.1971

3. Prozentzahlen ohne Württemberg und Lübeck errechnet

Tabelle 11: Kirchliche Bestattungen im Jahre 1971

Landeskirche	Bestattete			davon			
	Erd- bestat- tete	Einge- äscherte und in Urnen Bei- gesetzte ¹	ins- gesamt	evangelische Bestattete		sonstige Bestattete	
				Anzahl	in % der verstorbenen Evangelischen	Anzahl	in % aller Bestatteten (Spalte 3)
	1	2	3	4	5	6	7

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	14136	10266	24402	23316	85	1086	4,5
Westfalen	40874	1764	42638	42069	96	569	1,3
Rheinland	44845	2282	47127	46061		1066	2,3

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	23799	4870	28669	28066		603	2,1
Kurhessen-Waldeck	12546	1019	13565	13465		100	0,7
Baden	13389	2956	16345	15989	96	356	2,2
Pfalz	8640	539	9179	8992		187	2,0
Bremen	3855	1871	5726	5644	86	82	1,4

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	46082	3710	49792	49409		383	0,8
Bayern	25393	8290	33683	33138	99	545	1,6
Schleswig-Holstein	24707	3686	28393	28076		317	1,1
Hamburg	4462	2649	7111	7013	72	98	1,4
Braunschweig	6444	1697	8141	8081		60	0,7
Lübeck	1964	551	2515	2494		21	0,8
Schaumburg-Lippe	1057	33	1090	1090		—	—
Eutin	1218	46	1264	1236		28	2,2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	24797	3661	28458	27852	96	606	2,1
Oldenburg	6117	734	6851	6704		147	2,1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	3041	95	3136	3118	97	18	0,6
Nordwestdeutschland	2075	67	2142	2123		19	0,9
Zusammen	309441	50786	360227	353936	95	6291	1,7

1. Urnenbeisetzungen nur gezählt, wenn Einäscherung ohne kirchliche Mitwirkung

Tabelle 12: Übertritte (Eintritte) zu den Landeskirchen im Jahre 1971

Landeskirche	Übergetretene				
	Erwachsene				Religions- unmündige ²
	insgesamt	darunter			
		Männer		Wieder- eingetretene ¹	
		Anzahl	in %		
		1	2			3	4	5

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	983	406	41,3	430	10
Westfalen	2245	1098	48,9	584	180
Rheinland	2458	1194	48,6	792	156

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	1164	511	43,9	265	155
Kurhessen-Waldeck	447	198	44,3	116	39
Baden	589	253	43,0	127	127
Pfalz	304	137	45,1	57	82
Bremen	429	205	47,8	81	27

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1643	823	50,1	454	154
Bayern	1278	534	41,8	255	317
Schleswig-Holstein	1867	899	48,2	807	60
Hamburg	756	369	48,8	151	5
Braunschweig	367	157	42,8	102	24
Lübeck	151	72	47,7	28	7
Schaumburg-Lippe	35	12	34,3	7	3
Eutin	26	7	26,9	7	3

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1083			286	196
Oldenburg	336	175	52,1	115	15

Reformierte Landeskirchen

Lippe	85	41	48,2	13	3
Nordwestdeutschland	101	49	48,5	3	12
Zusammen	16347	(7140)	(46,8) ³	4680	1575

1. einschließlich Rücktritte

2. nur Kinder, die getauft waren

3. Prozentzahl ohne Württemberg errechnet

Tabelle 13: Kirchenaustritte im Jahre 1971

Landeskirche	Ausgetretene			Religionsun- mündige¹
	Erwachsene			
	insgesamt	darunter Männer		
		Anzahl	in %	
	1	2	3		4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	22633	13885	61,3	88
Westfalen	11591	7898	68,1	261
Rheinland	20717	13529	65,3	370

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	12844	7808	60,8	180
Kurhessen-Waldeck	2775	1757	63,3	80
Baden	4436	2737	61,7	221
Pfalz	1804	1190	66,0	148
Bremen	5292	3760	71,1	54

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	17950	12161	67,7	255
Bayern	8508	5091	59,8	415
Schleswig-Holstein	20114	13030	64,8	151
Hamburg	10897	6404	58,8	37
Braunschweig	4246	2990	70,4	28
Lübeck	990	679	68,6	7
Schaumburg-Lippe	154	101	65,6	5
Eutin	300	198	66,0	4

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	7754	.	.	298
Oldenburg	3563	2657	74,6	27

Reformierte Landeskirchen

Lippe	448	304	67,9	3
Nordwestdeutschland	318	215	67,6	14
Zusammen	157334	(96394)	(64,4) ²	2646

1. nur Kinder, die getauft waren

2. Prozentzahl ohne Württemberg errechnet

IV. Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld im Zeitraum 1966 bis 1972

Von Dieter Rohde

Im Jahre 1972 belief sich das Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld (nach Abzug der Erhebungskosten) der Gliedkirchen der EKD und der katholischen Bistümer im Bundesgebiet auf rd. 5,8 Mrd. DM. Größenordnungsmäßig entsprach dieses Aufkommen in etwa dem Gesamtertrag der kassenmäßigen Einnahmen des Bundes, der Länder und der Gemeinden an Getränkesteuern (Branntweinmonopol, Schaumweinsteuer, Biersteuer, Gemeindegetränksteuer) und an der Kaffeesteuer im Jahre 1972; er betrug nicht ganz 5,7 Mrd. DM. Vergleichsweise sei noch festgestellt, daß die kassenmäßigen Einnahmen des Bundes an Tabaksteuern im Jahre 1972 mit 7,8 Mrd. DM das Aufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld um über ein Drittel übertrafen.

Nach den Ergebnissen der Haushaltsrechnungen für das Jahr 1972 belief sich das Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld der Gliedkirchen der EKD auf insgesamt 3,16 Mrd. DM, das waren 16,9% mehr als im Vorjahr.

Von diesem Betrag entfielen allein 3,13 Mrd. DM oder 99,3% auf die Einnahmen aus der Kirchenlohn- und -einkommensteuer; sie lagen somit um 17,1% über den entsprechenden Einnahmen im Jahre 1971, in dem sie knapp 2,68 Mrd. DM betrugen. Rechnet man das Aufkommen an Kirchenlohn- und -einkommensteuern des Jahres 1972 auf die Zahl der Kirchenglieder um, so ergibt sich für die Gesamtheit der Gliedkirchen ein pro-Kopf-Betrag von 110,07 DM. Entsprechend den unterschiedlichen Wirtschaftsstrukturen war das pro-Kopf-Aufkommen in der Evangelischen Kirche im Rheinland mit 141,50 DM am höchsten. In weitem Abstand folgen die Gliedkirchen Hessen und Nassau (129,48 DM), Württemberg (121,11 DM) und Hamburg (120,58 DM). Relativ niedrige pro-Kopf-Beträge errechnen sich demgegenüber nach wie vor für die Gliedkirchen, die sich vorwiegend auf wirtschaftlich schwächere Gebiete erstrecken. Hier handelt es sich vor allem um die Gliedkirchen Eutin (74,83 DM), Schaumburg-Lippe (75,51 DM), Oldenburg (83,97 DM), Kurhessen-Waldeck (85,53 DM), Nordwestdeutschland-ref. (87,45 DM), Hannover (88,19 DM) und Braunschweig (89,39 DM).

Gegenüber dem Jahre 1966 — dem ersten Jahr, für das vergleichbare Zahlen vorliegen — ergibt sich eine Steigerung des Istaufkommens an Kirchenlohn- und -einkommensteuern um 95,9%. Die Einnahmen aus der Kirchenlohn- und -einkommensteuer sind damit in den vergangenen sechs Jahren nicht im gleichen Verhältnis gestiegen wie das Aufkommen an Lohn- und veranlagter Einkommensteuer im Bundesgebiet, für das sich eine Zuwachsquote von 107,5% errechnet. Die hohen Zuwachsraten der Gesamtaufkommen an Lohn- und veranlagter Einkommensteuer sowie an Kirchenlohn- und -einkommensteuer sind vor allem darauf zurückzuführen, daß die Arbeitnehmer mit jeder Lohn- und Gehaltssteigerung immer stärker in die Progression der Lohn- und Einkommensteuer geraten. Die Progression ist bisher den inflationär bedingten Einkommenssteigerungen nicht angepaßt

worden und setzt daher noch immer bei jenen Einkommensgrenzen ein, die in der Vergangenheit als angemessen angesehen wurden.

In der Entwicklung von Jahr zu Jahr zeigt sich, daß die Einnahmen aus der Kirchenlohn- und -einkommensteuer im Jahre 1967, bedingt durch die im Herbst 1966 einsetzende und sich im Jahre 1967 voll auswirkende wirtschaftliche Rezession, nur geringfügig stiegen. Demgegenüber ist das Aufkommen im Jahre 1968 aufgrund der sich über Erwarten schnell verbessernden konjunkturellen Lage in der Bundesrepublik wieder erheblich gestiegen. Diese Zunahme setzte sich in den folgenden Jahren, vor allem in den durch Hochkonjunktur und Voll- bzw. Überbeschäftigung gekennzeichneten Jahren 1971 und 1972 in verstärktem Ausmaß fort.

Die Einnahmen aus den sonstigen Kirchensteuern — hier handelt es sich zum weitaus größten Teil um die Zuschläge zu den Grundsteuermeßbeträgen A — sowie aus dem Kirchgeld beliefen sich im Berichtsjahr zusammen auf nur noch 20,9 Mill. DM; 1966 waren es noch 68,6 Mill. DM. Entsprechend dieser rückläufigen Entwicklung sank ihr Anteil am Gesamtaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld von 4,1% im Jahre 1966 auf 0,7% im Jahre 1972.

Einnahmen aus der veranlagten Einkommen- und Lohnsteuer im Bundesgebiet und aus der Kirchenlohn- und -einkommensteuer im Bereich der EKD in den Jahren 1966 bis 1972

Jahr	Bundesgebiet			EKD		
	Mrd. DM	Veränderung gegenüber		Mrd. DM	Veränderung gegenüber	
		Vorjahr	1966		Vorjahr	1966
		in %			in %	
1966	35,1	.	.	1,6	.	.
1967	35,3	0,6	0,6	1,6	0,0	0,0
1968	38,4	8,5	9,2	1,7	7,3	7,3
1969	44,0	14,8	25,4	1,9	13,3	21,6
1970	51,1	16,0	45,4	2,2	12,7	37,1
1971	61,1	19,7	74,0	2,7	22,0	67,2
1972	72,9	19,2	107,5	3,1	17,1	95,9

Tabelle 1: Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld im Jahre 1972

Gliederkirche	Kircheneinkommen- und -lohnsteuer ¹			Sonstige Kirchensteuern ²		Kirchgeld		Kircheneinkommen- und -lohnsteuer, sonstige Kirchensteuern und Kirchgeld zusammen	
	1000 DM	Zunahme gegenüber 1971 in %	Aufkommen je Kopf ³ , DM	1000 DM	Veränderung gegenüber 1971	1000 DM	Veränderung gegenüber 1971	1000 DM	Zunahme gegenüber 1971 in %
	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Berlin (West)	168386	14,4	118,50	—	—	—	—	168386	14,4
Westfalen	377182	19,9	111,20	261	— 49,8	261	— 33,8	377704	19,7
Rheinland	531471	19,0	141,50	383	+ 8,3	584	— 18,2	532438	18,9
Hessen und Nassau	296373	18,0	129,48	40	± 0,0	—	—	296413	18,1
Kurhessen-Waldeck	94599	26,9	85,53	939	— 9,1	317	— 49,8	95856	25,7
Baden	144128	16,7	105,05	3250	+ 16,1	—	—	147378	16,7
Pfalz	68280	16,2	94,31	705	+ 2,0	30	— 26,8	69015	16,0
Bremen	54403	12,8	111,71	—	—	—	—	54403	12,8
Hannover	344385	12,0	88,19	—	—	2628	— 14,8	347013	11,8
Bayern	269515	16,1	105,49	652	+ 118,9	3580	+ 11,9	273747	16,2
Schleswig-Holstein	231159	16,6	97,33	1852	— 5,7	16	— 4,8	233027	16,4
Hamburg	72108	10,7	120,58	—	—	—	—	72108	10,7
Braunschweig	55543	13,7	89,30	—	—	768	— 6,1	56311	13,4
Lübeck	18875	19,9	94,85	9	— 39,9	6	—	18890	19,9
Schaumburg-Lippe	5663	28,0	75,51	1	— 82,8	181	+ 2,5	5845	26,9
Eutin	6510	6,4	74,83	—	—	—	—	6510	6,4
Württemberg	306034	18,8	121,11	1347	— 2,9	538	— 1,9	307919	18,6
Oldenburg	45258	14,7	83,97	—	—	1511	— 15,8	46769	13,4
Lippe	27196	29,8	109,22	84	— 4,5	—	—	27280	29,7
Nordwestdeutschland	17664	11,7	87,45	671	— 8,2	269	— 3,6	18604	10,6
Zusammen ⁴	3134732	17,1	110,07	10194	+ 2,7	10689	— 8,6	3155616	16,9

1. Abzuzgl. der Erhebungskosten der Finanzämter und unter Berücksichtigung des gegenseitigen Verrechnungsverkehrs

2. Zum Teil vorläufige Ergebnisse

3. Zahlen der Kirchenglieder nach dem Stand vom 27. 5. 1970

4. Differenzen in den Summen durch Auf- bzw. Abrunden der Zahlen

V. Bauaufwendungen in den Kirchengemeinden der Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland im Rechnungsjahr 1971

Von Dieter Rohde

I. Allgemeiner Überblick

Die Bauaufwendungen der Kirchengemeinden in den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (ohne Gliedkirche Hessen-Nassau) beliefen sich im Jahre 1971 auf insgesamt 5559 Mill. DM. Von diesem Betrag entfielen 390,5 Mill. DM oder 70,2% auf Ausgaben für Neubauten und 165,4 Mill. DM oder 29,8% auf solche für Instandsetzungen.

Die Unterteilung der Bauausgaben nach den einzelnen Bauwerksarten zeigt deutlich, daß die Schwerpunkte der kirchlichen Neubautätigkeit im Berichtsjahr bei den Gemeindezentren, den Kindergärten und den Gemeindehäusern lagen. Im einzelnen entfielen von den Ausgaben für Neubauten.

77,1 Mill. DM oder 19,7% auf Gemeindezentren

67,1 Mill. DM oder 17,2% auf Kindergärten und

58,3 Mill. DM oder 14,9% auf Gemeindehäuser.

Die Ausgaben für die drei genannten Bauwerksarten machten 1971 zusammen über die Hälfte der gesamten Aufwendungen für Neubauten aus.

Bedeutende Anteile an den Neubausgaben errechnen sich daneben mit

46,2 Mill. DM oder 11,8% für Pfarrhäuser

43,8 Mill. DM oder 11,2% für Kirchen und Kapellen und

36,8 Mill. DM oder 9,4% für Krankenhäuser.

Bei den Ausgaben für Instandsetzungen und laufende Bauunterhaltung fielen im Berichtsjahr vor allem die Ausgaben für Kirchen und Kapellen ins Gewicht. Sie beliefen sich auf 69,1 Mill. DM, das sind 41,8% der Ausgaben für Instandsetzungen. Größere Summen wurden außerdem für die Instandsetzung und laufende Bauunterhaltung von Pfarrhäusern (33,9 Mill. DM) und Gemeindehäusern (19,9 Mill. DM) ausgegeben.

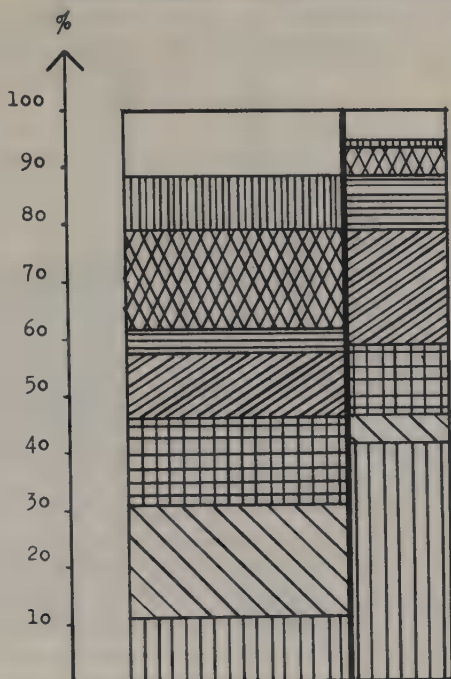
Einzelheiten über die Bauaufwendungen in den einzelnen Gliedkirchen sind aus den Tabellen 1 und 2a bis 2c ersichtlich.

II. Die Entwicklung der Bauaufwendungen in den Jahren 1962 bis 1971









An den statistischen Erhebungen über die Bauaufwendungen der Kirchengemeinden haben sich in den vergangenen Jahren nicht alle Gliedkirchen beteiligt. Die Entwicklung der Bauaufwendungen in den Jahren 1962 bis 1971 kann deshalb nur auf Grund der Zahlen aus 14 Gliedkirchen dargestellt werden. Es handelt sich dabei um die statistischen Ergebnisse aus den Gliedkirchen Baden, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Hannover, Kurhessen-Waldeck, Lübeck,

Baufaufwendungen 1971 für Neubauten

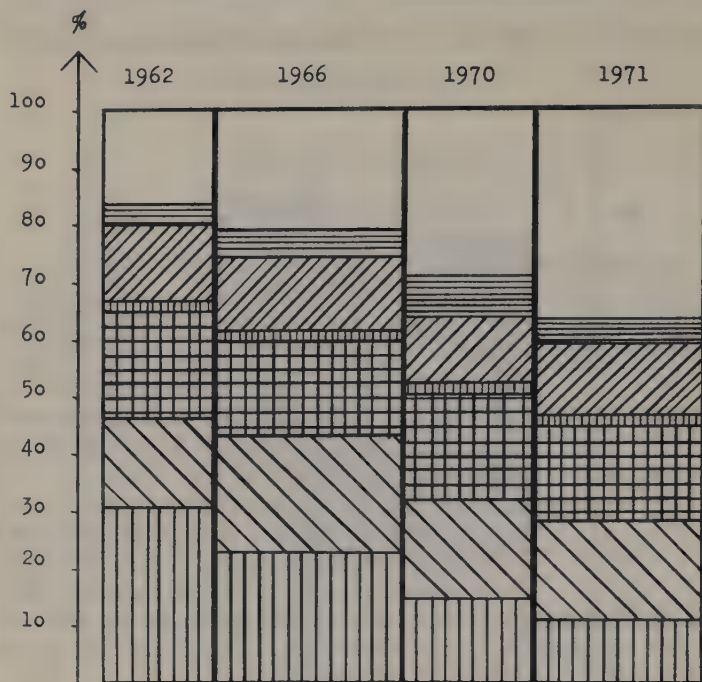
Instandsetzungen und laufende Bauunterhaltung



Die Breite der Säulen entspricht der Höhe der Ausgaben Bauaufwendungen für

- | | | | |
|---|------------------------|---|---------------------|
|  | Kirchen,
Kapellen |  | Gemeinde-
häuser |
|  | Pfarr-
häuser |  | Kinder-
gärten |
|  | Kranken-
häuser | | |
|  | Gemeinde-
zentren | | |
|  | Sonstige
Wohnhäuser | | |
|  | Sonstige
Gebäude | | |

Aufwendungen für Neubauten in den Jahren 1962, 1966, 1970 und 1971



Die Breite der Säulen entspricht der Höhe der Ausgaben
Aufwendungen für Neubauten von

- | | | | |
|--|------------------------|--|--------------------------|
| | Kirchen,
Kapellen | | Gemeinde-
häusern |
| | Friedhofs-
kapellen | | Sonstigen
Wohnhäusern |
| | Sonstigen
Gebäuden | | |
| | Gemeinde-
zentren | | |
| | Pfarr-
häusern | | |

Nordwestdeutschland, Oldenburg, Pfalz, Schaumburg-Lippe, Schleswig-Holstein, Westfalen und Württemberg. Die Bauaufwendungen in den 14 genannten Gliedkirchen machten im Jahre 1971 fast drei Viertel der gesamten Bauausgaben im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland (ohne Gliedkirche Hessen-Nassau) aus. Die Entwicklung der Bauausgaben im Gesamtbereich dieser Gliedkirchen kann daher als repräsentativ für die Entwicklung im Raum der Evangelischen Kirche in Deutschland angesehen werden.

Im Gesamtbereich der 14 genannten Gliedkirchen betrugen die Bauausgaben der Kirchengemeinden im Rechnungsjahr 1971 zusammen 412,8 Mill. DM; das sind rund 73 Mill. DM oder 21,4% mehr als im Vorjahr. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß die Baupreise in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1971 bei anhaltender Hochkonjunktur und Vollbeschäftigung um 10,4% gestiegen sind. Werden die Bauausgaben rechnerisch um die Erhöhung der Baupreise bereinigt, so zeigt sich, daß die Bauaufwendungen der Kirchengemeinden im Jahre 1971 um 10,0% höher waren als im vergangenen Jahr.

Im Zeitraum von 1962 bis 1971 wiesen die Bauausgaben der Kirchengemeinden nominal, d.h. ohne Berücksichtigung der Preissteigerungen, zunächst eine steigende, dann aber eine rückläufige und seit 1970 wieder eine zunehmende Tendenz auf. Im einzelnen ergibt sich, daß die Bauaufwendungen im Jahre 1971 mit 412,8 Mill. DM – läßt man die Preissteigerungen unberücksichtigt – um 55,2% über den Ausgaben im Jahre 1962 lagen. Demgegenüber waren die realen, auf der Preisbasis des Jahres 1962 errechneten Ausgaben im Jahre 1971 mit 253,8 Mill. DM um 4,6% geringer als 1962.

Die Untersuchung der Bauausgaben in den Jahren 1962 bis 1971 nach Gebäudearten läßt erkennen, daß sich die Schwerpunkte der kirchlichen Bautätigkeit erheblich verschoben haben. So sind die Aufwendungen für Neubauten von Kirchen und Kapellen von Jahr zu Jahr weiter zurückgegangen; während sie im Jahre 1962 noch 60,8 Mill. DM betrugen, machten sie 1971 nur noch 33,5 Mill. DM aus.

Die Aufwendungen für Neubauten von Kirchen und Kapellen lagen also 1971 um 27,3 Mill. DM oder 44,9% unter denen im Jahre 1962. Diese rückläufige Entwicklung wird noch klarer erkennbar, wenn man statt der nominalen Aufwendungen die um die Erhöhung der Baupreise bereinigten Ausgaben zu Grunde legt: hierbei ergibt sich, daß 1971 im Vergleich zu 1962 die realen, auf der Preisbasis des Jahres 1962 errechneten Aufwendungen für Neubauten von Kirchen und Kapellen um 66,1% geringer waren. Demgegenüber sind im Zeitraum von 1962 bis 1971 vor allem die für Neubauten von sonstigen Bauwerken ausgegebenen Mittel erheblich gestiegen, und zwar von 31,0 Mill. DM auf 105,5 Mill. DM. Bei diesen Ausgaben handelt es sich zu gut drei Vierteln um solche für Kindergärten, Heime und Krankenhäuser. Entsprechend dieser Entwicklung ist der Anteil der Aufwendungen für Kirchen und Kapellen an den gesamten Neubausausgaben von 30,7% im Jahre 1962 auf 11,6% im Jahre 1971 gesunken. Umgekehrt stieg im gleichen Zeitraum der entsprechende Anteil der Aufwendungen für die sich hauptsächlich aus Kindergärten, Heimen und Krankenhäusern zusammensetzende Gruppe Sonstige Bauwerke von 15,7% auf 36,4%.

Die Zunahme der Ausgaben für Instandsetzungen und laufende Unterhaltung

der Bauwerke erstreckte sich auf sämtliche Gebäudearten. Besonders hohe Zuwachsraten errechnen sich für Kirchen und Kapellen und daneben für Pfarr- und Gemeindehäuser.

Die Entwicklung der Bauaufwendungen in den einzelnen der 14 genannten Gliedkirchen verlief unterschiedlich; sie ist aus den Tabellen 3 a und 3 b ersichtlich.

Tabelle 1: Bauausgaben in den Rechnungsjahren 1966–1971 (Gesamtkosten in 1000 DM)

Gliekkirche	1966	1967	1968	1969	1970	1971	
						absolut	je Kopf ² DM
Berlin (West)	11599	14126	17608	18748	24062	25688	18,08
Westfalen	92735	73320	69697	56426	68505	83935	24,74
Rheinland	193964 ¹		158586 ¹		100668 ¹	82865 ¹	22,06
Hessen und Nassau	65479	62080	47970				
Kurhessen-Waldeck	21858	21870	17812	18874	20514	21166	19,14
Baden	46280	37732	23778	25625	36087	64118	46,73
Pfalz	14569	12949	12922	9825	15857	17906	24,73
Bremen	10755	8773	8385	8242	6074	7728	15,87
Hannover	71687	66702	56350	54360	58575	61775	15,82
Bayern						27368	10,71
Schleswig-Holstein	53032	47253	43921	42161	46487	59059	24,87
Hamburg	6118	8908	7985	5098	7347	5121	8,56
Braunschweig	14082	10767	8004	9054	9768	11440	18,39
Lübeck	4802	3856	3068	3153	3496	4244	21,33
Schaumburg-Lippe	1411	802	1383	764	1631	1667	22,23
Eutin	920	1695	1616	986	1525	1274	14,64
Württemberg	78531	75054	59150	52914	55687	62245	24,63
Oldenburg	6325	6618	4223	5399	6170	7947	14,74
Lippe	6522	5161	2549	4678	5849	5841	23,46
Nordwestdeutschland	3371	3608	2510	2249	3774	4475	22,15

1. 1966/1967 und 1968/1969 zusammen, 1970 für 1 Jahr, 1971 für 1 Jahr, aber ohne 10 Kirchengemeinden

2. Zahlen der Kirchenglieder nach dem Stand vom 27. 5. 1970

Tabelle 2a: Bauaufwendungen insgesamt nach Bauwerksarten im Jahre 1971

Gliedkirche	Bauaufwendungen		Von den Bauaufwendungen (Spalte 1) entfielen auf		
	a) 1000 DM	b) %	Kirchen, Kapellen	Gemeinde- zentren	Gemeinde- häuser
	1				
Berlin (West)	a) 25688		1360	12587	289
	b) 100		5,3	49,0	1,1
Westfalen	a) 83935		14383	8842	14924
	b) 100		17,1	10,5	17,8
Rheinland	a) 82865		14973	12842	10946
	b) 100		18,1	15,5	13,2
Kurhessen-Waldeck	a) 21166		8561	—	6129
	b) 100		40,4	—	29,0
Baden	a) 64118		4519	2600	4991
	b) 100		7,0	4,1	7,8
Pfalz	a) 17906		6173	3796	1826
	b) 100		34,5	21,2	10,2
Bremen	a) 7728		668	3396	860
	b) 100		8,6	43,9	11,1
Hannover	a) 61775		18321	3978	11243
	b) 100		29,6	6,4	18,2
Bayern	a) 27368		7305	4860	3278
	b) 100		26,7	17,8	12,0
Schleswig-Holstein	a) 59059		7704	14453	7809
	b) 100		13,0	24,5	13,2
Hamburg	a) 5121		1190	—	2022
	b) 100		23,2	—	39,5
Braunschweig	a) 11440		5708	798	1039
	b) 100		49,9	7,0	9,1
Lübeck	a) 4244		1602	868	90
	b) 100		37,8	20,5	2,1
Schaumburg-Lippe	a) 1667		640	—	621
	b) 100		38,4	—	37,2
Eutin	a) 1274		228	200	112
	b) 100		17,9	15,7	8,8
Württemberg	a) 62245		16234	13377	8645
	b) 100		26,1	21,5	13,9
Oldenburg	a) 7947		1291	447	1141
	b) 100		16,2	5,6	14,4
Lippe	a) 5841		980	1245	907
	b) 100		16,8	21,3	15,5
Nordwestdeutschland	a) 4475		1100	950	1350
	b) 100		24,6	21,2	30,2
Summen ¹ :	a) 555860		112939	85238	78223
	b) 100		20,3	15,3	14,1

1. Differenzen in den Summen ergeben sich durch Auf- und Abrunden der Zahlen

Von den Bauaufwendungen
(Spalte 1) entfielen auf

Pfarrhäuser	Sonstige Wohnhäuser	Friedhofs- kapellen	Kindergärten	Kranken- häuser ²	Schulen ³	Sonstige Gebäude
5	6	7	8	9	10	11
2258	330	704	4067	—	1694	2398
8,8	1,3	2,7	15,8	—	6,6	9,3
11464	6336	1374	17650	2166	—	6796
13,7	7,5	1,6	21,0	2,6	—	8,1
11290	6885	274	14143	4583	642	6286
13,6	8,3	0,3	17,1	5,5	0,8	7,6
4027	461	28	1560	59	23	319
19,0	2,2	0,1	7,4	0,3	0,1	1,5
5302	3994	—	8915	27881	1810	4106
8,3	6,2	—	13,9	43,5	2,8	6,4
2109	609	—	—	—	—	3393
11,8	3,4	—	—	—	—	18,9
520	1045	—	1239	—	—	—
6,7	13,5	—	16,0	—	—	—
11801	2518	1673	8266	—	125	3850
19,1	4,1	2,7	13,4	—	0,2	6,2
4763	1332	10	3345	2052	—	423
17,4	4,9	0,0	12,2	7,5	—	1,5
7815	4094	2383	10417	1731	52	2602
13,2	6,9	4,0	17,6	2,9	0,1	4,4
1446	240	—	223	—	—	—
28,2	4,7	—	4,4	—	—	—
2042	513	93	1021	—	—	227
17,8	4,5	0,8	8,9	—	—	2,0
714	303	—	594	72	—	—
16,8	7,1	—	14,0	1,7	—	—
323	13	18	24	—	—	28
19,4	0,8	1,1	1,5	—	—	1,7
141	30	231	326	—	—	6
11,1	2,3	18,1	25,6	—	—	0,5
11116	2696	—	—	—	—	10177
17,9	4,3	—	—	—	—	16,3
1374	266	1047	1985	—	—	396
17,3	3,3	13,2	25,0	—	—	5,0
883	286	16	1412	—	—	113
15,1	4,9	0,3	24,2	—	—	1,9
720	240	—	115	—	—	—
16,1	5,4	—	2,6	—	—	—
80110	32191	7849	75301	38544	4345	41120
14,4	5,8	1,4	13,5	6,9	0,8	7,4

2. einschl. Altenheime

3. einschl. sonstige Ausbildungsstätten und Akademien

Tabelle 2b: Ausgaben für Neubauten nach Bauwerksarten im Jahre 1971

Gliederkirche	Ausgaben für Neubauten		Anteil der Ausgaben für Neubauten an den Bauaufwendungen insgesamt in %	Von den Ausgaben für Neubauten (Spalte 1) entfielen auf		
	a) 1000 DM	b) %		Kirchen, Kapellen	Gemeindezentren	Gemeindehäuser
	1	2		3	4	5
Berlin (West)	a)	21818	84,9	653	11285	—
	b)	100		3,0	51,7	—
Westfalen	a)	66089	78,7	9554	7769	11446
	b)	100		14,5	11,8	17,3
Rheinland	a)	57439	69,3	7843	11409	6022
	b)	100		13,6	19,9	10,5
Kurhessen-Waldeck	a)	17355	82,0	6938	—	5650
	b)	100		40,0	—	32,6
Baden	a)	54827	85,5	1083	2000	4429
	b)	100		2,0	3,6	8,1
Pfalz	a)	13015	72,7	3066	3750	1547
	b)	100		23,6	28,8	11,9
Bremen	a)	5064	65,5	114	2838	624
	b)	100		2,2	56,0	12,3
Hannover	a)	25526	41,3	2768	1825	7166
	b)	100		10,8	7,1	28,1
Bayern	a)	16129	58,9	1489	4860	2925
	b)	100		9,2	30,1	18,1
Schleswig-Holstein	a)	48574	82,2	3278	14054	6764
	b)	100		6,7	28,9	13,9
Hamburg	a)	3381	66,0	519	—	1688
	b)	100		15,4	—	50,0
Braunschweig	a)	5220	45,6	1625	798	986
	b)	100		31,1	15,3	18,9
Lübeck	a)	3140	74,0	1158	828	22
	b)	100		36,9	26,4	0,7
Schaumburg-Lippe	a)	1195	71,7	467	—	580
	b)	100		39,1	—	48,5
Eutin	a)	1068	83,8	130	200	100
	b)	100		12,2	18,7	9,4
Württemberg	a)	37138	59,7	2240	13005	5692
	b)	100		6,0	35,0	15,3
Oldenburg	a)	6391	80,4	707	360	922
	b)	100		11,1	5,6	14,4
Lippe	a)	4459	76,3	201	1143	754
	b)	100		4,5	25,6	16,9
Nordwestdeutschland	a)	2660	59,4	—	950	1000
	b)	100		—	35,7	37,6
Summen ¹ :	a)	390488	70,2	43832	77074	58317
	b)	100		11,2	19,7	14,9

1. Differenzen in den Summen ergeben sich durch Auf- und Abrunden der Zahlen

Von den Ausgaben für Neubauten
(Spalte 1) entfielen auf

Pfarr- häuser	Sonstige Wohnhäuser	Friedhofs- kapellen	Kinder- gärten	Kranken- häuser ²	Schulen ³	Sonstige Gebäude
6	7	8	9	10	11	12
1764	—	506	3904	—	1508	2199
8,1	—	2,3	17,9	—	6,9	10,1
8259	4859	1271	15576	1425	—	5929
12,5	7,4	1,9	23,6	2,2	—	9,0
6599	4052	91	12247	4256	337	4584
11,5	7,0	0,2	21,3	7,4	0,6	8,0
2762	354	22	1357	—	11	262
15,9	2,0	0,1	7,8	—	0,1	1,5
3275	2393	—	8349	27826	1740	3732
6,0	4,4	—	15,2	50,7	3,2	6,8
1125	427	—	.	.	.	3100
8,6	3,3	—	.	.	.	23,8
211	462	—	816	—	—	—
4,2	9,1	—	16,1	—	—	—
3742	222	1066	6843	—	85	1809
14,7	0,9	4,2	26,8	—	0,3	7,1
1943	121	—	2802	1700	—	289
12,0	0,8	—	17,4	10,5	—	1,8
5587	2843	2126	9952	1621	52	2299
11,5	5,9	4,4	20,5	3,3	0,1	4,7
934	240	—	—	—	—	—
27,6	7,1	—	—	—	—	—
550	97	2	987	—	—	176
10,5	1,9	0,0	18,9	—	—	3,4
519	—	—	594	18	—	—
16,5	—	—	18,9	0,6	—	—
148	—	—	—	—	—	—
12,4	—	—	—	—	—	—
71	25	230	312	—	—	—
6,6	2,3	21,5	29,2	—	—	—
6521	975	—	.	.	.	8705
17,6	2,6	—	.	.	.	23,4
954	212	1017	1924	—	—	295
14,9	3,3	15,9	30,1	—	—	4,6
703	235	8	1392	—	—	22
15,8	5,3	0,2	31,2	—	—	0,5
520	150	—	40	—	—	—
19,5	5,6	—	1,5	—	—	—
46187	17667	6339	67095	36845	3732	33401
11,8	4,5	1,6	17,2	9,4	1,0	8,6

2. einschl. Altenheime

3. einschl. sonstige Ausbildungsstätten und Akademien

Tabelle 2 c: Ausgaben für Instandsetzungen und laufende Bauunterhaltung nach Bauwerksarten im Jahre 1971

Gliederkirche	Ausgaben für Instandsetzung und Bauunterhaltung an den Bauaufwendungen insges.		Anteil der Ausgaben für Instandsetzungen und Bauunterhaltungen an den Bauaufwendungen insgesamt in %	Von den Ausgaben für Instandsetzungen und Bauunterhaltungen entfielen auf		
	a) 1000 DM	b) %		Kirchen, Kapellen	Gemeindezentren	Gemeindehäuser
	1	2					3	4	5
Berlin (West)	a)	3869	15,1	707	1302	289
	b)	100		18,3	33,7	7,5
Westfalen	a)	17846	21,3	4829	1073	3478
	b)	100		27,1	6,0	19,5
Rheinland	a)	25427	30,7	7130	1433	4925
	b)	100		28,0	5,6	19,4
Kurhessen-Waldeck	a)	3812	18,0	1624	—	479
	b)	100		42,6	—	12,6
Baden	a)	9291	14,5	3436	600	562
	b)	100		37,0	6,5	6,0
Pfalz	a)	4890	27,3	3108	46	279
	b)	100		63,5	0,9	5,7
Bremen	a)	2664	34,5	554	558	236
	b)	100		20,8	21,0	8,9
Hannover	a)	36248	58,7	15553	2153	4077
	b)	100		42,9	5,9	11,2
Bayern	a)	11239	41,1	5816	—	353
	b)	100		51,7	—	3,1
Schleswig-Holstein	a)	10484	17,8	4425	399	1045
	b)	100		42,2	3,8	10,0
Hamburg	a)	1740	34,0	671	—	334
	b)	100		38,6	—	19,2
Braunschweig	a)	6220	54,4	4083	—	53
	b)	100		65,6	—	0,9
Lübeck	a)	1104	26,0	444	40	68
	b)	100		40,2	3,6	6,2
Schaumburg-Lippe	a)	472	28,3	173	—	41
	b)	100		36,8	—	8,6
Eutin	a)	206	16,2	98	—	12
	b)	100		47,4	—	6,0
Württemberg	a)	25107	40,3	13994	372	2953
	b)	100		55,7	1,5	11,8
Oldenburg	a)	1555	19,6	584	87	219
	b)	100		37,5	5,6	14,1
Lippe	a)	1382	23,7	779	102	152
	b)	100		56,3	7,4	11,0
Nordwest-deutschland	a)	1815	40,6	1100	—	350
	b)	100		60,6	—	19,3
Summen ¹ :	a)	165372	29,8	69107	8164	19906
	b)	100		41,8	4,9	12,0

1. Differenzen in den Summen ergeben sich durch Auf- und Abrunden der Zahlen

Von den Ausgaben
für Instandsetzungen
und Bauunterhaltungen entfielen auf

Pfarr- häuser	Sonstige Wohnhäuser	Friedhofs- kapelle	Kinder- gärten	Kranken- häuser ²	Schulen ³	Sonstige Gebäude
6	7	8	9	10	11	12
495	330	198	163	—	186	199
12,8	8,5	5,1	4,2	—	4,8	5,1
3205	1478	103	2073	741	—	867
18,0	8,3	0,6	11,6	4,2	—	4,9
4691	2834	183	1895	328	305	1703
18,4	11,1	0,7	7,5	1,3	1,2	6,7
1266	106	6	203	59	12	57
33,2	2,8	0,2	5,3	1,5	0,3	1,5
2027	1601	—	566	55	70	374
21,8	17,2	—	6,1	0,6	0,8	4,0
984	182	—	.	.	.	293
20,1	3,7	—	.	.	.	6,0
309	583	—	423	—	—	—
11,6	21,9	—	15,9	—	—	—
8060	2296	607	1422	—	40	2041
22,2	6,3	1,7	3,9	—	0,1	5,6
2820	1211	10	543	352	—	134
25,1	10,8	0,1	4,8	3,1	—	1,2
2228	1251	257	465	111	—	303
21,3	11,9	2,5	4,4	1,1	—	2,9
512	—	—	223	—	—	—
29,4	—	—	12,8	—	—	—
1492	416	90	34	—	—	52
24,0	6,7	1,5	0,6	—	—	0,8
195	303	—	—	53	—	—
17,7	27,5	—	—	4,8	—	—
175	13	18	24	—	—	28
37,1	2,7	3,8	5,1	—	—	5,9
70	5	1	14	—	—	6
33,9	2,3	0,5	7,0	—	—	2,9
4595	1721	—	.	.	.	1472
18,3	6,9	—	.	.	.	5,9
421	53	30	60	—	—	101
27,0	3,4	1,9	3,9	—	—	6,5
179	52	8	20	—	—	91
13,0	3,7	0,6	1,4	—	—	6,6
200	90	—	75	—	—	—
11,0	5,0	—	4,1	—	—	—
33923	14524	1511	8205	1699	614	7719
20,5	8,8	0,9	5,0	1,0	0,4	4,7

2. einschl. Altenheime

3. einschl. sonstige Ausbildungsstätten und Akademien

**Tabelle 3 a: Aufwendungen für Neubauten (N) und laufende Bauunterhaltung (U)
nach Bauwerksarten im Jahre 1962 in 1000 DM**

Glieckirche	Baufwendungen		Von den Bauaufwendungen (Spalte 1 bzw. 2) entfielen auf			
			Kirchen, Kapellen		Gemeindezentren	
	N	U	N	U	N	U
	1	2	3	4	5	6
Westfalen	42203	8170	12699	2237	3769	457
Kurhessen-Waldeck	11831	2791	6085	1551	—	—
Baden	19281	8961	3174	3310	3846	200
Pfalz	5391	3111	1370	1884	498	10
Bremen	7042	2554	465	1205	1952	152
Hannover	37919	14877	15220	8110	5496	194
Schleswig-Holstein	31398	6228	7618	2630	5614	305
Hamburg	8865	1701	7134	1123	—	—
Braunschweig	4312	2648	957	1411	1353	—
Lübeck	1470	573	985	248	110	—
Schaumburg-Lippe	205	154	39	68	—	11
Württemberg	22502	15085	4188	10605	6749	31
Oldenburg	5287	672	824	182	2680	19
Nordwestdeutschland	210	611	40	330	—	—
Zusammen:	197917	68136	60798	34894	32067	1379
 Anteil an den Aufwendungen in %	 100	 100	 30,7	 51,2	 16,2	 2,0

Von den Bauaufwendungen (Spalte 1 bzw. 2)
entfielen auf

Wohnhäuser		Friedhofskapellen		Pfarrhäuser		Sonstige Wohnhäuser		Sonstige Gebäude	
N	U	N	U	N	U	N	U	N	U
7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
8297	1747	917	63	6206	2061	1641	476	8673	1129
2250	209	123	3	2718	779	114	60	541	189
3318	1195	—	—	1046	2254	1349	300	6548	1703
939	157	—	1	805	816	114	155	1665	88
1413	190	—	23	1499	300	1608	114	104	569
4710	698	831	132	6099	4216	1262	1017	4302	509
9153	460	1113	164	3639	1892	1159	474	3103	304
703	125	—	—	1028	340	—	—	—	113
385	185	140	22	623	974	2	47	852	9
75	49	—	—	138	99	15	95	147	81
—	8	67	6	99	44	—	10	—	7
4129	1207	—	—	1761	1794	881	772	4795	676
583	44	42	24	780	272	87	85	291	47
108	—	—	—	62	261	—	—	—	20

36063	6274	3233	438	26503	16102	8232	3605	31021	5444
-------	------	------	-----	-------	-------	------	------	-------	------

18,2	9,2	1,6	0,6	13,4	23,6	4,2	5,3	15,7	8,0
------	-----	-----	-----	------	------	-----	-----	------	-----

**Tabelle 3 b: Aufwendungen für Neubauten (N) und laufende Bauunterhaltung (U)
nach Bauwerksarten im Jahre 1971 in 1000 DM**

Glieckirche	Baufwendungen		Von den Bauaufwendungen (Spalte 1 bzw. 2) entfielen auf			
			Kirchen, Kapellen		Gemeindezentren	
	N	U	N	U	N	U
	1	2	3	4	5	6
Westfalen	66089	17846	9554	4829	7769	1073
Kurhessen-Waldeck	17355	3812	6938	1624	—	—
Baden	54827	9291	1083	3436	2000	600
Pfalz	13015	4890	3066	3108	3750	46
Bremen	5064	2664	114	554	2838	558
Hannover	25526	36248	2768	15553	1825	2153
Schleswig-Holstein	48574	10484	3278	4425	14054	399
Hamburg	3381	1740	519	671	—	—
Braunschweig	5220	6220	1625	4083	798	—
Lübeck	3140	1104	1158	444	828	40
Schaumburg-Lippe	1195	472	467	173	—	—
Württemberg	37138	25107	2240	13994	13005	372
Oldenburg	6391	1555	707	584	360	87
Nordwestdeutschland	2660	1815	—	1100	950	—
Zusammen:	289575	123248	33517	54578	48177	5328
Anteil an den Aufwendungen in %	100	100	11,6	44,3	16,6	4,3
Veränderung gegenüber 1962 in %	+ 46,3	+ 80,9	— 44,9	+ 56,4	+ 50,2	+ 286,4

Von den Bauaufwendungen
(Spalte 1 bzw. 2) entfielen auf

Gemeindehäuser		Friedhofskapellen		Pfarrhäuser		Sonstige Wohnhäuser		Sonstige Gebäude	
N	U	N	U	N	U	N	U	N	U
7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
11446	3478	1271	103	8259	3205	4859	1478	22931	3681
5650	479	22	6	2762	1266	354	106	1629	331
4429	562	—	—	3275	2027	2393	1601	41647	1065
1547	279	—	—	1125	984	427	182	3100	293
624	236	—	—	211	309	462	583	816	423
7166	4077	1066	607	3742	8060	222	2296	8738	3503
6764	1045	2126	257	5587	2228	2843	1251	13922	878
1688	334	—	—	934	512	240	—	—	223
986	53	2	90	550	1492	97	416	1163	86
22	68	—	—	519	195	—	303	612	53
580	41	—	18	148	175	—	13	—	52
5692	2953	—	—	6521	4595	975	1721	8705	1472
922	219	1017	30	954	421	212	53	2220	161
1000	350	—	—	520	200	150	90	40	75
48516	14174	5504	1111	35107	25669	13234	10093	105523	12296
16,8	11,5	1,9	0,9	12,1	20,8	4,6	8,2	36,4	10,0
+ 34,5	+ 125,9	+ 70,2	+ 153,7	+ 32,5	+ 59,4	+ 60,8	+ 180,0	+ 240,2	+ 125,9

Thecla

5042

88, -

BX
8020
A2
K5
V.99

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA

A 15341

